DER AQUÄDUKT

1763–1988

DER AQUÄDUKT
1763–1988

Ein Almanach
aus dem Verlag C. H. Beck
im 225. Jahr
seines Bestehens

VERLAG C. H. BECK
MÜNCHEN

Mit 64 Abbildungen im Text
sowie auf Tafeln

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Der *Aquädukt* : 1763–1988; e. Almanach aus d.
Verl. C. H. Beck im 225. Jahr seines Bestehens. –
München: Beck, 1988
ISBN 3 406 33197 1
NE: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung ‹München›

ISBN 3 406 33197 1

Umschlagentwurf: Andreas Brylka, Hamburg

Bildreproduktionen: Brend'amour, Simhart GmbH & Co., München
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT

Nur ein Verlag mit einem nahen Verhältnis zur Antike konnte wohl auf die Idee kommen, sich als Leitbild den ‹Aquädukt› zu wählen. So nannten sich bereits die Jubiläumsalmanache der Jahre 1938 und 1963, und zum 225jährigen Bestehen des Verlages erscheint nun zum dritten Mal ein Almanach unter diesem Titel. Der Aquädukt verbindet Räume – warum nicht auch Zeiten? Zu seiner Deutung übernehmen wir, was Heinrich Beck, der Vater der jetzigen Verlagsinhaber, im Jahr 1963 – vielleicht mit leiser Ironie – schrieb: «Wie ein Aquädukt das lebensspendende Wasser weiterleitet – zu den Behausungen der Menschen, auf die Felder, zu den Arbeitsplätzen und Maschinen –, so leitet der Verlag die im Schrifttum verkörperte Geisteskraft über Raum und Zeit an den Ort, wo sie zu wirken vermag, zu den Pflegestätten der Wissenschaft und zu den Herzen und Sinnen der Leser.»

Der ‹Aquädukt› tritt neben andere Jubiläumsschriften des 225. Verlagsjahres. Bereits zu dessen Beginn erschien der Almanach ‹Einladung ins 18. Jahrhundert›, der ein Bild des Zeitalters entwirft, in dem der Beck'sche Verlag gegründet wurde. Er versammelt – neben einer Reihe bemerkenswerter Erstdrucke – vielfältigste literarische Zeugnisse aus dem 18. Jahrhundert sowie historische Darstellungen *über* die Epoche, die allesamt Büchern des Verlages C. H. Beck entnommen sind. Im Unterschied hierzu bietet der ‹Aquädukt› ausschließlich Erstveröffentlichungen, meist von den Autoren des Verlages eigens für den Almanach geschrieben. Der ‹Aquädukt› hat kein Rahmenthema und spiegelt gerade deswegen die Weite und Vielseitigkeit der heutigen Verlagstätigkeit wider. Beiträge zur Geschichte – auch das 18. Jahrhundert kehrt mehrmals wieder – sind zahlreich; aber auch andere Verlagsgebiete sind in einem ebenso gehaltvollen wie abwechslungsreichen Spektrum von Beiträgen repräsentiert: die Literatur und Literaturwissenschaft, die Kunst, Philosophie, Theologie und Religion, politische und gesellschaftswissenschaftliche Themen. Nicht wenige Beiträge zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie sich keinem dieser Fächer zuordnen lassen, daß sie ihren Verfasser von einer überraschend persönlichen, mitunter privaten Seite zeigen. Einige Autoren schreiben Nachträge und Anmerkungen zu eigenen Publikationen im Verlag, berichten über die Geschichte einer Edition oder Handbuchreihe, skizzieren die Entwicklung einer vom Ver-

lag gepflegten Fachdisziplin. Verstorbene Autoren kommen mit unveröffentlichten Aufzeichnungen, Briefen, Dokumenten aus dem Nachlaß zu Wort. Und was jeder erwarten wird: Der Almanach bietet mancherlei Proben aus Werken, an denen unsere Autoren gegenwärtig arbeiten, die früher oder später in unserem Verlag erscheinen werden.

Wenn der Almanach neugierig auf diese und andere Verlagsveröffentlichungen macht, wenn er Einblick nehmen läßt in das geistige Leben des Verlags, wenn er seinen Lesern – ein unfreundlicher Wunsch? – ein wenig ihrer Zeit stiehlt, so wäre der Verlag mehr als zufrieden. Es kann nicht die Absicht sein, in diesem Almanach ein Bild des Gesamtverlags zu zeichnen. Für die vielen Autoren, die fehlen, ist die Bibliographie am Ende des Bandes kein Ersatz. Lücken liegen aber auch anderswo: Ein Hauptbereich des Verlags, die Rechtswissenschaft, ist in dem Almanach überhaupt nicht vertreten. Dies schien erlaubt, weil der juristische Verlagszweig eine eigene Jubiläumsschrift ‹Juristen im Porträt. Verlag und Autoren in vier Jahrzehnten› herausgebracht hat. Aber auch von der 225jährigen Verlagsgeschichte ist in dem Almanach nur wenig die Rede. Wiederum gibt es einen Grund: In der im Jahre 1963 erschienenen ‹Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C. H. Beck› stellt Heinrich Beck die Verlagsgeschichte ausführlich auf 275 Seiten dar. Das Werk ist lieferbar. Über die Entwicklung des Verlags und seiner Programmbereiche bis zum Jahr 1963, über die wichtigsten in früheren Zeiten verlegten Autoren, Werke, Reihen und Zeitschriften, über die Generationenfolge der Verleger, über die Gründungszeit des Verlags in Nördlingen und anderes mehr findet der Leser dort reichlich Auskünfte. Die Verlagsgeschichte kann nicht zu jedem runden Geburtstag neu geschrieben werden. Auch eine Ergänzung um die letzten 25 Jahre war nicht möglich. Allenfalls einen Abriß der älteren und jüngeren Verlagsentwicklung bietet der erste Beitrag des Almanachs. Er versucht, in knappsten Zügen ein Portrait des Verlags in der Vergangenheit bis nahe an die Gegenwart zu zeichnen.

Wer rein bibliographische Fragen zur Verlagsgeschichte hat, wer wissen möchte, welche Werke eines Autors in welchen Jahren bei C. H. Beck erschienen sind, wer sich für die Auflagenfolge eines Werks und seine Neubearbeitungen interessiert, der kann auf eine umfassende Verlagsbibliographie zurückgreifen, die soeben fertiggestellt wurde. Sie verzeichnet alle seit dem Jahr 1913, mithin in den letzten 75 Jahren bei C. H. Beck veröffentlichen Werke und

schließt an eine Bibliographie des Jahres 1913 an, die der Verlag damals anläßlich seines 150jährigen Jubiläums herausgegeben hat. Auch dieses Verzeichnis aller Publikationen der ersten 150 Verlagsjahre ist – man mag darüber staunen – noch lieferbar.

Bevor der ‹Aquädukt› zu sprudeln beginnt, sei allen herzlichst gedankt, die bei seinem Bau geholfen haben: Die Redaktion lag bei Ernst-Peter Wieckenberg, den bibliographischen Anhang hat Albrecht Oldenbourg erarbeitet, um die Gestaltung und Herstellung kümmerten sich Jürgen Fischer, Wolfram Leonhardi und Dorothea Röhl, um Satz und Druck die C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen, der Inhalt .... Man wird erwarten, was kommt: Den verehrten Autoren und Autorinnen gebührt natürlich der Hauptdank des Verlags. Dieser Dank läßt sich verallgemeinern. Wenn ein Verlag etwas gilt in der Öffentlichkeit, dann wegen seiner Autoren. Von ihnen leiten sich Sinn und Existenzrecht eines Verlags ab, sie sind seine ‹Arbeitgeber› (und müssen gerade deswegen zuweilen – damit die Arbeit nicht ausgeht – die Fuchtel des Verlags verspüren), ohne Autoren keine Verlagsvergangenheit, keine Verlagszukunft und kein Jubiläum.

München, im Juli 1988 *Wolfgang Beck*

WOLFGANG BECK

Skizzen zur Verlagsgeschichte

Es gibt sehr alte Verlage, die mit ihrer früheren Existenz kaum mehr als den Namen gemein haben. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart liegen Brüche in der Entwicklung, Verkäufe, Um- und Neugründungen. Der Beck'sche Verlag hatte das Glück eines von ernsthaften Krisen weitgehend verschonten, ungewöhnlich kontinuierlichen Werdegangs. Der Verlag wurde von Generation zu Generation weitervererbt. Einige seiner Arbeitsgebiete haben eine weit in die Vergangenheit zurückreichende Tradition. Der folgende Beitrag versucht, solche Entwicklungslinien aufzuzeigen und zugleich einen Überblick über die wichtigsten Stationen der Verlagsgeschichte zu geben.[1]

Der Verlag C.H. Beck gehörte in der Vergangenheit und gehört heute zu den großen deutschen Buch- und Zeitschriftenverlagen. Zwei Tochterfirmen sind ihm angeschlossen: die Verlage Franz Vahlen und Biederstein. Der Auslieferungskatalog der drei Verlage umfaßt etwa 4000 lieferbare Werke (ohne in Kommission ausgelieferte Werke). Jährlich erscheinen mehr als 600 Bücher – Neuerscheinungen und überarbeitete Neuauflagen –, außerdem mehr als 20, überwiegend juristische Fachzeitschriften. Von der Buchproduktion sind dem juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Verlagszweig etwa drei Viertel, dem geisteswissenschaftlich-schöngeistigen Bereich etwa ein Viertel zuzuordnen. Weniger als die Hälfte der Produktion sind Neuerscheinungen. Im juristischen Programm dominieren Neuauflagen und Ergänzungslieferungen: Eingeführte Werke werden auf den aktuellen Stand von Gesetzgebung und Rechtsprechung gebracht und erreichen eine Lebensdauer von vielen Jahrzehnten. Auch im geisteswissenschaftlich-schöngeistigen Programm gibt es zahlreiche Werke, die ein langes Leben haben; trotzdem liegen die Verhältnisse hier umgekehrt: Die Novitäten überwiegen deutlich, Neuauflagen und Neubearbeitungen sind in der Minderheit.

Der Verlag hat gegenwärtig 285 feste Mitarbeiter. Die meisten von ihnen arbeiten in den Münchner Verlagsgebäuden an der Wilhelm- und der Ainmillerstraße. Knapp 40 Mitarbeiter sind in der Frankfurter Zweigniederlassung an der Palmengartenstraße tätig. Dort hat die Redaktion für die größte juristische Zeitschrift des Verlags, die ‹Neue Juristische Wochenschrift›, und für einige wei-

tere juristische Periodika ihren Sitz. Auch zwei Schriftenreihen, die diesen Zeitschriften angeschlossen sind, werden hier betreut. In Frankfurt befindet sich auch die Anzeigenabteilung für alle Zeitschriften des Verlags. Ihr verbunden sind sechs freie Anzeigenvertreter. Zum ‹Außendienst› des Verlags gehören weiterhin drei festangestellte und vier freie Buchhandelsvertreter. Viele Verlage haben in den vergangenen Jahrzehnten ihre Auslieferung speziellen Auslieferungsfirmen übertragen. Der Verlag C. H. Beck liefert selbst aus: die ‹Tagespost›, das heißt die täglichen Bestellungen von München aus, den größeren Teil der Erstversendungen der vorbestellten Novitäten und Neuauflagen von Nördlingen aus, wo sich nicht nur die Druckerei des Verlags, sondern auch dessen Hauptlager befindet.

126 Jahre lang, von seiner Gründung im Jahre 1763 bis zum Jahr 1889, waren Verlag und Druckerei in Nördlingen ansässig. Dann kam es zu einer Trennung: Der Verlag übersiedelte nach München, die Druckerei verblieb in Nördlingen. Die ‹C. H. Beck'sche Buchdruckerei› – so ihr offizieller Name – wird nicht als eigene Firma, sondern als Zweigniederlassung des Münchner Verlags geführt. Dennoch handelt es sich um ein Unternehmen von respektabler Größenordnung. Nicht im Umsatz, doch in der Mitarbeiterzahl von knapp 400 übertrifft sie sogar den Verlag. Einen ausgezeichneten Ruf hatte der Nördlinger Betrieb seit jeher im Bereich des Satzes; nicht weniger leistungsfähig ist er im Druck. Die Binderei fertigt Broschuren und Taschenbücher; feste, insbesondere Leineneinbände werden an auswärtige Großbindereien vergeben. Unter den Auftraggebern der Druckerei ist der eigene Verlag der größte; aber auch andere Verlage zählen dazu, unter ihnen als besonders wichtiger der Deutsche Taschenbuch Verlag, der einen Großteil seines Programms in Nördlingen herstellen läßt. Die Druckereigebäude an der Bergerstraße stehen auf einem Anwesen, das bereits der Verlagsgründer im Jahre 1772 erworben hat und das später durch Zukäufe erweitert wurde. In unserem Jahrhundert wurden in den 50er und 60er Jahren umfangreiche Um- und Neubauten vorgenommen, die auf die Erfordernisse von Technik und Arbeitsökonomie abgestimmt waren und sich dennoch vorbildlich in das mittelalterliche Stadtbild einpassen. Im Jahr 1980 war dann mit dem Bau eines Hochregallagers und einer Halle für den Rotationsdruck der Schritt vor die Mauern der Stadt unvermeidlich.

Neben Verlag und Druckerei sind als weitere Verzweigungen des Unternehmens noch drei Buchhandlungen zu nennen: die Fir-

men J. Schweitzer in München und Büttner in Nürnberg, die beide auf Jura und Wirtschaftswissenschaften spezialisiert sind, und die Universitätsbuchhandlung J. C. Witsch in Köln. Auch auf den Deutschen Taschenbuch Verlag ist nochmals hinzuweisen, zu dessen Gesellschafterkreis der Verlag gehört und mit dem ihn mancherlei Zusammenarbeit verbindet. Zwei juristische Reihen, die ‹Beck-Texte im dtv› und die ‹Beck-Rechtsberater im dtv› erscheinen dort. Der Verlag ist auch Gesellschafter der TR-Verlagsunion, einer seit dem Jahr 1968 bestehenden Vereinigung von Verlagen und Rundfunkanstalten, die sich vor allem um Begleitveröffentlichungen zu Rundfunk- und Fernsehsendungen kümmert. Und schließlich ist der Verlag seit mehr als 50 Jahren ‹Drucker› und Kommissionsverlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. ‹Kommissionsverlag› heißt, daß der Verlag keine eigenen Verlagsrechte erwirbt, die Herstellungskosten und Honorare für die Veröffentlichungen nicht selbst trägt, sondern ausschließlich für den Vertrieb zuständig ist.

Das in seinen Umrissen beschriebene Verlagsunternehmen erweist sich als weitläufiger, als mancher erwartet haben mag. Es ist dennoch ein Familienunternehmen. Inhaber und Leiter sind heute die Brüder Hans-Dieter und Wolfgang Beck, die in direkter Linie vom Gründer des Verlags abstammen, der auch schon ‹Beck› hieß. Familien- und Verlagsgeschichte sind miteinander verwoben. Mehr als ein knapper Überblick darüber ist im Rahmen dieses Almanachs nicht möglich.[2]

Carl Gottlob Beck (1733–1802), der Verlagsgründer, war als junger Buchdrucker aus Sachsen in die schwäbische Freie Reichsstadt Nördlingen eingewandert und hat dort am 9. September 1763 die einzige dort ansässige und seit alten Zeiten bestehende Druckerei erworben. Ihr letzter Besitzer, Georg Gottfried Mundbach, war ohne männliche Erben gestorben. Seine durch Erbfolge und Verkauf wechselnden Vorgänger lassen sich bis zum Jahr 1633 zurückverfolgen. Bis zum gleichen Datum reicht somit – wenn man so will – die ‹Vorgeschichte› des Beck'schen Verlags zurück. Von Mundbach ist bezeugt, daß er nicht nur Drucker, sondern in begrenztem Umfang auch bereits Buchhändler und Verleger war, das heißt Bücher auch auf eigenes Risiko druckte und zum Kauf anbot. Sein Nachfolger Carl Gottlob Beck war ein tatkräftiger, unternehmender Mann. Er betrieb die Druckerei, insbesondere aber Sortiment und Verlag mit neuem Schwung und Ehrgeiz. Er gründete Nördlingens erste Zeitung, knüpfte vielfältige Beziehun-

gen über die Grenzen der Stadt hinaus und verstand es, seine Autoren zu erstaunlichen mehrbändigen Werken über Medizin und Naturkunde, Nationalökonomie und Pädagogik anzuregen. Sie zeigen Carl Gottlob Beck als einen aufgeschlossenen, auch für gelehrte Themen offenen Mann. Direkte Traditionslinien zum späteren wissenschaftlichen Verlag lassen sich jedoch nicht ziehen. Dessen Wurzeln wurden erst zwei Generationen später gelegt. Der Verlagsgründer druckte und verlegte, was ihm seine persönlichen Verbindungen zutrugen. Ein ‹Programm›, deutliche inhaltliche Zielsetzungen und Schwerpunkte lassen sich nicht ausmachen. Hingegen ist eine starke lokale und regionale Einfärbung unverkennbar. Der aus heutiger Sicht bemerkenswerteste Autor Carl Gottlob Becks war der streit- und spottlustige aufklärerische Publizist Wilhelm Ludwig Wekhrlin. Sein im Jahr 1777 erschienener politischer Reisebericht ‹Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland› erregte und erzürnte die Gemüter. Für Carl Gottlob Beck waren der persönliche Kontakt und die räumliche Nähe zu seinen Autoren selbstverständlich. Auch Wekhrlin wohnte, nachdem er aus Wien und aus Augsburg ausgewiesen worden war, zunächst in Nördlingen, dann, nachdem er auch diese Stadt verlassen mußte, in deren Nachbarschaft.[3]

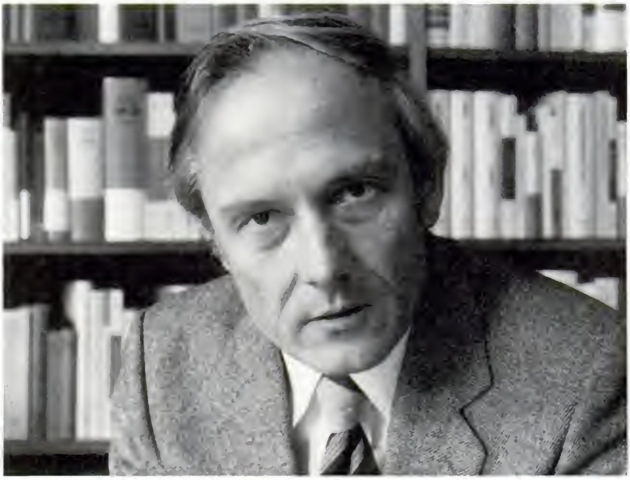
Als Carl Gottlob Beck im Jahre 1802 starb, hinterließ er ein wohlsituiertes, in Nördlingen und in dessen näherer und fernerer Umgebung angesehenes Unternehmen. Es folgte ihm sein ältester Sohn Carl Heinrich Beck (1767–1834). Nach ihm benannte sich die Firma ‹C. H. Beck'sche Buchhandlung›. Der Begriff ‹Buchhandlung› umfaßte damals noch Verlag wie Sortiment. Erst im Laufe des späteren 19. Jahrhunderts wurde die Unterscheidung zwischen ‹Verlagsbuchhandel› und ‹Sortimentsbuchhandel› üblich. Die Initialen ‹C. H.› sind bis heute Teil der Firmenbezeichnung geblieben. Carl Heinrich Beck war als Verleger weniger ambitioniert als sein Vater, insbesondere lagen ihm dessen wissenschaftliche Neigungen fern. In den ersten anderthalb Jahrzehnten hatte er mit schwierigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu kämpfen. Nördlingen büßte seine Unabhängigkeit als Freie Reichsstadt ein, was zur Folge hatte, daß wichtige Verlagsartikel wie die Nördlinger Schulbücher und das Nördlinger Kirchengesangbuch durch bayerische Werke verdrängt wurden. Die umliegenden Klöster wurden säkularisiert, wodurch wichtige Buchhandelskunden verloren gingen. Die napoleonischen Kriege brachten Unruhe und militärische Auseinandersetzungen in unmittelbarer



Heinrich Beck



Gustav End



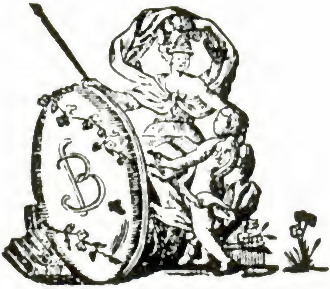
Hans Dieter Beck



Wolfgang Beck



Heinrich Beck und der Bundespräsident Theodor Heuß
auf dem Messestand des Verlags C. H. Beck,
Frankfurt am Main 1960



Das Beck'sche Verlagssignet 1776



1846



1883



1908



1913



1924



1946



1947



1963

Nähe der Stadt. Carl Heinrich Beck konnte dennoch später sein Unternehmen um neue Zweige erweitern. Dank der finanziellen Mittel, die ihm seine Frau in die Ehe brachte, griff er die soeben erfundene Steindruck-Technik Senefelders auf und richtete im Jahr 1819 eine lithographische Anstalt ein, die manche schöne Ansicht von Nördlingen und dem Ries hervorbrachte. Auch gliederte er dem Sortiment ein Antiquariat an, das später eine große Blüte erleben sollte.

Beim Tode Carl Heinrich Becks war sein ältester Sohn Carl Beck (1817–1852) erst 17 Jahre alt. Bis zum Abschluß seiner Ausbildung in auswärtigen Buchhandelsfirmen nahm die rührige und geschäftserfahrene Mutter, Catharina Magdalena Beck, die bereits ihrem Mann in seiner Berufsarbeit aktiv zur Seite gestanden hatte, die Verlagszügel in die Hand. Doch schon bald, im Jahr 1838, trat der erst neunzehnjährige Carl Beck in den Betrieb ein und entlastete seine Mutter Zug um Zug von der Leitung des Geschäfts, das er im Jahr 1846 auch als Eigentümer übernahm. Zeitgenossen schildern Carl Beck als ungewöhnlich begabte und bei aller Jugend eindrucksvolle Persönlichkeit. Unter seiner Leitung nahm das Unternehmen in allen seinen Zweigen, besonders aber der Verlag, einen bedeutenden Aufschwung. Waren seine Vorfahren mindestens ebenso Buchdrucker wie Verleger, wenn nicht sogar überwiegend Buchdrucker und Verleger nur im ‹Nebenamt› gewesen, so gewann jetzt eindeutig der Verlag Vorrang und zugleich inhaltliches Profil. In der kurzen Zeitspanne seiner Wirksamkeit legte Carl Beck die Fundamente für die wissenschaftliche Tradition des Beck'schen Verlags und begründete insbesondere zwei für die Folgezeit wichtige Programmrichtungen: die protestantische Theologie, deren Gewicht im 20. Jahrhundert wieder zurücktrat, und die Jurisprudenz. Zu Carl Becks theologischen Autoren zählte der wissenschaftlich überaus fruchtbare und als Koryphäe seines Fachs angesehene Erlanger Theologieprofessor Johann von Hofmann, der auch nach Carl Becks Tod seine sämtlichen Werke dem Beck'schen Verlag anvertraute, darunter einen vielbändigen Kommentar zum Neuen Testament. Im breiteren Publikum noch bekannter war Wilhelm Löhe, der Begründer der Neuendettelsauer Missionsanstalt. Er war ein hinreißender Prediger und ein Erbauungsschriftsteller von hohem Rang. Von seinen bei Beck erschienenen Schriften erreichten die ‹Samenkörner des Gebets› die weiteste Verbreitung; mit 44 Auflagen zwischen 1840 und 1901 waren sie der erste ‹Bestseller› des Verlags. Zur Keimzelle des juristischen

Verlags wurde im Jahr 1851 eine Zeitschrift, die Carl Beck zusammen mit Karl Brater gründete, einem ausgezeichneten Juristen und Politiker, der kurze Zeit Bürgermeister von Nördlingen war. Die ‹Blätter für administrative Praxis› erwarben sich als erste und führende Verwaltungszeitschrift Deutschlands große Verdienste für eine geordnete, willkürliche Regierungsmaßnahmen ausschließende Verwaltungspraxis. Die Zeitschrift hat 85 Jahrgänge erlebt, später unter verändertem Namen.

Carl Beck widmete seine staunenswerte Arbeitskraft auch dem Sortiment, dessen Ruf und Kundenkreis immer weiter über Nördlingen hinausreichten. Dem Sortiment angeschlossen waren eine Leihbücherei und ein ‹Journalistikum› sowie das Antiquariat, das in den 50er und 60er Jahren Berühmtheit erlangte. Wer heute einen Beck'schen Antiquariatskatalog aus der damaligen Zeit in die Hand nimmt, dem gehen die Augen über: Illuminierte Handschriften aus dem Mittelalter, Inkunabeln, kostbarste Raritäten, die überwiegend aus den Bibliotheken säkularisierter Klöster in Franken und Schwaben stammten, wurden damals von Nördlingen aus zu verhältnismäßig niedrigen Preisen in alle Welt verkauft.

Das Jahr 1852 brachte einen schlimmen Schlag für Familie und Unternehmen: Carl Beck, bis dahin kerngesund, erlag im Alter von nur 35 Jahren einer schweren typhusähnlichen Erkrankung. Erst vor sechs Jahren hatte er geheiratet; seine Kinder, unter ihnen Oscar Beck, der spätere Verleger, waren in allerjüngsten Jahren. Wilhelm Beck (1821–1879), der jüngere Bruder Carl Becks, war zwar seit einiger Zeit im Geschäft tätig, scheute aber die Übernahme der vollen Verantwortung. Daher war es Glück im Unglück, daß anderthalb Jahre zuvor ein vorzüglicher Mann in das Unternehmen eingetreten war: Ernst Rohmer (1818–1897), nur ein Jahr jünger als Carl Beck und ihm durch den gemeinsamen Freund Karl Brater empfohlen, entstammte einem fränkischen Pfarrhaus, war aber in München aufgewachsen und hatte sowohl eine kaufmännische wie eine buchhändlerische Lehre absolviert. Rohmer erwies sich nach dem Tode Carl Becks schnell als der führende Kopf des Unternehmens. Im Jahr 1857 heiratete er die jugendliche Witwe Carl Becks und wurde für drei Jahrzehnte Chef der C.H. Beck'schen Buchhandlung – wie die Firma damals noch hieß.

Ernst Rohmer setzte mit Tatkraft und glücklicher Hand fort, was Carl Beck eingeleitet hatte. Er festigte den Ruf des Verlages auf dem Gebiet der Theologie durch fruchtbare neue Autorenverbindungen. Vor allem aber gewann unter seiner Leitung der juri-

stische Verlagszweig erst das dauerhafte Gewicht und Renomee, auf dem seine Nachfolger aufbauen konnten. Zahlreiche Gesetzesausgaben und Kommentare zum bayerischen Recht erschienen. Zu den ‹Blättern für administrative Praxis› gesellte sich im Jahr 1864 die ‹Bayerische Notariatszeitung›, die bis zum Jahr 1922 bestand. Schon damals erlangte der Verlag im bayerischen Recht eine führende Stellung. Für die Zukunft noch bedeutsamer war, daß Ernst Rohmer nach der Reichsgründung auch im deutschen Reichsrecht mit wichtigen Werken Fuß fassen konnte. Es nützte seiner Arbeit auf juristischem Gebiet, daß Rohmer am politischen Leben seiner Zeit lebhaften Anteil nahm. Er vertrat einen bürgerlich-gemäßigten, kleindeutsch orientierten Liberalismus und war hierin wie in anderen Ansichten und Einstellungen von seinen hochbegabten Brüdern Friedrich und Theodor Rohmer stark beeinflußt. Der Ältere, Friedrich Rohmer, der von Zeitgenossen als genialisch-spekulativer Denker und zugleich als exzentrische Persönlichkeit beschrieben wird,[4] versammelte in den 40er Jahren in Zürich, später in München philosophisch-politische Zirkel um sich. Beide Brüder sind früh verstorben. Ernst Rohmer veröffentlichte ihren Nachlaß. Ein Freund der drei Rohmer-Brüder und der engste Berater des Verlegers auf juristisch-politischem Gebiet war der schon mehrfach erwähnte Karl Brater. Er zählte in den 50er und 60er Jahren zu den herausragenden Vertretern des Liberalismus in Bayern; auch war er Mitglied des bayerischen Landtages und wirkte an der bayerischen Gesetzgebung mit. Im Jahr 1859 beteiligte er sich an der Gründung des Deutschen Nationalvereins, dem sich auch Ernst Rohmer sofort anschloß, und im Jahr 1863 konstituierte sich unter seiner Führung die Bayerische Fortschrittspartei, für die Ernst Rohmer als Redner öffentlich auftrat. Rohmer betätigte sich auch später politisch und ließ sich nach der Reichsgründung zweimal als Kandidat der national-liberalen Partei für den Reichstag aufstellen. In dem Wahlkreis, zu dem Nördlingen gehörte, überwog freilich eine katholische Bevölkerung, so daß die Partei dort keine Chancen hatte. Es fiel Rohmer nicht schwer, seine politischen Verbindungen – zu Advokaten, Gerichtsräten, Regierungsbeamten, Land- und Reichstagsabgeordneten – in Autorenverbindungen zu verwandeln, wo immer sich dies anbot.

Zum engsten Kreis um Friedrich Rohmer und zu denjenigen, die offen bekannten, von ihm nachhaltig beeinflußt worden zu sein, gehörte der Schweizer Johann Caspar Bluntschli, der seit 1848 an der Universität München, später in Heidelberg lehrte und sich als

Staatstheoretiker, Völkerrechtslehrer und liberaler Publizist einen bedeutenden Namen machte. Er stand nach Friedrich Rohmers Tod in engem Verkehr mit Ernst Rohmer und publizierte bei ihm viele seiner Werke. Auch der Schweizer Publizist Heinrich Schulthess gehörte diesem Kreis an. Er lebte seit 1859 in München. In ihm fand Ernst Rohmer den Herausgeber und Redakteur eines Jahrbuchs, das der Verleger nach ausländischen Vorbildern plante und das über die wesentlichen Ereignisse eines Jahres in allen europäischen Ländern Auskunft geben sollte. Das Werk, dessen erster Band im Jahr 1861 erschien, wurde ein großer Erfolg. Es nannte sich nach dem Begründer und Herausgeber der ersten 25 Jahrgänge ‹Schulthess Europäischer Geschichtskalender› und bestand bis zum Jahr 1940, als Nationalsozialismus und Kriegsbeginn eine Fortführung unmöglich machten. Das wache Interesse, mit dem Ernst Rohmer alles Zeitgeschehen verfolgte, führte auch zu einem Kontakt zu Ignaz von Döllinger, dem prominenten Münchener Kirchenhistoriker und Vertreter des Altkatholizismus, der wegen seiner scharfen Ablehnung des Unfehlbarkeits-Dogmas vom Papst exkommuniziert wurde. Mehrere Publikationen Döllingers erschienen seit den 70er Jahren im Beck'schen Verlag, später auch noch unter Ernst Rohmers Nachfolger Oscar Beck.

In dem Katalog, den der Verlag zu seinem 100jährigen Bestehen im Jahr 1863, also noch in der Anfangsperiode von Ernst Rohmers Wirksamkeit, herausbrachte, rangiert bereits die Rechtswissenschaft in der Zahl der Titel knapp vor der Theologie. Dieser Vorsprung hat sich unter Rohmers Verlagsleitung in den beiden folgenden Jahrzehnten noch vergrößert. Gleichzeitig blieben dem Verlag jedoch sein Lokalkolorit und eine Vielfalt von Literaturgattungen erhalten – von der ‹Bienenzeitung› zum ‹Augsburger Kochbuch› und zu einer nicht gerade bedeutenden Belletristik. Der Katalog nennt auch die Zahl der Mitarbeiter im Jahr 1863. Es waren 38 Personen, davon 26 in der Buch- und Steindruckerei und 12 in Sortiment, Verlag, Leihbibliothek und Antiquariat.

Am 1. Juli 1884 übergab Ernst Rohmer die Firma seinem Stiefsohn Oscar Beck (1850–1924). Damit gingen Eigentum und Leitung des Unternehmens von der dritten Generation – Carl Beck und Ernst Rohmer waren gleichaltrig – auf die vierte über. Oscar Beck, der jüngere der beiden Söhne Carl Becks, war nach Abitur und buchhändlerischer Ausbildung im Jahr 1874 in das Unternehmen eingetreten und ergriff dort alsbald vielfältige verlegerische Initiativen. Noch ein paar Jahre länger im Geschäft tätig war sein

älterer Bruder, der wie sein Vater Carl Beck hieß; er kümmerte sich vor allem um das Sortiment und das Rechnungswesen. Wiederum hatte das Unternehmen Glück: Seine Aufwärtsentwicklung konnte sich dank der verlegerischen Fähigkeiten Oscar Becks unvermindert fortsetzen. Der Verleger wird geschildert als ein Mann mit besonders klarem Verstand, mit einem glänzenden Gedächtnis, mit vielseitiger Bildung und Belesenheit, mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck und einem überaus kritischen Urteil. Manuskripte, die seinen strengen Ansprüchen nicht genügten, verbesserte oder ergänzte er persönlich, manchmal schrieb er sie auch um oder in Teilen neu.

Unter Carl Beck, Ernst Rohmer und in den ersten Jahren von Oscar Becks eigener verlegerischer Tätigkeit hatten sich die Autorenbeziehungen an Zahl, aber auch in geographischer Hinsicht stetig ausgeweitet. Der Standort in der abgelegenen Kleinstadt Nördlingen begann sich als Erschwernis auszuwirken. Oscar Beck traf die Entscheidung, die sich nahelegte, nämlich den Verlag in das bayerische Zentrum München zu verlegen, wo inzwischen auch eine besonders große Anzahl von Autoren zuhause war. Im Sommer 1888 wurde ein Grundstück in Schwabing erworben und ein Jahr später das neugebaute Verlagshaus bezogen – seine Adresse, Wilhelmstraße 9, ist auch die heutige. Für die Druckerei mit ihren fest in Nördlingen verwurzelten Mitarbeitern war ein Umzug nicht möglich; trotzdem blieb sie dem Münchner Verlag eng verbunden, der nun als ‹C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung› firmierte. Sortiment, Antiquariat und der Lokalverlag mit dem ‹Nördlinger Anzeigeblatt› und einigen weiteren Verlagsartikeln behielten den alten Namen ‹C.H. Beck'sche Buchhandlung› und gingen in den Besitz von Oscar Becks Bruder Carl Beck und seines Vetters Julius Beck über. Auch für diesen nun abgetrennten Zweig des Unternehmens, der um die Jahrhundertmitte noch geblüht hatte, erwies sich der Nördlinger Umkreis bald als zu eng: Das Antiquariat wurde verkauft; Sortiment und Lokalverlag bestanden noch bis Anfang der 20er Jahre und wurden dann aufgegeben.

Noch intensiver als seine Vorgänger konnte Oscar Beck sich nun auf den Verlag konzentrieren. Er schlug hierbei ganz neue Richtungen ein, pflegte und entwickelte aber auch die angestammten Gebiete. In der Jura nimmt neben dem bayerischen das deutsche Reichsrecht immer mehr Raum ein. Zu fast allen wichtigen Gesetzen erscheinen Textausgaben, deren rote Einbände zu einem Beck'schen Markenzeichen werden. Daneben treten Kurzerläute-

rungen sowie knappere und umfangreichere Kommentare, für die hervorragende Fachleute als Autoren gewonnen werden. Neue Periodika werden begründet, und wissenschaftliche Abhandlungen zu juristischen Einzelthemen kommen heraus. Eingeführte Werke werden von Zeit zu Zeit an die damals noch bedächtiger fortschreitende Gesetzgebung und Rechtsprechung angepaßt und erscheinen in Neubearbeitungen. Zwei Beispiele: Der ‹Landmann/Rohmer› besteht als großer, renommierter Kommentar zur Gewerbeordnung noch heute. Er erschien in der Bearbeitung von Robert von Landmann zuerst im Jahre 1884. Ab der dritten Auflage 1897 wird Gustav Rohmer, ein Sohn Ernst Rohmers und Halbbruder Oscar Becks, zunächst Mitarbeiter, später Nachfolger Landmanns. Heute wird der ‹Landmann/Rohmer› von einem Team von elf Autoren betreut. Ein anderer Verwandter, Carl Sartorius, brachte im Jahr 1903 eine ‹Sammlung von Reichsgesetzen und Verordnungen staats- und verwaltungsrechtlichen Inhalts› heraus; damit war ein Werk begründet, das heute in 51. Auflage vorliegt und jedem Juristen als ‹Sartorius› ein Begriff ist.

Neben der Rechtswissenschaft blieb die Theologie ein Arbeitsschwerpunkt Oscar Becks. Der Verleger, gläubiger, kirchlich gesinnter Protestant, konnte hiermit persönliche Neigungen und Interessen verbinden. Wie schon unter Ernst Rohmer erschien eine reichhaltige Literatur für den christlichen Laien und das evangelische Haus. Ehrgeiziger waren die Pläne auf wissenschaftlich-theologischem Gebiet. In den 80er Jahren erschien ein vierbändiges, von Otto Zöckler herausgegebenes ‹Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung›, an dem zahlreiche Fachgelehrte mitwirkten. Es folgte ein von Otto Zöckler und Hermann L. Strack herausgegebener ‹Kurzgefaßter Kommentar zu den heiligen Schriften Alten und Neuen Testamentes›, ein Werk, das – ähnlich wie der um 25 Jahre ältere Kommentar von Johann von Hofmann zum Neuen Testament – weniger kurzgefaßt war, als sein Titel vermuten läßt. Nach und nach erschienen 15 Bände. Wiederum waren viele namhafte Theologen beteiligt, die dem Verlag auch andere Werke anvertrauten. Der Name des bedeutenden Berliner Alttestamentlers Hermann L. Strack findet sich noch in den heutigen Verlagsverzeichnissen. Er begründete im Jahr 1903 eine den altorientalischen Sprachen gewidmete Reihe ‹Clavis linguarum semiticarum›, in der grundlegende Arbeiten erschienen, die zum Teil noch immer lieferbar sind. Von Stracks eigenen Bänden liegt seine im Jahr 1887 zuerst in einem anderen Verlag heraus-

gekommene und später von Beck übernommene ‹Einleitung in Talmud und Midrasch› heute in siebenter, von Günter Stemberger neubearbeiteter Auflage vor. Der berühmte mehrbändige, bis heute immer wieder aufgelegte ‹Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch› von Hermann L. Strack und Paul Billerbeck ist vor allem das Werk des Letztgenannten. Es begann nach längerer Vorbereitungszeit im Jahr 1922, dem Todesjahr Stracks, zu erscheinen.

Oscar Beck war ein Konstrukteur vielbändiger enzyklopädischer Sammelwerke. Sein monumentalstes und zugleich erfolgreichstes Unternehmen war das ‹Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft›. Es sollte nach Oscar Becks eigenen Worten, «ein ganzes großes Wissenschaftgebiet in enzyklopädischer Weise nach Maßgabe des neuesten Standes der Forschung nach einem sorgfältig festgestellten Plane in der Weise zur Darstellung bringen, daß einerseits die in die Hände der berufensten Spezialgelehrten gelegten Bearbeitungen der Einzeldisziplinen sich zu einem organisch geschlossenen lückenlosen Gesamtbilde des betreffenden Wissenschaftskomplexes zusammenfügten, andererseits aber doch der Bearbeitung der Einzeldisziplinen vollständige Selbständigkeit erhalten bliebe»[5]. Das Werk verdankt sich Oscar Becks ureigenster Initiative. Schon bald nach seinem Eintritt in den Verlag begann er mit der Ausarbeitung von Konzept und Gliederung, wobei er sich von Münchner Altertumswissenschaftlern beraten ließ. Es dauerte noch einige Zeit, bis schließlich in dem Erlanger Klassischen Philologen Iwan von Müller ein Herausgeber gefunden war. Ab dem Jahr 1886 erschienen in rascher Folge die bedeutendsten Grundlagenwerke über griechische und römische Sprache und Literatur, Geschichte, Staat und Recht, Religion, Philosophie und Naturwissenschaften. Im Jahr 1913, als der Verlag sein 150-jähriges Bestehen beging, lagen 31 Bände vor, die meisten von ihnen bereits mehrfach aufgelegt und überarbeitet. Mit Werken zum alten Orient, zur byzantinischen Literatur und zur lateinischen Literatur des Mittelalters waren die Grenzen des ‹Klassischen› frühzeitig übersprungen, so daß es nur eine Frage der Zeit war, bis dieses Attribut auch im Titel des Werks entfiel.

Das ‹Handbuch der Alterstumswissenschaft› – wie es nun hieß – nahm auch unter seinen späteren Herausgebern Walter Otto und Hermann Bengtson eine bedeutende Entwicklung. Hermann Bengtson schreibt darüber in diesem Almanach (S. 256–265). Auch heute, im Jahr 1988 und im 102. Jahr seines Bestehens, wird

das Handbuch mit gewichtigen Neuerscheinungen fortgesetzt. Dennoch fällt die eigentliche Blütezeit des Handbuchs in die Periode Oscar Becks. Damals war die deutsche Altertumswissenschaft führend in der Welt. Ganze Themenbereiche wurden in dem Handbuch zum ersten Mal aufgearbeitet. Mit Namen wie Wilhelm von Christ, Karl Krumbacher, Robert von Pöhlmann verbinden sich für den Kenner großartige Leistungen, die auch durch spätere Werke nicht ersetzt wurden. Namen wie Georg Busolt, Max Manitius, Martin von Schanz, Wilhelm Schmid und Otto Stählin, Georg Wissowa tauchen auch in den heutigen Verlagskatalogen noch auf: zum Teil mit Werken, die vor 1913 erschienen sind, zum Teil mit Überarbeitungen und Fortführungen aus etwas späterer Zeit. Der Neuhumanismus beherrschte zur Zeit Oscar Becks noch die Gymnasien. In ihren Bibliotheken stand das Handbuch ebenso wie in den Privatbibliotheken der Gymnasiallehrer. Studierende der Altphilologie und Alten Geschichte fanden im Handbuch die für ihr Studium und Examen wichtigen Lehrbücher. Grundwissen, Überblickdarstellungen und gelehrte Forschung waren damals im Handbuch vereint. Seither ist es mehr und mehr zum reinen Gelehrtenwerk ausgewachsen – einer der Gründe dafür, daß der Benutzer- und Käuferkreis enger geworden ist.

Noch spezifischer für die höheren Schulen, für Gymnasiallehrer und für Studenten, die sich auf den Lehrerberuf vorbereiten, war ein weiteres umfangreiches Werk bestimmt, das ‹Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen›. In zahlreichen Bänden, die bis zum Ersten Weltkrieg mehrfach aufgelegt wurden, befaßte es sich mit allgemeiner Pädagogik und mit der Didaktik aller an den höheren Schulen unterrichteten Einzelfächer von der Religionslehre bis zum Turnunterricht.

Ein drittes und letztes großes Handbuchwerk war nur einem einzigen Fach gewidmet, freilich dem neben den klassischen Sprachen inzwischen wichtigsten: Das ‹Handbuch des deutschen Unterrichts› erschien ab dem Jahr 1907 wiederum in zahlreichen Bänden, von denen einige erst in den 20er Jahren, der letzte im Jahr 1935, herauskamen. Schulmänner, meist Gymnasialdirektoren, und Universitätsprofessoren teilten sich die Arbeit. Viele der erschienenen Bände über deutsche Sprachgeschichte, über Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch, über Grammatik und Stilistik, über Etymologie, Sprichwörter, Verslehre und Poetik erwarben sich den Rang von Standardwerken und blieben lange Zeit lieferbar; die ‹Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelal-

ters› von Gustav Ehrismann, erschienen in vier Bänden zwischen 1918 und 1935, liegt noch heute vor.

Die neuen Programmzweige Altertumswissenschaft und Germanistik prägten den Verlag von nun an dauerhaft. Selbstverständlich erschienen von den gleichen Autoren, denen der Verlag über die Handbücher verbunden war, auch zahlreiche Einzelveröffentlichungen. Mit der Germanistik und Literaturgeschichte berührte sich aber noch eine weitere Gattung von Werken, mit denen es gelang, sehr viel breitere Publikumsschichten zu erreichen. Der wichtigste Name ist hier Albert Bielschowsky. Er war – wie manche von Oscar Becks Autoren – Schulmann, genauer Gymnasialoberlehrer, und veröffentlichte in den Jahren 1895 und 1903 eine zweibändige Goethebiographie, die für mehrere Jahrzehnte die meistgelesene ihrer Zeit war. 140 Tausend Exemplare wurden verkauft – eine auch für heutige Verhältnisse traumhafte Zahl. Der Erfolg ermutigte Oscar Beck, weitere Dichterbiographien über Schiller, Shakespeare, Kleist u. a. anzuschließen, die ebenfalls eine weite Leserschaft fanden. An das gleiche gebildete Laienpublikum wandte sich auch die deutsche Literaturgeschichte Alfred Bieses, wiederum eines Schulmannes. Das zunächst eingereichte Manuskript befriedigte den Verleger allerdings nicht. Er machte sich selbst an die Überarbeitung und schrieb weite Teile neu. Als das dreibändige Werk schließlich in den Jahren 1907 bis 1911 erschien, wurde es ein herausragender Erfolg, der demjenigen von Bielschowsky wenig nachstand.

Oscar Beck wollte nie ausschließlich Wissenschaftsverleger sein, obwohl hier der Schwerpunkt und die eigentliche Stärke seiner Arbeit lagen. Wie seine Vorgänger, so verlegte auch er Belletristik, in der klangvolle Namen aber fehlten und nur das Werk von Emil Gött Erwähnung verdient. Ferner erschien eine vielfältige, mitunter wilhelminisch-patriotisch getönte Memoirenliteratur. In Oscar Becks letztem Lebensjahrzehnt kam es schließlich zu einer Verbindung mit Walter Flex, an dessen politisch bestimmte Massenerfolge in der Weimarer Zeit und nach 1933 man sich heute nur mit zwiespältigen Gefühlen erinnern wird. Flex' ‹Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis› wurde zum meistgekauften Buch des Verlags überhaupt.

Führt man sich Weite und Umfang von Oskar Becks Unternehmungen vor Augen, so ist es kaum zu glauben, daß die eigentlich verlegerische Arbeit von ihm ganz allein geleistet wurde. Nur gelegentlich nahm er redaktionelle Hilfe von außen in Anspruch.

Erst ab dem Jahr 1907 gab es einen festangestellten Verlagsredakteur, der noch nicht so selbständig war wie die Lektoren der folgenden Jahrzehnte. Bis dahin lag die Arbeit an den Manuskripten nur bei ihm. Es wird berichtet, daß Oscar Beck auch die gesamte Autorenkorrespondenz alleine führte, und zwar bis zuletzt eigenhändig, weil er sich in höherem Alter weder an Schreibmaschine noch Sekretärin gewöhnen konnte. Die allzu persönliche Leitung des stetig wachsenden Unternehmens überforderte in späteren Jahren seine Kräfte. Als zusätzlich die deutsche Niederlage im Krieg auf den schon Geschwächten eine niederschmetternde Wirkung ausübte, kam es zu schweren gesundheitlichen und seelischen Krisen. Im Januar 1924 ist Oscar Beck, nach knapp 50 Jahren beeindruckender verlegerischer Tätigkeit, im Alter von 73 Jahren gestorben.

Schon in den Jahren zuvor war schrittweise die Verlagsleitung seinem Sohn Heinrich Beck (1889–1973) zugefallen. Heinrich Beck hatte Philosophie, Kunstgeschichte und Germanistik studiert, hatte ab Herbst 1913 seine einjährige Militärzeit abgeleistet und war unmittelbar anschließend in den Krieg eingerückt. Nach dessen Ende nahm er im Januar 1919 seine Tätigkeit im Verlag auf. Nebenher schloß er seine philosophische Dissertation ab. Die turbulenten Weimarer Jahre, Inflation und Weltwirtschaftskrise bedeuteten keinen leichten Anfang für den noch unerfahrenen Verleger. Dennoch fallen gleich in seine ersten Jahre einige der wichtigsten neuen Autorenverbindungen seiner gesamten verlegerischen Karriere. Ein Mitarbeiter, August Albers, vermittelte Anfang des Jahres 1919 einen Kontakt zu Oswald Spengler, der in Verlagsnähe in Schwabing lebte. Sein geschichtsphilosophisches Werk ‹Der Untergang des Abendlandes› war – nach Ablehnungen durch verschiedene Verlage – im Jahr 1918 in einem kleinen Wiener Verlag erschienen, mit dem Spengler jedoch nicht zufrieden war. Heinrich Beck war von dem Werk fasziniert und bot sich an, es zu übernehmen. Mit der neuen Ausgabe begann sogleich der sensationelle Erfolg des Werks. Von dem im Jahr 1922 folgenden zweiten Band wurden auf Anhieb 50000 Exemplare gedruckt, die nur kurze Zeit ausreichten. Noch zuvor war Spenglers Schrift ‹Preussentum und Sozialismus› erschienen; bis Anfang der 30er Jahre veröffentlichte Spengler – stets mit großer Resonanz – weitere politische Schriften, in denen er die Weimarer Republik von rechts bekämpfte. Es mutet merkwürdig an, daß im gleichen Jahr 1919, in dem Spenglers ‹Untergang› bei Beck erschien, auch ein ‹Anti-

Spengler› herauskam, nämlich Theodor Lessings Buch ‹Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen›. Diese Koinzidenz war nicht geplant. Sie rührte aus der sehr viel älteren Verbindung zu Theodor Lessing her, der im Jahr 1906 unter Oscar Beck schon ein Buch ‹Schopenhauer – Wagner – Nietzsche. Einführung in die moderne Philosophie› veröffentlicht hatte. Spengler und Lessing vertrugen sich jedoch letztendlich nicht unter dem gleichen Verlagsdach. Die vierte Auflage der ‹Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen› und weitere Schriften Lessings erschienen anderswo.

Spengler war häufig Gast im Hause seines Verlegers. Das vertiefte noch den Eindruck, den Spenglers Denken auf Heinrich Beck ausübte. Auch auf das Verlagsprogramm gab es Auswirkungen. Den Einflüssen Spenglers sind z. B. einige zeitgeschichtliche Veröffentlichungen über das faschistische Italien zuzuschreiben, die heute Unbehagen auslösen. Mehr noch sind Spenglers eigene Schriften – neben dem Werk von Walter Flex – für die konservativ-nationalistischen Züge verantwortlich, die in Teilen des damaligen Verlags unverkennbar sind. War Heinrich Beck in seinem politischen Denken konservativ, so war er doch in seinem persönlichen Wesen und im privaten und beruflichen Umgang ein liberaler und geistig offener Mann. Unter seiner Führung konnten sich befähigte Mitarbeiter des Verlags sehr viel freier entfalten als unter seinem Vater. Das war für die Verlagsentwicklung wichtig. Und in seinem Verlag konnten Autoren ganz unterschiedlichen Charakters eine Heimat finden.

Vier Jahre nach Spengler wurde Albert Schweitzer Verlagsautor. Wie es dazu kam, schildert Albert Schweitzer in einem Brief an Heinrich Beck, der auf Seite 524 dieses Almanachs abgedruckt ist. Wiederum spielte der vielseitig interessierte und begeisterungsfähige August Albers eine Mittlerrolle. Albert Schweitzer war es offenbar nicht unlieb, mit seiner zweibändigen ‹Kulturphilosophie› (heutiger Titel: ‹Kultur und Ethik›) im gleichen Verlag wie Spengler zu erscheinen, obwohl beide Autoren geistige Welten voneinander trennten. Es folgten in den 20er und 30er Jahren weitere Werke Schweitzers, ‹Das Christentum und die Weltreligionen›, ‹Die Weltanschauung der indischen Denker›, die autobiographischen Schriften, nach dem Zweiten Weltkrieg die Vorträge ‹Friede oder Atomkrieg›, später Veröffentlichungen aus dem Nachlaß. Alle diese Werke finden nach wie vor eine große Leserschaft. Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben, die in der ‹Kulturphilosophie› zum ersten Mal entwickelt wird, überzeugt heute mehr denn je.

Der zeitlich Letzte in der Trias der großen Autoren der 20er Jahre war Egon Friedell. Dessen ‹Kulturgeschichte der Neuzeit› sollte zunächst im Berliner Ullstein Verlag erscheinen. Gegen den Willen des Autors wollte man das Werk dort jedoch unbedingt illustrieren. Auf der Suche nach einem neuen Verlag sprach Egon Friedell eines Tages unangekündigt im Münchner Verlagshaus vor und gab den schon gesetzten Text des ersten Bandes ab. Der Verleger las ihn und war gefangen von Leichtigkeit, Witz und Reichtum der Darstellung – ebenso wie es heutige Leser sind. Die ‹Kulturgeschichte der Neuzeit› erschien in drei Bänden in den Jahren 1927 bis 1931. Als nächstes hatte sich Friedell eine Kulturgeschichte des Altertums vorgenommen. Deren erster Band, die ‹Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients›, konnte jedoch wegen der immer schärferen nationalsozialistischen Rassenpolitik bereits nicht mehr bei Beck erscheinen. Das Werk kam im Jahr 1936 in der Schweiz im Phaidon Verlag heraus. Auch die ‹Kulturgeschichte der Neuzeit› durfte nicht länger ausgeliefert werden; im Jahr 1937 beschlagnahmte und vernichtete die Gestapo die Bestände. Phaidon veröffentlichte auch von diesem Werk später eine Neuausgabe. Nach dem Krieg gelang es dem Beck'schen Verlag, die Verlagsrechte an den Kulturgeschichten zurückzuerwerben. – Egon Friedell selbst widersetzte sich allen Gedanken an Emigration. Als die Nationalsozialisten im März 1938 in Wien einmarschierten, stürzte er sich aus dem Fenster seiner Wohnung zu Tode.

Der zweite Band der Kulturgeschichte des Altertums erschien unter dem Titel ‹Kulturgeschichte Griechenlands› posthum nach dem Kriege. Friedell hatte das Werk nicht mehr ganz abschließen können. In seinem Nachlaß fanden sich Skizzen zum geplanten letzten Abschnitt des Werks, aus dem Auszüge in diesem Almanach auf den Seiten 275–284 abgedruckt sind.

Zu den Verlagsunternehmungen der 20er Jahre gehörte auch eine bibliophile Reihe mit Handpresse-Drucken, die von dem Verleger Walter C. F. Hirth im Jahre 1914 begründet worden war und nach dem bayerischen Kronprinzen ‹Rupprecht-Presse› hieß. Heinrich Beck übernahm die Presse im Jahr 1922. Die handwerkliche Leitung lag bei dem bekannten Buchkünstler und Typographen Fritz Helmuth Ehmcke, aus dessen Schriften auch gesetzt wurde. Die Auswahl der Texte besorgte Karl Wolfskehl, selbst ein Bibliophiler höchsten Ranges, der in der Reihe neben eigenen Übersetzungen auch einen Band mit Abhandlungen zur ‹Bücherliebeskunst› herausgab. Die ‹Rupprecht-Presse› bestand bis zum

Jahr 1934. Die in ihr erschienenen ‹Bücher› sind heute kostbare Sammelobjekte. F. H. Ehmcke blieb dem Verlag auch weiterhin verbunden. Er entwarf das Verlagssignet sowie zahlreiche Einbände und Umschläge bis in die 50er Jahre. Das Erscheinungsbild des Verlags in dieser Zeit war weitgehend von ihm geprägt.

Verfolgt man die Produktion des Verlages in den 20er und 30er Jahren, so lassen sich auch mancherlei Experimente in abgelegenen Gebieten, tastende Schritte in unterschiedlichste Richtungen erkennen. Viele dieser Themen, Autoren und Werke hatten im Verlagsprogramm keinen Bestand. Nur die Psychologie gewann für eine Weile eine etwas größere Bedeutung: Der renommierte Leipziger Psychologe Felix Krueger gab zwei Reihen, die ‹Neuen Psychologischen Studien› und die ‹Arbeiten zur Entwicklungspsychologie› heraus. Doch ein die Zeiten überdauerndes neues Verlagsgebiet ist hieraus nicht hervorgegangen. Wichtiger war, daß Heinrich Beck die von Oscar Beck begonnene Arbeit in den Altertumswissenschaften, in der Germanistik und den Literaturwissenschaften mit Intensität fortsetzte. Die Theologie hingegen trat zurück, da Heinrich Beck – wie er von sich selbst bekannte – «für eine philosophische Auseinandersetzung mit religiösen Fragen eintrat und auf Grund seines Bildungsganges ein Widerstreben gegen theologische Dogmatik hatte»[6]. Einer der philosophisch orientierten Theologen, die Heinrich Beck interessierten, war Rudolf Otto, dessen gesamtes Werk im Jahr 1931 zu C. H. Beck überging. Ottos klassisches Buch ‹Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen› (Erstausgabe im Jahr 1917) liegt heute im 49. Tausend vor.

Ein größeres Gewicht als früher gewann – als Folge von Heinrich Becks persönlichen Interessen – die Philosophie. Eine Ausgabe der Werke Friedrich Wilhelm Schellings wurde zunächst gemeinsam mit dem Verlag R. Oldenbourg in Angriff genommen, dann von Beck alleine weitergeführt. Der Herausgeber war Manfred Schroeter. Die sechs Hauptbände erschienen in den Jahren 1927 und 1928. Nach dem Krieg folgten noch sechs Ergänzungsbände. Die ganze Ausgabe wurde bis heute mehrmals nachgedruckt. Weniger glücklich war der Verlag mit einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Friedrich Nietzsches. Hauptbearbeiter waren Joachim Mette und Karl Schlechta, Veranstalter war das Nietzsche-Archiv in Weimar. Die Ausgabe, die im Jahr 1933 zu erscheinen begann, kam über die Jugendschriften und -briefe Nietzsches nicht hinaus. Im Krieg gerieten die

Arbeiten ins Stocken, und nach dem Krieg wurden sie infolge der Zweiteilung Deutschlands von den alten Bearbeitern nicht wieder aufgenommen. Zwei italienische Nietzsche-Forscher, Giorgio Colli und Mazzino Montinari, machten sich Anfang der 60er Jahre erneut an die Sichtung des Nietzsche-Nachlasses. Ihre seit 1967 bei de Gruyter erscheinende große kritische Ausgabe aller Werke, unveröffentlichten Texte und Briefe Nietzsches erfüllt in vorbildlicher Weise, was sich die gescheiterte Ausgabe der 30er Jahre als Ziel gesetzt hatte.

Wichtig für den Verlag wurde die Zusammenarbeit mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Nicht wenige Autoren des Verlags waren Mitglieder der Akademie. Seit dem Jahr 1917 gab die Akademie auch eine wissenschaftliche Reihe, die ‹Mittelalterlichen Bibliothekskataloge›, im Verlag heraus. Und mit Wirkung zum 1. Januar 1932 übertrug sie dem Verlag den Vertrieb, die Herstellung und den Druck ihrer eigenen im Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden Werke, d. h. vor allem ihrer Abhandlungen, Sitzungsberichte und Jahrbücher. Dadurch kam der Verlag auch in engere Beziehungen zu einigen der Kommissionen der Akademie, die ihrerseits bestimmte wissenschaftliche Veröffentlichungsprojekte betrieben. Seit dem Jahr 1938 erscheint bei C. H. Beck die deutsche Abteilung des ‹Corpus Vasorum Antiquorum›, das sich die Beschreibung aller in der Welt erhaltenen antiken griechischen Vasen vorgenommen hat. Zur gleichen Zeit übernahm der Verlag den Vertrieb der Schriftenreihen und Zeitschriften der Kommission für bayerische Landesgeschichte. Und schließlich erscheinen seit dem Jahr 1937 bei Beck als weiteres Akademie-Unternehmen die ‹Gesammelten Werke› von Johannes Kepler, eine Edition, die auch heute noch nicht ganz abgeschlossen ist.

Es macht die Kontraste des vielseitigen Verlags bewußt, wenn der Blick von der strengen Wissenschaft nun direkt zur Belletristik überwechselt. Es waren vor allem Übersetzungen, die dort das Feld beherrschten. Die gelungenen Übertragungen der Werke von Alexander Puschkin und Nikolai Lesskow durch Johannes von Guenther sind noch heute im Biederstein Verlag lieferbar. Weniger beständig, doch zeitweilig sehr erfolgreich waren die Übersetzungen skandinavischer Schriftsteller, vor allem von Johan Bojer und Mikkjel Fönhus. Als ab Mitte der 30er Jahre ein eigener literarischer Lektor, Horst Wiemer, in den Verlag eintrat, ergab sich nochmals Zuwachs im Programm: Der berühmte Roman ‹Der

letzte Puritaner› des Amerikaners George Santayana wurde auf deutsch verlegt, und die ersten Romane Heimito von Doderers kamen heraus. Der Beitrag von Wendelin Schmidt-Dengler und Martin Loew-Cadonna in diesem Almanach (S. 87–97) schildert, wie der Verlagskontakt zu Doderer zustande kam, und teilt Dokumente zur Entstehungsgeschichte von Doderers erstem bei Beck erschienenen Roman ‹Ein Mord den jeder begeht› (1938) mit. Zu dem österreichischen Schriftsteller entwickelte sich eine enge Freundschaft, die auch die schwierige Nachkriegszeit überstand, als die Grenze zwischen Österreich und Deutschland undurchlässig war. Erst in den 50er Jahren erschienen dann Doderers Hauptwerke ‹Die Strudlhofstiege› (1951) und ‹Die Dämonen› (1956), die ihn bekannt und berühmt machten.

In der Rechtswissenschaft konnte der Verlag seine ohnehin gute Position in den 20er Jahren halten, danach noch einmal bedeutend verbessern. Im Jahr 1931 erschien zum ersten Mal und mit sofortigem Erfolg die Sammlung ‹Deutsche Reichsgesetze› von Heinrich Schönfelder, eines der zukünftigen Flaggschiffe des juristischen Verlags. Für die Aktualisierung dieser umfassenden Gesetzessammlung ergaben sich nun aber besondere Probleme aus dem immer rascheren Tempo der Gesetzgebung in den verschiedenen Rechtsgebieten. Nach dem Vorbild der Ablageordner in den Büros und der Preislisten der Industrie ersann sich der Verlag ein System, das die Aktualisierung erleichterte: Mit der 4. Auflage im Jahr 1935 erschien der ‹Schönfelder› als Loseblattausgabe, und gleichzeitig wurden auch andere, thematisch speziellere Gesetzessammlungen auf lose Blätter umgestellt. Die neue Publikationsform fand sofort Anklang bei den Beziehern und Nachfolge in anderen Verlagen.

Die Weimarer Republik führte zu einer – im Vergleich zum Kaiserreich – stärkeren Zentralisierung von Gesetzgebung und Justiz in der Reichshauptstadt Berlin. Für einen juristischen Verlag in München wurde dadurch die Arbeit nicht leichter. Manche preußischen Beamte in den Reichsministerien, die der Verlag gerne als Autoren gewonnen hätte, bevorzugten die Berliner juristischen Verlage. Mit der Gleichschaltung der Länder durch den Nationalsozialismus drohte sich die Situation nochmals zu erschweren. Der Verlag dachte daher daran, sich ein zweites Standbein in Berlin zuzulegen. Eine Chance hierfür bot sich, als im Herbst 1933 der Berliner Verleger Otto Liebmann seinen angesehenen juristischen Verlag verkaufen wollte und sich an Heinrich Beck wandte. Es

verwundert nicht, daß sich Heinrich Beck positiv entschied. Dennoch haftet diesem Kauf ein Makel an, kein persönlicher von Heinrich Beck, doch das ganze Übel der politischen Zeitumstände. Otto Liebmann, 68jährig, verkaufte offiziell «alters- und krankheitshalber», in Wirklichkeit jedoch, weil er für sich als jüdischer Verleger unter dem Nationalsozialismus keine Zukunft mehr sah.

Mit dem Verlag von Otto Liebmann ging die ‹Deutsche Juristen-Zeitung› zu C. H. Beck über, die den Verlag alsbald in unangenehme rechtspolitische Verwicklungen mit den nationalsozialistischen Machthabern hineinzog.[7] Am wertvollsten jedoch war eine bereits gut eingeführte Reihe von Kurzkommentaren, deren neuartiger, knapper und präziser Stil durch den Berliner Juristen Adolf Baumbach geprägt war. Der Verlag C. H. Beck setzte die Reihe unter der Bezeichnung ‹Beck'sche Kurzkommentare› mit großem Erfolg fort. Hier erschienen und erscheinen noch heute zahlreiche Standardkommentare, unter ihnen der als ‹Palandt› berühmte Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, der zum ersten Mal im Jahr 1938 herauskam.

Mit dem Kauf des Otto Liebmann Verlags war der Verlag C. H. Beck zum führenden juristischen Verlag Deutschlands geworden. Außerdem war eine Zweigniederlassung in Berlin begründet, wo seit dem Jahr 1934 auch der erste ausschließlich juristische Lektor, Alfred Flemming, tätig war. Die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten lag noch nicht lange zurück. Hierüber schreibt Heinrich Beck in seiner im Jahr 1963 erschienenen Verlagsgeschichte: «Der juristische Teil des Verlags wurde naturgemäß am stärksten von der politischen Umwälzung berührt. Nach alter Tradition blieb der Verlag auch weiter im Dienste der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und der Verwaltung. Welche andere Linie hätte er auch verfolgen sollen? Er vermied wohl jede freiwillige Verbindung mit den Wortführern der nun herrschenden Richtung, blieb aber in der sich immer schwieriger gestaltenden Situation nicht immer Herr seiner Entschlüsse.»[8] Man wird es mit größerem zeitlichen Abstand und als später Geborener heute drastischer beschreiben. Jene Jahre waren auch für den Verlag eine dunkle Zeit. Wer die juristische Produktion seit dem Jahr 1933 genauer untersucht, wird eine vielfältige Verstrickung in das nationalsozialistische Unrechtssystem feststellen. Vielleicht hätte sie geringer sein können, ganz zu vermeiden wäre eine Mitschuld nur durch Verkauf des juristischen Verlagsteils gewesen – ein Gedanke, der Heinrich Beck fernlag, nachdem der juristische Bereich gerade erst


Das 1951 errichtete Verlagsgebäude in München, Wilhelmstraße



Gartenansicht des Verlagsgebäudes



Blick in den Innenhof des Verlagsgebäudes



Das Verlagsgebäude Ecke Wilhelmstraße/Ainmillerstraße
mit dem 1978 errichteten Neubau



Hof mit Übergang zwischen Alt- und Neubau des Verlages



Luftbild der Druckereigebäude in Nördlingen



Verwaltungsgebäude der Druckerei in Nördlingen, Bergerstraße



Blick in den Pfleghof, links das Versandgebäude der Druckerei



Der 1980 errichtete Neubau der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen, Augsburger Straße



Haupteingang des Neubaus

durch Zukauf vergrößert worden war und für das Gesamtunternehmen eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung hatte. Heinrich Becks anfänglich unkritische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus verwandelte sich nach und nach in Skepsis, dann in Aversion; dennoch schloß er, um Gefahren und Nachteile von seinem Unternehmen abzuwenden, viele Kompromisse mit ihm. Der politische Druck, der von den Nationalsozialisten auf ihn als juristischen Verleger ausgeübt wurde, war so stark, daß er im Jahr 1937 sogar der Partei beitrat, ein Entschluß, der das, was er zunächst verhindern sollte, nach Kriegsende herbeiführte, nämlich eine ernsthafte Gefahr für das Fortleben des Verlags.

Zunächst brachte der Krieg die völlige Zerstörung der Münchner Verlagsgebäude durch Bomben. Die Druckerei in Nördlingen und das Berliner Büro hingegen blieben unversehrt. Die Druckerei nahm nach Kriegsende fremde Aufträge an, als erste solche der amerikanischen Besatzungsmacht. Der Verlag durfte aus vorhandenen Buchbeständen weiterverkaufen, juristische Werke allerdings nur nach Schwärzung aller Stellen, die außer Kraft gesetzt waren oder an die unmittelbare Vergangenheit erinnerten. Eine Lizenz von der amerikanischen Militärregierung für den Druck und die Veröffentlichung neuer Werke und Auflagen hingegen war nicht zu erhalten. Es erschien eher möglich, einen neuen Verlag zu gründen, als den alten weiterzuführen. Heinrich Beck bat in dieser bedrohlichen Situation seinen elf Jahre jüngeren Vetter Gustav End, einen Enkel Ernst Rohmers, sich um eine Lizenz für einen neuen Verlag zu bemühen. Gustav End war nach erfolgreicher buchhändlerischer und verlegerischer Laufbahn zuletzt bei der Deutschen Buch-Gemeinschaft in Berlin in leitender Stellung tätig gewesen. Er erreichte nach langwierigen Behördengängen, daß ihm die amerikanische ‹Information Control› zum 30. August 1946 eine Verlegerlizenz erteilte. Der neue Verlag nannte sich nach dem reizvollen, dem Englischen Garten zugewandten Randgebiet Schwabings, in dem Heinrich Beck wohnte, ‹Biederstein Verlag›. An ihn konnten die Verlagsrechte, über die C.H. Beck verfügte, verpachtet werden. Dadurch wurde der neue Verlag der Retter des alten.

Die ersten und einzigen im Jahr 1946 erschienenen Werke waren: das ‹Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus› vom 5. März 1946; ein Band der wissenschaftlichen Reihe ‹Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte›, die seit 1915 bei C. H. Beck verlegt wird; die 47. Auflage

der Textausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuches; die 7. Auflage des Kurzkommentars zum Handelsgesetzbuch von Adolf Baumbach. Auch ein Jahr später war – nicht zuletzt wegen der knappen Papierzuteilungen – die Produktion noch klein. Darunter befanden sich die ersten Hefte der neugegründeten ‹Neuen Juristischen Wochenschrift› mit Redaktionssitz in Frankfurt. Nach der Währungsreform im Jahr 1948 und in den folgenden Jahren wuchs die Produktion dann rasch an. Im Jahr 1949 durfte die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung wieder als solche firmieren. Die Jurisprudenz und das geisteswissenschaftliche Programm kehrten daraufhin unter das alte Verlagsdach zurück; der Biederstein Verlag unter der Leitung von Gustav End widmete sich dem ehemaligen belletristischen Zweig von C. H. Beck und weiteren Werken für ein großes, allgemeines Publikum.

Mit der Währungsreform begann auch der Wiederaufbau in ganz wörtlichem Sinne. Die Unterkunft in Notquartieren fand ein Ende, als im Januar 1951 der neu errichtete Verlagsbau an der Wilhelmstraße und im Spätherbst 1952 ein Seitenflügel dazu bezogen werden konnten. Die (nicht nur in Anbetracht der damaligen kargen Verhältnisse) ungewöhnlich großzügigen Gebäude, ihre ästhetische Ausgestaltung bis ins kleinste Detail, die sorgfältig darauf abgestimmte Inneneinrichtung tragen die Handschrift des Architektenehepaars Roderich und Katharina Fick ebenso wie die ihres Bauherrn Heinrich Beck. Bauen wurde zur zweiten, durchaus mit Liebe betriebenen Hauptbeschäftigung von Heinrich Beck. Denn kaum waren die Münchner Bauten abgeschlossen, da erwiesen sich auch in der Nördlinger Druckerei umfangreiche Um- und Neubauten als nötig. Sie dauerten bis in die zweite Hälfte der 60er Jahre an. Weitere zehn Jahre später, nach Heinrich Becks Tod, bauten seine Nachfolger erneut in München: Ein an die Gebäude an der Wilhelmstraße direkt anschließender, großer Erweiterungsbau an der Ainmillerstraße wurde von dem Architekten Alexander von Branca entworfen und im Jahr 1978 fertiggestellt.

Nach den ersten krisenhaften Nachkriegsjahren ist der Verlag unerwartet rasch wieder aufgestiegen. Er nahm in vollem Umfang teil am ‹Wirtschaftswunder› der 50er Jahre. Nie vorher und auch nicht später sind Produktion, Umsatz und Mitarbeiterzahl so schnell gewachsen. Heinrich Beck hatte zu dieser Zeit das 60. Lebensjahr bereits überschritten. Daß er trotzdem das Unternehmen erfolgreich führen konnte und zugleich Zeit für manche private Liebhaberei fand, ist vor allem einer seiner Fähigkeiten zuzuschrei-

ben: Er verstand es, ausgezeichnete Mitarbeiter für den Verlag zu gewinnen, mit ihnen vertrauensvoll zusammenzuarbeiten und für sie Arbeitsbedingungen und Verantwortungsbereiche zu schaffen, in denen sie sich auf Dauer wohl fühlen konnten. Nur wenige dieser Mitarbeiter können hier genannt werden:[9] die Direktoren der Druckerei Georg Heydolf und sein Nachfolger Wilhelm Wachter; der langjährige einzige Prokurist des Verlags Karl Schröpel; seine Nachfolger Rolf Grillmair, zuständig für die kaufmännische Verwaltung und das Personalwesen, und Albert Heinrich, zuständig für Herstellung und Vertrieb; Hans-Joachim Kitzing, rechte Hand von Rolf Grillmair, dann Leiter des Rechnungswesens; die Auslieferungsleiter Gustav Bachmann und sein Nachfolger Günter Elze; Carl Hoeller, Primus inter pares eines sich rasch vergrößernden juristischen Lektorats, zu dem als erste zählten: Herbert Thiele-Fredersdorf, Hans-Ulrich Büchting und Klaus Tremel; Alfred Flemming, zunächst in Berlin, dann in Frankfurt Leiter der juristischen Zeitschriftenredaktion; Georg Sund, erst Hersteller, dann langjähriger Lektor für das geisteswissenschaftliche Programm und Heinrich Beck besonders nahestehend; sein Kollege Hans Richtscheid, in späteren Jahren dem Verlag auch als Autor verbunden; Horst Wiemer, bei Beck, dann bei Biederstein Lektor für Literatur, später auch für Kunstbücher. Viele der Genannten sind nicht mehr am Leben, andere im Ruhestand, einige wenige noch im Dienst. Es muß in diesen Zeilen, die nicht der Gegenwart, sondern der Vergangenheit des Verlags gelten, darauf verzichtet werden, auch die seither nachgerückte jüngere Generation leitender Mitarbeiter vorzustellen.

Heinrich Beck selbst starb im April 1973 im Alter von 84 Jahren. Bis zuletzt hatte er, gestützt auf seine Mitarbeiter und in zunehmender Distanz zum Verlagsalltag, an den wesentlichen Verlagsentscheidungen teilgenommen. Nach seinem Tod wurden seine Söhne Hans-Dieter Beck, geboren im Jahr 1932, und Wolfgang Beck, geboren im Jahr 1941, zu gleichen Teilen Gesellschafter des Unternehmens. Hans-Dieter Beck war nach juristischem Studium und Promotion bereits im Jahr 1960 in den Verlag eingetreten. In den Jahren 1967 bis 1970 war er bei Münchner Gerichten und bei der Staatsanwaltschaft tätig und kehrte dann in den Verlag zurück. Er übernahm die Leitung des juristischen Verlagsteils und die Zuständigkeit für die Nördlinger Druckerei, soweit deren Angelegenheiten von München aus zu regeln waren. Wolfgang Beck trat nach einem Studium der Germanistik, Philosophie und Sozialwis-

senschaften im Jahr 1972 in den Verlag ein und widmete sich dessen geisteswissenschaftlich-schöngeistigem Bereich.

Der große Aufschwung des Verlags in den 50er Jahren war vor allem von der juristischen Produktion getragen. War diese schon vor dem Krieg durch den Kauf des Verlags Otto Liebmann beträchtlich gewachsen, so gelangen jetzt, gesteuert von einem sachkundigen und umsichtigen Lektorat, ein abermaliger kräftiger Wachstumsschub und eine noch sehr viel breitere Entfaltung. Die alten, eingeführten Werke wurden überarbeitet, zahlreiche neue Standardwerke, Reihen und Zeitschriften begründet. Gab es noch weiße, vom Verlag nicht erschlossene Flecken in der immer weitläufigeren und komplexeren Rechtslandschaft, so wurden diese alsbald besetzt. Kein neues Rechtsgebiet von einiger Bedeutung entstand, dessen sich der Verlag nicht früher oder später angenommen hätte. Die zum 225jährigen Bestehen des Verlags erschienene Festschrift ‹Juristen im Portrait. Verlag und Autoren in vier Jahrzehnten› schildert die Geschichte des juristischen Verlags von der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart im einzelnen; sie nennt die herausragenden Werke, charakterisiert die vielfältigen Darbietungsformen: Textausgaben, große, mittlere und kleine Kommentare, Studienbücher, Lexika, Handbücher für die Praxis, Formularbücher, wissenschaftliche Monographien u. a.; sie skizziert die Adressatenkreise, und sie würdigt ausführlich eine größere Anzahl der wichtigsten Autoren.

Die im Jahr 1947 gegründete ‹Neue Juristische Wochenschrift›, redaktionell in Frankfurt betreut, entwickelte sich zur führenden und meistgelesenen juristischen Zeitschrift der Bundesrepublik. Um sie herum gruppierten sich speziellere juristische Zeitschriften, deren Schriftleitung ebenfalls in Frankfurt lag. Die Zweigniederlassung in Berlin verlor ihre frühere Bedeutung. Sie wurde noch eine Weile als Auslieferung für den Berliner Buchhandel fortgeführt, in den 60er Jahren dann aufgegeben.

Im Jahr 1970 erhielt der juristische Verlag, ‹Marktführer› seit langem, nochmals gewichtigen Zuwachs. Am Berliner Verlag Franz Vahlen, der gerade 100 Jahre alt geworden war und auf Jura und Wirtschaftswissenschaften spezialisiert ist, wurde eine Mehrheitsbeteiligung erworben; zugleich wurde der Verlag nach München verlegt. Die dort erscheinende volks- und betriebswirtschaftliche Literatur schließt sich eng an das juristische Programm beider Verlage an. ‹Recht und Wirtschaft› – so lautet heute die Kurzformel nicht nur für den Vahlen Verlag, sondern auch für den juristischen Verlag C. H. Beck. Es liegt auf der Hand, daß ‹die Wirt-

schaft› zu den Hauptabnehmern der Beck'schen juristischen Literatur zählt. Manche Rechtsgebiete, wie das Arbeits- und Sozialrecht, Steuerrecht, Handels- und Gesellschaftsrecht, Umweltrecht, Bank-, Versicherungs- und Wettbewerbsrecht betreffen das Wirtschaftsleben in ganz besonderem Maße.

Extremer Gegenpol zum juristischen Verlag und dennoch dessen Unterschlupf in den ersten Nachkriegsjahren war der Biederstein Verlag. Sein Leiter, Gustav End, war zunächst Alleininhaber, dann zusammen mit Heinrich Beck Gesellschafter des Verlags. Was der Verlag C.H. Beck nie erreicht hat, nämlich mit seinem belletristischen Programm Profil zu gewinnen, das gelang dem Biederstein Verlag sehr schnell. Er zählte in den 50er und 60er Jahren zu den bekannten und beliebten deutschen belletristischen und Publikumsverlagen, wobei ‹Publikumsverlag› bedeutet, daß Werke für ein großes Publikum, nicht für eingegrenzte Fachöffentlichkeiten verlegt wurden. Heimito von Doderer war der bedeutendste und fruchtbarste Autor des Verlags. Mit seinen großen Romanen ‹Die Strudlhofstiege› (1951) und ‹Die Dämonen› (1956) fand er allgemeine Anerkennung und eine wachsende Lesergemeinde, die auf ihn eingeschworen blieb. Es folgten die Erzählungen, der Roman ‹Die Merowinger›, der ‹Roman No. 7› mit seinen beiden Teilen, nach Doderers Tod im Jahr 1966 Veröffentlichungen aus dem Nachlaß. Autoren des Verlags waren auch Manfred Bieler, Herbert Rosendorfer, Karl Heinz und Maria Kramberg, Willy Kramp, Hellmut von Cube, Kuno Raeber, Ursula von Kardorff und andere. Auch in der internationalen, aus zahlreichen Weltsprachen übersetzten Belletristik, die der Biederstein Verlag pflegte, finden sich nicht wenige Namen – Marguerite Duras, Robert Merle, Dino Buzzati, Michel Butor, Louis Aragon –, die der Kenner zu schätzen weiß. Einer der größten Erfolge des Biederstein Verlags in den 50er Jahren war Walther Kiaulehns Buch ‹Berlin. Schicksal einer Weltstadt› (1958). Ein noch größerer wurde das ‹Ostpreußische Tagebuch› (1961) von Hans Graf von Lehndorff, der später zwei weitere vielgelesene zeitgeschichtlich-autobiographische Werke folgen ließ. Wie in anderen Verlagen, so überdauerte auch bei Biederstein nicht jedes Buch den Tag. Bewußt bezog der Verlag die Unterhaltungsliteratur in seine Arbeit ein, außerdem populärwissenschaftliche Werke, darunter auch Ratgeber für den Lebensalltag, eine Buchsparte somit, für die sich damals gerade der Begriff ‹Sachbuch› eingeführt hatte. Ein Sachbuch allerhöchsten Ranges war ‹Der stumme Frühling› (1963) der

amerikanischen Autorin Rachel L. Carson. Das Buch nahm als erstes den Kampf gegen die chemischen Pflanzenschutz-Mittel auf. Es ist bis heute ein Klassiker der Ökologie-Bewegung geblieben. Es folgten weitere Werke, die sich mit der Gefährdung der menschlichen Lebensgrundlagen durch den Menschen selbst beschäftigten. Zu einem sehr frühen Zeitpunkt setzte sich somit der Biederstein Verlag mit Themen auseinander, deren Dringlichkeit damals noch nicht allgemein erkannt wurde, Themen, die später auch der Verlag C. H. Beck sehr ernst nahm. Das Buch von Alwin Seifert ‹Gärtnern, Ackern – ohne Gift› (1971), von dem der Biederstein Verlag in einem Jahrzehnt mehr als 200000 Exemplare verkaufte, wurde zur ‹Bibel› des pestizid- und kunstdüngerfreien, sogenannten ‹biologischen› Land- und Gartenbaus.

Neben Gustav End wirkten Horst Wiemer und Melanie Steinmetz im Biederstein Verlag. Gustav End, mit liebenswürdigem Charme und diplomatischem Geschick begabt, zudem ein Mann mit vielen Verbindungen, war auch der ‹Außenminister› des Gesamtunternehmens. Er vertrat seinen älteren Vetter nicht nur in berufsständischen Gremien; ohne ihn wäre es vielleicht nie zur Beteiligung an den ‹Büchern der Neunzehn› und – zusammen mit zehn weiteren Verlagen – an der Gründung des Deutschen Taschenbuch Verlags (1960) gekommen. Als sich Gustav End im Jahr 1972 aus der aktiven Verlagsarbeit zurückzog, verlor der Biederstein Verlag seine belebende Mitte. Die Produktion ging zurück. Werke der Gegenwartsliteratur kamen nicht mehr heraus; andere Bücher, die in den Verlag gepaßt hätten, erschienen bei Beck, der sich in Teilen seines Programms der schönen Literatur und anderen nicht-wissenschaftlichen Literaturgattungen wieder mehr öffnete.

Eine klar umrissene, konsequent eingehaltene Grenze zwischen den Programmen beider Verlage hatte es ohnehin nicht gegeben. Einer der erfolgreichsten Autoren des Verlags C. H. Beck in den 50er Jahren war Ludwig Reiners. Er wäre auch ein glänzender Biederstein-Autor gewesen. Denn seine vielgelesenen Bücher über geschichtliche Themen, seine Biographien Bismarcks und Friedrichs des Großen wandten sich an ein großes, allgemeines Publikum. Das gilt ebenso für seine schon im Jahr 1944 erschienene ‹Stilkunst›, ein ‹Lehrbuch deutscher Prosa›, das noch heute jeder mit größtem Gewinn zur Hand nimmt. Ludwig Reiners' Gedichtsammlung ‹Der ewige Brunnen› schließlich ist zu einer der beliebtesten in Deutschland jemals erschienenen Anthologien geworden. An ihr hat auch der Verlag, insbesondere Georg Sund,

intensiv mitgewirkt. Seit ihrer Veröffentlichung im Jahr 1956 konnten (ohne Einbezug der Buchclub-Ausgaben) 400000 Exemplare verkauft werden.

Die schöne Literatur fand in den Verlag C.H. Beck auch über die Literaturwissenschaft Eingang. Walther Killy entwickelte zusammen mit weiteren Germanisten den Plan zu einer vielbändigen Edition, die unter dem Titel ‹Die Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse› bekannt geworden ist. Die Sammlung stellt auf über 10000 Seiten die Epochen der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert umfassend in Textbeispielen vor. Walther Killy selbst bearbeitete die Bände über das 18. und das 20. Jahrhundert. Den Anfang machte im Jahr 1963 Albrecht Schönes Band ‹Das Zeitalter des Barock›. Ein Glücksfall war es dann für den Verlag, als er im Jahr 1972 vom Christian Wegner Verlag die renommierte Hamburger Ausgabe der Werke Goethes und der Briefe von und an Goethe erwerben konnte. Die Ausgabe der Werke hatte Erich Trunz als Hauptherausgeber gemeinsam mit einer Reihe von Mitarbeitern gleich nach dem Krieg in Angriff genommen. Sie erschien in 14 Bänden in den Jahren 1948 bis 1960. Die von Karl Robert Mandelkow (unter Mitarbeit von Bodo Morawe) herausgegebene sechsbändige Briefedition schloß sich in den Jahren 1962 bis 1969 an. Alle Bände der Werk-Ausgabe sind seit ihrer Übernahme durch C.H. Beck gründlich überarbeitet worden, vor allem in ihrem Kommentarteil. In ihrer Verbindung von zuverlässig ediertem Text und sachkundigem Kommentar hat die Hamburger Ausgabe den Typ der modernen Lese- und Studienausgabe mitgeschaffen. Diesem Typ gehören auch die Novalis-Ausgabe von Gerhard Schulz (1969) und die zweibändige Heine-Ausgabe von Stuart Atkins (1973 und 1978) an. In der Art davon unterschieden ist Albrecht Schönes und Ulrich Joosts große kritische Ausgabe aller Briefe von und an Georg Christoph Lichtenberg. Sie erscheint seit dem Jahr 1983 und wird als editorisches Meisterwerk gerühmt. Anfang der 80er Jahre konnte der Verlag sein Programm von Werkausgaben noch um zwei bedeutende Autoren der klassischen Moderne erweitern. Er übernahm vom Verlag Heinrich Ellermann die Ausgaben der Dichtungen und Schriften von Georg Heym und von Ernst Stadler. Beide Ausgaben hat Karl Ludwig Schneider als Herausgeber betreut, im Falle Stadlers zusammen mit Klaus Hurlebusch.

Unter dem Titel ‹Ich war wohl klug, daß ich Dich fand› war im Biederstein Verlag im Jahr 1961 der Briefwechsel zwischen Hein-

rich Christian Boie und seiner Braut Luise Mejer zum ersten Mal publiziert worden. Der Band fand viele Liebhaber und mußte mehrere Male nachgedruckt werden. Später ging er in den Verlag C. H. Beck über und gab dort den Anstoß zu weiteren Ausgaben von Briefwechseln aus dem 18. Jahrhundert. Das Zeitalter der Aufklärung wurde schließlich Gegenstand einer eigenen großen Reihe, der ‹Bibliothek des 18. Jahrhunderts›. Sie erscheint seit dem Jahr 1981 und wird von der Verlagsgruppe Kiepenheuer aus der DDR und dem Verlag C. H. Beck gemeinsam geplant und herausgegeben. Die Reihe berücksichtigt alle europäischen Literaturen – unter Einbeziehung Nordamerikas – und bringt erzählende Werke und Gedichte, Essays und philosophische Texte, Briefe und Memoiren. Über die Grenzen Europas hinaus führt eine weitere Reihe, die der Verlag C. H. Beck seit dem Jahr 1985 ebenfalls zusammen mit der Verlagsgruppe Kiepenheuer und dem Verlag Volk und Welt aus der DDR herausbringt: die ‹Orientalische Bibliothek›. Als Programm der Reihe ist in jedem Band eingedruckt: «Die ‹Orientalische Bibliothek› vereinigt literarische, historische und philosophische Texte der Völker Asiens und Nordafrikas von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit Lesetexten wie mit wissenschaftlich kommentierten Ausgaben will die Sammlung zum Verständnis der nationalen Eigenarten der orientalischen Kulturen und ihrer übernationalen Bedeutung beitragen.»

Anders als der Literatur fällt es der Wissenschaft von der Literatur heute schwerer als in den Zeiten Bielschowskys und Bieses (vgl. S. XXV), das Interesse eines größeren Publikums auf sich zu ziehen. Der ‹Geschichte der deutschen Literatur› von Helmut de Boor und Richard Newald gelang dies in den 50er Jahren noch verhältnismäßig gut. Der erste Band mit dem Titel ‹Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung› von Helmut de Boor erschien im Jahr 1949. Es folgten rasch Band 2 über die höfische Epoche und die beiden Bände von Richard Newald über die Zeit zwischen Späthumanismus und Klassik. Die Bände mußten mehrfach nachgedruckt werden. Helmut de Boors erster Teilband über das Spätmittelalter und Hans Rupprichs Darstellung von Humanismus, Renaissance und Reformation ließen dann jedoch auf sich warten; danach geriet das Werk vollends ins Stocken. Richard Newald ist früh gestorben; Helmut de Boor konnte in hohem Alter die Darstellung des Spätmittelalters nicht mehr zu Ende bringen. Erst in den 80er Jahren machte die Literaturgeschichte wieder Fortschritte. Ingeborg Glier

und ihre Mitarbeiter schlossen die von de Boor hinterlassene Lükke, und Gerhard Schulz lieferte eine bedeutende Darstellung der Goethezeit. Wenn im Jahr 1989 deren zweiter Teil erschienen sein wird, dann hat die de Boor/Newald'sche Literaturgeschichte letztendlich doch und spät genug ein Etappenziel erreicht: Sie liegt vom 8. Jahrhundert bis zu Goethes Tod geschlossen vor. Dabei will es der Verlag jedoch nicht bewenden lassen; er hat begründete Hoffnung, das Werk bis zur Gegenwart fortführen zu können.

Die Probleme des Verlags mit dieser Literaturgeschichte haben möglicherweise auch mit einer Krise des Faches Germanistik in den 60er und 70er Jahren zu tun. Die Methodendiskussion und kritische Selbstreflexion dieser Zeit waren wichtig und nötig. Sie für die Literaturgeschichtsschreibung nutzbar zu machen, gelang jedoch nur wenigen Autoren: zum Beispiel Karl Bertau in seinem zweibändigen Werk ‹Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter› (1972/73). Eine Tendenz zur Absonderung von den Bedürfnissen einer größeren literarisch interessierten Öffentlichkeit war sonst allenthalben spürbar. Walther Killy, nicht nur Autor, sondern auch Berater des Verlags, schärfte Lektorat und Verleger den Blick dafür. Er selbst zählte und zählt neben Albrecht Schöne und Peter Wapnewski zu den wenigen literaturwissenschaftlichen Autoren des Verlags, die nach wie vor ein größeres Publikum erreichen. Der schwierige Brückenschlag zwischen Literaturwissenschaft und Publikum blieb ein Hauptanliegen des Verlags. Ihm dient zum Beispiel die Reihe ‹Autorenbücher›, eine seit dem Jahr 1976 erscheinende Sammlung von Porträts wichtiger Schriftsteller, zunächst ausschließlich des 20. Jahrhunderts, seit kurzem auch der älteren Zeit. Ähnlichen Zielen verpflichtet, wenn auch stärker didaktisch ausgerichtet, ist die Reihe ‹Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte›, die Wilfried Barner und Gunter Grimm seit dem Jahr 1975 im Verlag herausgeben.

Eine ebenso lange Tradition im Verlag wie die Germanistik hat die Altertumswissenschaft. Eine ihrer Säulen ist bis heute das ‹Handbuch der Altertumswissenschaft› geblieben. Daneben sind – als langfristige Publikationen – Zeitschriften und wissenschaftliche Reihen getreten. Seit dem Jahr 1949 erscheint die international sehr angesehene, im Jahr 1925 begründete Zeitschrift ‹Gnomon› bei C. H. Beck. Sie ist, was ihr Untertitel besagt: eine ‹kritische Zeitschrift für die gesamte klassische Altertumswissenschaft›. Ein Jahr später ging auch die ‹Byzantinische Zeitschrift› zu C. H. Beck über. Sie war im Jahr 1892 von Karl Krumbacher, Autor Oscar

Becks und Inhaber des ersten, an der Universität München eingerichteten Lehrstuhls für Byzantinistik in Deutschland, begründet worden. Von den Schriftenreihen sind die ‹Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte› (seit 1915) und das ‹Corpus Vasorum Antiquorum› (seit 1938) als die ältesten schon genannt worden. Im Jahr 1951 begannen zwei weitere Reihen zu erscheinen: die ‹Zetemata› mit Einzeluntersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte und die ‹Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte›, die über Grabungen und archäologische Funde in Bayern und angrenzenden Gebieten berichten. Im Jahr 1959 kam das ‹Mittellateinische Wörterbuch› mit seiner ersten Lieferung heraus, ein großes Gemeinschaftsunternehmen mehrerer Akademien, das dem ‹Thesaurus linguae latinae› vergleichbar ist. Mittlerweile liegen 18 Lieferungen vor, die aber über den Buchstaben c noch nicht hinausgekommen sind. Seit dem Jahr 1962 erscheint die Reihe ‹Vestigia. Beiträge zur Alten Geschichte›, und im Jahr 1971 wurde sie noch durch das Jahrbuch ‹Chiron› ergänzt. Die ‹Prähistorischen Bronzefunde› bemühen sich seit dem Jahr 1969 in zahlreichen Bänden um die Erfassung und einheitliche Veröffentlichung aller vor- und frühgeschichtlichen Bronzefunde in Europa. – Diese Reihen, unentbehrlich für die Forschung, sind für den Verlag gleichwohl zu Sorgenkindern geworden: Ihr Absatz ist seit Jahren rückläufig. Die Kopierautomaten und die im wissenschaftlichen Bibliothekswesen um sich greifende – aus Kostengründen verständliche – Spezialisierung auf Schwerpunktgebiete lassen befürchten, daß diese Tendenz anhalten wird.

Einen sehr viel größeren, wenngleich gegenüber früher ebenfalls reduzierten, Markt hat das ‹Handbuch der Altertumswissenschaft›. Es ist ein lebendiges Unternehmen geblieben, das sich ständig erneuert und erweitert und an Ansehen und inhaltlichem Gewicht nichts eingebüßt hat. Walter Otto, der Herausgeber des Handbuchs in den 20er und 30er Jahren, hat ihm bedeutende neue Werke zuführen können, darunter die ‹Griechische Grammatik› von Eduard Schwyzer und die ‹Lateinische Grammatik› von Manu Leumann und Johann Baptist Hofmann und die ‹Geschichte der griechischen Religion› von Martin Nilsson. Auch Kurt Lattes ‹Römische Religionsgeschichte›, die erst im Jahr 1960 erschien, war noch von Walter Otto vereinbart worden. Sein Nachfolger wurde im Jahr 1953 Hermann Bengtson. Als Einstand hatte er zuvor eine ‹Griechische Geschichte› (1951) im Handbuch veröffentlicht. Im Jahr 1967 folgte sein ‹Grundriß der römischen Geschichte›. Das

Werk wird jetzt fortgesetzt durch Alexander Demandts Band ‹Die Spätantike›, der im Jubiläumsjahr 1988 erscheint. In den letzten Jahrzehnten konnten insbesondere die byzantinische und die rechtsgeschichtliche Abteilung des Handbuchs durch bedeutende Werke ausgebaut werden. Schon im Jahr 1940 war Georg Ostrogorskys ‹Geschichte des byzantinischen Staates› erschienen. Nun folgten die Bände von Hans-Georg Beck über die theologische und die Volksliteratur (1959 und 1971) und von Herbert Hunger über die hochsprachliche Literatur der Byzantiner (1978). Ebenso grundlegende Werke kamen zur antiken Rechtsgeschichte mit dem Band von Hans Julius Wolff ‹Das Recht der griechischen Papyri Ägyptens in der Zeit der Ptolemäer und des Prinzipats› (1978), vor allem aber mit den Bänden von Max Kaser über das römische Privatrecht (1955 und 1959) und das römische Zivilprozeßrecht (1966) heraus. An ihre Seite tritt im Jubiläumsjahr 1988 der erste Band einer langerwarteten Darstellung des Gesamtgebiets des römischen Rechts von Franz Wieacker.

Von Anfang an war im Rahmen des ‹Handbuchs der Altertumswissenschaft› auch ein ‹Handbuch der Archäologie› geplant. Ulrich Hausmann, sein heutiger Herausgeber, berichtet in seinem Beitrag in diesem Almanach (S. 265–271) über die beiden großen Anläufe in den Jahren 1913 und 1939 und ihr Scheitern nicht zuletzt wegen der ausbrechenden Weltkriege. Ein nochmaliger Anfang wurde im Jahr 1969 mit der Herauslösung aus dem ‹Handbuch der Altertumswissenschaft› gemacht. Jetzt wurden zum ersten Mal Erfolge sichtbar. Ulrich Hausmann nennt die seither im ‹Handbuch der Archäologie› erschienenen Werke und einige derjenigen, die zur Zeit in Arbeit sind.

Ebenfalls ein archäologisches Handbuch, doch ganz anderer Art, ist das ‹Handbuch der Vorgeschichte› von Hermann Müller-Karpe. Es ist die staunenswerte Leistung eines Einzelnen. In vier umfangreichen Bänden, die sich aus acht Teilbänden zusammensetzen und in den Jahren 1966 bis 1980 erschienen sind, wird eine zusammenfassende Darstellung der ältesten Menschheitsgeschichte von der Altsteinzeit bis zur Bronzezeit gegeben. Das Werk bietet ‹Weltarchäologie› (vgl. S. 272–275 dieses Almanachs), weil der Blick auf die gesamte Menschheit und ihre archäologische Hinterlassenschaft in fünf Kontinenten gerichtet ist.

Neben den ‹Kolossen› der Handbücher haben zahlreiche bedeutende Einzelwerke dem altertumswissenschaftlichen Programm von C.H. Beck Profil verliehen. Leider verbietet der begrenzte

Raum, auf sie einzugehen. Wer die Bibliographie am Ende des Almanachs durchblättert und auf die Erscheinungsdaten achtet, wird bemerkenswerte Zuwächse gerade auch in der jüngsten und allerjüngsten Zeit feststellen. Viele dieser Werke fanden und finden ein breites Publikum, das neben Fachleuten und Studenten auch interessierte Laien mit einschließt. Die Verbindung zu einem nicht-akademischen Publikum blieb dem Verlag und vielen seiner Autoren immer besonders wichtig. Nicht zuletzt aus diesem Grunde wurden aus dem ‹Handbuch der Altertumswissenschaft› einige Werke unter Verzicht auf den Anmerkungsapparat und das Literaturverzeichnis in die Reihe der ‹Beck'schen Sonderausgaben› übernommen. Hier erschienen mit großem Erfolg Hermann Bengtsons ‹Griechische Geschichte› (1965) und ‹Römische Geschichte› (1973) und Georg Ostrogorskys ‹Geschichte des byzantinischen Staates› (1965). Die Reihe brachte auch Werke aus anderen Programmbereichen des Verlags und viele weitere zur Antike, darunter Originalausgaben und Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen. Besonders in der ersten Hälfte der 70er Jahre erreichte sie damit ein großes, allgemeines Publikum. Als später die Welle des Publikumsinteresses – gesättigt vom Bücherangebot oder aus anderen Gründen – sich von der Antike ab- und dem Mittelalter zuwandte, da ließ der Verlag in seinen Bemühungen um Vermittlung zwischen Fachwissenschaft und Publikum trotzdem nicht nach: Er gewann Hans von Steuben als Herausgeber einer Reihe mit dem Titel ‹Beck's Archäologische Bibliothek›. Sie widmet sich seit dem Jahr 1983 in knappen, jeweils auf archäologischen Quellen fußenden Darstellungen der Kulturgeschichte des antiken Rom und Griechenland, des Alten Ägypten, des vorderen Orients und des byzantinischen Reichs.

Die Alte Geschichte, so wie sie sich Anfang der 70er Jahre in der Reihe der ‹Beck'schen Sonderausgaben› präsentierte, vermittelte zum ersten Mal das Bild eines geschlossenen geschichtswissenschaftlichen Programms im Verlag C. H. Beck. Vorher gab es Handbücher und bedeutende Einzelwerke, die sich jedoch zu keinem Ganzen zusammenfügten. Einige dieser Einzelgänger, wie Oswald Spenglers ‹Untergang des Abendlandes› oder die drei Kulturgeschichten von Egon Friedell oder die aus dem Englischen übersetzte ‹Geschichte der Kreuzzüge› von Steven Runciman, die zunächst in drei Bänden in den Jahren 1957 bis 1960 erschien, waren ebenfalls in neuem, einheitlichen Erscheinungsbild in der Reihe der ‹Beck'schen Sonderausgaben› herausgekommen und

fanden dadurch zueinander und zu den anderen historischen Titeln des Verlags Anschluß. In dieser Reihe wird man somit eine der Wurzeln für das Geschichtsprogramm von C. H. Beck sehen können, das sich in den 70er und mehr noch in den 80er Jahren auf vielen Gebieten, insbesondere auch in der neueren Geschichte, so reich entfaltete.

Eine andere Wurzel war ein großes landesgeschichtliches Werk, das ‹Handbuch der bayerischen Geschichte›, das von Max Spindler in Zusammenarbeit mit zahlreichen Mitarbeitern in vier Haupt- mit sechs Teilbänden in den Jahren 1967 bis 1974 herausgegeben wurde. Die bayerische Landesgeschichte war im Verlag C.H. Beck seit langem durch die Schriftenreihen und Zeitschriften der Kommission für bayerische Landesgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vertreten (vgl. S. XXX). Nun aber war im Verlag das zentrale Standardwerk zur bayerischen Geschichte erschienen, das zum Muster für alle landesgeschichtlichen Handbücher werden sollte, die seither in der Bundesrepublik entstanden sind bzw. noch entstehen. Das ‹Handbuch der bayerischen Geschichte› brachte dem Verlag unter Historikern allenthalben Renommee, und es verhalf ihm zu zahlreichen neuen Autorenbeziehungen, vor allem auch zu den vielen Mitarbeitern des Handbuchs selbst, die dem Verlag später eigene Werke zur bayerischen und nicht-bayerischen Geschichte anvertrauten. Dazu zählen die einbändige ‹Geschichte Bayerns› von Andreas Kraus (1983) und Wolfgang Zorns Werk über ‹Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert› (1986).

Neben das ‹Handbuch der bayerischen Geschichte› trat eine Reihe von Stadtgeschichten. Den Anfang machte eine zweibändige Geschichte Nürnbergs (1970/71), deren Erfolg zu weiteren Planungen ermutigte. Es folgten Stadtgeschichten von Augsburg (1976), Regensburg (1979), Würzburg (1981) und Erlangen (1984). Auch der Schritt über die Grenzen Bayerns wurde gewagt: Im Jahr 1984 erschien ein Werk über Wien und im Jahr 1987 anläßlich des 750jährigen Stadtjubiläums eine zweibändige Geschichte Berlins. Im Jahr 1988 schließlich, dem Jubiläumsjahr des Verlags, sind historische Werke sowohl der Stadt Nördlingen, dem Herkunftsort des Verlags, wie München, seinem heutigen Sitz, gewidmet. Gleich drei Werke – Textband, Bildband und Ausstellungskatalog – befassen sich mit der ‹Prinzregentenzeit›, den in der Münchner Geschichte so gehaltreichen Jahren zwischen 1886 und 1912. An die stadtgeschichtlichen Werke einerseits und an zwischenzeitlich

erschienene Werke zur Sozialgeschichte andererseits schließt sich die von Hermann Glaser herausgegebene Serie ‹Industriekultur deutscher Städte und Regionen› an. In Werken über Nürnberg (1980), Hamburg (1984) und Berlin (zwei Bände, 1984 und 1986) wird der Versuch gemacht, Stadtgeschichte und städtische Lebensverhältnisse unter den Bedingungen der Industrialisierung umfassend und anschaulich darzustellen.

Sucht man nach weiteren Quellen für das Beck'sche Geschichtsprogramm in seiner heutigen Vielfalt, vor allem auch nach den Anfängen der neueren Geschichte im Verlag, so wird man vor allem die beiden Bände ‹Deutsche Sozialgeschichte› nennen, die Werner Pöls sowie Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka in den Jahren 1973 und 1974 herausgegeben haben. In ihrem Gefolge erschienen nicht nur zahlreiche weitere sozialgeschichtliche Werke, unter ihnen auch wichtige Lehr- und Studentenbücher in der Reihe der ‹Beck'schen Elementarbücher›; für die Programmentwicklung bedeutsam wurde, daß die beiden Bände und ihre Herausgeber den Verlag frühzeitig mit einem sehr weiten Begriff von Geschichte vertraut machten. Sie lenkten den Blick des Verlags über die politische Geschichte hinaus auf neue Fragestellungen und Themenfelder wie Alltagsgeschichte, Bevölkerungsgeschichte, Familiengeschichte, Frauengeschichte – um nur einige zu nennen. Auf allen diesen Gebieten hat der Verlag wichtige und vielgelesene Bücher publiziert: zur Alltags- und Bevölkerungsgeschichte die Werke von Arthur E. Imhof (ab 1977), zur Frauengeschichte und zur Geschichte der Geschlechterbeziehungen die Bücher von Herrad Schenk (ab 1980), Ingeborg Weber-Kellermann (1983), Edith Ennen (1984) und Sibylle Meyer/Eva Schulze (1984/85). Auch die beiden Werke des amerikanischen Historikers Peter Gay über Liebe und Sexualität im 19. Jahrhundert (1986/87) gehören in diesen Zusammenhang.

Gerhard A. Ritter war es auch, der den Verlag auf den hervorragenden amerikanischen Historiker und Deutschlandkenner Gordon A. Craig aufmerksam machte. Zunächst erschien zweibändig in den Jahren 1978/79 seine ‹Geschichte Europas 1815–1980› in deutscher Übersetzung. Dann folgte im Jahr 1980 seine ‹Deutsche Geschichte 1866–1945›. Sie hatte in ihrer Verbindung von höchstem wissenschaftlichen Niveau und glänzender Darstellung einen überwältigenden Erfolg. Zwei Jahre später fand sein Buch ‹Über die Deutschen› eine noch größere Leserschaft. Die Werke Gordon A. Craigs brachten dem Geschichtsprogramm von C. H. Beck ei-

ne Öffentlichkeitswirkung von bislang ungewohnter Größenordnung und einen außerordentlichen Zuwachs an Prestige. Es gelang dem Verlag daher auch, weitere ebenso bedeutende Werke anzuschließen. Im Jahr 1983 erschien Thomas Nipperdeys ‹Deutsche Geschichte 1800–1866›, eine Darstellung, die allgemein als Meisterwerk der Geschichtsschreibung gerühmt wird und zeitlich dort endet, wo Gordon A. Craigs ‹Deutsche Geschichte› beginnt. Beide Werke ergänzen sich somit vortrefflich. Als dritte Leistung von höchstem Rang stellt sich neben diese Werke Hans-Ulrich Wehlers auf vier Bände angelegte ‹Deutsche Gesellschaftsgeschichte›, deren erste beiden Bände über die Zeit von 1700 bis 1849 im Jahr 1987 erschienen sind. Diese Werke – bei allem darstellerischen Können von der Gattung des ‹historischen Sachbuchs› durch Welten getrennt – verlangen vom Leser Konzentration und intellektuelle Disziplin. Daß ein Publikum, das in die Zehntausende geht, sich mit diesen Werken auseinandersetzt, ist für die verlegerische Arbeit ermutigend.

Nicht in alle Ecken und Nischen des Beck'schen Geschichtsprogramms kann hineingeleuchtet werden. Ganz jung im Verlag ist die Technikgeschichte, vertreten durch die vom Deutschen Museum in München herausgegebene Zeitschrift ‹Kultur & Technik›, die C.H. Beck im Jahre 1987 von einem anderen Verlag übernahm. Ein anderes Sondergebiet ist die Bildungsgeschichte. Ihr ist das ‹Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte› gewidmet, das in sechs Bänden die Zeit vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart umspannen soll. Den Anfang machte im Jahr 1987 der Band III über die Periode von 1800 bis 1870.

Sehr viel umfangreicher ist das Verlagsprogramm zum Mittelalter. Es begegnete in den vergangenen Jahren einem besonders lebhaften Interesse. Man spricht von einer ‹Mittelalter-Welle›, eingeleitet und kräftig angetrieben von Umberto Ecos im Jahr 1982 erschienenem Roman ‹Der Name der Rose›. Viele der Beck'schen Werke zum Mittelalter sind jedoch älter. Am längsten liegen die Werke von Steven Runciman vor. Auch die ersten Werke von Hartmut Boockmann erschienen zu einer Zeit, als von einem modischen Mittelalter-Interesse noch nicht die Rede sein konnte. Das gilt ebenso für die Neuausgabe von Ferdinand Gregorovius' ‹Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter› (1978) und für Aaron Gurjewitschs Buch ‹Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen› (1980). Andere Werke wie Edith Ennens ‹Frauen im Mittelalter› (1984) wurden vorher verabredet und erschienen dann genau

‹rechtzeitig› mit entsprechend großem Erfolg. Wieder andere Werke wie Horst Fuhrmanns ‹Einladung ins Mittelalter› (1987) ziehen bereits ein erstes Resümee aus der mittelalterfreundlichen Zeit. Der Verlag hat also nicht auf eine ‹Konjunktur› gesetzt; dennoch freut er sich, daß er mit diesen und anderen Werken hervorragender Kenner ein großes Publikum erreichen konnte. Das ist auch den beiden ersten, dem Mittelalter gewidmeten Bänden von Friedrich Prinz (1985) und Alfred Haverkamp (1984) aus der Serie ‹Neue Deutsche Geschichte› gelungen, die in insgesamt zehn Bänden bis zur Gegenwart weiterführen soll.

Die deutsche Geschichte stellt sicherlich einen Schwerpunkt im historischen Programm des Verlags dar. Der Verlag hat sich jedoch bemüht, die Geschichte Europas und der verschiedenen europäischen Länder in seine Arbeit mit einzubeziehen. Dies ist ihm mit zum Teil sehr erfolgreichen Werken gelungen. Er wandte den Blick darüber hinaus auch der außereuropäischen Geschichte zu. Es erschienen Werke über China, Japan, Indien, Persien, über den Islam und den Buddhismus, auch über die Geschichte der Indianer. In der ‹Beck'schen Reihe› kamen Bände zur Dritten Welt und zu einzelnen ihrer Gebiete und Länder heraus. Für den Aufbau eines solchen Programms ist Geduld nötig; denn die Fachleute für außereuropäische Geschichte und Kultur sind weniger zahlreich als die Experten für deutsche und europäische Geschichte. Gleich mehrere Werke kann der Verlag zur Geschichte der europäisch-überseeischen Beziehungen vorlegen. Den Beginn setzte Urs Bitterlis Werk ‹Die Wilden und die Zivilisierten› (1976), eine Kulturgeschichte der Kontakte zwischen Europäern und Nichteuropäern. Die ‹Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion›, herausgegeben von Eberhard Schmitt, bieten eine monumentale Quellenedition zur Geschichte dieser Kontakte. Von den geplanten sieben Bänden sind vier seit dem Jahr 1984 erschienen.

Ein letztes wichtiges Teilgebiet des Beck'schen Geschichtsprogramms ist der jüdischen Geschichte, Kultur und Religion gewidmet. Die ältesten der lieferbaren Werke, wie die Bücher von Hermann L. Strack und Albrecht Alt, entstammen dem alten theologischen Programm des Verlags. Die meisten Bücher sind jedoch sehr viel jünger und erst in den 70er und 80er Jahren erschienen. Die Bücher von Günter Stemberger (seit 1977) befassen sich mit der religiösen Literatur der Juden und mit der jüdischen Geschichte der ersten Jahrhunderte nach Christus. Neben der dreibändigen ‹Geschichte des jüdischen Volkes› (1978), herausgegeben von Haim

Hillel Ben-Sasson, stehen knappere Übersichtsdarstellungen. Einige Werke beschäftigen sich mit der Verfolgung der Juden durch das nationalsozialistische Deutschland und mit deren Nachwirkungen. Im Jahre 1988, in dem sich das als ‹Reichskristallnacht› bekannte Pogrom vom November 1938 zum 50. Mal jährt, gibt Wolfgang Benz das Werk ‹Die Juden in Deutschland 1933 – 1945› heraus. Es beschreibt umfassend jüdischen Alltag, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung, ihr kulturelles und religiöses Leben im Zeichen nationalsozialistischer Bedrohung.

Anders als die Jurisprudenz, die Literatur- und die Altertumswissenschaften ist die Geschichte ein junges Verlagsgebiet. Ihm verdankt der Verlag heute viele seiner bemerkenswertesten Erfolge. Die erstaunliche Entwicklung dieses Programmzweigs zu seiner heutigen Bedeutung und Weitläufigkeit innerhalb von knappen zwei Jahrzehnten war begünstigt durch ein geschichtsfreundliches öffentliches Klima. Sie ist aber auch die Leistung und das Verdienst vor allem eines Mitarbeiters: von Ernst-Peter Wieckenberg, der das Lektorat des geisteswissenschaftlich-schöngeistigen Verlagsteils leitet und dessen Arbeit nicht nur auf dem Gebiet der Geschichte seit 20 Jahren maßgeblich bestimmt.

Verhältnismäßig jung im Verlag ist auch das Kunstprogramm. Mit dem ‹Universum der Kunst› im Jahr 1960 erschienen zum ersten Mal reich illustrierte, mit großen Bild- und Tafelteilen ausgestattete Werke bei C. H. Beck. Doch gab es schon vorher einen bedeutenden kunstwissenschaftlichen Autor im Verlag: Arnold Hauser. Seine ‹Sozialgeschichte der Kunst und Literatur› erschien im Jahr 1953; 1958 folgte seine ‹Philosophie der Kunstgeschichte›, 1964 sein Werk über den italienischen Manierismus, 1974 seine ‹Soziologie der Kunst›. Arnold Hauser hatte mit seinem sozialgeschichtlichen, marxistisch beeinflußten Zugang zur Kunst und Literatur anfangs nur eine kleine Leserschaft. Das änderte sich rasch in den 60er und 70er Jahren, als ein vorwiegend studentisches Publikum nach neuen Orientierungen der Kunst- und Literaturbetrachtung suchte und diese bei Arnold Hauser fand. Seine ‹Sozialgeschichte der Kunst und Literatur› wurde in dieser Zeit zu einem der meistgekauften Bücher des Verlags. Heute wird man Arnold Hauser unter die ‹Klassiker› der Kunstsoziologie einreihen dürfen.

Die große von André Malraux begründete Weltkunstgeschichte ‹Universum der Kunst› kam durch die Vermittlung von Horst Wiemer zu C. H. Beck. Federführend war und ist der Pariser Ver-

lag Gallimard. Das Werk erscheint gleichzeitig in mehreren Ländern und Sprachen. Internationaler Herkunft und renommiert sind auch die Autoren. Den Anfang machte im Jahr 1960 der Band ‹Sumer› von André Parrot, der heute in 4. Auflage vorliegt. Seither sind 33 eindrucksvolle Bände herausgekommen, und jährlich erscheint ein weiterer. Die Reihe – bis heute eines der Zentren des Beck'schen Kunstprogramms – wird im Verlag seit vielen Jahren von Ingrid Lent betreut, die diese Aufgabe von Horst Wiemer übernommen hat. Ende der 60er Jahre entwickelte sich mit großen Handbüchern zum Kunsthandwerk ein weiterer Schwerpunkt im Kunstprogramm. Das monumentale dreibändige Werk von Heinrich Kreisel und Georg Himmelheber ‹Die Kunst des deutschen Möbels› erschien in den Jahren 1968 bis 1973. Es wurde auf Anhieb zum Standardwerk und hatte einen – in Anbetracht seines Ladenpreises von knapp unter 1000 DM – sensationellen Erfolg. Weitere ebenso große und kleinere Werke zum Kunsthandwerk schlossen sich an: zu einzelnen Epochen der Möbelgeschichte, zur Kunst der Intarsie, zur Geschichte der Räder- und der Taschenuhr, zur Geschichte der Silber- und Goldschmiedekunst. Im Jahr 1978 konnte der Verlag das renommierte ‹Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte› in Kommission übernehmen. Das Lexikon, wichtigste Sammelstelle kunstgeschichtlichen Wissens im deutschen Sprachraum, erscheint in Lieferungen seit Anfang der 30er Jahre und wird vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München herausgegeben. Das auf acht Bände angelegte Werk von Wolfgang Braunfels ‹Die Kunst im Heiligen Römischen Reich› begann im Jahr 1979 zu erscheinen. Die Bände 1–5 beschreiben die Kunst und ihre Entstehungsbedingungen in den einzelnen Territorien des Heiligen Römischen Reichs. In den abschließenden drei Bänden wollte Wolfgang Braunfels – nach den ‹Räumen› – nun die ‹Zeiten› durchwandern. Leider ist der Autor im Jahr 1987 gestorben. Nur noch der Band 6 über die mittelalterliche Kunst ist fertig geworden. Er wird im Jahr 1989 erscheinen. Eine Serie mit dem Titel ‹Museen der Welt› stellt seit dem Jahr 1982 in Bänden mit knappem Text, doch zahlreichen farbigen Abbildungen international berühmte Museen einem breiten Publikum vor. Die Serie wird zusammen mit dem englischen Verlag Philip Wilson verlegt. In Kooperation mit dem gleichen Verlag ist auch das große, zweibändige Werkverzeichnis der Ölgemälde Wassily Kandinskys (1982/84) erschienen. Von dem ähnlich angelegten Werkverzeichnis der Gemälde Emil Noldes liegt bislang der erste Band (1987) vor. – Diese wenigen Mar-

kierungspunkte müssen genügen, um das kunstgeschichtliche Terrain des Verlags zu umreißen. Wiederum sind es nicht zuletzt die vielen bedeutenden und in der Bibliographie des Almanachs aufgeführten Einzelwerke, die den Gehalt des Programms ausmachen.

Der Blick muß sich nun noch einigen kleineren Fächern zuwenden. Die Musikgeschichte umfaßt mit den Werken von Karl Geiringer (1958 und 1971) und Walter und Gabriele Salmen (seit 1982) nur wenige, jedoch bemerkenswerte Titel. Auch das in früheren Verlagszeiten so bedeutsame theologische Programm ist klein; seit einiger Zeit wächst es jedoch wieder. Aus der älteren Verlagsgeschichte leben der ‹Kommentar zum Neuen Testament aus Talmund und Midrasch› von Hermann L. Strack und Paul Billerbeck (vgl. S. XXIII), die Werke Albert Schweitzers und einige Werke Rudolf Ottos (vgl. S. XXIX) fort. Die meisten anderen Titel stammen aus dem letzten Jahrzehnt: die Werke zur Reformationsgeschichte von Hans-Jürgen Goertz (seit 1978), die Biographien zu Luther (1981), Zwingli (1983), Meister Eckhart (1985), die Sammelbände ‹Klassiker der Theologie› (1981) und ‹Große Mystiker› (1984), die in der ‹Beck'schen Reihe› erschienenen Bände zur ‹feministischen Theologie›, die verschiedenen Werke über die großen Weltreligionen.

Von der Theologie ist der Weg nicht weit zur Philosophie. Auf der Grenze zwischen beiden und zugleich auf der Schnittstelle zu den Naturwissenschaften stehen die beiden Werke von Pierre Teilhard de Chardin ‹Der Mensch im Kosmos› und ‹Die Entstehung des Menschen›, die in den Jahren 1959 und 1961 bei C.H. Beck in deutscher Übersetzung erschienen sind. Eindeutiger nur der Philosophie zugehörig sind die Bücher von Hans Richtscheid, einem früheren Lektor im Verlag und Autor heiter-nachdenklicher Einübungen in eine philosophisch geprägte Existenzform, die sich am Leitbild des Sokrates orientiert (seit 1964). Die Schwerpunkte der Verlagsarbeit auf dem Gebiet der Philosophie lagen und liegen allerdings anderswo: bei der philosophischen Ethik, bei der Wissenschaftstheorie und bei der Philosophiegeschichte. Die Lehrbücher von Helmut Seiffert zur Wissenschaftstheorie (1969/70) fanden und finden noch heute eine weite Verbreitung. Wissenschaftstheoretiker ist auch Kurt Hübner, der in seinem Buch ‹Die Wahrheit des Mythos› (1985) die Erkenntnisleistungen des griechischen Mythos denjenigen der neuzeitlichen Naturwissenschaften gegenüberstellt. Reichhaltig ist das Programm zur Philosophiegeschichte. Am ehrgeizigsten und anspruchsvollsten ist die von

Wolfgang Röd herausgegebene, auf zwölf Bände angelegte ‹Geschichte der Philosophie›. Fünf Bände sind seit dem Jahr 1976 erschienen. Von ihnen hat der Herausgeber drei selbst verfaßt: die Bände über die vorsokratische Philosophie und die Bände über die Philosophie des 17. und des 18. Jahrhunderts. Philosophiehistorisch orientiert sind auch die beiden von Otfried Höffe herausgegebenen Bände ‹Klassiker der Philosophie› (1981). Sie sind nach dem Muster erfolgreicher Vorläufer konzipiert: der ‹Klassiker des politischen Denkens› (1968), der ‹Klassiker des soziologischen Denkens› (1976/78) und der ‹Klassiker der Pädagogik› (1979). Otfried Höffe ist auch der Herausgeber einer Reihe ‹Große Denker›, die seit dem Jahr 1980 im Rahmen der ‹Beck'schen Schwarzen Reihe› und ihrer Nachfolgerin, der ‹Beck'schen Reihe›, erscheint. Die Sammlung bringt von Fachleuten geschriebene Porträts bedeutender Denker aus allen Zeiten und Gebieten, auch aus den Naturwissenschaften.

Ein großer Denker und ein großer Autor des Verlags, freilich einer, der sich keinem ‹Fach› zuordnen läßt, sondern wie kein anderer ‹fächerübergreifend› grundsätzliche Diagnosen unserer Zeit gegeben hat, ist der heute 86jährige Günther Anders. Seit seinem Buch über Franz Kafka im Jahr 1951 erschienen nahezu alle seine Werke bei C. H. Beck. Im Jahr 1956 veröffentlichte er bereits seine ‹Antiquiertheit des Menschen›, der er im Jahr 1980 einen zweiten Band folgen ließ. Das Werk bietet eine philosophische Anthropologie im Zeitalter der Technokratie von radikaler gedanklicher Schärfe. An vielen Beispielen wird ausgeführt, daß der Mensch insofern ‹antiquiert› bzw. nur noch ‹mitgeschichtlich› ist, als nicht mehr er, sondern die Technik bzw. der ‹Technik› genannte Weltzustand das bestimmende ‹Subjekt› der Geschichte geworden ist. Der Abschnitt ‹Über die Bombe und die Wurzeln unserer Apokalypse-Blindheit› (1956) zeigt zu einem frühen Zeitpunkt und in bis heute unübertroffener Eindringlichkeit die atomare Situation des Menschen auf und verbindet damit den vielfachen Appell, das Menschenmögliche zu tun, damit die apokalyptische Drohung nicht Wirklichkeit werde. Günther Anders selbst ist – wie er von sich sagt – für einige Zeit «in die Praxis desertiert» und war in der Antiatom-Bewegung der 50er und frühen 60er Jahre aktiv. Die ‹Antiquiertheit des Menschen› fand sofort Beachtung, ebenso Günther Anders' andere Veröffentlichungen, die sich anschlossen. Eine seinem Rang entsprechende Anerkennung in einer breiteren Öffentlichkeit fand Günther Anders jedoch erst seit Ende der 70er

Jahre. Zu diesem Zeitpunkt entdeckten ihn auch die neu entstehenden Friedens- und Ökologiebewegungen als einen ihrer richtunggebenden Denker. Die Veröffentlichungen, die seither erschienen, zeigen nicht nur den philosophischen, sondern auch den literarischen Günther Anders und den ganzen Reichtum seines geistigen Lebens.

Ein Autor wie Günther Anders schärfte den Blick für die dringlichen Probleme der Gegenwart. Diese – neben der vielfältigen Beschäftigung mit der Vergangenheit – nicht zu vernachlässigen, war dem Verlag wichtig. Günther Anders selbst zählte mit seinem ‹Tagebuch aus Hiroshima und Nagasaki› (1959) zu den ersten Autoren einer Sammlung von ‹Büchern zu Fragen unserer Zeit›, die in charakteristischem schwarzen Leinen mit farbigem Aufdruck (Siebdruck) seit dem Jahr 1959 erschienen. Die Serie ging später zu Paperbackausstattung über und übernahm die zunächst intern im Verlag und dann auch außerhalb verwendete Bezeichnung ‹Schwarze Reihe› ab Frühjahr 1965 als offiziellen Reihentitel. ‹Fragen unserer Zeit› blieben der Schwerpunkt der Reihe. Im Jahr 1977 wurde die Reihe auf Taschenbuchformat verkleinert, und zehn Jahre später verabschiedete sie sich von der schwarzen Grundfarbe: Aus der ‹Beck'schen Schwarzen Reihe› wurde die ‹Beck'sche Reihe› mit jetzt hellen, wechselnden Farben.

Hans Richtscheid war der erste Lektor der Reihe, Günther Schiwy folgte ihm nach. ‹Interdisziplinär› angelegt, beschäftigte und beschäftigt sich die Reihe mit Themenbereichen, die auch im sonstigen Verlagsprogramm eine wichtige Rolle spielen: mit Geschichte und Zeitgeschichte, Recht und Wirtschaft, Literatur, Philosophie und Religion. Auf die als Unterreihe geführten ‹Großen Denker› wurde schon hingewiesen. Seit 1987 erscheinen auch die zunächst separat veröffentlichten ‹Autorenbücher› (vgl. S. XLI) in der Reihe. Auch Themen, die im früheren Biederstein-Programm zu finden waren, wie Bücher zur Psychologie und Ratgeber für den Lebensalltag, finden in der Reihe ihren Platz. Am zahlreichsten und für die Reihe von Anfang bis heute am charakteristischsten sind jedoch die Bücher zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen. Wer in der Bibliographie dieses Almanachs unter den Rubriken ‹Politik und Gesellschaft›, ‹Frau und Gesellschaft›, ‹Natur und Umwelt›, ‹Frieden, Sicherheit, Abrüstung›, ‹Dritte Welt› und ‹Länderkunden› nachschlägt, wird überwiegend Bände der ‹Beck'schen Reihe› bzw. der früheren ‹Beck'schen Schwarzen Reihe› vorfinden. Gewiß sind zu diesen und anderen Themenge-

bieten auch außerhalb der Reihe wichtige Bücher erschienen, wie zum Beispiel die Studie von Klaus Michael Meyer-Abich und Bertram Schefold ‹Grenzen der Atomwirtschaft› (1986) oder die sozialwissenschaftlichen Arbeiten von Hans Paul Bahrdt (1984 und 1987) oder das Buch von Horst Kern und Michael Schumann über Rationalisierungstendenzen in der Wirtschaft (1984). Dennoch ist die ‹Beck'sche Reihe› heute wie früher das wichtigste Diskussionsforum für Gegenwartfragen im Verlag.

Auch diese Skizzen zur Verlagsgeschichte haben schließlich die Gegenwart erreicht. Auf die Entwicklungen, die zu ihr hinführten, kam es vor allem an. Dabei konnte nur ein Bruchteil der Autoren und Werke genannt werden, die das heutige Gesicht des Verlags prägen. Nachdrücklich sei daher nochmals auf die Bibliographie in diesem Almanach verwiesen. Nur sie gibt ein Bild des Verlags im Jahre 1988.

Der Verlag ist von seinen Autoren, aber auch von seinen Mitarbeitern geprägt. Ernst-Peter Wieckenberg, Leiter des geisteswissenschaftlich-schöngeistigen Lektorats und ‹Mit-Verleger›, wurde schon genannt. Ursula Pietsch hat das Verlagsprogramm über viele Jahre mitgestaltet, seit vier Jahren lebt sie im Ruhestand. Günther Schiwy, ‹erst› seit 13 Jahren im Verlag, ist dennoch eine der Stützen des Lektorats, das mit insgesamt acht Lektorinnen und Lektoren eine Vielzahl von Fachgebieten betreut. Eva von Freeden widmet sich mit Elan der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Jürgen Fischer, Leiter der Herstellungsabteilung des gesamten Verlags und zuständig für Produktion und Gestaltung der Bücher, denkt auch inhaltlich mit; das Programm verdankt ihm viele Anregungen; ‹Mit-Verleger› ist auch er.

Die Verlagsgeschichte gleicht der ‹Leiter der Erkenntnis› des Philosophen Ludwig Wittgenstein. Man muß sie wegwerfen, nachdem man auf ihr hinaufgestiegen ist. Verleger sind keine Historiker. Die Verlagsgegenwart fordert ihre Kräfte und ihren ganzen Kopf; nur *sie* zählt letztendlich und macht die Qualität eines Verlages aus.

Anmerkungen

1. Für Mithilfe und Auskünfte danke ich sehr herzlich Gustav End, Rolf Grillmair und Ernst-Peter Wieckenberg.
2. Eine ausführliche Verlagsgeschichte bis zum Jahr 1963 hat Heinrich Beck geschrieben. Sie erschien als Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C. H. Beck 1763–1963. München 1963.
   Die ersten 150 Verlagsjahre hat bereits Oscar Beck dargestellt in der Einleitung zu der im Jahre 1913 erschienenen Jubiläumsschrift: Verlagskatalog der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oscar Beck in München 1763–1913.
   Die Entwicklung des juristischen Verlagsteils in Grundzügen von den Anfängen an und in größerer Ausführlichkeit in den vergangenen 40 Jahren ist dargestellt in dem Werk: Juristen im Portrait. Verlag und Autoren in vier Jahrzehnten. Festschrift zum 225 jährigen Jubiläum des Verlages C. H. Beck. München 1988.
   Als bibliographisches Nachschlagewerk zur Verlagsgeschichte liegt vor: Bibliographie Verlag C. H. Beck 1913–1988. Bearbeitet von Albert Heinrich, München 1988.
   Zur Geschichte der Nördlinger Druckerei ist erschienen: Die C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen in den Jahren 1945 bis 1979. München 1980.
3. Einzelheiten hierzu in: Einladung ins 18. Jahrhundert. Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck im 225. Jahr seines Bestehens. München 1988, S. IX ff. und S. 379 ff.
4. Zum Beispiel in: Johann Caspar Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben. 3 Bände. Nördlingen 1884.
5. Verlagskatalog C. H. Beck 1763–1913, S. 72.
6. Festschrift 1963, S. 135.
7. Vgl. Festschrift 1963, S. 171 ff.
8. Festschrift 1963, S. 171.
9. Ausführlichere Würdigungen einiger der genannten Mitarbeiter finden sich in: Juristen im Portrait. Verlag und Autoren in vier Jahrzehnten.

ALEXANDER DEMANDT

Das Jubiläum

Wir leben in einer Zeit der Jubiläen. Täglich erinnern uns Zeitung und Fernsehen, Plakate und Prospekte, Briefmarken und Schaufenster an historische Ereignisse, die just in diesem Jahre ein ehrwürdiges Alter erreicht haben. Geburts- und Todesjahre bedeutender Persönlichkeiten, Daten der jüngeren wie der älteren Geschichte, private und öffentliche, begrüßenswerte und bedauerliche, wichtige und unerhebliche Tatsachen werden bedacht. Nur eine Bedingung müssen sie erfüllen: Sie müssen sich jähren. Angesichts dieses Jubel-Trubels erhebt sich die Frage, woher er kommt, wohin er zielt und worauf das Geheimnis seiner Wirkung ruht.

Mit dem lateinischen Wort *iubilare* – «jubeln» – hat das Jubiläum ursprünglich nichts zu tun. Soweit wir wissen, gebrauchte zuerst der Kirchenvater Hieronymus um 400 n. Chr. bei seiner Übersetzung der Bibel ins Lateinische die Begriffe *iubelaeum* und *iubelaeus annus*. Im 25. Kapitel des 3. Buches Mose wird das «Feier- und Jubeljahr» geregelt. «Wenn ihr ins Land kommt, das Ich euch geben werde, so soll das Land seine Feier dem Herrn feiern.» In jedem siebten Jahr soll die Feldbestellung unterbleiben, und jedes fünfzigste Jahr soll am zehnten Tage des siebenten Monats, am Versöhnungstage, die Posaune, das verbesserte Widderhorn (*jobel*) erschallen, und dann sollen alle Immobiliengeschäfte rückgängig gemacht werden. In der griechischen Bibel, der Septuaginta, ist vom «Jahr des Ausruhens» die Rede (*anapausis*). Wir hören nicht, daß ein solches Hall- und Erlaßjahr jemals durchgeführt worden wäre. Die Verwirrung wäre beträchtlich gewesen. Der Grundgedanke aber ist ersichtlich: Es handelt sich um einen Akt des Gedenkens durch einen potenzierten Sabbat. So wie jeder siebente Wochentag arbeitsfrei sein soll, weil Gott am siebenten Schöpfungstage geruht hat, so werden auch im siebenten und nach sieben mal sieben Jahren die menschlichen Alltagsgeschäfte außer Kraft gesetzt. Durch den Bezug auf den Beginn der Periode ist das Jubeljahr zugleich ein Denk- und Dankfest für die Landnahme in Kanaan.

Zusätzliche Schwierigkeiten für die Durchführung dieses Jubeljahres lagen darin, daß die alten Israeliten keine Zeitrechnung besaßen. Die Weltära ist erst später aufgekommen. Im 3. Jahrhundert n. Chr. datierte der christliche Chronograph Julius Africanus die

Schöpfung auf den 1. September des Jahres 5508 v. Chr. Die im Mittelalter gebräuchliche Weltära der Juden setzte die Erschaffung der Welt auf den 7. Oktober 3761 v. Chr. Vorstellungen dieser Art sind lange lebendig geblieben. Luther datierte die Schöpfung auf 3960 v. Chr., und Beethoven notierte 1816 in sein Tagebuch: «Unsere Weltgeschichte wird 5816.»

Gedenkfeste an geschichtliche oder doch als geschichtlich betrachtete Vorgänge sind in der jüdischen Tradition nicht ungewöhnlich. Das bedeutendste Fest der Juden, Passah, erinnert an den Auszug aus Ägyptenland, als «Staatsfest» im Jerusalemer Tempel wurde es zuerst 622 v. Chr. begangen. Das Purimfest gedenkt der Errettung der Juden durch Esther, die Geliebte des Perserkönigs Ahasver-Xerxes (485–465), und ist seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. bezeugt. Das Hanukka-Fest gemahnt an die Tempelweihe nach dem Makkabäer-Aufstand 164 v. Chr. Die großen Feste der Juden sind mithin Erlösungsfeste, die geschichtliche Erinnerung bewahren und das Vertrauen auf Jahwes Hilfe wachhalten sollen.

Bei den Griechen spielten Gedenkfeste dagegen keine Rolle. Die großen Agone in Olympia, Delphi, Nemea und Athen waren bestimmten Göttern geweiht, bezogen sich aber nicht auf die Wiederkehr eines Ereignisses. Die Geburt der Athena, die Himmelfahrt des Herakles, die Tempelweihe des Parthenon wurden keine Staatsfeste. Dennoch verdanken wir den Griechen die Nachricht, daß die Perser den Jahrestag eines historischen Ereignisses zu feiern pflegten. Nachdem Darius im Jahr 521 den (angeblich) falschen Smerdis, den Magier Gaumata, vom Thron gestoßen hatte, erhoben die Perser diesen als «Magiermord» bezeichneten Tag zum Jahresfest. Kein Magier, so berichtet Herodot (II 79), dürfe sich an diesem Tag der nationalen Befreiung auf der Straße sehen lassen, sonst erginge es ihm übel. Im Hellenismus gab es dann so etwas wie historische Gedenktage auch bei den Griechen. Es wurde gebräuchlich, den Geburtstag des Königs als den Tag seiner Epiphanie, seiner Menschwerdung, zu begehen.

Im Unterschied zu den Griechen haben die Römer zahlreiche historische Ereignisse durch Gedenkfeste gefeiert. Unter Augustus hat Ovid in seinen ‹Fasten› die Feste Monat für Monat in Distichen beschrieben. Wichtige Quellen sind zudem die – oft inschriftlich – erhaltenen Kalender. Sie variieren zwar von Ort zu Ort, von Zeit zu Zeit, stimmen aber in ihren Grundzügen überein. Berühmt sind vor allem das Feriale Duranum aus der Grenzstadt Dura-Europos am Euphrat, wo militärische und zivile Feste der Zeit um 230

n. Chr. verzeichnet sind, und der Filocalus-Kalender von 354 n. Chr., in dem sich die heidnischen mit den christlichen Festen mischen.

Die ältesten Anniversarien der Römer waren religiöser Natur. Einzelne Götter wurden an ihrem Geburtstag gefeiert, so Jupiter am 1. September, Vesta am 9. und die Musen am 13. Juni. Jährlich zelebrierte man die Wiederkehr der Tempelweihtage. Sie waren in den Priesterannalen verzeichnet und wurden durch ein öffentliches Opfer (*sacrificium publicum*) begangen. Auch militärischer und politischer Vorfälle wurde gedacht. Das früheste Beispiel ist der «schwarze Tag von der Allia», der *dies ater Alliensis,* an dem die Römer eine Niederlage durch die Kelten erlitten hatten. Aus späteren Festkalendern wissen wir, daß der Tag auf den 18. Juli fiel; das Jahr ist ungewiß (390 oder 386 v. Chr.). Von Augustus ist bekannt, daß er den Tod des Quinctilius Varus 9. n. Chr. im Kampf gegen Arminius im Teutoburger Wald als Trauertag zu halten pflegte. Leider ist das Datum selbst nicht überliefert, sonst wäre es im 19. Jahrhundert gewiß zum deutschen Nationalfeiertag erhoben worden. Die Enzyklopädie von Ersch und Gruber setzt das Datum auf dem 9.9.9. n. Chr., jedoch beruht dies auf einer unbegründeten Mutmaßung aus dem Jahre 1818. Die historischen Gedenktage der Römer waren mitnichten reine Jubelfeste.

Dennoch überwogen natürlich die weißen die schwarzen Jubiläen. Seit 46 v. Chr. gab es die Siegesfestspiele Caesars. Augustus stiftete einen Fünfjahres-Agon für seinen Sieg über Antonius und Kleopatra am 2. September 31 v. Chr. bei Actium. Die Rückkehr des Augustus am 12. Oktober 19 v. Chr. aus dem Orient wurde als *Augustalia* in den Staatskalender aufgenommen. Die Zahl der Gedenkfeste nahm zu, und das führte zu einer Kurzlebigkeit vieler Jubiläen. Wenn das Andenken eines Kaisers der *damnatio memoriae* verfiel, dann wurden auch seine Feste kassiert, so die *Neronia* im Jahre 68 n. Chr.

Stets gefeiert wurden der Geburtstag und der *dies imperii* («Krönungstag») des regierenden Kaisers, die Quinquennalien nach 5, die Decennalien nach 10, die Vicennalien nach 20 und die Tricennalien nach 30 Amtsjahren. Letztere erreichten nur wenige Kaiser, so Augustus und Constantin. Dabei gab es Zirkusspiele, Gladiatorenkämpfe, Wagenrennen, öffentliche Speisungen, Spenden an Volk und Heer, triumphale Umzüge, Staatsopfer, Reden im Senat und Bankette. Wenn auf römischen Münzen die Legende «VOTIS X MULTIS XX» auftaucht, so heißt das: Der Kaiser feiert seine zehnjäh-

rige Regierung, und wir haben den Göttern Gelübde geleistet, damit er noch viele Jahrzehnte regiert.



Die Vergöttlichung der Kaiserin Sabina
Relief, Rom, Palazzo dei Conservatori

Das größte Gedenkfest Roms galt dem Geburtstag der Stadt am 21. April (753 v. Chr.). Alljährlich wurden die Palilien an diesem Tage gefeiert. Von besonderem Glanze waren die Säkularfeiern. Wir verstehen unter *saeculum* ein «Jahrhundert». Die Etrusker indes definierten es als die längste Lebensdauer eines Menschen, bisweilen wurden dafür 110 Jahre angenommen. Augustus beging 17

v. Chr. seine berühmte Säkularfeier, zu der Horaz das *carmen saeculare* verfaßte. Kaiser Claudius, der selbst sich als Historiker versuchte, feierte im Jahre 47 die Achthundertjahrfeier der Stadt, von der Datierung her verständlich. Wieso dann bereits Domitian 88 wiederum ein solches Fest beging, wüßten wir, wenn wir den Bericht des Tacitus besäßen, der als Prätor daran teilgenommen hat. Durchgesetzt hat sich die Berechnung des Claudius. Denn 147 zelebrierte Antonius Pius die 900-Jahrfeier und 248 Philippus Arabs das *Millenarium Romae*.

Die Tausendjahrfeier Roms fiel in eine trübe Zeit. An allen Grenzen tobten die Kämpfe gegen die Barbaren, im Inneren rangen meist mehrere Anwärter um den Caesarenthron. Der damals regierende Kaiser war der Sohn eines Araberscheichs, der als Anführer der Leibgarde den vorherigen Kaiser Gordian III ermordet hatte. Die Wirren der Zeit erlaubten die Abhaltung des *annus millesimus* erst nach dessen Ablauf. Für 248 hatten der Kaiser und sein gleichnamiger Sohn höchstselbst das Jahreskonsulat übernommen. Die schon von Gordian für seinen Persertriumph nach Rom geschafften Tiere verwendete nun Philippus, um sie im Colosseum abschlachten zu lassen. Die ‹Historia Augusta› (Gord. 33) schreibt von 32 Elefanten, 10 Elchen, 10 Tigern, 60 zahmen Löwen, 30 zahmen Leoparden, 10 Hyänen, 6 Nilpferden, 1 Nashorn, 10 Giraffen, 10 weißen (oder wilden?) Löwen (*argoleones*), 20 Wildpferden, 20 Wildeseln *et cetera huius modi animalia innumera et diversa*. Tausend Paare staatlicher Gladiatoren traten auf. Gewiß war die Tausendjahrfeier Roms das blutigste Jubiläum aller Zeiten, und es verwundert etwas, daß Eusebios und Orosius zu beweisen suchten, Philippus Arabs sei der erste (heimliche) Christ auf dem Kaiserthron gewesen. Die Kirchenväter sahen darin eine besondere Gunst Gottes gegenüber Rom, der die Ehre dieses Festes keinem Heiden habe überlassen wollen.

Das größte war zugleich das letzte Säkularfest der Ewigen Stadt. Constantin konnte 313 den Turnus von 110, sein Sohn Constantius II 348 den von 100 Jahren fortführen, beide unterließen es. Diese Gleichgültigkeit gegenüber der Tradition wird den Kaisern von altgläubigen Autoren zum Vorwurf gemacht. Aurelius Victor und Zosimus sahen darin Anzeichen für den Niedergang des Imperiums.

So wie das profane Jubiläum, so sind auch unsere Worte «Feier», «Fest» und «Ferien» antiken Ursprungs. Alle drei gehen auf lateinisch *fas* – «göttliches Recht» zurück. Die *fasti* waren der römische

Festkalender; er unterschied zwischen *dies fasti,* an denen es rechtens war zu arbeiten, und *dies nefasti* oder *feriae,* an denen Arbeit, Rechtsprechung usw. unerlaubt waren. Es gab *feriae privatae* und *feriae publicae,* durch Senatsbeschluß festgesetzt. *Festi dies* waren außer den Staats- und Götterfesten noch die allmonatlichen Kalenden, Nonen und Iden. An ihnen erlaubte das Aufwandsgesetz des Augustus einen höheren Tafelluxus. An Werktagen (*dies profasti*) durfte der Römer höchstens für 200 Sesterzien speisen, an Festtagen für 300, an Hochzeiten mit dem Abtrunk am Folgetag für 1000. Die Absicht war, den Sittenverfall aufzuhalten.

Die für das Mittelalter kennzeichnenden christlichen Feste sind teils durch jüdische, teils durch römische Überlieferungen geprägt. Das Christentum feiert keine Naturereignisse wie Sonnenwende, Frühling oder Ernte, sondern Geschichtsereignisse der *historia sacra,* die allenfalls nachträglich mit Naturereignissen verknüpft worden sind. Das älteste und wichtigste Kirchenfest, Ostern, schließt an das jüdische Passah-Fest an und gedenkt der Auferstehung Christi. Der Streit um das «richtige» Osterdatum ist in der frühen Kirche mit einer unvorstellbaren Erbitterung geführt worden. Kreuzigung und Himmelfahrt sind gleichfalls als Festtage begangene «historische» Ereignisse. Das Pfingstfest erinnert an die Ausgießung des Heiligen Geistes, es gilt als «Geburtstag» der Kirche. Weihnachten wurde erst im 4. Jahrhundert populär, denn der Geburtstag Jesu ist nicht überliefert und wurde wahrscheinlich unter Constantin auf den Geburtstag des Sonnengottes verlegt.

Die Christen haben die römische Sitte der Geburtstagsfeier abgelehnt. Der «Eintritt der Seele ins Fleisch» schien ihnen weniger begrüßenswert als deren «Austritt». Programmatisch wurde der Todestag als der wahre Geburtstag bezeichnet und gefeiert. «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?» fragt Paulus im Römerbrief (7, 24). Auf den frühchristlichen Grabsteinen wird in der Regel nicht der Geburtstag, sondern nur das Sterbedatum vermerkt, allerdings nicht – zum Kummer der Historiker – das Jahr, sondern nur der Tag, damit die Fürbitte den rechten Zeitpunkt nicht verpasse. Die Christen feierten den Geburtstag nur für Jesus, für Johannes den Täufer und aus unbekannten Gründen für die Heilige Agnes.

Das *anniversarium defunctorum* für Märtyrer wurde seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. begangen. Nach und nach füllte sich der Kalender mit Namen von Heiligen. In den ‹Acta Sanctorum› publizierten die Jesuiten seit 1643 inzwischen 70 Bände mit legendä-

ren Lebensbeschreibungen der täglich zu bedenkenden Heiligen, oft Dutzende an einem einzigen Tage. Die Heiligenfeste sind mit der Fürbitte zugunsten der unerlösten Seelen verbunden. Seelenämter am Todestag für private Stifter dienten namentlich seit dem hohen Mittelalter der Abkürzung des Fegefeuers.

Das spätmittelalterliche Ablaßverfahren hat den Gedanken der Säkularfeier wieder aufleben lassen. Am 22. Februar 1300 verkündete Papst Bonifaz VIII einen vollständigen Ablaß allen Pilgern, die anläßlich des «Heiligen Jahres» in Rom eine bestimmte Anzahl von Gottesdiensten mitmachten. Der Erfolg war überwältigend, Tausende von Fremden strömten nach Rom. Bonifaz hatte an eine Wiederholung zu jedem vollen Jahrhundert gedacht. Auf Bitten der römischen Geschäftsleute verringerte Clemens VI die Frist auf 50 Jahre, Urban VI auf 33, Paul II auf 25 Jahre. Das profanierte Interesse erregte den Zorn Luthers, der gegen das Jubeljahr 1525 von der Kanzel «protestierte».

Über das Aufkommen weltlicher Gedenkjahre in der Neuzeit ist merkwürdig wenig bekannt. Hier wurde die römische Tradition durch das Mittelalter unterbrochen. Ob Karl der Große wußte, daß seine Kaiserkrönung in das runde Jahr 800 fiel, ist unsicher. Er hätte es wissen können, denn die Zeitrechnung *ab incarnatione Domini* gab es seit dem 6. Jahrhundert, und seine eigene Kanzlei hat sie gelegentlich verwendet. Als Kaiser Friedrich II am 21. April 1247 durch seinen Notar und Kaplan Walter von Ocra aus Capua den Heiratsvertrag für seinen Sohn Manfred Lancia und Beatrix von Savoyen aufsetzen ließ, da ahnte keiner der Beteiligten, daß es sich exakt um den 2000. Geburtstag der Stadt Rom handelte. Angesichts der Romideologie des letzten Stauferkaisers ist das eine negative Tatsache von Rang.

Die mittelalterlichen Jahresfeste besaßen einen weltlichen Aspekt von wachsender Bedeutung, das lehren die mit der Kirchweihe verbundenen Jahrmärkte. Der Übergang aus der sakralen in die profane Feiersitte zeigt sich im Gedenken an den Reformationstag, der 1617, 1717, 1817 mit steigender Anteilnahme gefeiert wurde. Im europäischen Rahmen hat die Französische Revolution das Festwesen säkularisiert. Damit treten wir in die Epoche des Historismus ein, für den das Jubiläum zum selbstverständlichen Zeremoniell gehört.

Worauf beruht nun der Erfolg der zu bestimmten Terminen erleichterten Vergegenwärtigung von Vergangenem? Sie liegt in der Strukturdifferenz zwischen historischer und natürlicher Zeit.

Die geschichtlichen Ereignisse sind jeweils neu, wenn sie eintreten, und unwiederbringlich, wenn sie vergangen sind. Für den natürlichen Zeitrahmen, in dem wir sie erleben, gilt das nicht. Tageszeiten und Mondphasen, Jahreszeiten und Gestirnskonstellationen kehren wieder. Entsprechend der Länge unseres Lebens ist das Jahr der bevorzugte dieser Zyklen. Das Wort «Jahr» hängt zusammen mit lateinisch *ver,* griechisch *(w)ear* und bedeutet ursprünglich «Frühling». So lesen wir: «Der Knabe zählte zwölf Lenze» und verstehen «Jahre». Der Jahrestag eines Ereignisses bringt dessen natürliche Umstände wieder, zu denen wir das Ereignis gedanklich leicht ergänzen.

Die kleineren und größeren Zeiteinheiten besitzen für die historische Reminiszenz eine geringere Bedeutung. Man kann die Stunde seiner Geburt nicht täglich, den Tag nicht wöchentlich oder monatlich feiern. Der Festcharakter ginge verloren. Ebenso bleiben die über das Jahr hinausgehenden kosmischen Perioden ungeeignet, sie sind zu lang und unanschaulich. Der Rhythmus «alle Jahre wieder» hingegen bietet sich an.

Die Zahl der bedenkenswerten Ereignisse ist inzwischen so gewachsen, daß zumindest in Deutschland keines außer dem Weihnachtsfest einen unbestrittenen Vorrang oder einen Besitzanspruch auf einen bestimmten Kalendertag behaupten konnte. Der 9. November z. B. trägt außer den bekannten Ereignissen der Zwischenkriegszeit die Einweihung von San Giovanni in Laterano, *caput et mater omnium ecclesiarum,* den Staatsstreich Napoleons I 1799, die Hinrichtung Robert Blums 1848, die Marokko-Rede August Bebels von 1911, in der er dem lachenden Reichstag den militärischen Kladderadatsch voraussagte, den Untergang der «Emden» 1914, den Tod von Chaim Weizman 1952 und den von Charles de Gaulle 1970. In solchen Fällen entsteht ein konfus-kontroverses Kondominium mehrerer Ereignisse am selben Datum, und sofern an ihm eine Fahne gehißt, nach ihm eine Straße benannt ist, muß man die Senatsprotokolle studieren, wenn man wissen will, woran man denken soll. Daß die *Rue du Quatre Septembre* in Paris an die Ausrufung der Republik 1870 erinnern will, die *Via XX Settembre* in Rom an den Einzug der Truppen Garibaldis im selben Jahr, ist schwerlich jedem Passanten klar.

Wenn wir heute von Jubiläen sprechen, denken wir an das Vielfache von Jahren. Die Römer nannten den Zeitraum von fünf Jahren ein *lustrum,* wonach Sühnopfer fällig waren. Bei anderen Völkern spielt die Summe von 7, 12 oder 40 Jahren eine besondere

Rolle. Spaßvögel feiern «Schnapszahlen» wie 11, 22, 33 etc. Für uns sind die im Dezimalsystem ausgezeichneten Zahlen privilegiert, d. h. die einfachen und leicht zu merkenden «runden» Zahlen der Zehner, Hunderter, Tausender. Das Rangkriterium ist die Zahl der Nullen hinter der Leitziffer. Die Zahlenskala besitzt eine potenzierende Periodizität, die auf der einfachen Periodizität der Jahresfolge aufbaut. Grundlage des Zehnersystems sind unsere Finger. Das Wort «Zehn» bedeutet ursprünglich «zwei Hände voll», das Wort «Hundert» heißt die «große Zehn» und das Wort «Tausend» die «große Hundert». Die Azteken rechneten mit Fingern und Zehen und hatten demgemäß ein Zwanzigersystem. Völker ohne periodisierendes Zahlensystem oder ohne Jahresrechnung können diese periodengebotene Auffrischung der Erinnerung, diese aktualisierende Magie der runden Jahreszahl nicht empfinden. Sie verfügen nicht über die Psychologie des Jubiläums und müssen durch das Ritual der Totenbeschwörung die Geister der Verstorbenen aus der Vergessenheit heraufzwingen.

So wie für die erfolgreiche Beschwörung die Sterne am richtigen Ort stehen müssen, so ist auch das Jubiläum an den rechten Zeitpunkt gebunden. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Die Fälligkeit verleiht dem Gedenken die Weihe, man beugt sich dem Gebot der Stunde wie einer höheren Macht. Die unverfügbare Gelegenheit, die man erfassen und verpassen kann, öffnet dem Spender den Säckel für die Kosten des Festes, wie der Berg seine Schatzhöhle nur alle hundert Jahre preisgibt.

Der chronologische Anlaß mag noch so gering sein, aber er darf nicht fehlen. Wenn in einer frühmittelalterlichen Urkundensammlung wie dem Codex Laureshamensis oder dem Fritzlarer Stiftsurbar Dutzende von Dörfern zugleich das erste Mal erwähnt werden, dann jubilieren sie zum selben Jahr, mögen auch die wahren, aber unbekannten Gründungsdaten Jahrhunderte auseinander liegen.

Wer ein Jubiläum zum falschen Zeitpunkt feiert, macht sich lächerlich. Das passiert leicht bei Ereignissen aus der Zeit vor Christi Geburt. Denn die Konsuln des Jahres 1 n. Chr. folgen unmittelbar auf die Konsuln des Jahres 1 v. Chr., so daß es kein Jahr Null gibt. Darum erhalten wir bei der Addition der vorchristlichen und der nachchristlichen Jahre ein Jahr mehr, als wirklich verflossen sind. Wir müssen mit dem Feiern stets noch ein Jahr warten. Der Grund für diese Diskrepanz liegt darin, daß Dionysius Exiguus im 6. Jahrhundert das erste Jahr nach der Inkarnation mit dem 1. Januar des Jahres 754 nach der Gründung Roms beginnen ließ und später das

erste Jahr vor der Geburt Christi mit dem 31. Dezember 753 *ab urbe condita* schloß. Rein rechnerisch hat Jesus zwei Geburtsmomente: den 1. Januar 1 n. Chr. 0 Uhr 0 und den 31. Dezember 1 v. Chr. 24 Uhr 0. Da somit, sagen wir, vom 17. August 1 vor bis zum 17. August 1 nach Christus nur ein einziges Jahr verflossen ist, hat Mussolini die 2000-Jahrfeier für den 63 v. Chr. geborenen Augustus 1937 ein Jahr zu früh gefeiert. Der letzte Schah von Persien hat 1971 mit seiner 2500 Jahresfeier für den 529 v. Chr. verstorbenen Reichsgründer Kyros zusätzlich das falsche Grab geehrt.



Feuerwerk vor dem Japanischen Palais
am Dresdner Hof 1718 anläßlich der Ordensvergabe
des Goldenen Vlieses an den Kurprinzen
Kupferstich von August Corvinus (1719)

Die Feier hebt das historische Datum, das Denkmal hebt den historischen Ort ins Bewußtsein. Das richtige Jahr besitzt für ein Gedenkfest ähnliche Authentizität wie der richtige Ort für eine Gedenkstätte. Dem Jubiläumswesen in der zeitlichen Dimension entspricht der Kultur-Tourismus in der räumlichen. Er hat aber seine Tücken. Weil die Ortsnamen auf unseren Atlanten keine Fußnoten haben, vergessen wir, daß Homers Ithaka und Caesars Rubico nicht sicher lokalisiert sind, daß der Berg Sinai seinen heutigen biblischen

Namen erst in constantinischer Zeit erhalten hat, daß der von Tacitus erwähnte *saltus Teutoburgensis* erst durch einen Bischof von Paderborn um 1600 mit dem zuvor «Osning» benannten Höhenrücken gleichgesetzt wurde. Von allen Streitfragen um die Varus-Schlacht hat keine so viel Druckerschwärze verschlungen wie die um die Lokalisierung. Erst wenn diese gelungen ist, «besitzen» wir sie, können wir dem *genius loci* huldigen, der psychologisch dasselbe leistet wie der Kairos des Jubiläums: Er bringt uns die Geschichte näher, er weckt unsere Ehrfurcht. Wie hier das historische Interesse in kultische Gefühlsschichten hinabwurzelt, erfährt man bei der Beobachtung amerikanischer Touristen im Heiligen Land.

Das gegenständliche Schwesterstück zu Tatzeit und Tatort ist das historische Original, die Reliquie. Auch sie vermittelt Erinnerung durch ihre distanzverkürzende Bannkraft. Selbst in dem aufgeklärten Amerika gibt es historische Reliquien: den Revolver, mit dem Abraham Lincoln erschossen wurde, die letzten Krümel der Bostoner Tea-Party, die allerletzten Splitter vom Holz der Mayflower. Sofern die Echtheit hinreichend beglaubigt ist, lassen sich für solche Relikte beträchtliche Auktionspreise erzielen. Allerdings reichen sie nicht an mittelalterliche Reliquienwerte heran. König Heinrich I überließ 935 gegen die «heilige Lanze» dem Burgunderkönig die Stadt Basel. Thomas Palaiologos, der letzte Erbe von Byzanz, nahm auf der Flucht vor den Türken 1460 den Schädel des Apostels Andreas mit nach Italien.

Die pyrrhonische Frage, wem diese hochverehrten Körperteile einmal wirklich gehört haben, verführt zu einem lästerlichen Gedankenspiel. Dessen Umkehrung jedoch ist heilsam: Wer weiß, wie oft wir aus Unkenntnis respektlos sind? Die römischen Denare, die Judas für seinen Verrat empfing, liegen vielleicht in einer Vitrine des Ha'aretz-Museums. An dem Ort zwischen Mansfeld und Erfurt, wo im Juli 1505 ein Blitz Luthers Gelübde auslöste, ins Kloster zu gehen, fährt man gedankenlos vorüber. Der Hochzeitstag von Sokrates und Xanthippe, die Damaskus-Vision des Apostels Paulus, die Fällung der Donar-Eiche durch Bonifatius könnte sich just heute jähren, ohne daß wir es ahnen. So ließe sich ein Promemoria für undatierte Denkwürdigkeiten einrichten, analog dem Grab des Unbekannten Soldaten oder dem Allerheiligenfeste.

Der aufgeklärte Zeitgenosse, der sich dem Zauber der Authentizität entzieht, der gegen historische Sinnbilder das wirkliche Leben ausspielt, kann sich auf die Zahmen Xenien berufen:

Die geschichtlichen Symbole
Thörig, wer sich wichtig hält;
Immer forschet ihr ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

Trotz Goethe ist die Faszination symbolhaltiger Gegenstände, Örtlichkeiten und Jubeljahre offenkundig. Da die meisten Menschen alltags andere Dinge zu tun haben, als sich der Geschichte zuzuwenden, ist es gar so dumm nicht, wenn sie sich von der Gelegenheit verführen lassen, die ein geschichtsträchtiger Ort, ein denkwürdiger Zeitpunkt mit sich bringt. Das Jubiläum bietet einen Kompromiß zwischen dauerndem Erinnern und völligem Vergessen.

Fragen wir nach den Interessen am organisierten Gedenken, so geraten wir in die Politik. Jubiläen sind Instrumente kollektiver Selbstdarstellung, Gruppenbildungsrituale. Die Erinnerung an gemeinsame Vergangenheit beflügelt zur Gestaltung gemeinsamer Zukunft. Die platonische Akademie im römischen Athen beging alljährlich am 7. Mai den Platon-Tag, den Geburtstag ihres Stifters. Entsprechendes hat die Preußische Akademie der Wissenschaften, die neben dem Geburtstag Friedrichs des Großen am 24. Januar (1712) auch den von Leibniz am 1. Juli (1646) feierte. Die Archäologischen Gesellschaften gedenken am 9. Dezember ihres Archegeten Winckelmann, der an diesem Tag 1717 in Stendhal geboren wurde. Silberne und Goldene Hochzeit, Vereins-, Stadt- und Firmenjubiläen sind ebenso in die Zukunft wie in die Vergangenheit gerichtet. Das Betriebsjubiläum gehört zu den vertrauenschaffenden Werbemaßnahmen, die auf das Trägheitsgesetz abheben: Was so lange schon besteht, das besteht noch lange weiter. Jedes Jubiläum trägt einen Januskopf.

Auch Völker und Staaten bedienen sich der periodischen Erinnerung in politischer Absicht. Die alten Israeliten fanden ihren Zusammenhalt durch die Tradition des Exodus, die alten Griechen durch den Mythos vom Trojanischen Krieg. Die Amerikaner haben den Tag ihrer Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776, die Franzosen den Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789, die Russen den Zweiten Allrussischen Sowjetkongreß vom 7. November 1918 zum Staatsfeiertag erklärt. In allen drei Fällen legitimiert man sich durch Kanonisierung einer Revolution, durch Tradierung eines Traditionsbruches.

Der deutsche Nationalismus hat in seiner Blütezeit zwischen Napoleon und Hitler eifrig Gedenkfeste gefeiert. Die Völker-

schlacht bei Leipzig ist bereits im folgenden Jahre als Nationalfeiertag begangen worden. Das zeigt die 1815 erschienene Schrift eines gewissen Karl Hoffmann: ‹Des Teutschen Volkes feuriger Dank- und Ehrentempel oder Beschreibung, wie das aus zwanzigjähriger französischer Sklaverei durch Fürsten-Eintracht und Volkskraft gerettete Teutsche Volk die Tage der entscheidenden Völker- und Rettungsschlacht bei Leipzig am 18. und 19. Oktober 1814 zum erstenmale gefeiert hat.› Das von der Jenenser Burschenschaft ausgeschriebene Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 feierte das Tagesjubiläum der Völkerschlacht und das Säkularjubiläum der Reformation. Noch populärer war der Sedanstag. Inzwischen ist er so gründlich vergessen, daß nicht einmal mit Hilfe der Brockhaus-Enzyklopädie festzustellen ist, ob er am 1. oder 2. (sic) September gefeiert wurde.

Jubiläen bewahren Geschichte, aber die Geschichte verändert die Jubiläen. Dasselbe Ereignis kann, je nach Umständen, als Freuden- und als Trauerfest begangen werden. Die Hinrichtung Ludwigs XVI von Frankreich am 21. Januar 1793 und der 30. Januar 1933 waren fünf Jahre später Grund zum Jubel und dreißig Jahre später Anlaß zur Beschämung. Die Kaiserproklamation Wilhelms I am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles zitierte die Königskrönung Friedrichs I am 18. Januar 1701 und wurde ihrerseits zitiert von Poincaré, als er bewußt am 18. Januar 1919 im selben Saal die Friedenskonferenz eröffnete. Spiegel- oder Kettenjubiläen dieser Art fallen auch auf den schon genannten 9. November. Aus Protest gegen die Ausrufung der «Juden-Republik» 1918 marschierte Hitler 1923 an diesem Tage vor die Feldherrnhalle, und Goebbels unterstrich die Nazifizierung des Termins durch die «Reichskristallnacht» am 9. November 1938. Dieselbe Beschlagnahme eines bekannten Datums widerfuhr dem Walpurgistag, dem 1. Mai. Als sozialistischer Feiertag erst in Amerika, dann in Europa begangen, wurde er von der Katholischen Kirche «Joseph, dem Arbeiter» gewidmet und von Hitler als «Tag der Arbeit» zum arbeitsfreien Feiertag erhoben.

Die Vereinnahmung populärer Feste ist eine alte religionspolitische Maßnahme. Im Zuge der Christanisierung sind zahlreiche heidnische Feste umgewidmet worden. Tag und Brauch blieben bestehen, aber der Anlaß wurde ausgewechselt. Die Feier der Geburt Christi zur Wintersonnenwende und die Johannes des Täufers zur Sommersonnenwende sind die bekanntesten Beispiele. Dasselbe wie heiligen Daten widerfuhr heiligen Orten. Hunderte von



Titelblatt der im Vorwärts-Verlag Berlin 1894
erschienenen Maizeitung

heidnischen Kultstätten wurden christlich «übergründet». Traditionen können zäh sein. Auch wenn ihr ursprünglicher Sinn verloren ging, ist es oft leichter, sie umzufärben als sie abzuschaffen, denn die Zweck-Mittel-Relation des Feierns ist labil.

Die Menschen wollen feiern. Man kann die wachsende Zahl der Jubiläen begrüßen, denn sie bezeugt ein anhaltendes Interesse an Geschichte. Man kann sie auch bedauern, weil die Menge der Ge-

denkanlässe die wirklich würdigen überwuchert. Antiquarische Nostalgie, ökonomische Interessen und politische Machtansprüche bedienen sich aus der historischen Jubeltruhe. Vielleicht ist das auch ein Kompensationsphänomen. Die Tausendjahrfeier Roms fällt in die Zeit des Niedergangs. Die Zweitausendjahrfeier für Augustus läutete Mussolinis Sturz ein. Die Zweitausendfünfhundertjahrfeier des Schahs von Persien war ein letztes Aufleuchten monarchisch-imperialen Glanzes. Die beschworene Geschichte ist bisweilen ein unzuverlässiger Bundesgenosse. Als die Heiligen Jahre der katholischen Kirche ihre dichteste Folge erreicht hatten, kam die Reformation. Also sparsam mit den Gedenkfesten! Sonst behält Christian Morgenstern mit seinem Ukas recht:

Durch Anschlag mach ich euch bekannt,
heut ist kein Fest im deutschen Land.
Drum sei der Tag für alle Zeit
zum Nichtfest-Feiertag geweiht.

WALTHER KILLY
Jugend vor 200 Jahren

Unter dem Dach des Schneidermeisters Harnisch zu Wilsnack in der Prignitz ging es während der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts bescheiden, aber nicht ärmlich zu. Handwerk und Viehwirtschaft gewährten «eine gewisse Wohlhabenheit. Ich wuchs auf», so berichtet der Sohn (einzig überlebendes Kind übrigens von 12 Kindern, welche die Mutter geboren) «ich wuchs auf, wie Handwerkskinder in kleinen Ackerstädten aufwachsen». Wilsnack, im Mittelalter Wallfahrtsort mit einer imponierenden Kirche, mochte 1200 Einwohner zählen, heute sind es 2500. Im Hause lebten die Familie und eine Magd, dazu kamen in guten Zeiten vier Gesellen und ein Lehrling. Der Tag hatte seinen ordentlichen Verlauf, bei Tische sprachen nicht nur der Vater, sondern auch Mutter und Sohn ein Gebet. Des Sonntags wurde die Kirche besucht, oft zweimal, und eine Predigt mochte jedenfalls eine gute Stunde dauern. Nicht genug damit: das Porstsche Gesangbuch spielte eine bedeutende Rolle, und die ersten Schauer der Poesie wehten das Kind an aus Paul Gerhardts Vers: «Heut als die dunkeln Schatten mich ganz

umgeben hatten, hat Satan mein begehret ...» Wir werden der gleichen Erfahrung wieder begegnen bei unserm Freund Schumacher, der als Knabe während eines Gottesdienstes bei langweiliger Predigt auf das seither vergessene Lied stieß: «O Ewigkeit, du Donnerwort, O Schwert, das durch die Seele bohrt! O Anfang sonder Ende! O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit! Ich weiß vor großer Traurigkeit nicht, wo ich mich hinwende ... Ihm wurde unwohl und körperlich schwindelig während des Lesens.»

Im Hause Harnisch kam zum Tischgebet noch das Morgen- und Abendgebet sowie das sonntägliche Vorlesen der Spangenbergschen Postille. Zwar war der Vater ein frommer und strenger, zuweilen jähzorniger Mann, aber von Frömmelei oder gar Bigotterie war nichts zu spüren. Der Geist der Aufklärung, der in Berlin vorherrschte, hatte die entlegene Provinz noch keineswegs erreicht, in der die Lebensweise nur sehr langsam sich veränderte. Im Hof des Hauses waren Stallungen und vor allem der Brunnen, den der Nachbar, ein Schmied, mitbenutzte, weil er kein eigenes Wasser besaß. Der andere Nachbar war ein Stellmacher, und so nimmt es nicht wunder, daß das Kind frühzeitig die Handgriffe dreier Handwerke kennenlernte; beim Auftrennen alter Kleider (gutes Tuch hielt sehr lange und wurde gewendet) mußte er ohnehin in der väterlichen Werkstatt helfen. Es gab Schelte, als Wilhelm danebenschnitt. Späterhin, auf dem Gymnasium in Salzwedel, wohnte er bei einem Schuster, der große Reitstiefel machte; so kannte er zwar nicht tätig, aber aus der Anschauung vielerlei Handwerk, welches immer noch für die Bedürfnisse des Alltags sorgte.

Dazu kam, natürlich, der Umgang mit allem, was man heute unter Landwirtschaft begreift, die damals in der Ackerstadt zum Alltag gehörte. An den Hof schloß sich der Hausgarten an – gedüngt mit dem Mist aus dem Schafstall –, voller Obst und Gemüse. So weit es der ernst genommene Schulbesuch erlaubte, mußte bei Garten- und Feldarbeit geholfen werden, mußten Mohrrüben und Schoten für die Küche geholt, Birnen und Pflaumen gepflückt werden, welche die einzige Süßigkeit waren, neben dem Honig natürlich. Man denke sich all dies nicht zu idyllisch, denn wenn im Herbst die Bohnenstangen von den Ranken befreit oder die Kohlstrünke gehackt werden mußten, so war es schon kalt oder feuchter Schnee fiel. Merkwürdig ist, daß unter diesen Tätigkeiten das sommerliche Hüten der Bienen im Garten als langweiligste Aufgabe in Erinnerung blieb; es galt, stundenlang aufzumerken, ob sie schwärmen wollten. Rückblickend schrieb der alte Mann: «Der

größte Gewinn, den ich von den Hütearbeiten hatte, bestand in der Geduld, die mir ein wenig eingeübt wurde.» Aber das ist eine pädagogische Betrachtung, die nachträglich die kindliche Langeweile mildern sollte.

Von der ersten Schulzeit wird uns nicht viel berichtet, und so müssen wir uns noch ein wenig gedulden, bis wir von andern genauer erfahren, wie es damals in der Schreib- und Rechenschule zuging. Die Schuljahre insgesamt, das Gymnasium einbegriffen, sind für Wilhelm nach seinen Worten Leidensjahre gewesen, so wie sie es bis heute oft genug sind. Viel Schläge gehörten dazu, jedenfalls anfänglich, und die frühe Demütigung, ein Eselsbild tragen zu müssen, weil das Einmaleins nicht recht wollte. Das war ein überall verbreitetes uraltes Erziehungsmittel; in Hamburg so hören wir, gab es gar Eselsohren zum Aufsetzen, zu schweigen von den disziplinarischen Mitteln des Eckenstehens und des immer gegenwärtigen Bakels. Das Schulgebäude war, wie vielerorts, mittelalterlich und düster. Ein Klosett gab es nicht, der Schulhof war der Friedhof, so daß auch neue Gräber bald zertrampelt waren, wenn die Kinder austreten mußten, «die Mädchen dicht an der Kirche, die Knaben auf der anderen Seite». Im Winter waren die Schulstuben schlecht geheizt, jeder Schüler mußte einen Kloben Holz mitbringen, auch dies ein weit verbreiteter Brauch.

Aber Wilhelms Vater, der Schneidermeister, trachtete danach, seinen Sohn aus der Enge dieser Verhältnisse zu lösen. Mag es eine Wirkung seiner Frömmigkeit gewesen sein («Er wollte etwas Anderes in der Welt als blos essen und reich werden»), die Einsicht in die Mühen der Bauern, die Bekanntschaft mit kleinen Handwerkern, die nur kümmerlich existieren, oder eine Mischung all dieser Gründe – genug, er eröffnete schon dem Achtjährigen, daß er ihn zum Beruf des Predigers bestimmt habe. Das war keineswegs gewöhnlich und zeugte von der Selbständigkeit des Mannes, dessen Vater auch Schneidermeister gewesen. Von seinem Realitätssinn zeugte es nicht, denn auch die lockenden Farben, mit denen er dem Kind das Dasein eines Pfarrers schilderte, hatten (dem Pfarrer von Grünau zum Trotz) in der Wirklichkeit keine Entsprechung. Wenn der «Nachmittagsprediger vorbeischlenderte, um sich auf der Kegelbahn an den Alltagen von der Sonntagspredigt zu erholen», sagte der Vater: «Siehe, so kannst du es auch haben, wenn du Prediger bist, ein Handwerksmann aber muß sechs Tage in der Woche von früh bis spät arbeiten. Als eine Vorhalle der Pfarrherrlichkeit ward mir auch das Hauslehrerleben in den adligen Häusern

gezeigt: am Herrschaftstisch alle Tage essen, wol auch täglich Wein trinken, ausfahren und so fort.» In Wahrheit waren die Pfarrstellen rar, das Kandidatenleben ein endloses Warten in erniedrigenden Hofmeisterstellen. Aber das Studium der Theologie war der nahezu einzige Weg für die Angehörigen der einfachen Stände, um Eintritt zu finden in die akademische Welt.

Voraussetzung war für die meisten der Besuch eines Gymnasiums. Gymnasien waren dünn gesät, zumeist alt und oft in den Gebäuden vormaliger Klöster oder in bescheidenen Unterkünften untergebracht. In Wilsnack wurde ruchbar, daß Meister Harnischs Sohn studieren sollte, nicht nur weil er Lateinstunden beim Herrn Rektor und Klavierstunden beim Kantor erhielt, sondern auch, weil er ‹bessere› Kleidung bekam: statt der grauen Leinwandhosen weißlinnene, die «nankingfarben angestrichen waren», also den Farbton chinesischer Baumwolle verliehen bekamen. Dazu kam später eine grüne Jacke und überdies die Frisur, die gleiche wie die der anderen Schüler, zwei Zöpfe hintereinandergeflochten, des Sonntags aber ein schwarzer Zopf mit Seidenband umwickelt; der letzte war künstlich, jene aber mit Mühe dem von Natur krausen Knabenhaar abgenötigt. Im Jahre 1800, am Osterdienstag, brachte ein Fuhrmann den weinenden Jungen in das etwa 50 km entfernte Salzwedel nebst einem Koffer, einem Bettsack und Feldbett sowie einem alten Klavier. Das war genau dieselbe Ausstattung, wie sie Johann Heinrich Voß mit sich führte auf die Vorakademie (so sagte man auch) in Neubrandenburg. Es galt für Wilhelm Abschied zu nehmen von der ebenfalls weinenden Mutter, von der vertrauten Ackerstadt, von Spielgenossen und den Spielen. Das waren lauter Spiele ohne Spielzeug, zumeist an der Luft, «Laufspiele, Verstecken und Suchen, Jagdspiele, Räuberspiele». Auch ein nicht befohlenes Beerensuchen im Wald ward dazugerechnet: schwarze Johannisbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren, dazu Haselnüsse und jenes zweifelhafte Hauptvergnügen, das in fast allen damaligen Jugenderinnerungen vorkommt: der Vogelfang.

Salzwedel in der Altmark war viermal so groß wie Wilsnack; es hatte 884 Häuser, drei Kirchen, zwei Bürger- und vier Elementarschulen (die man sich elementar vorstellen muß) und insgesamt 4000 Einwohner (heute 20000), die sich mit Ziegelei, Gerberei, der Herstellung von tönernen Tabakspfeifen, Nähnadeln, Tuch und Handschuhen befaßten. Es war ein Handelsplatz, wo es jährlich drei Jahrmärkte, einen Vieh- und einen Wollenmarkt gab. Das industrielle Zeitalter war also noch weit entfernt, das 17. Jahrhundert

jedoch nicht sehr viel entfernter als das soeben vergangene 18., das Stadtbild mittelalterlich. Auch das Gymnasium war in einem alten Gebäude, dem vormaligen Franziskanerkloster untergebracht: kalt, winkelig und schlecht beleuchtet. Sechzig Jahre zuvor hatte Winckelmann dort gelernt, und allzuviel war seitdem nicht anders geworden. Vater Harnisch hatte diese Schule ausgewählt nicht nur wegen ihrer verhältnismäßigen Nähe, eine Tagesreise meist mit einer Übernachtung, sondern auch, weil den Salzwedler Bürgern der Ruf vorausging, sie seien mit Freitischen freigiebig.

Der Freitisch war eine verbreitete Einrichtung, von großer Bedeutung nicht nur für den Unterhalt von Schülern und Studenten, sondern auch für deren Welterfahrung. Johann Heinrich Voß, der viel ärmer war als Harnisch, schreibt in den ‹Erinnerungen aus meinem Jugendleben›: «... die Kosten des Unterhalts deckte meist die alte Mildtätigkeit der Einwohner, die nicht nur arme Schüler von Kopf, sondern auch weniger bemittelte gern einen Tag in der Woche an den Tisch nahmen.» So wurde jeden Tag in einem anderen Hause gegessen (wenn man wohlversehen war, denn so mancher mußte auch mit drei Wochentagen auskommen). Der junge Harnisch aß «bei zwei Tuchmachern, bei einem Fleischer, bei einem sehr vornehmen iuris practicus, bei einem Geistlichen, bei einem Rentier». Das war freilich eine gewaltige Erweiterung des Horizonts, und wenn es eines weiteren deutlichen Zeugnisses bedarf, so finden wir es bei Schumacher, von dem noch mehr zu berichten sein wird. «Die Familien, bei denen ich wechselnd Freitische haben sollte ... behandelten mich wie einen gebetenen Gast, ließen mich nie fühlen, daß sie mir eine Wohltat erzeigten ... Am Montag war ich bei einem Kaufmann, Kiesling. Der Mann war ein großes Original ... Dienstag war ich bei einer Familie Hock. Der Mann war ein Mäkler, kam alle Tage auf die Hamburger Börse, wußte immer alles Neue ... Der Donnerstag führte mich zu einem Kaufmann, namens Oldenburg ... Altdeutsche Sitte, plattdeutsche Sprache, aber ein guter Tisch, guter Wein, und wahre herzliche Freundlichkeit, das war die äußre Form des Hauses. Nach alter Schifferweise trug er eine runde Perücke, einen dreieckten Hut, den er selbst bei Tisch nur zum Gebet abnahm ...» Ich will die weiteren Stationen in diesem wöchentlichen Tischkreis hier nicht mehr aufzählen; dem Primaner Schumacher jedenfalls ging eine neue Welt auf: «In dem gebildetsten, aber einseitigen Familienkreise hätte ich nie so viel für's Leben gewinnen können, als gerade in diesem Wechsel täglicher Umgebungen.»

Gewiß war der Salzwedler Zuschnitt nicht so hanseatisch-großstädtisch, aber eine neue Welt tat sich auch für das Ackerbürgerkind auf; am wenigsten in der Schule. Die drei Lehrer der unteren Klassen waren zugleich Kantoren und Organisten an den beiden Hauptkirchen; nur einer von ihnen war tüchtig, alle schlecht bezahlt. Die Disziplin war schlecht, die Lehrgegenstände waren Lateinisch, Französisch (dies nur als gesondert bezahlter Privatunterricht, auf den die Lehrer angewiesen waren), Geographie, Rechnen, Schreiben, deutsche Sprache (ein damals rares Fach) und Singen. In der Erinnerung stellten sich Harnisch die vier ersten Gymnasialjahre als verlorene Zeit dar, verloren jedenfalls, was seine Fortbildung betraf. «Die Unterklassen», so urteilt er, «machten eigentlich nur eine ganz schlechte Bürgerschule mit etwas Latein aus». Ihre Lehrer wurden nicht zum Unterricht der oberen Klassen zugelassen, diejenigen der oberen hielten sich für zu schade für die Unterstufe, sogar die Ferienzeiten waren verschieden. Nur bei zwei fast überall herkömmlichen Gelegenheiten stellte sich die Schule als Gesamtheit dar: beim Besuch des Heiligen Abendmahls und bei der Begleitung der Leichen.

Damit ist nicht etwa die Bestattung von Lehrern oder Mitschülern gemeint, sondern der weitverbreitete Brauch, daß die Gymnasiasten mit ihren Lehrern, der Rektor an der Spitze, Geleit und Chor bei den Beerdigungen in der Stadt pflichtgemäß zu übernehmen hatten. Man weiß, wie zuwider dieser Brauch schon Johann Sebastian Bach gewesen und wie Johann Heinrich Voß als Rektor ihm zu entgehen suchte; aber die Sache hatte auch gewichtige Vorteile, denn der dunkle Currende-Mantel und der kräftige Choral garantierten den Lehrern eine regelmäßige Einnahme und den Schülern – je nach örtlichem Herkommen – ebenfalls einen Obolus, einen Kuchen oder einen Schnaps. «Die öffentlichen Leichen waren aber wahre Räuber für die Lehrstunden, überhaupt für die Zeit, zumal wenn die Leichen aus eingepfarrten Dörfern kamen. Das ganze Gymnasium erwartete solche Leichen weit vor dem Thore bei der Scharfrichterei.» Die Schüler trieben derweil Allotria, die Lehrer kriegten kalte Füße, aber sie wußten wofür. Denn die bei der Gelegenheit anfallenden Einnahmen bewirkten eine fühlbare Aufbesserung ihres ärmlichen Lohns. Wie fühlbar, das zeigen Zahlen, die aus dem altstädtischen Gymnasium zu Königsberg überliefert sind. Da erhielt der Rektor ein Jahresgehalt von 138 Talern, dazu allerlei andere Vergütungen; das sogenannte Leichengefälle aber machte dort im Jahr etwa 50 Taler aus, zu denen

noch ungefähr 10 Taler für den Singe-Umgang in der Stadt kamen, den es auch in Salzwedel gab. Der Kantor erhielt den Hungerlohn von 80 Talern, aber 100 Taler aus dem Leichengefälle. Dazu muß man wissen, daß ein Student in Göttingen zur gleichen Zeit durchschnittlich 300 Taler jährlich brauchte, ohne damit ein Luxusleben führen zu können. Zahlen, welche als Ziffern tot bleiben, aber unüberhörbar den sozialen Status bezeichnen, den ein Lehrer hatte. Es ist nicht verwunderlich, daß so mancher die Schule zugunsten einer besseren Pfarrstelle verließ. «Jetzt», so schrieb schon 1760 der Göttinger Professor Büsching in seinem ‹Unterricht für Lehrer und Hofmeister›, «sind die Schulämter in den meisten Städten verachtet, unwerth und unbeliebt, gründlich gelehrte und artige Männer scheuen und schämen sich dergleichen anzunehmen und die Schulen sind leer».

Es wurde auch nicht viel besser, als Harnisch nach Sekunda und Prima kam, in denen man normalerweise fünf Jahre verbrachte. Nur von einem seiner fünf Lehrer spricht er mit rückhaltloser Dankbarkeit und der schönen Charakteristik «Der Mann erweckte Gesinnungen in uns»; die anderen, der Rektor eingeschlossen, vermochten in ihren Zöglingen zwar Fleiß, aber keinen wirklichen Eifer zu erwecken, und so kommt es, daß in der Erinnerung des alten Mannes auch keine Gegenstände des Unterrichts lebendig werden. Was da vorgetragen wurde, gehörte nach Denkungsart und Methode der Mitte des vergangenen Jahrhunderts an, wie denn bis heute ein durchschnittlicher Lehrer das lebenslang wiederholt, was er in seiner eigenen Jugend gelernt hat. Das war dann ein Religionsunterricht nach Reimarus, der einen Schüler kaum erwärmen konnte, welcher seinem Griechischlehrer den Satz: «Ich lese viel lieber das Neue Testament, als die Iliade» entgegenhielt. Ohnehin kam man im Griechischen nicht sehr weit, im Lateinischen verfuhr man konventionell, auch die damals noch verbreitete Kunst der lateinischen Rede ward nicht geübt, die Mathematik elementar. Noch war der folgenreiche Enthusiasmus für die sogenannte klassische Bildung nicht entfacht, jedenfalls nicht zwischen Havel, Jeetze und Elbe, und die Primaner hätten das Gymnasium recht mangelhaft ausgerüstet verlassen, wenn die Besseren unter ihnen nicht auf eigene Faust das zu erwerben getrachtet hätten, was die Anstalt ihnen vorenthielt. Im Jahre 1806 erhielt Harnisch das damals noch nicht formalisierte Zeugnis der Reife – «freudig verließ ich die Schule, auf der ich oft sehr betrübt gewesen war». Er sollte in Halle studieren und in Frankfurt an der Oder, zwei sehr

verschiedenen preußischen Universitäten. Aber dahin begleiten wir ihn nicht mehr, und von Hauslehrer-Erfahrungen, die auch er gemacht, sprechen wir ein andermal.

MICHAEL STOLLEIS

Die Verfassung des Reichsmarktfleckens Kuhschnappel

«Ich muß besorgen, ich habe mir selber ein oder ein paar Beine untergestellt, da ich der gelehrten und statistischen Welt von der reichsstädtischen Verfassung des Reichsmarktfleckens Kuhschnappel, der eigentlich eine kleine Reichsstadt ist und eine große war, nichts vormappieret habe, keinen Conspectus, keinen Grundriß, gar nichts. Gleichwohl kann ich hier mitten im Schusse des Kapitels unmöglich einhalten, sondern ich muß warten, bis wir alle unten am Ende stehen, wo ich die statistische Krambude bequemer aufschlage.»[1]

Mit diesen Worten wird der Leser des ‹Siebenkäs›[2] von Jean Paul auf eine dem zweiten Kapitel angehängte Beilage verwiesen. Dort breitet der Dichter als gelehrter Ironiker aus, was es mit Kuhschnappel, dem Ort des Ehedramas von Lenette, geb. Egelkraut und Firmian Stanislaus Siebenkäs,[3] Armenadvokaten in Kuhschnappel, auf sich habe.

Anders als Bayreuth mit Eremitage und Fantaisie,[4] als Vaduz, Bern, Ulm, Nürnberg, Augsburg, Berneck, Gefrees, Hof und viele andere Orte des Romans, die auf der Landkarte stehen, ist der Reichsmarktflecken Kuhschnappel auf eine vertrackte Weise real und irreal zugleich. Ungefähr zwischen Stuttgart und Ulm müßte er zu finden sein, aber Jean Paul sagt selbst: «Verständige Leser suchen ohnehin meine Städte und Länder selten auf der Karte.»[5] Wie ‹Krehwinkel›, die ‹Reichsfestung Ziebingen›, das ‹Reichsstädtchen Diebsfehra›, die Fürstentümer ‹Haarhaaar› und ‹Flachsenfingen›, ‹Haßlau› und ‹Hohenfließ›, die Dörfer ‹Hukelum› und ‹Elterlein› oder die Stadt ‹Pestitz› ist Kuhschnappel ein fiktiver Ort, aber weder Utopia noch antike Maskierung wie Wielands ‹Abdera›,[6] sondern zugleich komische und furchtbare Erfindung aus dem realen Stoff des späten 18. Jahrhunderts. Als Inkarnation kleinstädtischer Muffigkeit und Spießigkeit, in welchem sich Adelsstolz und geistige Beschränktheit, Selbstzufriedenheit und

Weltunerfahrenheit die Waage halten, ist es ein «Kleinstädtchen, das nur Krämer- und Juristenseelen samt einiger darangehängter hoher Obrigkeit beleben».[7] Es steht für die enge Welt der schwäbisch-fränkischen Reichsstädte um 1785, in einem weiteren Sinn aber für das Heilige Römische Reich (H.R.R.) in seiner Spätphase, ja für die politischen Zustände Deutschlands insgesamt. Von der Vergangenheit sind nur noch die Titel und Perücken, zerfallene Stadttore, das vornehme Getue, die Topfguckerei und der Geiz übriggeblieben, außerdem natürlich die antiquierte Verfassung: Jean Paul führt sie uns mit der ernsthaften Miene eines Göttinger Staatswissenschaftlers vor und verspricht einen «guten Abriss von der kuhschnappelischen Regierungsform».[8] Kuhschnappel ist – nach Titulatur und Hochmut gleichermaßen – eine ‹Aristokratie›, noch ausgeprägter als etwa Bern, dessen starres Kastenwesen damals alles andere übertraf, was in Nürnberg, Ulm, Augsburg oder Frankfurt im 18. Jahrhundert, «diesem kleinstädtischen Jahrhundert»,[9] anzutreffen war. Es ist freie Reichsstadt, sitzt «in Schwaben auf der Städtebank von 31 Städten als die 32ste»,[10] gilt also als autonomes Gemeinwesen im Reichsverband, selbstverantwortlich insbesondere für alle seine Schwächen, für den materiellen Verfall, für die geistige Unfreiheit und die politische Unterdrückung seiner Bürger. Es vereinigt Katholiken, Lutheraner und einen Juden in seinen Mauern und beachtet insoweit die «reichsmäßige Parität»,[11] die verfassungsrechtliche Gleichheit der großen Konfessionen, die sich mit der Unterdrückung von Minderheiten durchaus vertrug.

Zieht man Jean Pauls wichtigste Angaben über die kuhschnappelische Regierung heran und vergleicht sie, wie er selbst vorschlägt, mit derjenigen von Bern vor 1798, so zeigen sich tatsächlich weitreichende Analogien. Der Große Rat hatte 70 (Kuhschnappel) bzw. 200 Mitglieder, mit fallweiser Ergänzung auf 299 (Bern). Der Kleine Rat bestand aus 13 (Kuhschnappel) bzw. 27 Mitgliedern (Bern). In Kuhschnappel gab es einen Schultheiß, einen Seckelmeister für die Finanzen, zwei Venner (Bannerherren), einen Heimlicher (‹Volkstribun›) und weitere acht Ratsherren. In Bern war alles etwas umfangreicher: zwei alternierend amtierende Schultheiße, zwei Seckelmeister, vier Venner, zwei Heimlicher und weitere 17 Ratsherren. Unterhalb der Ratsebene finden sich in Bern und Kuhschnappel zahlreiche ‹Kammern› und Einzelämter, so die für Siebenkäs alias Leibgeber so verhängnisvoll wirkende Erbschaftskammer mit einem Großweibel an der Spitze, weiter die Holzkammer, die für die Luxuskontrolle zuständige

Reformationskammer, zwei gerichtliche Appellationskammern, die Fleischtaxe-Kommission, «die ein einziger Metzgermeister, aber ein guter alter Mann, verwaltet»,[12] schließlich das Amt des Auktionsproklamators, das Jean Paul im Roman dem Haarkünstler Merbitzer anvertraut hat.

Wenn man die noch offenen Fragen der Verfassung von Kuhschnappel mit einem Blick auf Bern ergänzen darf – da die bernische Verfassung ja nur eine «mit dem Storchschnabel» vergrößerte Kopie sein soll –, so wird man annehmen dürfen, daß auch in Kuhschnappel der Große und Kleine Rat nur aus Mitgliedern ratsfähiger Patrizierfamilien bestand. Die Wahl erfolgte durch die sog. ‹Sechzehner› (Zunftmeister), die sich auf die vier Quartiere der Stadt verteilten. Die Sechzehner wurden von den Vennern, den Bannerträgern der vier vornehmsten Zünfte (Bäcker, Schmiede, Metzger, Gerber) ernannt. Sechzehner und Venner bildeten zusammen den Kleinen Rat und besetzten die dortigen Ämter. Den Vennern als den Schlüsselfiguren des Ganzen kam auch das Vorschlagsrecht für die Wahl des Schultheißen zu, kurzum: Die regimentsfähigen Geschlechter, von denen es beispielsweise in Bern um 1785 insgesamt 69 gab, hatten sich hinter einem Numerus clausus verschanzt, sie machten die Politik und die Pfründenverteilung unter sich aus, wählten, bestätigten und ernannten sich gegenseitig in ihren auf Lebenszeit angelegten Ämtern, von denen allein die Innehabung des Ratsherrenbaretts (‹Baretli›) auf 30–40000 bernische Pfund geschätzt wurde.[13]

Die einfachen Bürger waren politisch entmachtet und litten ebenso unter der «geistigen Fruchtsperre», unter den «alten Gedanken-Einfuhr- und Nachrichten-Ausfuhrverboten», wie es im ‹Siebenkäs› heißt, unter Zensur, Schulaufsicht und geistlicher Kontrolle also, wie unter dem Gewicht der Bürokratie, die sich im Bern dieser Zeit als Ensemble von 1014 (eintausendvierzehn) städtischen Ämtern bzw. Titeln darstellte. Ebenso bedrückend war die Steuerlast, die durch den Verfall der Wirtschaft nur noch schwerer wurde. Die Wirtschaft wiederum krankte am Konservatismus der Zünfte und am erstarrten Merkantilsystem. Armut, beengte Verhältnisse und Auswanderung waren die Folge.

Was Jean Paul hier auf wenigen Seiten satirisch zusammendrängt, sind nicht nur gelehrte Bocksprünge, «die das systematisch geordnete Wissen auseinander treiben und ad absurdum führen»,[14] sondern es bildet auch eine vernichtende Kritik der Stadtverfassungen am Ende des 18. Jahrhunderts.[15] Kuhschnappel ist keine Idylle,

wahrlich kein «himmlisches Jerusalem der Freiheit», sondern ein Ort der Qual. Überwindung der Vorurteile, aufrechter Gang, künstlerisches Fühlen und Gestalten müssen den widrigen häuslichen und städtischen Verhältnissen unter äußersten Anstrengungen abgerungen werden. Eheliche Dornenstücke, kirchliche Bigotterie, Einsamkeit des unverstandenen Schriftstellers und staatsbürgerliche Ohnmacht des Armenadvokaten aufgrund der Verfassungszustände fügen sich hier zu einem Ensemble privater und öffentlicher Martern zusammen, und Jean Paul läßt keinen Zweifel daran, daß er die – juristisch nur dürftig getarnten – Rechtsbrüche, Lügen und Gemeinheiten der Obrigkeit für die eigentliche Quelle des Übels hält. Siebenkäsens Ehe wäre vielleicht unter besseren ökonomischen Bedingungen zu retten gewesen, obwohl die augsburgisch-kuhschnappelischen Vorurteile Lenettens unwandelbar fortbestanden, auch die allgemeine Frömmelei hätte Siebenkäs wohl nicht weiter gestört, aber daß sich das offenbare, von oben verübte Unrecht gegen sein gutes Recht durchsetzte, nahm ihm den Lebensmut. Hier half nur noch die Flucht in die Komödie des Scheintods sowie die Auswanderung in die bayreuthische «Fantaisie». Zu reformieren war die kuhschnappelische Welt für Siebenkäs nicht mehr.

Als die Französische Revolution ausbrach, gerieten die alten Stadtverfassungen unter Legitimationsdruck. Die Monopolisierung der politischen Macht bei den Patriziern wurde immer problematischer, das Bürgertum drängte auf Mitbestimmung. Von Ulm und Nürnberg sagt Jean Paul mit dem geheuchelten Bedauern des Satirikers, ihnen sei die rein aristokratische Verfassung «während der Revolutions-Witterung» teilweise abhandengekommen. Kurz nach der Niederschrift des ‹Siebenkäs› stürzte das alte Regiment in Bern zusammen (1798); an seiner Stelle entstand die ‹Helvetische Republik›. 1803 mußten sich die dortigen Patrizier einem vermittelnden Spruch Napoleons unterwerfen. Was sie dabei verloren, konnten sie erst auf dem Wiener Kongreß wieder zurückholen, um dann für ein paar Jahre das Ancien Régime zu restaurieren: «Die alte Heimlichkeit, der alte Titelprunk, die alte Glanzsucht, die alte Willkür der vor Jahrzehnten erloschenen Regierung trat wieder hervor.»[16] Nicht zufällig hatte auch der Namensgeber der Epoche der ‹Restauration›, Carl Ludwig von Haller (1768–1854), bis 1798 in bernischen Diensten gestanden.

Jean Pauls Kuhschnappel hingegen überstand die Revolutionswirren, soweit diese überhaupt nach Schwaben drangen, unbe-

schadet. Nicht nur das aristokratische Regiment und die damit verbundenen Mißstände blieben erhalten – es gab weiterhin fast so viele Patrizier-Drohnen wie Bürger-Arbeiterbienen. Auch den Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, der sich zwischen der ersten (1795) und der zweiten Auflage des ‹Siebenkäs› (1817) ereignete, bemerkte man im Ort nicht. Nach wie vor nannte es sich *Reichs*marktflecken. Jean Paul, der es inzwischen besucht haben wollte und komisch-ernsthaft speziell auf die historisch-statistischen Verbesserungen der zweiten Auflage hinwies, unterstrich noch einmal, nichts habe sich gebessert, ja Kuhschnappel-Deutschland setze neben der geistigen Unterdrükkung auch seinen «Blut- oder lebendigen Menschenzehent für Frankreich» ebenso fort wie die Schweiz.

Jean Pauls bittere Vorschläge, die niederen Stände der Bauern und Bürger als überflüssige Zeichen der Ungleichheit durch Ausbeutung zu vernichten oder zur Auswanderung nach Amerika zu drängen, den verbleibenden Rest durch eine umfassende Nobilitierung auf Adelsrang zu heben und damit alle Gleichheitsprobleme zu lösen, zeigen den politisch hochsensiblen, an den versteinerten Verhältnissen leidenden Satiriker. Von einem unpolitischen Jean Paul kann keine Rede sein, freilich auch nicht von der Präfiguration eines Klassenkämpfers.[17] Er denkt bürgerlich und humanitär, hofft auf einsichtige, aufgeklärte Reformen und konstitutionelle Herrschaft, auf Grundrechte und Rechtsstaat, Gleichheit und Verbesserung der Lage des einfachen Volkes. Dies waren verbreitete Hoffnungen, und insofern ist es wenig überzeugend, Jean Paul zum eigenständigen politischen Denker zu stilisieren. Seine Einzigartigkeit liegt auf einem anderen Feld: in der reich instrumentierten, von Bildern überquellenden Sprache, im närrischen Witz, im Scharfblick des Menschenkenners, in der Weichheit des träumenden Herzens und in seiner tiefen Humanität. Schwer begreiflich, daß er so wenig gelesen wird, zumal von einem Publikum, das inzwischen die Schwierigkeiten von Proust und Joyce, Musil, Broch und Arno Schmidt kennengelernt hat. Insbesondere der ‹Siebenkäs›, «der allein schon genügt, seinem Verfasser den Rang eines der größten Prosaschreiber der deutschen Literatur zu sichern» (Günter de Bruyn) und den der große Jurist Paul Johann Anselm Feuerbach «eine zweite Bibel für gute und einen Nieswurz für schlechte Advokaten» genannt hat,[18] müßte Juristinnen und Juristen gefallen, vielleicht gerade solchen, die sich – frisch verheiratet – anschicken, in einer Kleinstadt eine Anwaltskanzlei zu

eröffnen. Deshalb sei Jean Paul, der im Jahr 1763, im Gründungsjahr der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, geborene unausschöpfliche Dichter wieder einmal empfohlen; denn noch immer steht er, wie Ludwig Börne 1825 im Frankfurter Museum prophetisch formulierte,[19] «geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme».

Anmerkungen

1. Jean Paul: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Firmian Stanislaus Siebenkäs. Werkausgabe (Hanser-Verlag) II, 1959, 53f.
2. Ob es ihn überhaupt in statistisch relevanten Mengen gibt, ist zweifelhaft. Vgl. K. Reumann: Wer liest den «Siebenkäs». Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 31. 12. 1986.
3. Zu Leben und Werk des nürnbergischen Juristen Johann Christian Siebenkees (1753–1841) vgl. Eisenhart, ADB 34, 175; E. Landsberg: Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft. Bd. III/1, Noten, 267f.; W. Rieger: J. Chr. Siebenkees, Jur. Diss. Erlangen 1952.
4. G. Lindemann: Fantaisie und Phantasie. Zu einer Szene in Jean Pauls Roman «Siebenkäs». In: Text + Kritik, Sonderband Jean Paul, München 1970, 49–59.
5. Jean Paul: Komet. Werkausgabe VI, 1963, 574.
6. K. P. Schroeder: Abdera – Wielands Narrenrepublik, NJW 1984, 1093–1096. Zur Gattung insgesamt vgl. J. Schönert: Der satirische Roman von Wieland bis Jean Paul. In: H. Koopmann (Hg.): Handbuch des deutschen Romans, Düsseldorf 1983, 204f.
7. Werkausgabe II, 1959, 362. Vgl. auch Komet, Werkausgabe VI, 834, wo Jean Paul seine eigene Jugend in Hof «unter Kaufleuten und Juristen» beschreibt.
8. Zur damals maßgebenden göttingischen Statistik vgl. nunmehr H. Klueting: Die Lehre von der Macht der Staaten. Berlin 1986, 51ff.
9. Werkausgabe II, 1959, 202.
10. Werkausgabe II, 1959, 70. Die schwäbische Städtebank im Städtekollegium des Reichstags umfaßte jedoch (1792) 37 Städte, so daß Kuhschnappel eigentlich die 38ste gewesen wäre.
11. Werkausgabe II, 1959, 293. Vgl. auch Jean Pauls «Flegeljahre», 1. Bändchen, Nr. 14: «Freilich Parität, wie in Reichsstädten, muß sein, die eine Partei muß so viele Zensoren, Büttel, Nachtwächter haben als die andere.» Hierzu M. Heckel: Parität, ZRG Kan. Abt. 80, 1963, 261 bis 420.
12. Werkausgabe II, 1959, 53.
13. H. Zschokke: Bern. In: Rotteck-Welcker, Staatslexikon, 2. Aufl. Altona 1846, Bd. 2, 326–341.

14. Walter Höllerer. In: Werkausgabe IV, 1235.
15. K. Gerteis: Die deutschen Städte in der frühen Neuzeit. Darmstadt 1986; V. Press: Die Reichsstadt in der altständischen Gesellschaft, ZHF, Sonderheft 3, 1987, 9ff.
16. Zschokke (Anm. 13) 337.
17. W. Harich: Satire und Politik beim jungen Jean Paul. In: Sinn und Form 19, 1967, 1482–1527; ders.: Jean Pauls Revolutionsdichtung. Reinbek 1974; K. Wölfel: Zum Bild der Französischen Revolution im Werk Jean Pauls. In: Deutsche Literatur und Französische Revolution, Göttingen 1974, 149–171; H. G. Helms: Jean Paul, ein politischer Autor. In: Text + Kritik (Anm. 4) 98ff.; H. Bade: Jean Pauls politische Schriften. Tübingen 1974; P. Sprengel: Innerlichkeit. Jean Paul oder das Leiden an der Gesellschaft, München 1977; H. Vinçon: Jean Paul ein Klassiker? Bürgertum in der Opposition. Gießen 1978.
18. G. Radbruch: P.J. A. Feuerbach, Wien 1934, 148. Nieswurz, die pulverisierte Wurzel von Helleborus und Veratrum album, galt als Purgativ, u. a. gegen Melancholie und Wahnsinn. Vgl. auch J. Paul: Flegeljahre, Nr. 55 a. E., wo von den Autoren als dem «Nieswurz der Welt» die Rede ist.
19. L. Börne: Denkrede auf Jean Paul. In: P. Sprengel (Hg.): Jean Paul im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Jean Pauls in Deutschland. München 1980, 101. Zitiert auch bei G. de Bruyn: Das Leben des Jean Paul Friedrich Richter, Frankfurt 1976, 368 und H.-J. Ortheil: Jean Paul, Reinbek 1984, 136.

HERMANN GLASER

Idyll um 1800

Zur kulturgeschichtlichen Kartographie

Eine Verszeile aus Richard Wagners ‹Parsifal› könnte das Motto für eine psychotopographische Kulturgeschichtsschreibung abgeben: «Zum Raum wird hier die Zeit.» Der vieldeutige Satz ließe im methodischen Kontext zunächst die Deutung zu, daß historische bzw. kulturelle Entwicklungen sich in Orten lokalisieren lassen, die die Doppelqualität von ‹Topoi› haben; also Konstellationen wie Figurationen auf der realen, aber auch auf der Meta-Ebene darstellen.

Wenn Zeit Raum wird, so schwingt in diesem Satz gleichermaßen die Hoffnung mit, den Fluß der Augenblicke zu ‹stauen› bzw. zum Anhalten zu bringen, Rastlosigkeit ins schöne Verweilen zu

überführen. Im Hier und Nun wird Vergänglichkeit ‹aufgehoben› (im dreifachen Wortsinne: des Überwindens, Erhaltens, Erhöhens) und dann als ‹erhaltenes Kulturgut› tradiert – bleibende historische Orientierungsmarken inmitten biologischen Vergehens.

Wichtige ‹Bausteine› europäischer ‹Raummodelle›, aufschlußreiche Orte symbolischer Topographie sind zum Beispiel Berg, Tal, Wald, Höhle, Insel, Quelle, Hain; sie steuern gleichsam – als Raumzeichen – die Orientierung in Mythen und Märchen; sie sind mit durchaus ambivalenten Vorzeichen besetzt. Gott offenbart Moses die Zehn Gebote auf dem Berg Sinai. Die griechischen Götter wohnen auf dem Olymp, die Dichter auf dem Parnaß. «Nun ist die Schöpfung, weil sie von Gott ist, zwar einerseits schön. Weil sie jedoch durch eine unendliche Distanz vom Schöpfer getrennt ist, verfällt sie andererseits wie alles Irdische der Vergänglichkeit. Dieser manichäische Dualismus färbt die Berge häßlich. Sie sind Erdgeschwüre und Schreckensorte einer Eremitenlandschaft. Augustinus kennt daher gute und schlechte Berge.» So Carsten Zelle in einer Besprechung von Jacek Wozniakowskis Buch ‹Die Wildnis. Zur Deutungsgeschichte des Berges in der europäischen Neuzeit›.

Individuen und Gruppen, Zeitströmungen und Epochen können ihre kollektiven Erinnerungen im Raum wiederfinden – vielfältig ‹verortet›. Der angeeignete und geordnete Raum ist nach Götz Großklaus immer auch ein symbolischer Text, der von den Gruppenmitgliedern gelesen und, als die Identität sichernd, verstanden wird. Das Raumverhalten erweise sich entsprechend als Teil der nichtsprachlichen Verständigung über kulturelle Präferenzen und Hierarchien (oben – unten, innen – außen, profan – heilig, fremd – eigen), über Traditions- und Erinnerungswerte; ferner über kollektive Erwartungen und Wünsche. Psychotopographische Kulturgeschichtsschreibung gleicht einer «kognitiven Kartographie» (Roger M. Downs/David Stea). Zu unterscheiden seien bei der Beschreibung von Raum-Modellen: universelle Eigenschaften und Merkmale kultureller Raum-Aneignung; kulturgeschichtlich universelle Momente der Überlieferung; kulturspezifische und -relative Ausprägungen und Eigentümlichkeiten; kulturgeschichtliche Momente des Funktionswandels. Psychotopographische *Kultur*geschichte ist Phänomenologie von Topoi; als Kultur*geschichte* beschreibt sie den Wandel dieser Topoi.

Zum Beispiel das Idyll: Im besonderen Maße ist bei diesem Topos, in der ‹panischen Stunde› (während des Mittagsschlafes des



Quelle und Dichter
Feder- und Pinselzeichnung von Philipp Otto Runge (1805)

Gottes Pan), ‹Zeit› zum ‹Raum› geworden. Das Idyll signalisiert ptolemäisches Da-Sein, begrenzte Diesseitigkeit – freilich bedroht von einer gefährlichen, unberechenbaren Gottheit. Es tritt zum ersten Mal hervor in der griechischen Ideallandschaft und verheißt seitdem – als Vor-Schein humanen Augen-Blicks – der abendländischen transitorischen Grundstimmung Ruhe –, eben den Ruhe-Raum des Idylls. Mit Homer, so Ernst Robert Curtius, beginne die abendländische Verklärung der Welt, der Erde, des Menschen. In der ganzen antiken Dichtung sei Natur immer bewohnte Natur; dabei mache es keinen Unterschied, ob Gottheiten oder Menschen in ihr wohnten. Wohnplätze der Nymphen sind Orte, an denen auch der Mensch sich gerne niederläßt. «Dichten unter Bäumen, auf Rasen, am Quell: dies wird nun im Hellenismus selbst zum poetischen Motiv erhoben. Dazu braucht man einen soziologischen Rahmen: einen Berufsstand, der im Freien lebt oder doch auf dem Lande, fern von der Stadt. Er muß Zeit und Anlaß zum Dichten haben, muß auch ein primitives Musikinstrument besitzen. Über das alles verfügen die Hirten. Reichliche Muße ist ihnen vergönnt. Ihr Schutzgott ist der Herdengeist Pan, Erfinder der aus

sieben Schilfrohren gefügten Hirtenflöte.» Die Weltergreifung des Idylls besteht im Weltverzicht. Es ist in sich ruhend – eine im ‹reinen Kreise› waltende Natur. Dem ‹panischen Idyll› steht allerdings das abrupte Ende ständig bevor. Dem Sturz in die Zeit ist letztlich keine Verzögerung, kein räumlicher ‹Halt› gewachsen; der Raum wird wieder zur Zeit.

Die Idyllen der Deutschen im 18. Jahrhundert (der Brockes, Gleim, Hagedorn, Geßner, Voß und anderer) spiegeln Landlust, Landsehnsucht, Volkes Glück. Man siedelt im «stillen Schatten der Tugend» und genießt den «bescheidenen Rückzug». Die griechisch-arkadischen Topoi werden immer wieder versüßt und verniedlicht; doch finden sich auch herbe Motive in Form ‹ländlichen Protests›.

Die 1774/5 in Frankfurt am Main und Leipzig erschienene, von Eberhard Karl Schmidt herausgegebene zweibändige Anthologie ‹Idyllen der Deutschen› vermittelte «Szenen aus einem imaginären Reich Arkadien und einem goldenen Zeitalter, wo Glück, Eintracht, Frühling, Liebe und Unschuld herrschten, und es traten in ihnen irreale Figuren auf, schöne und sangesfreudige Hirten, die nichts mit den Landbewohnern draußen vor den Toren der Stadt zu tun hatten. Den Lesern waren sie vertraut als Angehörige einer ehrwürdigen poetischen Überlieferung, der Bukolik oder Pastoralkunst, die aus der Antike stammte, von der europäischen Renaissance wiederbelebt wurde und sämtliche literarische Gattungen umfaßte und die bildende Kunst wie noch die Musik beeinflußte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts leuchtete sie in der Schäferidylle zum letzten Mal auf. In dem an die klassischen Muster, den Griechen Theokrit und den Römer Vergil, angelehnten Kleinformat fand der poetische Schäfer nach kaum übersehbaren Wandlungen und Wanderungen durch epische und dramatische Großformen hindurch zum Bild seines ursprünglichen Ruheorts zurück: der so schlichten wie wirkungsvollen Imagination von pastor otiosus und locus amoenus, vom mußevollen Hirten, welcher inmitten anmutig-südlicher Naturumgebung, gelagert unter einen schattenspendenden Baum, vor eine kühle Grotte, bei leise fächelndem Wind, plätschernder Quelle, duftenden Kräutern und zirpenden Grillen singt, Flöte spielt, dichtet und liebt. Die Titelvignette des ersten Bändchens der Anthologie zeigt einen dieser arkadischen Müßiggänger; er streckt die Arme der herbeieilenden Genossin entgegen, die ein verlaufenes Schaf zurückbringt; die Bewegung wird von dem darüber, vom Schäfer zur Schäferin sich

wölbenden Ast zum Oval der Bildbegrenzung gerundet.» (Helmut J. Schneider)

Die Französische Revolution – ob als Befreiung von wirtschaftlicher Unterdrückung und feudalem Joch begrüßt oder als Ausbruch barbarischer Unmenschlichkeit gefürchtet – irritierte die entrückte, geschichtsferne idyllische Lebensart, die sich eine ‹heimelige› Theodizee zurechtgezimmert hatte.

In Goethes ‹Hermann und Dorothea› 1796/97 ziehen draußen vor dem rheinischen Städtchen – als spiele sich das einfach außerhalb der Zeit ab – die Züge der vor der Französischen Revolution fliehenden Menschen vorbei. Die Schilderungen des Elends bewirken zwar, daß der ‹Löwenwirt› ein Scherflein von seinem Überfluß abgibt, zugleich aber versucht er, sich vom Leid dadurch fernzuhalten, daß er sich immer tiefer in sein häusliches Glück eingräbt – symptomatisch für die der Idylle implizierte Gefahr, um der eigenen Beruhigung und Ruhe willen den Anteil am Geschehen der Welt zu verdrängen:

> Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern!
> Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der
> Menschen
> und die Sorge, die mehr als selbst mir das Übel verhaßt ist.
> Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen!
> Nie scheint Sonne darin, nie dringet wärmere Luft dort
> durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns
> ein Gläschen
> Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.

Goethe ironisierte einfühlend das Spießertum; später – im Rahmen affirmativer Kultur – wurde ‹Hermann und Dorothea› in einen Preisgesang auf deutsche Wesensart umgedeutet und so zum Paradestück deutschtümelnder Germanistik. Es entsprach besonders der kleinbürgerlichen Mentalität, daß die ‹saubere› deutsche Kleinstadt mit ihrer Gemütlichkeit gezeigt wurde, das patriarchalische Familienwesen (edle deutsche Gestalten), und die welsche Unruhe. Es war ein Werk, das man «als den edelsten Kranz verehren mußte, den je ein Dichter um seines Volkes Haupt geschlungen». Aus ‹Hermann und Dorothea› spreche, meinte Heinrich Düntzer, der seine ‹Erläuterungen zu den deutschen Klassikern› «dem deutschen Volk darbrachte», «echt deutsche Tüchtigkeit und Innigkeit, ein schlichter, gerader, auf Recht und Billigkeit haltender Sinn, ruhige Verständlichkeit, reine Gemütlichkeit, behagliche

Häuslichkeit». Hermanns Eltern stünden für die «echt deutsche, auf Tüchtigkeit und Innigkeit beruhende Häuslichkeit»; dem Vater gehe als einem «echten Deutschen» das Herz beim Weine auf; er habe eine tüchtige, kernhafte Natur. Hermann sei aus dem «häuslichen deutschen Leben hervorgegangen»; er verkörpere «echt tüchtiges und redliches Wesen»; er beharre «fest auf dem Bestehenden, das er mit aller männlichen Kraft zu bewahren sich gerüstet fühlt; als echter ruhiger Deutscher will er nicht jener ungeheuren Bewegung, welche alles vernichtet hat, sich schwärmerisch anschließen, sondern fest auf deutschem Sinne und deutschem Boden jedem Feind zum Trotz beharren». Der Pfarrer sei der Inbegriff der «reinen, auf edler Bildung ruhenden deutschen Humanität, welche über alle Beschränkungen des Lebens erhaben, unverrückt dem Wahren und Guten zugewandt bleibt, die immer auf den Kern dringt, sich nicht vom oberflächlichen Schein täuschen läßt». Dorothea sei eine linksrheinische Deutsche mit einem «höheren, dem Leben mit entschiedenem Bewußtsein und freiem Mut zugewandten Sinn».

In ‹Schöninghs Ausgabe deutscher Klassiker› wird die Frage gestellt:

«Inwiefern ist ‹Hermann und Dorothea› ein echt deutsches Epos? Parzival, Oberon und Cid sind nicht ins Volk gedrungen, weil ihnen der nationale Charakter fehlte. Anders bei ‹Hermann und Dorothea›. Es ist ein echt deutsches Epos.

1. Es spielt auf deutschem Boden, und zwar
   a) in der Nähe des echt deutschen Rheinstroms,
   b) in einem anmutigen deutschen Städtchen mit seinem geweißten Kirchturm, seinen reinlichen Straßen, geraden Kanälen, dem ‹Goldenen Löwen›, der Engelapotheke usw.
2. Es spielt in einer echt deutschen Familie
   a) mit ihrer Sittlichkeit und strengen Ordnung, die sich zeigt in der Verteilung der Beschäftigung (Hermann: Feld und Stallung; Vater: Gastwirtschaft; Mutter: Hauswesen) und im Gegensatz zum welschen Nachbarn (dem Sitte, Zucht und Achtung vor der Ehe abgehen),
   b) überhaupt alle Hauptpersonen sind Deutsche: der Löwenwirt (sorgt hausväterlich für die Stadt und die Seinen), die Wirtin (fleißig, gemütvoll, liebevoll), Hermann (anhänglich an den deutschen Boden, Zartheit seines Benehmens gegen Dorothea), Dorothea (Reinheit bei der Verteidigung der Unschuld

ihrer Gespielinnen; Zurückhaltung gegen Hermann, dem sie notgedrungen ihre Liebe verrät).

3. Deutsch sind auch einzelne kleine Züge, namentlich die Trinkszene.»

Den idyllischen Zauber, wie er von begrenzter, auch beschränkter Lebensart und Weltanschauung ausging – für die Idyllen der Deutschen im 18. Jahrhundert charakteristisch –, durchbrach Jean Paul mit der Restitution des ‹Panischen›. «Wichtigster Abend meines Lebens», notiert er am 15. November 1790 in seinem Tagebuch, «denn ich empfand den Gedanken des Todes, daß es schlechterdings kein Unterschied ist, ob ich morgen oder in 30 Jahren sterbe. An jenem Abend drängte ich mich vor mein künftiges Sterbebett durch 30 Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Totenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, ich hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht; du kömmst ja, du letzte Traumnacht! Und da das so gewiß ist, und ein verflossener Tag und 30 verflossene Jahre eins sind, so nehm ich jetzt von der Erde und ihrem Himmel Abschied, meinen Wünschen und Plänen fallen die Flügel aus ... Aber ich achte alles nimmer, und euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, euch mehr Freude machen! Ach! wie wollt ich euch in euren zwei Dezembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder von Erdfarben, ein zitternder Widerschein des Lebens? – Ich vergesse den 15. November nie.»

Aus der Konfrontation von Leben und Tod erwächst im Idyll ein gleichermaßen trotziges wie wehmütiges Bekenntnis zum Dasein. Als das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wutz in Auenthal (in Jean Pauls gleichnamiger Erzählung, die der Dichter «eine Art Idylle» nannte, 1793) zu Ende gegangen ist («Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wutz!»), da spricht der Erzähler, der noch einmal auf das Trauerhaus und den Gottesacker, wo eben der Totengräber das Grab aushaut, zurückblickt, einen Satz, der menschliche Existenz im Zeichen des Panischen auf besonders ergreifende Weise ausspricht. «... fühlt ich unser aller Nichts und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.»

Jean Pauls apokalyptische Alpträume antizipieren die Ängste des anbrechenden 19. Jahrhunderts vor dem Nichts, vor der dunklen Tiefe der Leere. Die Glaubensfesten waren erschüttert. Am Ende

des Säkulums triumphiert Friedrich Nietzsche, daß «Gott tot» sei. 1841 erschien Ludwig Feuerbachs Hauptwerk ‹Das Wesen des Christentums›, wonach nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott nach seinem Bilde geschaffen habe. Sigmund Freud wird das sechs Jahrzehnte später die Projektion des ‹Vater-Bilds› in den Himmel nennen. Feuerbach, so schreibt Gottfried Keller im ‹Grünen Heinrich›, sei ein Zaubervogel gewesen, der, im einsamen Busch sitzend, «den Gott aus der Brust von Tausenden hinweg sang». Heinrich Heine meinte, daß man beim klingenden Glöckchen die Sakramente einem sterbenden Gotte bringe. Vermittelte auf der einen Seite der Titanismus der deutschen Philosophie die Vorstellung von einem Weltengebäude, das ganz von Gott durchwoben sei, so erweist sich der Realismus, der aus der Biedermeierzeit hervorgeht und diese dann ablöst, als agnostisch-atheistisch orientiert. Daß die Welt im Göttlichen ihren Grund habe, wird bezweifelt; man sucht Welt neu zu begründen: und zwar Halt zu finden im Hier und Nun, in der Immanenz. Eingespannt zwischen die Grenzsituationen des Noch-nicht und Nicht-mehr, wendet man sich dem Dazwischen zu – dem Augenblick des Idylls. Das Idyllische des Panischen, das Panische des Idyllischen: das bedeutet Heiterkeit auf dem Grunde der Schwermut; aber auch Resignation, Wehmut, Mißmut. Das Gefühl der Krise, so Friedrich Sengle, war für die meisten Angehörigen der Biedermeiergeneration unausweichlich, auch dann, wenn man die Überzeugung vertrat, daß die alte Ordnung nur vorübergehend gestört werden könne. Die Unruhe, die Zerrissenheit, die Hamlet-Stimmung des Menschen der Restaurations-Epoche waren hervorgerufen durch nationale Enttäuschung, innere Unfreiheit, allgemeine Armut, verstärkten Kollektivismus und den Verlust religiöser Sicherheit. Das «Rettende» (Hölderlin) erwuchs aus gleichen Erfahrungen: Standhaftigkeit, Mut, ein Bestehen- und Überstehenwollen.

In dem ‹Billett an meine Freunde› (zum ‹Leben des Quintus Fixlein›, 1796) hat Jean Paul drei Wege aufgezeigt, ‹glücklicher› (nicht ‹glücklich›) zu werden. Es sind Wege, auf denen dann später die Kultur des Biedermeier sich bewegte, einer Epoche, die inmitten schwerster Bedrängnis im Kleinen, im ‹sanften Gesetz›, Halt und Haltung fand. «Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur

wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. – Der zweite ist: – gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. – Der dritte endlich – den ich für den schwersten und klügsten halte – ist der, mit den beiden andern zu wechseln. –»

Ein Ringen ums stille Glück, ein Bemühen, der Schwerkraft des Daseins auf Zeit entfliehen zu können, ein oftmals verzweifelter Versuch, der eigenen dämonischen Kräfte Herr zu werden, die dunklen Triebe im eigenen Ich zu bändigen, prägt das Gefühlsleben der Epoche. Der Sommer, als die eine Hälfte des Lebens, wird aufgewogen durch den Winter mit seinem Grauen; der Augenblick mit der Fiktion der Beständigkeit geht über in das ‹Weh-mir› der Vergängnis. Ehe die dunkle Nacht einbricht, erblüht in der Abendphantasie die Sehnsucht nach Geborgenheit. Hölderlins Seelenlandschaft ist in ihrer Genesis eine heroische Landschaft; aber das Aufbegehren aus den Tiefenschichten, in den Eruptionen der frühen Dichtung ablesbar, löst sich in Serenität; es ist freilich die Harmonie einer Entrückung, die der Wahnsinn bewirkt.

> . . . Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret
> ist wie die Wolke nicht, die abends sich verlieret,
> es zeiget sich mit einem goldnen Tage,
> und die Vollkommenheit ist ohne Klage.

Die Welt, hier ganz in sich ruhend, wie eine Insel dem Meer des Chaos entrückt, aus der Ver-rücktheit gesichtet, ist dem Dichter am Ende abhanden gekommen. Die ‹Blödheit› ließ ihn nichts mehr ergreifen. In lichten Augenblicken konnte er nur noch den Verlust beklagen.

> Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen
> die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
> April und Mai und Junius sind ferne,
> ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!

Für den 1944 geborenen Hans Christoph Buch gehört dieses Gedicht «zum Erschütterndsten, was die deutsche Literatur hervorgebracht hat. Es verzichtet auf jeden poetischen Dekor und benennt Hölderlins Situation in seinem Turm am Neckar direkt, ohne Umschweife: ‹Ich lebe nicht mehr gerne!› Die beiden Ausru-

fezeichen in der zweiten Zeile: (‹wie lang! wie lang!›) wirken wie verzweifelte Hilferufe. Die Verse unterscheiden sich wie Tag und Nacht von der poetischen Produktion aus Hölderlins Jugend – man denke an sein berühmtes Gedicht ‹Hälfte des Lebens›, in dem ähnliche Themen und Motive anklingen.»

Die Welt, die man in all ihrer Sinnlichkeit ergreifen und bejubeln will, die dabei vergeht und dann nur noch im Klagelied überdauert, die ‹Landschaft› der Erwartung und Entsagung bestimmt die Kunst Philipp Otto Runges und Caspar David Friedrichs. Ihre Malerei variiert das ‹Abwartende› des Idylls; Runge tut dies auf eine heiter-selbstbewußte, menschlich aufgeschlossene, vielseitig schöpferische, Friedrich auf schwermütige, introvertierte, menschenscheue und einseitige Weise. «. . . Bei uns geht wieder etwas zu Grunde, wir stehen am Rande aller Religionen, die aus der katholischen entsprangen, die Abstraktionen gehen zu Grunde, alles ist luftiger und leichter als das bisherige», schreibt Runge 1802. Der Maler sieht sich an einem Nullpunkt der Geschichte, an einer Wende der Kunstwelt; von hier aus schafft er Bilder voller Sehnsucht nach Natur (deren Ursprünglichkeit man verloren hat), nach geschichtlicher Vergangenheit (von der man abgeschnitten ist), nach gesellschaftlicher Zukunft (die unerreichbar scheint), nach ‹Einheit› schlechthin. Aus Runge, so Jörg Traeger, spreche die grundlegende Erfahrung des romantischen Individuums, die umfassend, existentiell und in ihren vielseitigen Aspekten am besten mit dem Begriff der «Getrenntheit» beschrieben werde. Aus diesem Lebensgefühl folge als psychische Haltung Sehnsucht. «Wenn der moderne Künstler», heißt es bei Carl Gustav Carus, einem Schüler Friedrichs, «eingeklemmt zwischen den Rädern einer in heftigem und sonderbarem Umschwunge begriffenen Zeit und bei der Reizbarkeit des poetischen Gemütes, seine Wunden nur um so tiefer empfinden muß, so tritt eine Nötigung in ihm hervor, diesem Schmerz in seiner Kunst eine Stimme zu geben. Daher der Ausdruck der Sehnsucht, der eigentlich vorherrschend ist in diesen Werken. Leichensteine und Abendröten, eingestürzte Abteien und Mondscheine, Nebel- und Winterbilder sowie Waldesdunkel mit sparsam durchbrechendem Himmelsblau sind solche Klagelaute einer unbefriedigten Existenz.»

Bei Runge dringt der Blick in die Seele des individuellen Gegenüber; bei Friedrich in die unendliche Ferne einer menschenleeren Landschaft, in die etwas verloren wirkende Menschen, dem Betrachter den Rücken kehrend, hineinsehen. In seiner kongenialen

Rezension von Caspar David Friedrichs Gemälde ‹Mönch am Meer› schreibt Heinrich von Kleist: «Nichts kann trauriger und unbehaglicher sein als diese Stellung in der Welt: der einzige Lebensfunke im weiten Reich des Todes, der einsame Mittelpunkt im einsamen Kreis.» Das Idyll ist hier jeder lieblichen Genrehaftigkeit entkleidet; es verbleibt das nur Panische, dem man in vorgerückter Position, als Vorposten, der bereits zum verlorenen Posten geworden ist, entgegensteht – verlassen, aber doch auch gelassen.

Vom Grauen und Grünen: bald ist die Angst größer, bald die Hoffnung. Im Panischen rücken beide ganz eng zusammen, sind sozusagen in der Immanenz des Augenblicks gegenseitig aufgewogen: «Herr, schicke, was du willt ...», auch den Tod. Die *ars moriendi* – die Kunst, gut, richtig, d.h. richtig vorbereitet zu sterben – gehöre wie die Kunst, gut zu essen und gut zu trinken, zu den Künsten und Fertigkeiten des Lebens, die ein rechter Mann können müsse, wolle er bestehen in der Kommunikation und Kommunion der Lebenden und der Toten – so Hegel. Für ihn ist solches Sterbenkönnen ‹selbstverständlich› – im Sinne der vollen Hereinnahme des Todes ins Denken; das Sterben erweist sich ihm als das erste und letzte Thema des Philosophierens; es wird ohne Sentimentalität, Tragizismus, Selbstbespiegelung, Selbstbemitleidung angegangen. Hegels Verständnis vom Tod als dem Versöhnenden ist aus dem Transzendenten heraus begründet. Durch den Tod habe Gott die Welt versöhnt und versöhne sich ewig mit sich selbst. Der Tod bedeute Identität des Göttlichen und Menschlichen. Zugleich wird das Panische des Idylls angesprochen. In der Vorrede zur ‹Phänomenologie des Geistes› heißt es: «Aber nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes. Er gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selbst findet ... Er ist diese Macht nur, indem er dem Negativen ins Angesicht schaut, bei ihm verweilt. Dieses Verweilen ist die Zauberkraft, die es in das Sein umkehrt.» Das panische Lebensgefühl scheut sich nicht vor dem Tode, bewahrt sich nicht rein von der Verwüstung, sondern erträgt den Tod und erhält sich als Geistiges in ihm. In absoluter Zerrissenheit zwischen Tod und Leben findet das Panische seine Wahrheit in sich selbst. Dem Negativen wird ins Angesicht geschaut, man verweilt bei ihm, aber in diesem Verweilen wird eine Zauberkraft entbunden, die ein Stück Sein aus dem Nicht-Sein herauslockt.

RICHARD VAN DÜLMEN

Die Entstehung bürgerlicher Wohnkultur im 18. Jahrhundert

Eine erste grundlegende Änderung im traditionell häuslichen Leben vollzog sich mit dem Verfall des ‹ganzen Hauses› im 18. Jahrhundert, als Bürgerliche unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Wandels sich eine neue Wohnkultur schufen. Das neue Muster des Wohnens realisierte sich zunächst nur für eine kleine Schicht, die sich die neue Lebensform leisten konnte, sollte dann aber eine Leitbildfunktion selbst für Arbeiter wie für Adelige erhalten. Im eigentlichen Sinn kann erst seither von Wohnen gesprochen werden. Das was wir heute unter Wohnen verstehen, entwikkelte sich im Bürgertum des späten 18. Jahrhunderts.

Eine entscheidende Voraussetzung des bürgerlichen Wohnens war die Trennung von Haus und Betrieb. Darunter verstehen wir nicht nur die Verlagerung des Produktionsbetriebs aus dem Haus, d.h. die Trennung von Arbeit und Wohnhaus, das nun nur noch zuständig ist für Konsumtion und Reproduktion. Dieser Prozeß war allerdings erst möglich, als die zunehmende Staatlichkeit und Marktverdichtung erstmals abstrakte Arbeitsverhältnisse schuf, in denen nicht mehr das Prinzip der ‹Nahrung› galt, sondern das der Produktion, wodurch das häusliche Leben entlastet wurde und zur Stätte familialer Intimität werden konnte. Freilich betraf diese Trennung sowohl Manufakturarbeiter wie auch Lohnarbeiter, bürgerliche Beamte und Kaufleute, doch die neue Wohnkultur entstand nur im bürgerlichen Milieu. Die höheren Einnahmen spielten eine Rolle, wenn auch keine ausschließliche.

Eine weitere Voraussetzung des bürgerlichen Wohnens war die Entstehung der bürgerlichen Familie, d.h. einer Familienform, die entlastet von der Arbeit und Produktion sich auf das Familienleben konzentrierte, ohne sich um das Einkommen zu kümmern, das zur alleinigen und außerhäuslichen Aufgabe des Mannes wurde. Das Haus wurde einerseits Sphäre der Frau, auf deren weibliche Tugenden nun Wert gelegt wurde, andererseits traten die Kinder in den Vordergrund, deren Aufzucht und bewußte Erziehung in strikter Trennung von Dienstpersonal und Nachbarschaft stattfand. Die bürgerliche Familie war eine Konsumtions- und Reproduktionsgemeinschaft, in deren Mittelpunkt die Pflege der familialen Intimität stand. Sie schuf Voraussetzungen für neue Mann-Frau- sowie El-

tern-Kind-Beziehungen. Die ideale bürgerliche Familie gab es zwar nicht, zumeist handelte es sich noch lange um Mischformen – zum Teil waren Frauen weiter als Hausfrauen im Produktionsprozeß tätig, zum Teil verstanden auch die Männer ihr Haus noch als ‹ganzes Haus› –, aber die Verbindung von Familie und Emotionalität wurde erstmals besonders betont.

Unter den neuen Bedürfnissen der bürgerlichen Familie kam es zu einem neuen Verhältnis zur Wohnstätte. Das Wohnen erhielt eine Dimension des Lebens, die es bis dahin nicht gab. Mittelpunkt des älteren Hauses war zwar schon lange die Stube, der zentrale Aufenthaltsraum aller Mitglieder der Hausgemeinschaft. Nun wurde aber das Wohnzimmer einerseits entlastet, andererseits wohnlich gemacht. Damit die gute Stube, das Wohnzimmer bzw. der Salon, frei von Gerüchen blieb, wurde ein eigenes Eßzimmer geplant. Dies kam auch den Anforderungen einer neuen Eßkultur entgegen. Ebenso wurde ein Arbeitszimmer oder Kontor abgegliedert, das speziell für die Bedürfnisse des Hausherrn gedacht war. Das Wohnzimmer diente, entlastet von Essen und Arbeit, als reiner Familienraum, zugleich aber auch als zentraler Wohnbereich der Frau und der heranwachsenden Kinder, die hier spielten. Wohnlich wurde der Raum durch verstellbare Stühle, die die Bänke verdrängten; anstelle großer Schränke wurden kleinere, vor allem Kommoden aufgestellt, für die Frau gelegentlich ein Sekretär. Insgesamt war das Zimmer sauber und sparsam eingerichtet, es sollte sich wesentlich unterscheiden von der Stube der Bauern und Handwerker einerseits und der der Patrizier und des Adels andererseits. Ausgewählte Bilder schmückten die tapezierten Wände. Neu waren Gardinen, die im Unterschied zu den herkömmlichen Vorhängen immer die Fenster verdeckten. Sie ermöglichten ein gedämpftes Licht im Raum, und während man von innen nach außen schauen konnte, war dies umgekehrt nicht mehr möglich. Das Haus hatte sich nach außen abgeschirmt. Vom eigentlichen Wohnbereich noch stärker als die Küche war das Schlafzimmer der Eltern abgetrennt. Zu dieser Stätte familialer Intimität hatten weder Gäste Zutritt noch Kinder oder das Dienstpersonal. Separate Elternschlafzimmer hatte es zwar schon lange gegeben, aber das bürgerliche Schlafzimmer war erstmals eindeutig durch einen Flur vom eigentlichen Wohnbereich abgetrennt. Auch diese Zimmer waren einfach eingerichtet, dienten auch nicht länger der Aufbewahrung der Schätze des Hauses. Neue Qualität wiesen die Betten auf. Früher gab es große Betten, Himmelbetten, in denen immer

potentiell mehrere Personen schlafen konnten, nun tauchten erstmals Einzelbetten auf, die nur für eine Person gedacht waren, wogegen Himmelbetten nicht zuletzt aus hygienischen Gründen abgelehnt wurden. Neu waren auch Nachtkleider, früher schlief man im Taghemd. Mit der Separierung der Schlafzimmer und der Verbreitung von Nachthemden vor allem begann eine Tabuisierung der Körperlichkeit, die bis ins 20. Jahrhundert währte.

So weit es möglich war, waren Kinder und das Dienstpersonal im ersten Stock untergebracht. Waren früher keine klaren Trennungen zwischen Kindern und dem Dienstpersonal möglich, wurde nun streng darauf Wert gelegt, daß das Dienstpersonal von der eigentlichen Familie geschieden lebte. Dienstboten mußten nun auch erstmals an die Tür klopfen, wenn sie einen Familienraum betreten wollten. Umgekehrt gab es eine Klingel, die das Dienstpersonal herbeirief, wenn es gewünscht wurde.

Insgesamt ging die Tendenz dahin, sich sparsam einzurichten; dies war nicht nur Ausdruck mangelnden Geldes, vielmehr lehnten die neuen Bürger die vollgefüllten Räume anderer sozialer Schichten ab, zu denen sie auf Distanz gingen. Vor allem wollte man heller leben, die Fenster wurden vergrößert und klar verglast, selbst Kammern erhielten Licht. Dunkle Möbel wurden durch helle ersetzt, Kienspäne durch Kerzen ergänzt. Schließlich wünschten Bürger rauchfreie Wohnungen. Küche und Eßzimmer waren abgetrennt vom Wohnzimmer und erhielten eigene Luftabzugsmöglichkeiten. Kamine wurden verbessert, so daß sie nicht mehr qualmten, insbesondere wurden Toiletten eingerichtet mit Luftschächten. Wasserklosetts gab es zwar schon seit dem 18. Jahrhundert, sie verbreiteten sich aber recht langsam. Badezimmer waren noch unbekannt, aber es wurde dafür gesorgt, daß reichlich Wasser zum Waschen vorhanden war, in den Kammern wie in der Küche. Die hygienischen Zustände wurden in bürgerlichen Haushalten erheblich gebessert. Kleider wurden öfter gesäubert, Wäsche wurde häufiger gewaschen und die Wohnung gereinigt. Ein beträchtlicher Teil der Arbeitszeit der Dienstboten und auch der Hausfrau selbst wurde für die Ordnung im Hause und die Hausreinigung aufgewendet. Welche Rolle die Reinlichkeit mittlerweile allgemein spielte, zeigt die Publizistik der Zeit. Die Bürger waren empfindlich geworden gegenüber Gerüchen und Schmutz. Der Wert des eigenen Hauses bemaß sich nun nicht mehr allein nach dem materiellen Wert der dort gesammelten Schätze und der prunkvollen Fassade und Treppe, sondern nach der Behaglichkeit

einer Wohnung, wozu angenehme Temperatur, Trockenheit, Sauberkeit und Wohlgerüche maßgeblich beitrugen.

Im traditionellen Haushalt waren die Bereiche von Essen, Schlafen, Feiern und Arbeit nicht klar getrennt, dies änderte sich grundlegend im bürgerlichen Haus. Zwar spielte das gemeinsame Essen immer eine zentrale Rolle im häuslichen Leben, aber wie im bürgerlichen Haushalt eine neue Wohnkultur entstand, so bildete das Bürgertum auch eine eigene Eßkultur aus, die vieles vom adeligen Vorbild übernahm, aber wesentlich von Distinguiertheit und Appetitlichkeit geprägt war. So aß man nun nicht mehr eng nebeneinander auf zwei Bänken über den Tisch gebeugt, sondern jeder für sich auf einem geraden Stuhl um den Tisch herum sitzend. Dies zwang nicht nur dazu, Distanz zum Tischnachbarn zu halten, sondern auch dazu, gerade zu sitzen. Bereits bei der Kindererziehung legte man Wert auf eine gerade Körperhaltung. Auch aß man nicht mehr gemeinsam aus einer Schüssel mit Löffeln, vielmehr wurde jedem das Essen serviert, man bediente sich also mit eigenem Teller und Besteck. Damit die Hände nicht benutzt wurden, gebrauchte man immer selbstverständlicher Gabeln, wie man auch Servietten für die Reinigung der Hände verwendete. Sogar das Essen selbst wurde verfeinert. Schmatzen und Schlürfen, gieriges Essen und Trinken wie das Sprechen mit vollem Mund galten nunmehr als unanständig. Auch das traditionelle Essen war ritualisiert gewesen, die bürgerliche Eßkultur aber verfeinerte ihren Eß- und Verhaltensstil bei Tisch. Dazu gehörten ein Gebet und die Wahrung einer klaren Sitzordung, die aber in bürgerlichen Haushalten wohl etwas lockerer war als z. B. in den ländlichen Haushalten. Das Eßzeremoniell galt nicht nur bei Feiertagsessen – da sicherlich besonders –, sondern wurde auch bei den kärglichen Alltagsessen eingehalten. Es war allerdings nicht mehr nur Ausdruck der Gemeinschaft oder Hausherrschaft, sondern zudem Ausdruck einer bürgerlichen Ordnung, in der Spontaneität und Unmittelbarkeit ausgeschlossen waren. Zur ‹Zivilisierung› der Kinder hat die bürgerliche Eßkultur wesentlich beigetragen. Die meisten Verhaltensvorschriften wurden sicherlich bei der Gelegenheit des Essens eingeübt.

Von nicht minderer Bedeutung war die gemeinsame Geselligkeit; auch diese unterschied sich wesentlich von der der Bauern und Handwerker, aber auch von der der Adeligen. Es ging nicht derb und heftig zu, auch nahmen Dienstboten oder Nachbarn gewöhnlich nicht daran teil. Man blieb unter sich, höchstens gab es

angesehene Gäste; enge Familienfreunde kamen dazu, die ihrerseits aber nicht wie in früherer Zeit Berufskollegen und Nachbarn mitbrachten. Sicherlich war auch hier das gemeinsame Spiel wichtig, es gab sogar Musik und Tanz; aber der häuslich-intime Rahmen mußte gewahrt bleiben. Zur bürgerlichen Wohnkultur zu Ende des 18. Jahrhunderts gehörten als neue Elemente maßgeblich das Klavierspiel und das gesellige Gespräch, von dem allerdings alltägliche Dinge wie politische Themen ausgeschlossen waren. Das bürgerliche Haus in Deutschland war ein unpolitisches Haus, da politische Gespräche nicht nur wegen der Anwesenheit von Frauen unterblieben, sondern sich auch nicht mit dem häuslichen Frieden vertrugen. Es war eine ‹künstliche› Welt, in der Kinder aufwuchsen, in der emotionale Behaglichkeit und Gemütlichkeit erstmals einen großen Stellenwert gewannen und die Kernfamilie sich als Familie erlebte.

Für die bürgerliche Wohnkultur war die Hausfrau zuständig, was nicht unbedingt heißt, daß der Mann bei der Einrichtung eines Hauses nicht mitwirkte. Aber da die Frauen ihre Aussteuer mitbrachten, die nicht nur in Wäsche, sondern auch in Möbeln bestand, entsprach die Wohnung oft mehr dem Geschmack der Frau als dem des Mannes, der ja zudem nur zu Mittag und Abend da war, ja oft lange verreist war. Dafür besaß das Haus nun bald ein eigenes Arbeits- oder Herrenzimmer. Funktion der Wohnung war jedoch für die Frau nicht, sich selbst wohl zu fühlen, sondern Kindern und vor allem dem Mann ein angenehmes Heim zu bereiten, in dem er sich erholte von seinem Beruf. Das heißt allerdings nicht, daß der Hausvater, der weitgehend nur noch der Ernährer der Familie war, nun seine Vormachtstellung als Hausherr aufgab, im Gegenteil, aber bei aller Betonung der patriarchalischen Stellung des Familienvaters hatte die Frau doch maßgeblichen, wenn nicht sogar dominanten Einfluß auf die Lebensgestaltung im Innern des Hauses. In keiner Welt wurde auf die Häuslichkeit einer Frau so viel Wert gelegt wie beim Bürgertum; sie schien ihrem Wesen zu entsprechen, so jedenfalls behaupten die aufklärerischen Anthropologen. Die Entstehung der bürgerlichen Wohnkultur ist ohne die neue Rolle der Frau als Gattin, Mutter und Hausfrau nicht zu verstehen.

BÄRBEL KERN/HORST KERN

Stationen im Leben einer gelehrten Frau: Dorothea Schlözer

In *Göttingen*, am *10. August 1770*, kam Dorothea Schlözer zur Welt. Ihr Vater August Ludwig Schlözer, Historiker und Staatswissenschaftler, war eine Zentralgestalt der deutschen Aufklärung, ein «Aufklärer aus dem Bilderbuch».[1] In seiner Konzeption der Menschenrechte hielt sich Schlözer frei von besitzbürgerlichen und patriarchalischen Vorurteilen. Seine kritische Publizistik trug wesentlich dazu bei, die Öffentlichkeit, in Erweiterung des Montesquieuschen Modells der Gewaltenteilung, zu einer Kontrollinstanz traditioneller Macht werden zu lassen. Als einem Aufklärer mit frührationalistischem Impetus, der den empirischen Nachweis als schlagende Neuerung entdeckt hatte, erschien ihm in Streitfällen ein Beweis durch unumstößliche Fakten geboten. So wollte er denn auch seinen pädagogischen Disput mit Johann Bernhard Basedow empirisch, mit Hilfe eines innerfamilialen Erziehungsexperiments, entscheiden. Durch die Erziehung von Dorothea, die Schlözer seinen «Anti-Basedow» nannte, sollte überzeugend demonstriert werden, daß er, wie er von sich selbst sagte, «in puncto Pädagogik nicht der Ignorant wäre, wofür mich Basedow erklärt hatte».[2]

Um seine pädagogische Überlegenheit unter Beweis zu stellen, bildete Schlözer Dorothea zur Gelehrten im damaligen Sinne aus. In ihrem Curriculum waren Religion und vielerlei Sprachen die Grundlagen-, Mathematik, Geschichte und Mineralogie die Hauptfächer. «Physisch-mathematische» und «historisch-politische» Wissenschaften sah Schlözer als «beide gleich schicklich in einem weiblichen Studio» an, ja, wegen ihrer Ernsthaftigkeit zweckmäßiger als die «belles lettres».[3] Im übrigen brachte man Dorothea alles das bei, was nach Auffassung des Vaters von einer «kultivierten Deutschen» erwartet wurde: die Fertigkeiten nämlich für die «eigentlichen weiblichen Geschäfte, die sowohl ad esse (Haushaltsgeschäfte, Stricken, Nähen usw. usw.) als auch ad bene esse (Zeichnen, Musik, Tanzen usw. usw.)» verstanden wurden. Den krönenden Abschluß bildete ihre Promotion im Jahre 1787. Als erste Doktorin der Philosophie Deutschlands war Dorothea in ihrer Zeit eine Berühmtheit.



Dorothea Schlözer
Silhouette (1786)

Aus *Göttingen*, am *19. Juni 1785*, schrieb Dorothea ihrer Freundin Luise Michaelis[4] als Antwort auf deren Frage, «ob es nun ihrer Neigung gemäß sei, daß sie als Gelehrte ausgebildet würde»:[5]

«Beste Luise!

Deine Frage habe ich nun recht wohl verstanden. Meinst Du denn, daß Kochen und Spinnen angenehmer ist, als wenn ich ein historisches Collegium bei meinem Vater höre? Freilich wenn ich Latein oder einen schweren Satz im Euklides auszuarbeiten habe, so vergeht mir wohl zuweilen die Geduld, aber da denke ich denn, wenn ich diesen Satz und Latein fix verstehe, so lerne ich dadurch, wie eine Brille beschaffen sein muß, und das ist doch wohl angenehmer, als bei Hitze und Frost in der Küche zu stehen. Und wird es mir manchmal ein wenig sauer, so werde ich jetzt schon genug dafür belohnt, weil mir mein Vater so manches Extra Vergnügen dafür erlaubt.

Du mußt Dir aber nicht einbilden, daß ich nichts von weiblichen Arbeiten verstehe: im Kochen nehme ich es doch wohl mit Dir auf, und meine Mutter macht mir oft Schmeicheleien über mein flinkes Stricken. – Ich kann spinnen, nähen, mit Wein umgehen,

denn ich besorge größtentheils den Keller allein; nur im Putzmachen fehlt's mir noch ein wenig, da möchtest Du wohl mein Meister sein, und meiner Mutter vollends komme ich in diesem Capitel all meine Tage nicht bei. Nicht einmal, sondern wohl zehnmal hat es mir mein Vater freigestellt, ich sollte keine Lernstunde mer haben, sondern nur weibliche Sachen treiben – aber ich hielt es für nicht rathsam, warhaftig nicht bloß weil ich fürchtete, meinen Vater bös zu machen.

Liebes Mädchen, ich will Dir Vieles beichten, was wir 15jährigen Mädchen sonst in der Welt nie so früh erfahren, und auch in keinem Buche steht, was ich aber schon seit mehreren Jahren unter vier Augen von guter Hand habe: Weiber sind nicht in der Welt, blos um Männer zu amüsiren. Weiber sind Menschen wie Männer: eines soll das andere glücklich machen. Wer blos amüsirt sein will, ist ein Schlingel, oder verdient nur ein Weib von schönem Gesicht, das er in vier Wochen satt ist. Nun, macht ein Weib einen Mann blos dadurch glücklich, daß sie sein Köchinn, Näherinn und Spinnerinn ist? Ey so wollt' ich mich doch lieber als Köchinn, Näherinn und Spinnerinn vermiethen, so könnt' ich ja von dem Teufel, wenn's ein Teufel ist, wieder loskommen. – Aber meinst Du denn nicht, daß ein Mädchen durch das, was ich lerne, einen Mann wirklich amüsiren könne? Meinst Du, daß ich durch mein Lernen dem Stande, dem ich gewidmet bin, ganz entgehe? Wie, wenn ich nun einen Kaufmann oder Fabrikanten kriegte, der nach Spanien, Frankreich, Holland, Italien, England, Schweden u. s. w. handelt, und ich verstehe die Sprache dieser Länder und könnte ihm gar seine Correspondenz führen? Wieviel Kaufmannsweiber giebt es denn, die so ein halb Dutzend Sprachen verstehen; und müßte mein – will's Gott! – Künftiger denn nicht ein Flegel sein, wenn er mir nicht eine Köchinn bezahlte, weil ich ihm einen Buchhalter ersparte?

Freilich wählen können wir Mädchen nicht, weder ich noch Du; wenn ich also einen Gelehrten kriegte, so wäre mein bischen Lernen verloren, aber Schaden thät's mir doch auch nicht. Gesetzt ich müßte, der Haushaltung wegen, Clavier, singen, Mathematik und Latein niederlegen, meine Sprachen spräche ich doch noch immerfort, und mein Mann hätte doch sein Vergnügen dabey, und ich läse doch immersowas nebenher von Rom.[6] Denn immer vor den Heerd zu stehn, wär meine Sache auch nicht, denn armes Schofel Zeug nehme ich nicht, und dazu zwingt mich mein Vater auch nicht. Ich laure nicht auf einen Mann, der so viel Einnahme hat

wie Dein Vater und meiner.[7] Aber hungern und darben will ich auch nicht, sonst bleibe ich lieber allein. Wenn mein Temperament so bleibt wie bisher, so heirathe ich nicht anders als aus Vernunft.

Es ist hier jetzt recht elendes Wetter. Heute regnet es wieder, und ich bleibe zu Haus. – Diese Woche am 15. Junius haben wir bei Euch gegessen.

Nun habe ich Dir doch einen recht langen Brief geschrieben, daß mir die Finger ordentlich weh thun.»

Aus *Ems*, am *11. September 1824*, schrieb Dorothea ihrem jüngsten Bruder Karl:[8]

«Morgen, bester Karl, treten wir die Reise an den Rhein an, bleiben 10 bis 12 Tage in Trier bei D., wo wir logieren und Dortchen[9] die Traubenkur gebraucht, und dann nach Marseille. . . .

Wenn ich an unsere Reise denke, graut es mich, aber es muß sein! Der Brunnen und Bad, 21 an der Zahl, sind Dortchen ganz gut bekommen, und der Arzt versichert, der Süden würde sie gewiß ganz herstellen. Der Alte[10] hat fleißig hier an seinen Rechnungen gearbeitet, sitzt nun 2 Stunden im Wagen und packt die ein: seine Gesundheit ist schwach, wie alles, ich muß für die ganze Gesellschaft moralisch und physisch sorgen; ich bin ganz gesund, bin viel in der hiesigen göttlichen Gegend spaziert und habe mich an der großen, schönen Natur ergötzt. Der Himmel gebe mir nun Kräfte, die Hiobsbotschaft zu bestehen. Dazu bin ich Hüter des heiligen Grales, der Police,[11] so darf ich nie den Kopf verlieren, mein Wagen wird Feuersgefahr halber immer öfter geschmiert. Ich überlegte, ob es für Frankreich nicht geratener wäre, in 1 Wagen zu fahren, allein Dortchen muß bequem sitzen und in der Luft, also waren doch Kosten erforderlich, und so habe ich es beim alten gelassen. Gott wird helfen! Ich tue alles, was in meinen Kräften steht. Ich bin einmal von Geburt an in La Trappe gewesen und muß ausdauern, die Asketen in der Thebaide können nicht mitsprechen wie ich, und die albernen Betbrüder in Lübeck werden erst in die Schule geschickt. Dann hoffe ich, bin ich fertig mit meinen Lehrjahren!»

In *Avignon*, am *13. Juli 1825*, starb Dorothea auf der Rückreise von Marseille. Ihre letzten Jahre waren voll von Düsternis gewesen. Bleich verschimmerte der raumgreifende Glanz der Sternschnuppe, die mit der spektakulären Ausbildung und dem darauf

folgenden gesellschaftlichen Aufstieg der klugen jungen Frau entstanden war.

Schade, sagte der Mann von uns beiden, als uns die Lebenszeugnisse dieser Frau zum ersten Mal begegneten, und dachte dabei an «Aufstieg und Fall» als typische Lebenslinie bekannter Männer und Frauen zur Zeit der Spätaufklärung und Romantik. Schade, sagte die Frau von uns beiden und fühlte sich schwesterlich verbunden: teils mitverglüht, teils unter Feuer daran denkend, wieviel weibliche Energie auch heute noch verpufft, wie oft noch immer Gefühle bitterer Sinnlosigkeit ein – hart oder weich – durchkämpftes Frauenleben beschließen.

Individuelles Schicksal oder gesellschaftlich-typischer Verlauf? Mit dieser Frage gingen wir, jeder für sich, auf die Suche. Wir haben unsere Ausgrabungen zusammengetragen und gemeinsam versucht, uns ein Bild daraus zu legen. Es ist ein Puzzle, in dem viele Stücke fehlen, bei anderen kann man sich streiten, wo gehören sie hin, und es wird nie vollständig sein können. Mit ein wenig Phantasie als Griffwerkzeug, Kitt und Politur in einem, machten wir uns an die Arbeit, diesem Bild Gestalt zu geben und etwas aus ihm zu lesen – für damals und für heute.[12]

Anmerkungen

1. Theodor Heuß: Schattenbeschreibung, 1954, S. 52.
2. Brief an Graf Schmettow vom 9. 9. 1787. In: Schlözers Öffentliches und Privatleben. Hg. von Christian von Schlözer. Leipzig 1828. Bd. 2, S. 129f.
3. Curriculum vitae, Schreiben an die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen, 17. 8. 1787, Archiv der Universität Göttingen, Promotionsakte Dorothea Schlözer.
4. Luise Michaelis (1770–1846), Tochter des Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis, Schwester von Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling und spätere Gemahlin des Braunschweiger Arztes Christian Wiedemann, war eine enge Jugendfreundin Dorotheas. Sie hielt sich, als Dorothea ihr schrieb, in Gotha auf.
5. Erinnerungen von Luise Wiedemann, Hg. von Julius Steinberger. Göttingen 1929, S. 8 – Dorotheas Brief entnehmen wir Leopold von Schlözer: Dorothea von Schlözer. Göttingen 1937, S. 107ff.
6. Dorothea hatte ihren Vater bei vielen kleineren Fahrten, vor allem aber in den Jahren 1781/82 auf einer spektakulären Forschungsreise nach Italien begleiten dürfen und dabei Rom kennengelernt.
7. Die berühmten Göttinger Professoren hatten hohe Einkünfte (Gehalt, Hörergelder, Honorare, Einnahmen aus Vermietungen etc.). Die Ein-

nahmen der Väter von Luise und Dorothea lagen in der Göttinger Spitzengruppe.

8. Karl von Schlözer (1780–1859), Kaufmann und russischer Generalkonsul in Lübeck, war Dorotheas Lieblingsbruder. Im Alter schrieb sie ihm zahlreiche Briefe, so auch den zitierten Brief, dessen Original sich heute in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen befindet.
9. Dorothea von Rodde (1796–1834), zur Zeit des Briefes Dorotheas letztes Kind. Die beiden anderen Kinder Auguste und Ludwig waren 1820 bzw. 1823 gestorben. Auch um Dortchen stand es nun schlecht. Die Ärzte empfahlen zur Regeneration eine Reise nach Südfrankreich.
10. Dorotheas Gemahl, Matthäus Freiherr von Rodde (1754–1825), ursprünglich ein reicher lübischer Patrizier, war 1810 in Bankrott gegangen. Roddes Persönlichkeit, die schon vorher Verfallserscheinungen aufgewiesen hatte, wurde durch die ökonomische Katastrophe endgültig zerstört.
11. Zur Absicherung Dorotheas hatte Rodde gemäß einer Ehevereinbarung mit August Ludwig Schlözer eine Lebensversicherung abgeschlossen, die Dorothea im Fall seines Todes zufallen sollte. Nach dem Bankrott des Handelshauses Rodde versuchte Dorothea mühsam, die Versicherungsbeiträge selbst zusammenzubringen.
12. Vgl. Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. Erscheint im Herbst 1988.

HANS JOACHIM KREUTZER

Hat Kleist Mozart gesehen?

Eine kleine erläuternde Fußnote an einer Stelle, an der niemand dergleichen suchen würde, scheint unzweideutig die folgende, den Charakter des Sensationellen streifende Mitteilung zu enthalten: Auf einer Reise, von der man bis zum Jahre 1961 gar nichts wußte, hat der dreizehnjährige Heinrich von Kleist in Prag am 2. September 1791 die Aufführung des ‹Don Giovanni›, die aus Anlaß der Krönung Kaiser Leopolds II. zum König von Böhmen stattfand, miterlebt und vier Tage später auch die Uraufführung der ‹Clemenza di Tito›, der eigentlichen Krönungsoper, komponiert im Auftrag der böhmischen Stände. An beiden Abenden dirigierte Mozart selbst. Also hat Kleist Mozart noch gesehen? Zwei im Grunde durch einen weiten, gar nicht unbedingt in zeitlichen Kategorien zu fassenden Abstand voneinander getrennte Zeitalter hät-

ten sich also für einen kurzen Augenblick berührt? Als Goethe, der doch dem 18. Jahrhundert in jedem Betracht viel näher stand, am 3. Februar 1830 Eckermann erzählt, er habe den siebenjährigen Mozart in Frankfurt gesehen, da kann der Gesprächspartner das nur mit Mühe nachvollziehen: «Ich machte große Augen, und es war mir ein halbes Wunder zu hören, daß Goethe alt genug sei, um Mozart als Kind gesehen zu haben.» Besagte Fußnote, sie stammt von Otto Erich Deutsch, findet sich an prominentem Ort, in den Mozart-Dokumenten, die im Rahmen der Neuen Mozart Ausgabe erschienen sind. Deutsch druckt eine Textpartie aus den ‹Fantasien auf einer Reise nach Prag› von Franz Alexander von Kleist ab und versieht sie u. a. mit der Bemerkung: «Kleists Neffe, der damals 14 Jahre alte Heinrich, der später berühmt gewordene Dichter, war mit ihm [d. h. mit Franz Alexander von Kleist] und wohnte der Festaufführung des ‹Don Giovanni› am 2. und der Uraufführung der ‹Clemenza› am 6. September 1791 bei.»[1] Der Philologe, von der Vorstellung, dies könne wahr sein, elektrisiert, macht sich auf die Reise in den Irrgarten der Überlieferung, methodisch geleitet einzig von seinem berufsmäßigen Hang zum Unglauben.

Erster Befund: der Text, den Deutsch bietet, ist erstaunlich korrumpiert. Sechs Auslassungen, bei Deutsch durch Punkte gekennzeichnet, sind von höchst unterschiedlicher Länge: 5 Zeilen, 5 Seiten, 3 Zeilen, 1 Zeile, 7 Zeilen, 28 Seiten. Außerdem weist der Abdruck 58 Fehler auf. Ein bißchen viel für eine kritische Ausgabe. Deshalb hier zunächst der Kleistsche Text, nach annähernd 200 Jahren erstmals wieder in seiner Originalgestalt (Hervorhebungen wurden kursiviert). Die Textlücken sind stillschweigend ausgefüllt, bis auf die letzte, denn es handelt sich in Wahrheit um *zwei* Texte. Das Kapitel 20, ‹Die Opergesellschaft›, erscheint hier in voller Länge. Das letzte Stück aber ist der Schlußabsatz von Kapitel 24, ‹Königskrönung›.

[84:] 20. Die Opergesellschaft.

den 2ten Sept.

Nie bin ich so belohnt aus einem Opernhause gegangen, als heut, wo ich in einem Saal so viel merkwürdige Menschen, in so verschiedener Lage sah. Der Kaiser nebst seiner Familie sollte heut in die Oper kommen, und der ganze Weg [85:] vom Schlosse bis zum Opernhause wimmelte von Menschen, die neugierig waren, einen Kaiser zu sehn, wie er nach einem Schauspiel fährt. Im Hause

waren alle Logen, und das Parterre mit Menschen angefüllt; und als endlich der Kaiser kam, empfing man ihn mit einem dreymaligen Händeklatschen, und einem Vivat! wo man die Stimmen, ohne das Gehör eines Indiers zu haben, zählen und unterscheiden konnte. Einige wollen sogar behaupten, die Polizeybedienten hätten zum Vivat aufgemuntert.

Der Kaiser schien mit seiner Bewillkommung zufrieden, und verneigte sich einigemal gegen die Zuschauer; – doch muß ich aufrichtig gestehn, trotz dem Klatschen, trotz dem Gerassel der Pauken und Trommeten, hatte dieser Auftritt auch nicht das geringste Feyerliche, weil ihm ganz die Begeistrung fehlte, die eine Volksversammlung beleben muß, wenn die Aeußerung ihrer Freude erhaben und schön seyn soll. Hier schwieg ganz die hochaufwallende Empfindung einer begeisterten Seele; man fühlte, diese Freude sey ein Kind der Convenienz, und man fürchtete immer beym Anfang, die Fortsetzung würde fehlen, so lang- [86:] sam ging die Freude der Prager Bürger. Warlich, die Einrichtung der Indischen Fürsten, sich ihrem Volke nur verhüllt zu zeigen, hat sehr viel Gutes. Die meisten Menschen denken sich ihren Beherrscher, ihren gebohrnen Monarchen, als ein höheres Wesen, oder wenigstens als einen sehr schönen, weisen, vollkommnen Menschen. Ist er verhüllt, so prägt sich dies Bild ein, und die Neugier mahlt es noch schöner aus; tritt er aber hervor, so sieht man leider nur zu oft eine unvollkommne Gestalt, in der sich nichts Großes, nichts Erhabnes mahlt. Eine solche Täuschung ist widrig, und läßt Vorurtheile gegen den Geist eines solchen Mannes zurük, die zu überwinden es beweisender Handlungen bedarf. – Der Erzherzog Franz hat viel Aehnliches vom Kaiser Joseph, und man verspricht sich hier große Dinge von ihm. Sein Gesicht, wenn auch nicht geistvoll, zeigt doch jezt schon etwas Edles, Vestes, Bestimmtes, das seiner Art zu handeln nicht widerspricht. Gleich nach seiner Ankunft war es sein erstes Geschäft, nach der Hofbuchhandlung zu schicken, und sich alles Neue der Litteratur, und alle neue Landcharten holen zu lassen. Auch erzählte man mir eine Anekdote von der Liebe zu [87:] seiner verstorbenen Gattin, deren Bild über seinem Schreibtische hing, indessen das Gemählde seiner künftigen gerade gegenüber gestellt war. Die Kaiserin, der diese Anordnung nicht gefällt, läßt während der Abwesenheit des Erzherzogs die Gemählde umhängen. Der Erzherzog erblickt bey seiner Rückkehr die Verändrung, und schweigt. Nach einigen Tagen aber befiehlt er dem Cammerdiener, den Schreibetisch unter das Bild der Ver-

storbenen zu setzen, und so erreicht er seine Absicht, ohne die von der Kaiserin getroffene Anordnung der Bilder zu verändern. Mir scheint dieser kleine Zug merkwürdig, da sich darinnen der Grundsatz äußert, bestimmte Absichten zu erreichen, ohne die einmal eingeführte Ordnung zu stören. Die Brüder des Erzherzogs Franz gleichen sich fast alle; der schönste und bestgewachsenste ist der Palatin von Ungarn. Mehr weiß ich eigentlich nicht von ihnen zu sagen, wenn sich auch mehr sagen ließe, so wie ich ebenfalls in der Kaiserin nichts weiter als die Frau eines Kaisers entdeckte. Merkwürdiger waren mir die Personen vom zweyten Range, die den Kaiser nicht umgaben, und in deren Gesichtszügen ihre Lebensgeschichte stand. Rührend war unten im [88:] Parterre der Anblick des General Bouillé; und so verdient er sein jetziges Schicksal trägt, so konnt' ich doch nicht alle Gefühle des Mitleids gegen ihn unterdrücken. Mit leserlichen Chiffern steht auf seiner Stirn sein Unglück geschrieben, und der Kummer scheint das Feuer seines Auges allmählich zu vermindern. Aber, doch spricht noch Klugheit und Muth aus seinen Blicken, und jeder erkennt, daß ihn das Schicksal zu mehr, als einem verwaisten Flüchtling bestimmte. Noch nie sah ich ein Gesicht, auf dem der Gram so abgedrückt war, wie auf dem seinigen; und ich kann mir vorstellen, welche schreckliche Gefühle sein Herz durchbohren. Einem leidenschaftlichen Augenblick zu gefallen, – geblendet von den süßen Schmeicheleyen der Zukunft, geläng es ihm, die Tempel der Freyheit umzustürzen, und die Despotie wieder einzusetzen, mißbraucht er das Vertrauen der Nationalversammlung, wird ein Verräther seines Vaterlandes und seines Volks; – wird von einem angesehenen französischen Bürger, ein vornehmer Bettler im Ausland; und sieht sich nun von niemanden gefürchtet, von wenigen geschätzt, von den *meisten verachtet*. Wie muß ihn die [89:] Reue peinigen, wie der Gedanke ihn erschüttern, daß er vielleicht an dem Blutvergießen vieler Tausend Schuld seyn kann, einen Irrthum zu vertheidigen! Wie ganz arm an großen, schönen Gefühlen muß seine Seele seyn, da ihr der Stolz der Selbstständigkeit mangelt; da sie schlaff genug war, dem Eigennutz zu fröhnen, seinen Winken zu folgen, und auf die seligen Früchte der Freyheit Verzicht zu thun! Wie verwaist muß er sich fühlen, da ihm seine Nation flucht, sein Vaterland als ein Ungeheuer ausspeyt, und kein Herz ihm sich naht, harmonisch gestimmt, aufwallend für die großen Tugenden des Menschengeschlechts, für *Freyheit* und *Liebe*! Einsam steht er da, wie eine giftige Pflanze, die kein freundliches

Thier besucht, vor der der Wanderer, ohne sie anzublicken, vorübergeht, und um die sich nur Scorpionen sammeln! – Wie lächerlich nehmen sich aber dennoch neben diesem bethörten, unglücklichen Mann die übrigen Französischen Flüchtlinge aus! Besonders der nicht schöne *Fersen,* der seine Amanda überall zu suchen schien, und umsonst mit seiner weißen Cocarde am Huth spielte, und umsonst von einer Bande zur andern lief! Er findet [90:] sie nicht, und seufzt der Hofnung entgegen, daß doch einer der Zuschauer bemerken würde, was er suche. Der Sohn des *Bouillé* und der Herzog von *Polignac* sind so unbedeutend, daß man mit ihren Namen das Register ihrer Verdienste schließen kann. Fort! mit diesen Menschen; mir winkt zu schöneren Bemerkungen dort ein kleiner Mann, in grünem Rocke, dessen Auge verräth, was sein bescheidner Anstand verschweigt. Es ist *Mozart,* dessen Oper, Don Juan, heut gegeben wird, der die Freude hat, selbst das Entzücken zu sehen, in welches seine schöne Harmonie die Herzen aller Zuschauer versetzt. Wer im ganzen Hause kann stolzer und froher seyn, als er? Wem gewährt sein eignes Selbst mehr Befriedigungen, als ihm? Umsonst würden Monarchen Schätze verschwenden, umsonst der Ahnenstolz seine Reichthümer; er kann auch nicht ein Fünkchen dieses Gefühls erkaufen, mit welchem die Kunst ihren Geliebten belohnt! Freuden mit Gold erkauft, sind die leidlichen Minuten eines Kranken; der Schmerz stellt sich bald nur desto heftiger wieder ein. Wie anders des Künstlers Entzücken beym unsterblichen Werk? Auch seine Freude gleicht einem Rausch; aber [91:] sie ist dennoch ewig; Sie steigt immer in neuer Schönheit hervor, und beseligt mit Schöpfergefühlen den sterblichen Menschen. Alles muß den Tod fürchten; der Künstler fürchtet ihn nicht. Seine Unsterblichkeit ist nicht Hofnung, sie ist Gewisheit! den schöneren Theil seiner Selbst, Denkmähler seliger Stunden, läßt er der Nachwelt zurük. Er würkt noch auf künftige Geschlechter, wenn längst die Gebeine der Könige vermodert sind. Und mit allen diesen Überzeugungen konnte *Mozart* da stehen, als tausend Ohren auf jedes Beben der Saite, auf jeden Lispel der Flöte lauschten, und hochwallende Busen, schnell schlagende Herzen die heiligen Empfindungen verriethen, die seine Harmonien weckten. Dieses Wecken dunkler Gefühle hat die Musik vor allen schönen Künsten eigen. Durch das Unbestimmte ihres Ausdrucks schmeichelt sie den eigenthümlichen Empfindungen jedes Herzens, folgt im stillen Einverständniß dem verschwiegenen Gang unsrer Fantasien, und wiegt den Bekümmerten in Schmerz,

den Frohen in Freude! – Sey es Schwärmerey oder richtiges Menschengefühl, genug, ich wünschte in diesen Augenblicken lieber Mozart als Leopold zu seyn; und wenn [92:] auch unsern deutschen Zuhören die hohe Empfänglichkeit für Begeistrung fehlt, mit der der Britte einen *Hendel*, der Franzose einen *Gluck* bewundert; so muß doch auch schon die unwillkührliche Aeußerung weniger Fühlenden ein schöner, himmlischer Lohn dem Künstler seyn, der den Sphären ihre Harmonien ablauschte, und durch Töne Seelen zu entzücken versteht! –

[112:] 24. Königskrönung.

den 6ten Sept.

[119:] ... Am Abend ward eine sehr schöne neue Oper *la Clemenza di Tito* frey von den Ständen gegeben. Die Musik ist von *Mozart*, und ganz ihres Meisters würdig, besonders gefällt er hier in dem Andante, wo seine Melodien schön genug sind, die Himmlischen herabzulocken. Kritisch mich darüber auszulassen, ist unmöglich, da ich die Oper nur einmal, in großem Gedränge, gehört habe.

*

Der dokumentarische Wert der Texte ist groß. Er beruht nicht zuletzt darauf, daß sie von einem unabhängigen Beobachter stammen, den die auch in Prag, wo Mozart sich eigentlich verstanden fühlte, durchaus vorhandenen musikalischen Parteiungen und Konkurrenzen nicht berührten, die die biographische Überlieferung, wie so oft auch in diesem Falle, getrübt haben. Das kleine Buch ist ohne Verfasserangabe 1792 erschienen, mit dem Druckvermerk «Dresden und Leipzig, in der Richterschen Buchhandlung». Die Bibliographen haben es von jeher Franz Alexander von Kleist zugeschrieben.[2]

Otto Erich Deutsch hat an sich exakt zitiert. Er hat nur den Fehler begangen, seinem Textzeugen, und das war bereits ein gewissermaßen tertiärer Abdruck, vertraut zu haben. Dem Zeugen, auf den Deutsch sich verließ – das war Paul Nettl[3] –, kann man zwar eine gewisse Läßlichkeit nachweisen, aber gravierende Fehler hat er nicht verursacht. Den eigentlichen Sündenfall der Überlieferungsgeschichte hat derjenige begangen, der als erster und bisher letzter das Original benutzt hat: Rudolph Procházka.[4] Von ihm

stammen sowohl die Auslassungen wie auch eine stillschweigend vorgenommene grammatische und orthographische Modernisierung.

Procházka war aber selbst durchaus nicht der erste, der aus den ‹Fantasien auf einer Reise nach Prag› zitiert hat. Vielmehr konnte er seine Mitteilung der Beobachtungen und Berichte Franz Alexanders von Kleist schon mit einem Plagiatsvorwurf verbinden. Dieser richtete sich gegen Alfred Meißner, einen Enkel des Prager Ästhetik-Professors August Gottlieb Meißner (1753–1807), den die Literaturgeschichtsschreibung als Librettisten und vor allem als Unterhaltungsschriftsteller kennt.[5] Der Vorwurf war vollkommen berechtigt. Eine Verbindung zwischen Franz Alexander von Kleist und August Gottlieb Meißner hat ganz offenkundig bestanden: Kleist erwähnt seine Begegnungen mit Meißner in Prag mehrfach und nachdrücklich. Meißner der Enkel zitiert aus den ‹Fantasien› wörtlich, mit Verfasser- und Druckangabe, und zwar im thematischen Zusammenhang mit Universitätsverhältnissen in seinen ‹Rococo-Bildern›.[6] Dieses Buch ist ein seltsames Mixtum – in eigener Erzählerverantwortung gehalten, aber durchsetzt mit vorgeblich wörtlichen Zitaten aus einem «Tagebuch» seines Großvaters, das natürlich nie existiert hat. Gerade die Mozart betreffenden Partien bringt Meißner der Jüngere im Wortlaut sehr frei – tatsächlich hat Alfred Meißner an diesen Stellen die ‹Fantasien› Franz Alexanders von Kleist «verwertet». Procházka merkte denn auch spöttisch an, daß Alfred Meißner wohl noch andere Tagebücher mit Erfolg benutzt haben werde. Ominöserweise hatte schon August Gottlieb Meißners ‹Bianca Capello. Ein dramatischer Roman›, 1785 bei Dyk in Leipzig erschienen, sein bekanntestes größeres Erzählwerk, den Vorwurf auf sich gezogen, daß der Autor den Tatbestand einer Übersetzung verschleiere. Textliche und sonstige Korruption also allenthalben, wohin man auch blickt.

Procházka selbst hat übrigens durchaus nicht wertfrei gekürzt, im Gegenteil. Seine Texteingriffe sind sogar drastisch. Heute wirken sie auf eine sehr komische Weise kaisertreu, aber ob sie ihre Ursache in persönlicher Gesinnung oder in politischer Vorsicht (oder in beidem) haben, vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Politisch-kritische Spitzen in Kleists Text biegt er ab, indem er Bemerkungen ausläßt wie die, der Applaus für den Kaiser sei ziemlich dünnstimmig ausgefallen, die Polizei habe deshalb selbst etwas nachgeholfen und von irgendwelcher Begeisterung unter den Pragern könne keine Rede sein. In diesem Sinne mag es ihm

auch ganz lieb gewesen sein, die ebenso detaillierte wie distanzierte Schilderung der österreichischen Erzherzöge und der französischen Emigrierten im Publikum, die natürlich keinen inhaltlichen Bezug zu Mozart hat, weglassen zu können.

Falls wir Deutsch vertrauen könnten, hätten wir von folgendem Tatbestand auszugehen: Der noch nicht ganz vierzehnjährige Heinrich von Kleist macht sich von Berlin aus, wo er damals in hugenottischer Umgebung erzogen und unterrichtet wurde, auf, ganz alleine, um seinen entfernten Verwandten – dessen literarische Reisebilder n.b. unter dem Datum des 16. August 1791 in Potsdam einsetzen – in Prag zu besuchen. Von persönlichen Beziehungen zwischen den beiden wußte man, jedenfalls bis zu Otto Erich Deutschs Fußnote von 1961, nichts. Da nun die beiden Opernbesuche Heinrichs von Kleist den ganzen Inhalt der Nachricht, wenn sie denn eine ist, über seinen Prager Aufenthalt bilden, würde die Logik der Quellenlage zu der Vermutung führen, daß ein sehr früh ausgeprägtes Kunstinteresse bei dieser Reise im Spiel gewesen sein könnte.

Aber die Hypothese läßt sich falsifizieren. Mit der Sensation ist es nichts, sie beruht auf einer Flüchtigkeit Deutschs. Das mag man auch bedauern, denn manche Eigentümlichkeiten des Szenenbaues in Dramen Kleists könnten durchaus mit einem intensiveren Studium Mozartscher Dramaturgie in Verbindung gebracht werden. Die polyphone Führung mehrerer Handlungsstränge in der berühmten Befehlsausgabeszene des ‹Prinz Friedrich von Homburg› etwa steht in struktureller Analogie zu den großen Mozartschen Ensembles, besonders im ‹Don Giovanni›, aber auch im ‹Figaro›. Wo auch immer Kleist Mozart studiert haben mag – 1791 in Prag noch nicht.

An sich wäre natürlich eine derart weite Reise eines halben Kindes schon ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Noch zwei Jahre später, als Kleist dienstlich seinem Regiment in den Rheinfeldzug nachreist, vertraut man ihn der Reisegesellschaft eines Frankfurter Kaufmanns an. Und alleine müßte Kleist gereist sein, das besagen gerade die existierenden Beweismittel, so untauglich sie letztlich sind. Man findet sie gleichfalls bei Procházka, der seinen Abdruck aus den ‹Fantasien› mit einer Erläuterung zur Person ihres Autors versieht. Er zitiert aus dem ‹Tagebuch der böhmischen Königskrönung› den Passantenzettel des Reichstores zum 28. August: «¼ 11 Uhr Hr. Kleist, sächsischer Edlmann [!], von Karlsbad.»[7]

Franz Alexander von Kleist war in der Tat zuvor in Karlsbad gewesen. Das zehnte Kapitel der ‹Fantasien› ist datiert «Carlsbad 21ten August», während Kapitel 17, «Mönchsherrschaft» überschrieben, dann bereits datiert ist mit «Prag den 28ten Aug.». Kein Torschreiber hätte einen Dreizehnjährigen als «Edlmann» bezeichnet. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hat also Otto Erich Deutsch die Wendung «Hr. Kleist» auf eigene Faust einfach mit «Heinrich Kleist» aufgelöst. Leider hat er nicht bedacht, daß er damit den Beleg für die Ankunft des andern Kleist, Franz Alexanders, aus der Welt schaffte.

Liebenswürdige Kollegen der Musikabteilung der Staatsbibliothek der Tschechischen Sozialistischen Republik in Prag[8] weisen mich noch auf eine zweite mögliche Fehlerquelle hin. Meine Anfrage nach Angaben über angekommene und abreisende Fremde in der ‹Kaiserlich Königlich privilegierten Prager Oberpostamtszeitung› führte auf keinen Kleist mit Angabe des Vornamens. Aber die Nr. 73 vom 10. September zählt in einem auf den 8. September datierten Bericht «unter andern vornehmen Fremden» auch «Gelehrte» auf, die sich zur «feyerlichen Krönung» eingefunden haben, darunter «aus Berlin die Herren von Kleist und von Kranz»: wenn man nur bis zu dem Namen «Kleist» liest, erhält man in der Tat zwei Kleiste. Der dreizehnjährige Gelehrte aber wäre doch wohl ein entschieden frühreifes Genie gewesen.

Die Mozart-Forscher haben im Umgang mit den ‹Fantasien› also wechselndes Geschick bewiesen. Die Kleist-Forscher gar keines. Sie haben sie nicht einmal gelesen. Wenn sie das je tun sollten, hätten sie die Chance, das Ur- und Vorbild zu Kleists Briefen von seiner nach wie vor rätselhaften Würzburger Reise zu entdecken und damit zugleich den eigentlichen Zweck dieser Briefe: ein Testfall für den Schriftstellerberuf, ein selbstangeordneter Versuch. Daß der Jüngere seinen Verwandten auch sonst gelesen hat, ist bekannt: In einer Partie seiner frühen Schrift ‹Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden›, scheinen, palimpsestartig, Verse aus dem Drama ‹Sappho› Franz Alexanders von Kleist so deutlich durch, daß man ohne Mühe die Jamben noch skandieren kann. Der Gattungsunterschied zwischen Tagebuch und Brief besteht nur vordergründig, denn die ‹Fantasien› setzen sich aus einer Folge von Briefen zusammen, die zumindest nicht in vollem Umfang fiktiv sein müssen. Umgekehrt existierten Kleists Würzburger Briefe partienweise auch noch in anderer Gestalt, sei es in Kleists ‹Ideen-

magazin›, sei es in der ‹Geschichte meiner Seele›. Vor allem aber sind die Prinzipien der Beobachtungen und das Verfahren ihrer Darstellung in beiden Fällen sehr ähnlich, primär wegen der perspektivischen Einbeziehung eines individuellen Lesers – man müßte ihn den ‹expliziten Leser› nennen. Der Adressat ist in beiden Fällen weiblich. Die Themenkreise stimmen gleichfalls überein: Landschaften, Geschichte, Sehenswürdigkeiten, technische Erfindungen, einfache Menschen und daneben Besuche bei Celebritäten, bei all dem Beobachtungen der eigenen Empfindungen und, darauf beruhend, schlußfolgernde Anwendung auf Regeln der richtigen Lebensführung. Die Neigung zu scharfzüngiger Religionskritik ist bei beiden Kleists gleich, bei dem Älteren fällt sie noch bedeutend aggressiver aus. Der Katholizismus ist ihm ein einziges fremdländisches Bestiarium. Dies aber vornehmlich, weil er einen viel ausgeprägteren Blick für Soziales und Politisches hat als der Briefschreiber Heinrich von Kleist; in ihren Dichtungen vertauschen beide dann die konträren Positionen, die sie zuvor eingenommen haben. Überraschend eindeutig zeigt Franz Alexander sich als Parteigänger der Französischen Revolution, die ja für Heinrich von Kleist so gut wie nicht zu existieren scheint. In dieser Familie ist er somit ein ganz eigenständiger Kopf. Religionskritik und politisches Urteil stammen in diesem Reisetagebuch aus derselben Wurzel:

«Den katholischen Priestern lehrt Selbsterhaltung die Pflicht, das Volk so unwissend als möglich zu erhalten, und ihnen die Religion als eine Ceremonie vorzustellen, in der sie den Vorsitz haben. Keine Religion, die in Ceremonien besteht, ist gut; keine Religion der neuern Zeit ist Religion; aber doch gewis die am wenigsten, deren Hauptstützen Unwissenheit und Intoleranz sind. – Mich hat geschaudert, als ich hörte, daß man den Juden heute auszugehen verboten, und daß man es ruhig ansah, als Jung und Alt einen doch ausgegangenen Juden steinigten, und da er floh, ihn verfolgten. Ist es nicht fürchterlich, in unserm Jahrhundert, wo man in Paris die Siegestrophäen der Freyheit und des gesunden Menschenverstandes in Tempeln aufbewahrt, daß man noch so etwas bei deutschen Fürsten duldet? Warum wendet ihr eure Blikke, Sprecher der Deutschen, nach Frankreichs Thälern, und klagt und flucht, wenn der höchsten Seligkeit des Menschengeschlechts, der Freyheit, einzelne Opfer fallen, indeß die Fürsten eures Vaterlandes noch ruhig solche Greuel mit ansehen? Warum zieht ihr die Schwerdter eures Geistes nicht gegen diese?»[9]

Franz Alexander von Kleist zeigt sich aufs äußerste empört, als er am Abend des 31. August im Thunschen Haus eine Aufführung des – freilich befremdend dürftigen – Kotzebueschen Lustspiels ‹Der weibliche Jacobiner-Clubb› (1791) gesehen hat. Und in seiner Anmerkung über «das elende Stück» laufen dann die literarische und die politische Kritik auf denselben Punkt zu:

«Wie konnte ein Mann, der in mancher Absicht einige Verdienste, – aber lange nicht so viel, als er glaubt – um die deutsche Bühne hat, wie konnte der so ganz seine Absicht verfehlen? Er wollte die französische Revolution lächerlich, die Demokratie verächtlich machen, und er machte sich selbst lächerlich; er zeigte durch die äusserst geschmacklose platte Erfindung seines Stücks, durch den unbehülflich hölzern gezeichneten Aristokraten, daß die Anhänger dieses Systems entweder nie Geist besaßen, oder ihn durch zu vielen Gebrauch schon abgenutzt hatten, da sie in diese Gesellschaft traten, wo man auch ohne Geist glänzt. Es ist traurig, daß so viele Schriftsteller und Dichter so ganz vergessen, daß es eine Zeit giebt, wo man zu schreiben aufhören muß; und warlich! diese Zeit ist beym Verfasser des weiblichen Jacobiner Clubs schon ein ganz Weilchen vorübergegangen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Es geht seinen Lesern wie einst *Voltairen* bey dem Buch eines jungen Autors, wo *Voltaire* öfters die Mütze abnahm; der junge Schriftsteller, überrascht, frug, was das bedeute? – *Je salue les vieilles connoissances,* antwortete *Voltaire.*»[10]

Als sich im altständischen Adel der ‹Deutschen Tischgesellschaft› später krasser Antisemitismus zeigt, ist auch Heinrich von Kleist viel zu vornehm, als daß er sich hinzugesellen könnte; zu politischer Radikalität ist er zwar gleichfalls imstande, aber sie nimmt dann andere Form an. Eine kleine Erinnerung daran, daß auch Heinrich von Kleist seine primäre Prägung noch dem alten Jahrhundert, noch der Aufklärung verdankt, ist das positive Nebenergebnis der zunächst in ganz anderer Richtung unternommenen Spurensicherung.

Anmerkungen

1. Mozart. Die Dokumente seines Lebens. Gesammelt und erläutert von Otto Erich Deutsch. Kassel, Basel, London, New York 1961 (= Wolfgang Amadeus Mozart. Neue Ausgabe sämtlicher Werke. Serie X: Supplement, Werkgruppe 34), S. 380f.
2. Die ‹Fantasien› sind heute überaus selten. Die Suche per Fernleihe blieb für die Bundesrepublik, Österreich und die Tschechoslowakei ohne

Ergebnis. Ich habe das Exemplar der Sächsischen Landesbibliothek Dresden benutzt.
3. Mozart in Böhmen. Prag-Karlin 1938, S. 192–194 und S. 202.
4. Mozart in Prag. Zum hundertjährigen Gedächtniß seines Todes. Prag 1892, S. 157–159 und S. 168.
5. Vgl. Rudolf Fürst: August Gottlieb Meißner. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Schriften, mit Quellenuntersuchungen. 2. Aufl. Berlin 1900.
6. Rococo-Bilder. Nach Aufzeichnungen meines Grossvaters. Gumbinnen 1871.
7. Mozart in Prag (wie Anm. 4) S. 157.
8. Jitřenka Peškova, die Leiterin der Musikabteilung, und Dr. Mirko Velinský, der Stellvertreter des Direktors der Staatsbibliothek.
9. ‹Fantasien›, aaO. S. 96f.
10. ‹Fantasien›, aaO. S. 78f.

EBERHARD WEIS

Überlegungen zum Thema ‹Deutschland und die Französische Revolution›[1]

Die moderne Richtung der französischen Revolutionshistoriographie, wie sie vor allem durch Francois Furet vertreten wird,[2] relativiert in ihrer Interpretation die Zäsurwirkung der Französischen Revolution, so wie sie durch die traditionellen Revolutionshistoriker und zuletzt durch den Marxisten Albert Soboul angenommen worden war.[3] Sie bezweifelt gleichzeitig die Berechtigung der teleologischen Gewißheit von der Notwendigkeit der Revolution. Furet weist – wie vor ihm, wenn auch in anderer Form, schon der britische Historiker Alfred Cobban[4] – darauf hin, daß die Französische Revolution nur aus dem Zusammentreffen mehrerer Faktoren zu erklären ist, wie zum Beispiel dem Staatsbankrott und der Adelsrevolte von 1787, einer Teuerungs- und Beschäftigungskrise, der Erhöhung der Feudallasten am Ende des Ancien Régime, der Unzufriedenheit des Bürgertums mit seiner Ausschaltung aus der Politik und aus Führungspositionen, der Agitation der Parlamente gegen die Krone, der Kleinmütigkeit und Schwäche des Königs, der sich nicht traute, seine reformwilligen Minister konsequent zu unterstützen und an fähigen Beratern festzuhalten. Diese Historiker erinnern ferner an die Tatsache, daß

die Französische Revolution nicht ein Block war, sondern 1789 sich zunächst aus drei parallel laufenden Revolutionen zusammensetzte, derjenigen des gebildeten Bürgertums, der des städtischen Kleinbürgertums und derjenigen der Bauern. Weiter: daß die revolutionäre Dekade von 1789 bis 1799 eigentlich aus mindestens sechs verschiedenen, manchmal ganz gegenläufigen Phasen bestand, ohne erkennbare Notwendigkeit dafür, daß sich jede Phase so, wie sie es tat, aus der vorangegangenen entwickeln mußte. Viele Zufälligkeiten spielten dabei eine Rolle. Ferner bestreiten sie, daß die Revolution, wie die klassische und die marxistische Revolutionshistoriographie sagen, nötig gewesen sei, um die moderne Entwicklung zum Kapitalismus und zur Industrialisierung zu ermöglichen. Furet vertritt dagegen die Meinung, die Revolution habe diesen Prozeß in Frankreich vielmehr verzögert durch Stützung des Kleinstbesitzes und durch die Kriege. In Frankreich sei die Industrialisierung in großem Umfang erst nach einer durch die Revolutionsära bewirkten Verzögerung, seit etwa 1830, erfolgt. Furet, selber bis zum Ungarnaufstand von 1956 Kommunist, geht sogar so weit festzustellen, die Revolution habe auch niemals zu einem nationalen Konsens geführt, vielmehr habe sie die Nation nur in zwei sich gegenseitig bekämpfende, sich denunzierende und tötende Hälften getrennt.[5] In neueren Veröffentlichungen gesteht er allerdings der Revolution zu, eine neue politische Kultur in Frankreich geschaffen zu haben. Er erkennt somit die verfassungs- und ideengeschichtliche Bedeutung der Revolution an, und dies ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, denn das Verfassungsdenken, die Verwaltungsstruktur, der Parlamentarismus des 19. und 20. Jahrhunderts sind in den Demokratien des europäischen Festlands sowie in vielen außereuropäischen Staaten durch die französischen Ideen und Institutionen von 1789 bis 1791 tief beeinflußt worden.

Einschneidende Wirkungen hat die Revolution, zusammen mit dem Ersten Empire, auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet jedenfalls gehabt, das kann nicht übersehen werden. Die Französische Revolution und ihr Vollstrecker auf diesem Gebiet, Napoleon, haben Hindernisse beseitigt, die der späteren Industrialisierung und dem Siegeszug der freien Wirtschaft und des Großbürgertums im Wege standen, indem sie die feudalen Institutionen, wie z. B. Grundherrschaft, Fronarbeit, beseitigten, die Freizügigkeit des Grundstücksverkehrs, des Gewerbes und der Berufswahl herstellten, die Binnenzölle abschafften, das Recht ver-

einheitlichten (später im Code Napoléon modernisiert), das Meter-Kilogramm-System anstelle ungezählter regionaler Maße einführten, die Natur- und Ingenieurwissenschaften, ja das Bildungswesen überhaupt förderten, große Volksheere mit gewaltigem technischem Bedarf aufbauten, das Bankwesen, nach England und den Niederlanden, entscheidend förderten, für die Gleichberechtigung der Juden sorgten und 1794 die Sklaverei verboten.[6]

Die in der Französischen Revolution in gewissen Phasen entwikkelten Reformen und Ideen, die dann durch die nächsten Phasen der Revolution oft widerrufen oder entstellt wurden, erhielten ihre institutionelle Ausführung und Festigung erst unter Napoleon. Vom napoleonischen Frankreich übernahmen sie dann auch die Nachbarstaaten, darunter die deutschen Länder in der Reformzeit. Allerdings mit einer Ausnahme: Gewählte Volksvertretungen wurden im napoleonischen Europa im allgemeinen nicht geduldet.[7] Diese Anregung der Französischen Revolution, die durch angelsächsische, insbesondere amerikanische Vorbilder beeinflußt war, wurde erst nach Napoleons Sturz in Frankreich und im übrigen Europa schrittweise verwirklicht.

In Frankreich wurde vor 1789 der Staat immer stärker handlungsunfähig, ging dem Bankrott entgegen, weil die privilegierten Stände ihre Heranziehung zur direkten Steuer mit Hilfe der Parlamente, der obersten Gerichtshöfe, zu verhindern wußten. Wir haben es hier mit der paradoxen Situation zu tun, daß in Frankreich vor der Revolution nicht rechtzeitig die notwendigen gesetzgeberischen Maßnahmen durchgeführt werden konnten, gerade *weil* Frankreich in dieser Zeit eigentlich nicht mehr absolutistisch regiert wurde, und weil die Könige sich nicht gegen die reformfeindlichen Parlamente (die obersten Gerichtshöfe) und die von diesen gezielt beeinflußte öffentliche Meinung durchsetzen konnten. Im Vergleich hierzu hatten es die absoluten Monarchen und Fürsten in den *deutschen* Staaten damals einfacher: Sie wurden nicht durch Parlamente und eine einflußreiche veröffentlichte Meinung behindert, die Landstände in den wichtigeren deutschen Staaten waren politisch bereits ziemlich machtlos. Deswegen war es möglich, daß beispielsweise in Preußen unter Friedrich II. und – viel weitergehend – in Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. oder auch in Baden, Sachsen und anderen deutschen Staaten gewisse damals notwendige Reformen durchgeführt wurden, welche Staat, Recht, Verwaltung und Sozialverfassung modernisierten, während dies in Frankreich nicht möglich war, obwohl es dort ein

viel stärkeres Bürgertum und eine lebendigere öffentliche Diskussion gab.[8]

Man hat daraus gelegentlich gefolgert, einer der Gründe dafür, daß in Deutschland nicht eine Revolution ausgebrochen ist wie in Frankreich, seien eben diese Reformen und Modernisierungsmaßnahmen der starken absoluten Fürsten gewesen. Dieser Umstand spielte sicher eine Rolle. Auch hatte der höchstverschuldete deutsche Staat, nämlich Österreich-Ungarn, pro Kopf der Bevölkerung nur ein Sechstel der Schulden Frankreichs.[9] Und in Österreich-Ungarn ebenso wie in anderen deutschen Staaten hatte man bereits *vor* der Französischen Revolution mit Reformen zugunsten der Bauern, ja eigentlich mit der Bauernbefreiung begonnen.[10] Es gibt jedoch noch weitere Faktoren, die beitragen können zu erklären, warum es in Deutschland damals keine Revolution gegeben hat: In Frankreich siegte die Revolution nur, weil sie in Paris siegte. Drei Viertel der Départements waren 1792/93 im Aufstand *gegen* die Revolutionsregierung in Paris. Deutschland aber war dezentralisiert. Es gab hier sehr viele fürstliche Residenzstädte, ferner Reichsstädte und landesherrliche Städte. Diese Vielgestaltigkeit trug übrigens stark zum Reichtum des kulturellen Erbes Deutschlands bei. Sie wäre aber auch ein großes Hindernis – und darum geht es hier – für den Versuch einer Revolutionierung gewesen. Es gab in Deutschland keine Stadt, die eine Rolle spielte wie Paris in Frankreich. Außerdem hatte Deutschland keinen so starken und relativ unabhängigen Adel wie Frankreich. Die Französische Revolution wurde eigentlich erst eingeleitet durch die große Revolte des Adels und der Parlamente gegen die königliche Regierung von 1787/88, die sogenannte Vorrevolution. In Deutschland war der Adel dagegen durch die Fürsten schon domestiziert und stand meist in deren Dienst. Außerdem war in Deutschland die rechtliche und soziale Lage der Bauern großenteils günstiger als in Frankreich, zumindest westlich der Elbe. Schließlich bestand in Deutschland auch psychologisch keine revolutionäre Situation. Ferner: die Generäle der durchziehenden französischen Armeen weigerten sich 1796 und 1800, den Wünschen kleiner jakobinischer Minderheiten in Süddeutschland zu entsprechen und diese Leute bei dem Versuch zur Revolutionierung ihrer Länder zu unterstützen.[11]

In Deutschland wurden die Errungenschaften der Französischen Revolution durch die Reformgesetzgebungen der Regierungen etwa 1800–1820 eingeführt: Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit

vor der Steuer, Verwaltungsreformen, Zugang zu öffentlichen Ämtern nach Prüfung und Leistung, aber nicht mehr nach Geburt, Bauernbefreiung (diese abgeschlossen erst 1848), Aufhebung des Zunftzwangs, Gewerbefreiheit usw. Und zwar in Preußen ebenso wie in Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und den anderen Rheinbundstaaten. Auf das linke Rheinufer, das damals zu Frankreich gehörte, wurde die Gesetzgebung der Französischen Revolution und Napoleons unmittelbar übertragen. Preußen und Bayern ließen die französische Gesetzgebung in ihren wichtigen und besonders fortschrittlichen Teilen weiterhin in Kraft, als sie 1815 das linke Rheinufer erhielten.[12]

Man kann aus alledem folgern: Deutschland hat einen eigenen Weg der Evolution beschritten; es gelang ihm, auf eigenständige Weise den Übergang zu bewältigen von der Ständegesellschaft und den feudalen Institutionen zur konstitutionellen und später, ab 1918, zur parlamentarischen Demokratie. Hinzu kommen die unbestreitbaren eigenen Freiheitstraditionen der deutschen Geschichte seit dem Mittelalter, zum Beispiel die Selbstregierung der Reichsstädte, also echter Stadtrepubliken, die hochentwickelte Selbstverwaltung der landesherrlichen Städte, ferner der Zünfte, Bruderschaften und Stiftungen, in gewisser Weise auch die Mitregierung der Stände im Mittelalter und der frühen Neuzeit innerhalb der einzelnen Fürstentümer, ebenso die Mitregierung der Reichsstände und des Reichstags im Gesamtreich, ferner regionale und lokale Selbstverwaltungsverbände auf dem Lande, wie z. B. bei Deichgemeinschaften oder bei den Bewohnern von Hochgebirgstälern. Ein Reformer wie der Freiherr vom Stein hat in seiner Konzeption besonders an die Selbstverwaltungstradition der altdeutschen Stadt angeknüpft.

Trotzdem aber können wir Deutsche die Französische Revolution nicht aus unserem eigenen Geschichtsbild als entscheidenden und wirkungsmächtigen Faktor ausklammern, ebensowenig wie dies die Niederländer, Belgier, Schweizer, Italiener und Polen tun können. Auf alle diese Nationen und – mittelbar – auf andere, wie Schweden, Dänen und Norweger sowie Spanier, wurden die Ideen von 1789 und die Institutionen des neuen Frankreich, die zum Teil erst Napoleon in ihre endgültige Form brachte, übertragen. Die von Napoleon unterdrückte Einrichtung der gewählten Volksvertretung wurde nach seinem Sturz, zunächst nach dem Vorbild der französischen Charte von 1814, von zahlreichen deutschen Staaten aufgenommen.

Mit anderen Worten: Ohne die Anstöße der Französischen Revolution und des Empire wären auch die deutschen Reformen und wäre der deutsche Frühkonstitutionalismus noch lange nicht möglich gewesen. Es wäre vermutlich zu einer derartigen Spannung zwischen den Anforderungen der modernen geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung auf der einen, den veralteten Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnissen auf der anderen Seite gekommen, daß Resignation und Verzögerung der industriellen Entwicklung, wahrscheinlich aber schließlich ein viel stärkerer revolutionärer Ausbruch als im Jahre 1848 eingetreten wären.

Man kann m. E. diese Überlegungen auch nicht durch Hinweis auf die anders verlaufene Entwicklung Englands widerlegen. Es gab zwar in England keine Revolution zur Zeit des Umbruches in Frankreich, obwohl England zwischen 1780 und 1797 mehrfach vor dem Ausbruch einer solchen Revolution zu stehen schien. Das Beispiel Englands ist deswegen als Beweis dafür, daß Modernisierung auch ohne Revolution möglich war, nicht anwendbar, weil England seine beiden Revolutionen bereits im 17. Jahrhundert gehabt hatte. Der Sieg des Parlaments über Versuche britischer Könige zur Einführung absolutistischer Herrschaftsformen war durch die sehr blutige, von vielen Gewalttaten begleitete erste Revolution von 1640–49, die im wesentlichen aus zwei Bürgerkriegen bestand, und durch die nahezu unblutige ‹Glorreiche Revolution› von 1688 verhindert worden. Nur als Folge dieser beiden Revolutionen wurde die schrittweise Entwicklung Englands zur parlamentarischen Monarchie möglich. Für die britischen Reformgesetze von 1824 (Wiederzulassung von Gewerkschaften), 1829 (Katholikenemanzipation), 1832 (Parlamentsreform) spielten neben der weit fortgeschrittenen Industrialisierung vor allem die Forderungen eine Rolle, die seit der Französischen Revolution mit zunehmender Stärke erhoben worden waren.

Auch am Anfang der gesamtstaatlichen Demokratie der USA und vor ihrer Bundesverfassung von 1787 steht eine Revolution, ebenso wie der italienische Staat und die italienische Demokratie erst durch die Kämpfe des Risorgimento geschaffen wurden. Die Ideen von 1789 waren durch das amerikanische Verfassungsdenken beeinflußt, ebenso wie die Französische Revolution ihrerseits die Freiheitskämpfer des Risorgimento und die Liberalen in ganz Europa beeinflußte. Die Mitglieder der Schweizer Eidgenossenschaft und die Niederlande hatten zwar auf das Mittelalter zurück-

gehende freiheitliche Traditionen und Einrichtungen, für die Niederlande stellte dann der Unabhängigkeitskampf gegen Spanien von 1568 bis 1648, der wiederum gleichzeitig eine Revolution war, eine entscheidende Phase dar. Aber für beide Staaten, die Schweiz und die Niederlande, hat erst der Einfluß der Französischen Revolution und Napoleons zur heutigen staatlichen Form und zur heutigen Demokratie hingeführt. Das gleiche trifft, bei allen Unterschieden im einzelnen, auch für Belgien zu, das seine Unabhängigkeit von den Niederlanden und seine Verfassung allerdings erst im Gefolge der Französischen Julirevolution von 1830 erkämpfte.

Wir können aus unserem Geschichtsbild die großen frühneuzeitlichen Revolutionen nicht ausklammern; wir müssen sie als Fakten von erstrangiger Bedeutung anerkennen. Die Erforschung der Ursachen, ihrer Entstehung, der sie tragenden Kräfte, ferner ihres Ablaufs, ihrer Ergebnisse und Fernwirkungen, gehören zu den wichtigsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft.

Errungenschaften wie die Anerkennung der Volkssouveränität, der Gleichheit vor dem Gesetz, der gleichen Steuerpflicht, der Gleichberechtigung der Konfessionen, der persönlichen Freiheit aller, des Parlamentarismus waren im alten Europa offensichtlich nicht ohne Kampf und Revolution zu verwirklichen, wenngleich dabei auch oft zunächst neues Unrecht geschaffen wurde. Dieses Faktum müssen wir, wie ich glaube, anerkennen und die frühneuzeitlichen Revolutionen als wesentliche Bestandteile der europäischen und amerikanischen Geschichte akzeptieren, so wie dies die große Mehrheit der Bürger unserer westlichen und südlichen Nachbarstaaten tut.

Auch unsere in den Parlamenten vertretenen wichtigen demokratischen Parteien sollten nicht übersehen, daß ein wesentlicher und für die heutige Staatsform entscheidender Teil ihres geistigen Erbes – neben dem jeweils besonderen parteispezifischen Gedankengut und seinen geistigen Wurzeln – in den politischen Erfahrungen und Theorien Lockes, Montesquieus, Jeffersons und ihrer geistigen Vorläufer, aber auch in den revolutionären Auseinandersetzungen liegt, die in England, den Niederlanden, den USA und Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert, in Deutschland im Vormärz und 1848/49 um die Verwirklichung von Volkssouveränität und Parlamentarismus ausgetragen wurden.

Anmerkungen

1. Auszug aus einem Vortrag, den ich 1987 vor einem historischen und politisch interessierten Kreis gehalten habe. – Zusammenfassende Darstellung der Vorgänge und Probleme: Eberhard Weis: Propyläen Geschichte Europas. Bd. 4: Der Durchbruch des Bürgertums, 1776–1847. Frankfurt 1978; Elisabeth Fehrenbach: Vom Ancien Régime zum Wiener Kongreß. (Oldenbourgs Grundriß der Geschichte Bd. 12) München 1981; Kurt von Raumer, Manfred Botzenhart: Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Deutschland um 1800: Krise und Neugestaltung. Von 1789 bis 1815. (Handbuch der deutschen Geschichte) Wiesbaden 1980; Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1. München 1987.
2. François Furet, Denis Richet: Die Französische Revolution. München [3]1981; François Furet: Penser la Révolution française. Paris 1978, deutsch: 1789 – Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Frankfurt 1980. – Eberhard Schmitt: Einführung in die Geschichte der Französischen Revolution. München [2]1980.
3. Albert Soboul: Die große Französische Revolution. 2 Bde. Frankfurt 1973. Zur Diskussion über die Französische Revolution: Ernst Hinrichs, Eberhard Schmitt, Rudolf Vierhaus (Hg.): Vom Ancien Régime zur Französischen Revolution. Forschungen und Perspektiven. Göttingen 1978; Eberhard Schmitt, Rolf Reichardt (Hg.): Die Französische Revolution – zufälliges und notwendiges Ereignis? 3 Bde. München 1983. – Eine andere, stark mentalitätsgeschichtlich orientierte Interpretation der Revolution: Michel Vovelle: Die Französische Revolution – Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalität. München 1982.
4. Alfred Cobban: The Social Interpretation of the French Revolution, Cambridge 1964; ders.: Historians and the Causes of the French Revolution. London [2]1958.
5. Penser la Révolution française (wie Anm. 2).
6. Grundlegend für Gesetzgebung und Institutionen der Revolution und des Empire: Jaques Godechot: Les Institutions de la France sous la Révolution et l'Empire. Paris [2]1968.
7. Ausnahmen bildeten nur die Schweiz, sowohl in der Zeit der Helvetik (1798–1803), in der allerdings oft Wahlergebnisse durch Staatsstreiche verfälscht wurden, als auch unter der Mediationsverfassung (1803 bis 1813), ferner, in eingeschränkter Weise, die Niederlande zur Zeit der Batavischen Republik (1795–1806).
8. Überblick bei Eberhard Weis: Frankreich von 1661 bis 1789. In: Theodor Schieder (Hg.): Handbuch der europäischen Geschichte. Bd. 4. Stuttgart 1968, S. 166–303, hier 248–262; 288–303. Ferner oben Anm. 2 und 3.
9. Frederic Hertz: The Development of the German Public Mind. Bd. II. London 1962, S. 427.

10. Elisabeth Bradler-Rottmann: Die Reformen Kaiser Josephs II. Göppingen [2]1976; Roman Rozdolski: Die große Steuer- und Agrarreform Kaiser Josephs II. Warschau 1961; H. Matis (Hg.): Von der Glückseligkeit des Staates: Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. Berlin 1981.
11. Heinrich Scheel: Süddeutsche Jakobiner, Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin 1965; Eberhard Weis: Pfalz-Bayern, Zweibrücken und die Französische Revolution. In: Jürgen Voss (Hg.): Deutschland und die Französische Revolution. München 1983, S. 118–131; Eberhard Weis: Bayern und Frankreich in der Zeit des Konsulats und des Ersten Empire (1799–1815). Histor. Zeitschrift 237 (1983) S. 559–595.
12. Hansgeorg Molitor: Vom Untertan zum Administré. Studien zur französischen Herrschaft und zum Verhalten der Bevölkerung im Rhein-Mosel-Raum von den Revolutionskriegen bis zum Ende der napoleonischen Zeit. Wiesbaden 1980; Heiner Haan (Bearbeiter): Hauptstaat-Nebenstaat. Briefe und Akten zum Anschluß der Pfalz an Bayern 1815/17. Koblenz 1977; Eberhard Weis: Die Begründung des modernen bayerischen Staates unter König Max I. (1799–1825). In: Max Spindler (Hg.): Handbuch der bayerischen Geschichte. Bd. 4/I. Verbess. Nachdruck München 1979, S. 3–86, hier S. 62ff.

HORST FUHRMANN

«Fern von gebildeten Menschen ...»

Jacob Burckhardts Neffe Oeri in Kreuzburg/Oberschlesien

Im Jahre 1974 erschien eine ‹Festschrift zum 100. Geburtstag› des Gustav-Freytag-Gymnasiums zu Kreuzburg/Oberschlesien, verlegt in Velen in Westfalen. In ihr ist kurz auch die Vorgeschichte des Gymnasiums behandelt: die Zeit von 1860 bis 1873, als eine «Städtische Höhere Bürgerschule» (1860–1873) eingerichtet war, die dann zunächst in ein «Städtisches Gymnasium» übergeführt wurde, um schließlich als staatliches Gymnasium mit dem Namen «Gustav-Freytag-Schule» in Kreuzburg, der Geburtsstadt Gustav Freytags, bis 1945 zu bestehen. Die Festschrift führt in einem eigenen Abschnitt die Namen der Mitglieder des «Lehrerkollegiums der Höheren Bürgerschule» 1860–1873 auf, und unter Nummer 10 stößt man auf eine mysteriöse Notiz, die erkennen läßt, daß die

Verfasser der Festschrift mit dem Namen nichts anzufangen wußten: «Ocri, ? Dr.: (Lat., Deutsch, Gesch., Erdk.)»

Unter dem vornamenlosen und zudem falsch geschriebenen «Ocri», Fachlehrer für Latein, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, verbirgt sich der Schweizer, genauer der basellandschaftliche Johann Jacob Oeri (1844–1908), der nach Erwerb des Doktortitels und des preußischen Oberlehrerdiploms im April 1868 von Berlin aus, wo es ihm offenbar nicht gelungen war, eine befriedigende Anstellung zu erhalten, nach Kreuzburg kam und dort – nach Ausweis der offiziösen Schulchronik – zweieinhalb Jahre blieb. Oeri, selbst ein ausgewiesener klassischer Philologe und Historiker, spielte im Leben und im Werk Jacob Burckhardts (1818 bis 1897), seines berühmten Onkels, eine herausragende Rolle. Ihm teilte sich Burckhardt in Kritik und Anempfehlungen auffallend offen mit. Dem Neffen «Jaqui» – so meist die Anrede –, dem Sohn seiner Schwester, schrieb Jacob Burckhardt im Oktober 1868 «in seltener Mitteilsamkeit einiges Nähere über seine Vorlesungspläne» (Werner Kaegi).

Diesem Brief an den in «Creutzburg» – so die damals übliche Schreibweise; polnisch heißt die Stadt heute Kluczbork – lebenden Oeri kommt insofern besondere Bedeutung zu, als Burckhardt sich hier das einzige Mal über die Entstehung einer «Art von einstündiger Einleitung in die Geschichte» äußerte, jenes Textes, dem später die Bezeichnung ‹Weltgeschichtliche Betrachtungen› gegeben worden ist und dessen Wirkung man mit der von Hegels ‹Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte› in Parallele gesetzt hat. Der Neffe Jacob Oeri selbst war es, dem Burckhardt das Schicksal der Vorlesungsblätter anvertraut hat. Während sonst die letztwillige Verfügung lautet, man solle die Manuskripte «unbedingt» und ungelesen einstampfen, heißt es hier: «Das einstündige Colleg über das Studium der Geschichte, sauber in Folio geschrieben, mag Jac. Oeri einsehen nach Belieben und dann ebenfalls einstampfen lassen.» Der umsichtige letzte Herausgeber der Vorlesung ‹Über das Studium der Geschichte›, Peter Ganz, aus dessen Edition der Charakter und die Anlage der ‹Weltgeschichtlichen Betrachtungen› erst eigentlich deutlich geworden sind (1982 erschienen im Verlag C.H. Beck in München), leitet von dieser Testamentsklausel die Vermutung ab, «daß Burckhardt hier von dem sprach, was ihm wert und wichtig war».

Oeri, der auch das Wagnis unternahm, eine ‹Griechische Kulturgeschichte› Burckhardts aus heterogenen Bestandteilen zusam-

menzusetzen und 1899 herauszugeben, hat denn auch das Manuskript des «einstündigen Collegs» eingesehen, wie es ihm der Onkel freigestellt hatte, doch ließ er es nicht «einstampfen», sondern formte aus dem vielschichtigen Material in den Jahren 1903 bis 1904 ein neues Manuskript, das er zu Beginn des Jahres 1904 einem Basler Publikum vortrug, unter dem sich noch eine ganze Reihe ehemaliger Zuhörer Burckhardtscher Vorträge und Vorlesungen befand. Das offenbar nachhaltige Echo der Lesungen bewog Oeri, das Manuskript zu veröffentlichen. Er tat es unter dem von ihm – nicht von Burckhardt – gewählten Titel: ‹Weltgeschichtliche Betrachtungen› (von Jacob Burckhardt, herausgegeben von Jacob Oeri, Berlin und Stuttgart 1905), und unter diesem Namen wurden Burckhardts reflexionsdurchtränkte Sentenzen zu einer Art Brevier der Historiker. Besonders die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs ließ viele Historiker und Geschichtsinteressierte in einer fast religiösen Sympathie zu dem Band greifen, so daß die neue klärende und kritische Edition der Vorlesung ‹Über das Studium der Geschichte› von Peter Ganz eine geradezu desillusionierende Wirkung hatte, zugleich aber das Eingebettetsein der Burckhardtschen Urteile in vielfältige und gründliche Vorüberlegungen und Beobachtungen deutlich machte. Die Einsichten und die manchmal fast prophetisch klingenden Erkenntnisse Burckhardts sind eben nicht delphische Aussprüche eines ansonsten unbeteiligten divinatorisch begabten Mediums, sondern Ergebnisse harter Einarbeitung in den historischen Stoff. –

An seinen Neffen Jacob Oeri in Kreuzburg, der sich, wie angedeutet, später um sein Lebenswerk verdient machen sollte, schrieb Jacob Burckhardt unter dem 24. Oktober 1868:

«Lieber Jaqui

Ich bin herzlich erfreut worden durch Deinen vortrefflichen und umständlichen Schreibebrief. Bleibe jetzt einstweilen wo Du bist und halte so tapfer aus wie Du angefangen. Es ist auch von Werth, einmal ein paar Jahre an den äußern Rändern der Culturwelt gelebt zu haben und wesentlich auf die eigenen, innern Hülfsquellen angewiesen zu sein. Und wenn Dich je der Gedanke verfolgen sollte, daß es an 1000 andern Orten besser wäre, so denke nur, dieß sei eine optische Täuschung, denn die Species ‹homo› gleicht sich überall zum Verwechseln und an den Ausgezeichneten und Hervorragenden macht man dann wieder besondere und unbequeme Erfahrungen. Alles ist besser als die unsichere Existenz in Berlin

war, wo man Dich noch wer weiß wie viele Jahre unter dem Wasser herumgezogen haben würde, und wo ohnehin auch die Gutpostirten alle höchstens halbzufrieden und meistens unglücklich sind. Daß der Unterschied zwischen Berlin und Creutzburg in Sachen der Bildungsgenüsse enorm ist, glaube ich Dir ungeschworen, weiß auch für meine Person nicht wie ich es in Deinen Jahren mit einigem Vergnügen in Creutzburg ausgehalten hätte; doch glaube ich daß mir der Gedanke, auf eigenen Füßen zu stehen, Alles versüßt haben würde. Sicher auf eigenen Füßen stand ich erst im 30sten Jahre (1848) nachdem ich seit dem 24sten aus eignen Mitteln und allerlei Verdiensten gelebt hatte.

Einstweilen hast Du Recht, Dich der baldigen Eisenbahnverbindung zu freuen, denn es macht etwas aus, rasch auch einen Schnapp großstädtische Luft in Breslau einathmen zu können. Auch zu der Reise nach Galizien wünsche ich Glück, namentlich zu Krakau mit seinen herrlichen Königsgräbern und andern Denkmälern der Jagellonenzeit, was ich Alles höchstens durch Abbildungen kenne . . .

Den bevorstehenden Winter lese ich neben der Geschichte von 1450–1598 eine Art von einstündiger Einleitung in die Geschichte *(d.h. die später so genannten ‹Weltgeschichtlichen Betrachtungen›),* wozu ich diesen Sommer am Bodensee die Hauptsachen zu Faden geschlagen . . .

Daß Du wesentlich Geschichtslehrer bist, schadet gar nichts; dergleichen würde allen Philologen gut bekommen, zur Abwechslung von ἄν und μὴ. Auch könnte Dir vielleicht ein Thema einfallen, welches auf den Grenzen von Geschichte und Philologie läge und für welches Du auch mit den Mitteln der mäßigsten Gymnasialbibliothek einstweilen sammeln könntest. Es steht in den alten Autoren so viel Merkwürdiges was wenige beachten. – Alles natürlich dem Properz unbeschadet; kannst Du einmal Propertiana veröffentlichen, die Dich fördern, so will ich sehen daß ich in die Hände speie, um den Druck ermöglichen zu helfen, wenn die Verleger nicht sonst dran wollen.

Und nun lebe wohl, lieber Jaqui, es grüßt Dich von Herzen Dein getreuer Onkel Jacob.»

*

Jacob Oeri stand seinem Onkel fraglos besonders nahe. Seit Beginn seines Studiums in Basel, 1862, hatte ihn Burckhardt in Universitäts- und Berufsfragen beraten, und der bald erfolgte Wechsel



Jacob Oeri

an die Bonner Universität dürfte auf eine Anregung Burckhardts zurückgehen, der ihm ausführliche und mit allgemeinen Lebensregeln durchzogene Briefe schrieb. So riet Burckhardt – sogar mehrmals – Oeri ab, sich auf die Unsicherheit einer Universitätskarriere einzulassen: «Der innere Friede und das bescheidene äußere Wohlergehen gedeihen gewiß besser bei einer mäßigen Gymnasialstelle, welche mit mensa mensae beginnt.» Er solle sich nicht einfallen lassen, die Doktorprüfung in Basel ablegen zu wollen: «Deine Dissertation mache wie und wo Du willst, aber den Doctor mache mir nicht hier! Wer Eltern oder Verwandte in der Facultät hat, macht den Doctor regelmäßig auswärts.» (Brief Burckhardts vom 18. 12. 1864) Burckhardt billigte das Bonner Dissertationsthema Oeris über Verszahlensysteme bei Aristophanes und schärfte abermals ein: «Was Deinen Doctor betrifft, so mache selbigen also jedenfalls auswärts», um zugleich von den ‹überschätzten akademischen Höhen› abzuraten (Brief Burckhardts vom 14. 3. 1865). Selbst der

Plan Oeris, das preußische Oberlehrerexamen abzulegen und in den preußischen Schuldienst zu treten, der ihn schließlich in das oberschlesische Kreuzburg führte, geschah nicht ohne anregende Billigung Burckhardts, der später dem Vater Jacob Oeris, seinem Schwager, zum bestandenen preußischen Oberlehrerexamen des Sohnes fast überschwenglich gratulierte. An Burckhardt hielt sich Oeri auch als Pädagoge. Der junge Lehrer verwendete im Unterricht den Lernstoff, den ihm Burckhardt vermittelt hatte: «Ich muß sehr viel Geschichte studieren, besonders deutsche und preußische», schrieb er an seine Eltern am 7. Mai 1868, bald nach seiner Ankunft in Kreuzburg, «und bin froh, daß ich nach Onkel Jacobs Heften aus dem Pädagogium gehen kann».

Burckhardt in Kreuzburg: Oeri gab offenbar weiter, was Burckhardt in den oberen beiden Klassen des Basler Pädagogiums – eine Art propädeutisches Studium generale vor dem Eintritt in die Universität – unterrichtet hatte. Doch nicht nur im Inhaltlichen, auch in der Art des Vortrags scheint Oeri sich den Onkel zum Vorbild genommen zu haben. Burckhardt pflegte seine Vorträge und Vorlesungen ungemein sorgfältig vorzubereiten, und was sich wie improvisierte Rede ausnahm, war genauestens einstudiert. Üblicherweise soll Burckhardt sein wörtlich ausgearbeitetes Manuskript dreimal memoriert haben: am Vorabend, am Vormittag und unmittelbar vor Beginn des Vortrags: «dann sprach er, stehend und völlig frei, auch wohl einige Schritte gehend, im Ton zwangloser Erzählung und Unterhaltung, nie laut oder mit rednerischem Pathos», wie einer seiner Hörer, Arnold von Salis, berichtet. Einen ähnlichen Stil wahrscheinlich eines freien Vortrags wollte vielleicht auch Oeri entwickeln, denn er schrieb im Neujahrsbrief 1870 an seine Eltern: «Das Vorlesunghalten ist noch nicht à la Onkel Jacob, ist aber für Creutzburg lange gut genug, und ich glaube, daß ich es bei einiger Uebung noch zu Etwas bringen werde.»

Für Oeri ist der große Onkel in Basel Maßstab und Autorität, und er hat aus Respekt vor dem Adressaten jenen «umständlichen Schreibebrief», den Burckhardt postwendend bestätigte, sorgfältig präpariert. Bereits am 7. Mai 1868, fast ein halbes Jahr, bevor er ihn endgültig niederschrieb, hatte er seinen Eltern angekündigt: «An Onkel Jacob werde ich gleich schreiben.» Ganze Partien im Brief an «Onkel Jacob» sind in groben Umrissen bereits in einigen Mitteilungen an die Eltern enthalten; Oeri hat sie, stilistisch aufgebessert, in den Brief an den Basler Onkel übernommen.

Was hat «Dr. phil. Oeri, Lehrer am Gymnasium Creutzburg, Reg.Bez. Oppeln (Preußen)» – so adressierte Burckhardt seine Antwort – in seinem «vortrefflichen und umständlichen Schreibebrief» über sein Leben in dem oberschlesischen Städtchen geschrieben, das, dicht an der russisch-polnischen Grenze, für Burckhardt «an den äußern Rändern der Culturwelt» lag oder, um Goethes berühmtes Distichon im Gästebuch der Tarnowitzer Knappschaft aufzunehmen: «Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches ...»?

Oeris Brief, der 9½ allerdings weit geschriebene Seiten umfaßt, trägt vertraulichen Charakter, und von daher gesehen liegt so etwas wie die Verletzung der Privatsphäre vor, wenn seine Lektüre jedermann freigegeben ist, zumal Oeris Adressat Jacob Burckhardt eine heilige Scheu vor «Indiskretion» hatte. Andererseits sorgt der große zeitliche Abstand für Distanz, und es ist schon von eigener Qualität, wenn ein im Schuljoch einer ostdeutschen Grenzstadt bei schlechter Besoldung tätiger hochgebildeter Schweizer preußischer Staatsangehörigkeit – in gewisser Weise ein akademisches Ziehkind Jacob Burckhardts – seine privaten Eindrücke wiedergibt: aufschlußreich für den Gegenstand wie für den Berichterstatter.

«Lieber Onkel, Creutzburg d. 14 Oct 1868

Also das Wintersemester in der Pollakei beginnt heute und stoßweise liegen bereits die allerschönsten Correcturen auf meinem Zimmer! O tempora o mores! Was ist das für ein Unterschied zwischen diesem und dem vorigen Winter in Berlin, wo ich froh gewesen wäre, wenn mich Jemand gezwungen hätte, mehr zu thun, wo ich aus Aerger und übler Laune das reine Bummlerleben führte, und wo bloß gewisse den guten Göttern geweihte Kneiptische ein temporäres Asyl vor der inneren Unzufriedenheit boten! Zum Glücke ist es hier anders. Viele Arbeit, sehr wenig Zerstreuung und nicht dasjenige Gefühl der Oede, das beim umgekehrten Verhältniß einzutreten pflegt. –

Das Nest, in dem ich mich befinde, hat den besten Willen eine große Stadt zu werden, hat es aber bis jetzt noch nicht über fünftausend Einwohner und, was schlimmer ist, noch zu keinem rechten Straßenpflaster gebracht. Außer einem großen Dampfmühlenétablissement ist nichts hier, was an Industrie erinnerte, es ist das reine Landstädtchen. Aber freilich ein Landstädtchen, wie sie in Wasserpodolien zu sein pflegen, eines, wogegen Liestal *(in unmit-*

telbarer Nähe Liestals, in Lausen, war Oeri geboren) noch großstädtischen Charakter zeigt! Ueberall stehn noch ganz erbärmliche Baraquen, vor zwanzig Jahren muß es hier noch schlimmer als bei uns im schmutzigsten Dorfe ausgesehn haben. Doch allmälig wird es auch besser. Man muß es den leuten lassen, daß sie zur Hebung ihres Ortes Etwas thun, und besonders der Bürgermeister ist ein tüchtiger Beamter *(es ist der für die Gestaltung Kreuzburgs wichtige Bürgermeister Robert Müller, der von 1853 bis 1891 amtierte),* der bei seinen Pappenheimern durch moralischen Zwang Vieles durchzusetzen versteht. So ist ein ziemlich großes Schullehrerseminar *(ein 1858 gegründetes evangelisch-polnisches Seminar, das Schullehrer ausbilden sollte, die sowohl der polnischen wie der deutschen Sprache mächtig waren)* hergekommen, auch ein Kreisgericht und ein ziemlich großes Zuchthaus beweisen, daß man sich an einem der Hauptorte des Regierungsbezirkes befindet. Die Leute hier sind eine gutmüthige, aber nicht eben allzu geistreiche Race. Die, mit denen ich zu tun habe, d.h. die Beamten und tiers état sind lauter Deutsche, die untern Stände in der Stadt aber und die Bauern der Umgegend durchweg Pollaken, die im Begriffe stehn, germanisiert zu werden. Als ich her kam, glaubte ich, ich würde gezwungen werden, das Polnische zu lernen, aber außer ein paar nothwendigen Redensarten kann ich davon noch absolut nichts. Die hiesigen Polen sind großentheils protestantisch *(eine Ausnahme in Oberschlesien, weil Kreuzburg bis zum Aussterben der protestantischen Brieger Herzöge mit deren Territorium verbunden war; zum oberschlesischen Regierungsbezirk Oppeln kam Kreuzburg erst 1820),* sprechen ihren besonderen Dialect *(das sogenannte Wasserpolnisch)* und halten sich glücklicherweise von jeder nationalen Agitation fern, der große Grundbesitz ist längst nicht mehr in ihren Händen.

Der Handel in der Stadt wird größtentheils von Juden betrieben *(der Anteil der Juden in Kreuzburg war im Verhältnis zum übrigen Preußen hoch; 1861 waren von 4000 Einwohnern über 300 Juden),* welche hier die erste Phase der Civilisation durchmachen, um später in Breslau resp. Berlin die höchste Culturstufe zu erreichen. Das eigentliche total schmutzige polnische Judenthum beginnt zum Glück erst jenseits der russischen Gränze *(etwa 20 km östlich von Kreuzburg verlief die russische Grenze);* diese Sorte zeigt sich hier bloß an Markttagen in ihrer Glorie.

Deutsch, resp. germanisiert sind Grundbesitzer, Beamtete, Handwerker etc. Geistig, wie gesagt, nicht sehr hervorragend, halten die Herren Etwas auf gutes Essen und Trinken – und man

lebt hier viel besser als in Berlin –, gehn fleißig auf die Jagd und entwickeln sehr geringe ökonomische Tugenden; es scheint fast, als ob das viele polnische Blut in ihnen noch nachwirkte. Ein Hauptvergnügen für die hiesige Gesellschaft ist es nun, wenn irgendwo irgendein Scandal vorfällt. Hat einer einem eine Grobheit gesagt, so ist man sicher, daß vierzehn Tage lang in Creutzburg von nichts Andrem gesprochen wird; das Volk ist so klatschsüchtig, daß das geheime bellum omnium contra omnes nie aufhört. Was würde denn auch sonst aus dem unentbehrlichen gesunden Aerger?

In drei Wochen soll endlich die rechte Oderufer-Bahn eröffnet werden *(sie wurde am 15 November 1868 eingeweiht)*, nachdem man uns arme Kleinstädter vier Monate damit hingehalten hat. Es soll hier große Festivitäten geben; man hofft sogar, daß der Entrepreneur Strousberg *(der «General-Entrepreneur» Bethel Henry Strousberg [1823–1884] hatte sich auf den Bau sogenannter Nebenstrecken spezialisiert)* – ein Hauptspeculant, welcher jetzt auch die rumänische Bahn baut – den Kronprinzen bewegen werde, herzukommen *(er ist nicht erschienen)*. Quoi qu'il en soit, ich werde von dem Rummel so wenig als möglich mitmachen und bin nur froh, wenn ich in den Ferien ohne 7½stündige Postfahrt nach Breslau gelangen kann.

Unsere Schule leistet unter ungünstigen Verhältnissen das Mögliche. Es ist dummerweise eine Realschule, wo Griechisch gar nicht und Latein nur in den drei untern Classen ernstlich dociert wird. Auch ist es augenscheinlich den meisten Eltern und Schülern nur darum zu thun, daß die Classen bis tertia absolviert werden. Sobald die nothdürftigste Bildung vorhanden ist, muß der junge Herr, zumal wenn er Jude ist – und 33% sind Juden *(für die Jahre 1864–1868 wird gemeldet, daß von 150 Schülern 45 Juden waren)* – ins Geschäft, und anderseits gehn viele der bessern Jungen von uns auf die Gymnasien der Umgegend ab. Auch der Mangel einer Prima macht sich vielfach fühlbar. Nichtsdestoweniger läßt sich besonders in den untern Classen etwas Ordentliches erreichen und ich speciell bin froh darüber, daß ich jetzt im Lateinischen einmal mit den Elementen anfangen kann, obschon die Dummheit, womit ich zu kämpfen habe, oft zum Verzweifeln ist. Es muß das eben einmal durchgemacht werden. In den obern Classen gebe ich preußische, mittelalterliche und neuere Geschichte, ich bin an unserer Schule der Historiker par excellence und ärgere mich dabei, daß ich so Vieles vergessen habe. Es ist jedenfalls gut, daß ich gezwungen bin,

mich wieder einmal tüchtig mit Geschichte zu beschäftigen. Im Ganzen sind auch die Jungen ein sehr mäßig begabter Schlag; an einzelnen guten Köpfen muß man sich eben schadlos halten.

Das Collegium geht an. Der Rector *(Franz Jarklowski [1830 bis 1894] aus dem Nachbarort Rosenberg gebürtig)* lebte ehemals nach polnischer Manier über seine Verhältnisse hinaus und ist jetzt ein Philister des gesunden Menschenverstandes geworden, der sich nur bei festlichen Gelegenheiten bekneipt und dann sehr tactlose Reden hält. Trotz alledem ist er meist ein ganz interessanter Gesellschafter; er hat ziemlich Vieles erlebt, so viel sich eben zwischen Breslau und Krotoschin *(möglicherweise sprichwörtlich in Anspielung auf einen damals umlaufenden, aus Ortsnamen der preußischen Provinz Posen zusammengesetzten Hexameter: «Schrimm, Schroda, Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schönlanke, Filehne.» Jarklowski kam vom Gymnasium Krotoschin)* erleben läßt, und versteht zu erzählen. Seine Frau dagegen ist ein fürchterliches Weib. Wehe dem jungen Lehrer, wenn erst ihre Francisca wird herangewachsen sein! Der Mathematiker Poehlitz *(1838–1889)* und seine Frau sind nette Leute aus Thueringen, die sich in Creutzburg nicht besonders wohl fühlen, was man ihnen nicht verargen kann. Kretschmer *(1839– ?)* ist ein ordentlicher Philologe, der sich hier verlobt und mit der hiesigen Gesellschaft viel zu weit eingelassen hat; mit dem Theologen Punke *(1844– ?; Oeri besuchte ihn 1869 auf der väterlichen Pfarrei bei Ohlau)* endlich verkehre ich trotz seinen orthodoxen und sogar ziemlich hierarchischen Ansichten recht gerne. Das ist das Völkchen, mit dem ich hier zu thun habe. In der Gesellschaft, die ich in Berlin hatte steckte viel mehr Geist, viel mehr Humor. Aber ich kann noch immer sehr zufrieden sein, besonders wenn ich daran denke, wie es andere Bekannte von mir getroffen haben.

Seit 8 Tagen bin ich preußischer Staatsbürger, resp. Unterthan.

Meine philologischen Studien habe ich in der Sommerhitze, da ich sonst genug zu thun hatte, liegen gelassen. In den großen Ferien machte ich, wie du wissen wirst, eine hübsche Reise nach Oestreich, um wieder einmal glücklichere Gegenden als dieses leidige polnische Sandmeer zu sehn.

(Oeri berichtet in Folgendem von einer Reise nach Wien über Prag, das auf ihn den «größten Eindruck» gemacht habe; er kenne keine Stadt «mit so poetischer Lage». Im nächsten Frühjahr wolle er nach Galizien und Krakau reisen. Der Schlußabschnitt lautet:)

Im Winter werde ich mich wieder an meinen Properz *(siehe oben den Brief Burckhardts S. 71)* machen und daneben viel Schönes und

Gutes zusammenlesen. Ich habe mich in der letzten Zeit auch wieder etwas hinter das Italiänische gemacht und arbeite mich jetzt eben durch Dante hindurch mit Hilfe eines Commentars und einer alten Übersetzung. Ganz leicht ist die Lecture nicht. Endlich habe ich vor, den Creutzburgern ein paar Vorlesungen zu halten, um mich einmal hierin zu üben. Qui vivra verra.

Schließlich danke ich Dir noch vielmal für das schöne Geschenk, das Du mir gemacht hast. Ich habe dasselbe durch meinen Berlineraufenthalt nicht verdient; doch glaube ich, daß derselbe für mich nothwendig gewesen ist. Es ist eben ein altes Sprichwort Ὁ μὴ δαρεὶς κτλ *(Menander: Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen. Goethes Motto vor ‹Dichtung und Wahrheit›)*. Hier zu sein, ist gerade kein Vergnügen, doch muß es ertragen werden, und ewig wird auch hoffentlich mein Hiersein nicht dauern.

Und nun lebe wohl, lieber Onkel

Es grüßt Dich vielmal Dein dankbarer Neffe J. Oeri»

*

Zum 30. September 1870 verließ Jacob Oeri Kreuzburg, um eine Stelle in Waldenburg/Schlesien anzutreten. Der Basler Onkel Jacob schreibt erleichtert an «Jaquis» Vater (Brief Burckhardts vom 9. 7. 1870, im Schlußband der Briefausgabe): «Mit großem Vergnügen sehe ich, daß also der liebe Jaqui von den Wasserpolaken weg in ein anderes Quartier kommt. Hoffentlich wird dort kein solcher Drach von Directorsgemahlin sein.

Ausgehalten hat er seine Zeit.»

Hinweis: Die Briefe Jacob Burckhardts sind nach der von Max Burckhardt besorgten chronologisch angelegten Gesamtausgabe (Basel, bzw. Basel/Stuttgart 1949–1986) zitiert. Die Briefe Jacob Oeris liegen im Oeri-Archiv in Basel; dem Archiv-Verwalter, Herrn Heinrich Schenk-Oeri (Basel), dem letzten lebenden Großneffen Jacob Burckhardts, sei für die bereitwillig zur Verfügung gestellten Texte und für die Genehmigung des Abdrucks gedankt.

OSWALD SPENGLER

‹Eis Heauton› – autobiographische Aufzeichnungen

Herausgegeben von Detlef Felken

Unter dem Marc Aurel entlehnten Titel ‹Eis Heauton› (EH) sammelte Oswald Spengler, vermutlich in den Jahren zwischen 1911 und 1919, insgesamt 141 Notizen für eine geplante Autobiographie. Seine ‹Wege zu sich selbst› sollten nach dem Plan des Autors ein bedeutendes Werk werden. Nicht weniger als eine «neue Art von Biographie» schwebte Spengler vor, «rein seelisch» und allein beschreibend, wie «die Seele versucht, Ausdruck zu finden» (EH, 16). Es blieb jedoch bei dem Vorhaben, und nach 1919, als ‹Der Untergang des Abendlandes› Spengler berühmt machte und damit auch sein Leben veränderte, kamen keine weiteren Aufzeichnungen mehr hinzu.

Wer von diesen Blättern Aufschluß über Spenglers philosophisches oder politisches Denken erhofft, sieht sich getäuscht. Die Notizen zur Autobiographie halten sich streng an die Absicht der intimen Selbsterforschung. Der Erste Weltkrieg etwa, die große historische Zäsur dieser Jahre, kommt kaum einmal zur Sprache. Der Philosoph, den ein schwerer Herzfehler vor dem Dienst mit der Waffe bewahrte, spricht am 1. August 1914 vom «größten Tag der Weltgeschichte, der in mein Leben fällt und zu der Idee, derentwegen ich geboren wurde, in so gewaltigem Zusammenhang steht», aber der Anlaß für die Notiz ist die persönliche Empfindung des allein Zuhausesitzenden: «Niemand denkt an mich.» (EH, 73) Und ebenso als der Krieg sich dem Ende und der Niederlage zuneigt, sind es nicht politische Gedanken, die er zu Papier bringt, sondern Selbstreflexionen: «Was für ein schwacher Mensch ich bin. Von Jugend auf diese Träume vom größeren Deutschland, von Krieg und Sieg, und nun kann ich mich nur aufrecht halten, indem ich keine Zeitung lese, mich zwinge, an nichts zu denken, was mit dem Krieg zusammenhängt. Ich gehe mit Herzklopfen an jedem Schaufenster vorbei, wo eine Zeitung etwas Großgedrucktes zeigt.» (EH, 31)

In die Zeit der Aufzeichnungen fällt auch die Arbeit am ‹Untergang des Abendlandes›, mit der Spengler 1911 begonnen hatte. Die Niederschrift des geschichtsphilosophischen Hauptwerkes, die ihn sechs Jahre lang beschäftigt hielt, gehört zu den wiederkehrenden Themen von ‹Eis Heauton›. Aber es sind keine theoretischen

Begleitkommentare des Denkens, die seine autobiographischen Splitter enthalten, sondern schaffenspsychologische Momentaufnahmen, in denen die innere Anstrengung und Anspannung faßbar wird, mit der sich die Fixierung der großangelegten Entwürfe und Ideen vollzog. 15 Zettel, und meist die ausführlichsten, führen Klage über den «Ekel vor dieser prosaischen Arbeit, etwas, das für mich feststand, für andre in dieser unsagbar langwierigen und langweiligen schriftlichen Manier verständlich zu machen» (EH, 22). Am Ende der «Sklavenarbeit», schreibt Spengler, ist der «Untergang des Abendlandes» gegenüber dem, «was ich wollte, etwas höchst Dürftiges geworden. Ich habe nichts weniger als Stolz empfunden, als ich zu Ende war. Nur ein Gefühl des Glückes, daß ich es endlich hinter mir hatte» (Ebd.).

Verschiedentlich macht Spengler in ‹Eis Heauton› seinem Ekel vor der eigenen Zeit Luft. Daß er in einer Zeit aufwuchs, «wo ausschließlich Tröpfe, Lumpen oder Narren Literatur machten» (EH, 27), habe ihn zehn Jahre seines Lebens gekostet. In einem «russischen Ghetto» könne nicht «so viel Schmutz und Gemeinheit gesammelt sein wie in der «deutschen Literatur von 1890 an» (EH, 32). So fragwürdig diese Auslassungen sind, sie kamen unzweifelhaft aus einer aufrichtigen Empfindung. Zwar ließ sein Urteil über die vermeintliche Mediokrität der Zeitgenossen an Arroganz und Schroffheit nichts zu wünschen übrig, zugleich jedoch litt er an der selbstauferlegten Isolation und notierte immer von neuem die Sehnsucht «nach einer heitren geistigen, freien Geselligkeit!» (EH, 122).

Spenglers Vereinsamung ist das eigentliche Hauptthema und wohl auch der Anlaß seiner autobiographischen Aufzeichnungen. Knapp 30 Fragmente kreisen mit unüberhörbarer Verzweiflung um ein Dasein, in dem Bücher oft tagelang die einzigen Gesprächspartner waren. «Leben des Verstoßenen» (EH, 70) und «Einsamkeit» (EH, 16) wollte er in solchen Stimmungen seine Selbstbeschreibung nennen.

Es war nicht nur der «Ekel vor den Menschen, mit denen man notgedrungen verkehrt, auf deren Niveau man sich hinabbegeben muß» (EH, 62), der Spengler das Gefühl der Ausgeschlossenheit gab, und er selbst hat die psychologische Seite seiner Einsamkeit mit bemerkenswerter Schonungslosigkeit festgehalten. Ein Wort steht dabei sofort im Vordergrund: Angst. Spengler diagnostiziert sich bis zur Selbstverachtung eine tiefe, maßlose Lebensangst: «Ich bin ein Feigling, zaghaft, hilflos.» (EH, 63) Er hat «Angst, eine

Wohnung zu mieten, einen Brief zu öffnen, etwas zu schreiben [...] Angst vor Begegnungen, vor Weibern (sobald sie sich ausziehen), vor allen äußeren Entschlüssen» (Ebd.). Mehr als 20 Zettel beschreiben diesen inneren Zustand eines Menschen, der sein Leben als Summe aus «Weltangst, Träumen, Kopfschmerzen» (EH, 58) resümiert.



Oswald Spengler

Die intimen Einblicke in Spenglers Psyche, die ‹Eis Heauton› gewährt, lassen sich leicht gegen ihn verwenden. Der Philosoph, der gern «römische Härte» von seinen Zeitgenossen forderte und nicht wenig stolz darauf war, wenn sein Werk «wie ein Stahlbad» wirkte, steht als ein Mann da, der die Einsamkeit nicht erträgt und sich selbst als Feigling bezichtigt. Aber der psychologisierende Rückschluß vom Autor auf das Werk gehört zu den fragwürdigeren Methoden der Textinterpretation. Die Schlußfolgerung, daß der ‹Untergang des Abendlandes› geschrieben wurde, weil Spengler einsam war und große Angst hatte, erspart viel Mühe. Daß sie so leichtfällt, macht sie verdächtig.

Die nachfolgende Auswahl versammelt einige Stücke aus ‹Eis Heauton›. In der gebotenen Kürze kann ein repräsentativer Querschnitt dabei nicht mehr als die Grundidee sein. Einige Fragmente

wurden leicht gekürzt, um anderen Platz zu geben. Der Sinnzusammenhang blieb dabei stets gewahrt. Die Originale liegen im Spengler-Archiv des Verlages C. H. Beck.

*

Ich habe schon als Kind immer die Idee in mir getragen, ich müßte eine Art Messias werden. Eine neue Sonnenreligion stiften, ein neues Weltreich, ein Zauberland, ein neues Deutschland, eine neue Weltanschauung – das war zu 9/10 der Inhalt meiner Träume. Es liegt in ihnen, daß ich nie Anstalt machte, sie mehr als Träume sein zu lassen. (EH, 124)

Mein Leben ein typischer Lebenslauf aus der Zwischenzeit. «Kultur» noch letztes Aufatmen vor dem Erlöschen, um 1900, infolge der späten Entwicklung von Gesellschaft, Großstadt, Reichtum. Folge der Reichsgründung, Nietzsche war ewig Romantiker. Wagner auch.

Bann seit 1914 der «Zivilisation». Barbarei, Sport, Amerikanismus, Tempo. Sieg der praktischen preußischen Idee über das tumbe Deutschtum. (EH, 6)

Meine Zeit ist das Rokoko; da bin ich zuhause. Antike Reste erschüttern mich wie ein Traum vom Glück, das uns versagt blieb. Die Romantik füllt die Brust mit tiefster Wehmut. Diese sächsischen und fränkischen Ornamente, Kapitäle, Hallen sind Kindheitserinnerung. Die Renaissance weitet die Brust – der Eindruck überlegener, geistiger Gourmandise. Aber das Rokoko, sei es eine Kommode, ein Spiegel, ein Saal, bringt mich zu Tränen. (EH, 50)

Welche Rolle im Dasein ich mir wohl gewünscht hätte? – Allmächtiger Günstling eines tüchtigen Herrschers im 18. Jahrhundert, unter einem Herrn also, der etwas kann und will und dem man nicht dient, um ihm eine Last abzunehmen. Ein sinnlich-heiterer Hof, prunkvoll, feine und vornehme «Welt» mit viel Musik, Galanterie und Esprit, die verführerischen Damen nicht zu vergessen. Fäden großer Politik über Europa hin, Krieger und fähige Truppenführer, eine Hauptstadt, in welcher der Geist der Zeit am Werke ist und ein paar Menschen leben, die «unsterblich» sein werden. Schlösser, Jagden, lauschige Parks. Und in diesem Zirkel den Staat langsam und fein so aufbauen, daß er in der Geschichte eine große Aufgabe unternehmen kann. (EH, 36)

Denken ist meine Leidenschaft. Sie beschränkt sich auf das Denken, Verstehen, Sehen. Was mir ganz fremd ist, lästig, widerwärtig, ist das Lehren. Die meisten Philosophen, die meisten Menschen überhaupt sind Lehrer, Tyrannen der Belehrung. Was sie für wahr und richtig halten, sollen alle glauben und tun.

Das ekelt mich an. Deshalb hört die Freude am Schaffen für mich auf, sobald ich einen Gedanken habe. Schon ihn notieren, ist mir unsympathisch, ich kann mich sehr oft nicht dazu zwingen. Eine Qual ist es, restlos widerlich, ein Buch für andere daraus zu machen. Ich entwerfe sehr oft Buchpläne – damit ist es fertig. (EH, 12a)

Oft habe ich Momente, wo ich meine Seele wie eine Fülle von Blüten empfinde. Alles strömt über. Ich kann in einigen Minuten Gedanken über Mathematik, Krieg, Rembrandt, Lyrik, Sprachen fassen und ich fühle immer, daß gerade diese durcheinander «geborenen» Einfälle die besten waren. Ich denke noch nach, sie springen so, fertig, hervor. Aber gerade nachher, in einer weiteren glücklichen Stimmung, etwas müde, möchte ich immer jemand neben mir haben, mit dem ich weiterdenken kann. Dann würde sich vieles noch weiter entwickeln. Und gerade dieses Gefühl, allein zu sein «unter Larven», weckt mich auf. Der Geist schließt sich und ich bin wieder Mensch auf der Erdoberfläche. (EH, 72)

Eine Seite wissenschaftlichen Textes ruhig niederzuschreiben, bin ich nie imstande gewesen. Vielleicht scheint mein Stil sehr ruhig, aber es scheint nur so. Ich kann selbst etwas Mathematisches nur so schreiben, wie ich Verse schreibe. Es gehört eine günstige Stunde dazu, wo mich etwas packt, wo die Worte heranfliegen, wo sich die Sätze in die Feder drängen, ohne daß ich mir völlig ihres Zusammenhanges bewußt bin. Ich weiß nur, und mit innerster Gewißheit, daß sie richtig sind, so wie sie da entstehen. Ich bin in einem Zustand innerer Gehobenheit, der wie Fieber wirkt, der mich häufig zum Weinen bringt.

Bin ich nicht in diesem Zustand, den ich durch Lesen oft hervorrufen kann, so kann ich nicht arbeiten. Dann sitze ich ohnmächtig vor einem Satze, dessen ungeschickte Form ich nicht verbessern kann. Dieser Zustand ist furchtbar. Ich empfinde Ekel vor allem, was ich gemacht habe, vor mir selbst, vor meiner Unfähigkeit. Dann erscheint mir alles schlecht und überflüssig, und ich komme in Versuchung, alles aufzugeben. Was ich da vornehme, verderbe ich, und das steigert das Gefühl einer dumpfen Verzweiflung.

Dies ist der Grund, weshalb ich so wenig zum Abschluß gebracht habe. Es gehört dazu eine so große Anzahl guter Stunden, daß sie einen sehr langen Zeitraum beansprucht, innerhalb dessen ich plane und entwerfe, aber wenig als fertig weglege – und auch das in den Momenten der gedrückten Selbstverachtung als so unfertig empfinde, daß ich das Gefühl nicht mehr vergessen kann, daß es mein Urteil dauernd über einzelne Sachen beherrscht. Wenn ich Aphorismen vorziehe, so geschieht es aus dieser Unfähigkeit, große Arbeiten abzuschließen. Der Aphorismus ist im Augenblick entstanden und vollendet. Er bleibt also diesem Pessimismus entzogen. Wird er als schlecht empfunden, so verdirbt er doch nicht das Gedächtnis einer ganzen Sammlung.

Ich beneide jeden Menschen, der arbeiten kann, wann er will. (EH, 25)

Auf mich wirkt diese ganze geistige Gegenwart wie eine häßliche Dezemberlandschaft, Schmutz, Schnee, Dunst, Kälte, ein paar Krähen verdrossen auf kahlen Ästen. Ich beneide das anspruchslose Volk, das heute in Konzert, Theater, Zeitschrift, Ausstellung sich Kunst und Literatur vormacht. Dergleichen gibt es längst nicht mehr. (EH, 32)

Alles, was an Kultur, an Schönheit, an Farbe da war, wird geplündert. Der gemeine Alltag in Form der Technik, der «Vernunft», der Hygiene breitet den Hauch der Gewöhnlichkeit über alle Dinge. Es ist keine Lust, heute zu leben. (EH, 91)

Wenn man das schmierige Literatenvolk sieht, wie es heute in deutschen Großstädten herumlungert und Dramen, Romane, Lyrik zusammenschreibt, homosexuell, schäbig in Ehrenfragen, Biertisch in politicis, klebrige kleine Geschäftskniffe in Cafés, Zeitschriften und Feuilletons, immer gierig, eine Biertischmeinung mit Lärm zu vertreten und Geschäft zu machen, dann glaubt man, daß Sedan ein paar Jahrhunderte zurückliegt. (EH, 109)

Nach Paris oder Rom gehen, nur um dieses Künstlervolk wenigstens seine Plattheiten nicht deutsch sagen zu hören.

Ich habe oft versucht, mit andren über meine Probleme zu sprechen. Aber das Niveau, auf das ich stieß, war jedesmal so, daß ich es sofort aufgab, weiterzugehen.

Und es ist zum Verzweifeln, mit Leuten zu verkehren, die man verachtet; aus Höflichkeit Sachen bewundern zu müssen, deren Belanglosigkeit Mitleid erregt.

Ich habe Schriftsteller von Ruf im Café am Nebentisch Gespräche führen hören, über Goethe und S., deren sich ein Primaner geschämt hätte. (EH, 102)

Der Zusammenbruch – Irrsinn, Schlag – wird bei mir vielleicht mit vierzig Jahren eintreten, kaum später, eher noch früher. Ich habe zuviel innerlich gelitten.

Hätte ich Freunde gehabt, denen ich mich mitteilen konnte, ich wäre heute anders. Ich hätte meine wichtigsten Dinge längst gesagt. Sie hätten mich nicht so fürchterlich niedergedrückt. Ich werde an den Folgen meiner Einsamkeit sterben. (EH, 99)

Auf einem Maskenball, mitten in Musik und Lachen, mit einem schönen Mädchen in den Armen, und dann sich so grenzenlos einsam fühlen, so verächtlich, leer, daß man schreien und sich töten möchte. Und doch am andren Tage sich nach dem nächsten Feste sehnen, wo es ebenso sein wird. (EH, 39)

Wenn ich darangehe, mein Leben oder vielmehr das bittere Stück Bewußtsein, das ein Leben hätte sein sollen und können, zu erzählen, so weiß ich nicht, wie diese Erzählung sich von jeder andren Biographie unterscheiden wird. Mir alle Einzelheiten wieder ins Gedächtnis rufen, ist eine tiefe Qual, aber mir ist, als ob ich es tun müßte, um die Erinnerung daran abzustreifen, wenn vielleicht der kleine Rest von Jahren noch etwas von dem haben soll, was andere Leben nennen und kennengelernt haben. Es ist nicht «Glück», das mir gefehlt hat; ich wäre für jedes große Unglück dankbar, das mich getroffen hätte, wenn es nur Leben gewesen wäre. Aber bis zum heutigen Tage kann ich weder von Freunden noch Erlebnissen noch Taten noch Freuden und Leiden erzählen, sondern nur vom Ich, Ich, Ich, das in mir eingekapselt, wie im Kerker, seiner Haft sich bitterlich bewußt, sich quälte, ohne je eine Beziehung zum Draußen zu finden. Meine Biographie ist Beschreibung dieses Zustandes, nichts weiter. Ich beneide jeden, der *lebt*. Ich habe nur gegrübelt, und wo mir die Möglichkeit nahetrat, wirklich zu leben, da zog ich mich zurück, ließ sie vorübergehen, und sobald es zuspät war, packte mich bitterste Reue. (EH, 68)

Mein Gott: Einsamkeit ist für jemand, der sich mit den größten Problemen beschäftigt, Gift, Selbstmord. Was alles verkümmert, erstickt, entwickelt sich nicht, weil die Reibung fehlt! Ich brauche Menschen um mich, die viel Wissen und tiefe Neigung zu Proble-

men haben. Aber von Jugend auf bin ich verdammt zu einem Umgang, der mich innerlich martert und den ich aus Verzweiflung doch noch aufsuchen muß. Alles, was ich kenne, weiß nichts oder begreift nichts, aus Mangel an Tiefe, aus Bequemlichkeit, aus Hang zum Schlendern. Und nichts vergiftet die Seele tiefer als mit dem besten, was man hat, andern lästig fallen zu müssen, die bestenfalls aus Gutmütigkeit zuhören.

Perlen vor die Säue zu werfen, ist im täglichen Leben das Geschäft, zu dem ich nun einmal verdammt bin. Lieber möchte ich mit meinem Spazierstock mich unterhalten. (EH, 137)

Wenn ich mein Leben betrachte, ist es ein Gefühl, das alles, alles beherrscht hat: Angst, Angst vor der Zukunft, Angst vor Verwandten, Angst vor Menschen, vorm Schlaf, vor Behörden, vor Gewitter, vor Krieg, Angst, Angst. Ich habe nie den Mut gehabt, das andren zu zeigen. Sie hätten mich auch nicht verstanden. Ich glaube, daß niemand in einer so ungeheuren inneren Vereinsamung lebte (ich erinnere mich an mein sechstes Jahr, wo es auch schon so war). Und so begann ich zu lügen, weil ich mich fürchtete, weil ich mich nicht verraten wollte, denn ich wagte es nicht, über mein Inneres zu reden. (EH, 79)

Ich habe von Jugend auf das Innenleben eines Verrückten geführt und meine Menschenscheu und das Lügen vor andren – gegen mich selbst bin ich verzweifelt aufrichtig, vielleicht meine einzige Tugend – rührten daher, daß ich mir in den tief glücklichen wie den elendsten Stimmungen immer bewußt war, sie auch nicht annähernd mitteilen zu dürfen. Noch heute würde ich schallendes Gelächter erregen, wenn ich versuchte zu beschreiben, was in mir vorgeht, während ich z. B. ein ernsthaft langweiliges Gespräch führe, ein Gemälde betrachte, einen Brief schreibe. Zuweilen gehen sinnlose Wortelemente mir tagelang durch die Seele, die irgendwie etwas Faszinierendes, erotisch Reizendes, Drückendes, Lähmendes haben, die für mich stundenlang zu einer inneren Welt werden können, von der selbst Andeutungen undenkbar sind, die sich endlich zu Versen verdichten und damit als magische Größe schwinden. [...] Meine eigentliche Sprache versteht niemand. Was ich sage, erscheint mir so oft wertlos, verächtlich, so daß ich eine Sucht zu lügen habe, da ja doch alles belanglos ist, was ich sage. Es führt kein Weg von dem was ich sagen könnte zu andren Menschen. Nicht einmal Lyrik ist ein Ausdrucksmittel dafür. Alles, was ich geschrieben habe, erscheint mir in den besten Stunden

albern und leer. Deshalb ekelt es mich [zu] schreiben. Ich spreche mit mir selbst in einer Art, die sich nicht beschreiben läßt. Das allein empfinde ich als «Natur». (EH, 141)

HEIMITO VON DODERER

Notizen zu dem Roman ‹Ein Mord den jeder begeht›

Herausgegeben von Martin Loew-Cadonna und Wendelin Schmidt-Dengler

Der 23. September 1937 bedeutete einen Wendepunkt in Doderers Leben: An diesem Tage wurde, wie er mit triumphaler Erleichterung feststellt, zwischen ihm und einem «hervorragenden Verlage» ein Vertrag abgeschlossen, wodurch «Leben wie Arbeit» für die Zukunft «als gesichert erscheinen». Doderer war zu diesem Zeitpunkt Eingeweihten kein Unbekannter mehr – ein Gedichtband (‹Gassen und Landschaft›, 1923), eine kurze Erzählung (‹Die Bresche›, 1924), ein Roman (‹Das Geheimnis des Reichs‹, 1930) und ein umfassender Essay zum Werk des als Meister verehrten Albert Paris Gütersloh mit dem Titel ‹Der Fall Gütersloh› (1930) hatten für einige Bekanntheit in der Wiener Literatenszene gesorgt, doch reichte dies keineswegs dafür, daß der Autor sich als freischaffender Schriftsteller durchschlagen konnte, und mit zäher Beharrlichkeit hatte er jede andere Berufsausübung als unzumutbar von sich gewiesen.

Nach einer schweren privaten Krise – der Trennung von der ersten Frau – und in der Einsicht, von Wien aus kaum einen geeigneten Verlag zu finden, entschloß Doderer sich, nach Deutschland zu gehen. Er war bereits in Österreich mit dem 1. April 1933 Mitglied der dort illegalen NSDAP geworden; ab Anfang August 1936 lebte er in Dachau und suchte mit Erfolg um Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer an. Für den Unterhalt bildeten Wertpapiere der Mutter die Grundlage, deren Renditen nur in Deutschland verbraucht werden durften. Trotz dieser äußerlich zunächst günstigen Umstände konnte Doderer im ersten Jahr seines Aufenthalts kaum erfolgreich Kontakte knüpfen; auch war seine Auffassung von Literatur und Sprache eine grundsätzlich andere, als sie damals von der offiziellen Kultur des Dritten Reiches gefördert

wurde – ein Grund für die Loslösung von der NS-Ideologie, die ab 1937 in den Tagebüchern nachzulesen ist. Ende 1936 entstand der ‹Ritter-Roman› ‹Das letzte Abenteuer›, ein Produkt der Isolation und Depression.

Wie es zu den Kontakten mit dem Verlag C. H. Beck gekommen ist, hat Horst Wiemer in dem von Xaver Schaffgotsch herausgegebenen Band mit ‹Erinnerungen an Heimito von Doderer› (1972) erzählt: Er hatte das Manuskript von ‹Ein Umweg› (erschienen 1940) durch Doderers ersten Verleger Rudolf Haybach zugeschickt bekommen und war von dem Text fasziniert. Die ersten Gespräche ergaben, daß dieser Roman später erscheinen sollte und aus verschiedenen Gründen das große Romanprojekt ‹Die Dämonen› vorerst einmal hintangestellt wurde. Statt dessen wurde – nach einem Exposé Doderers – das Projekt ‹Ein Mord den jeder begeht› vereinbart: eine Auftragsarbeit, für die nach einer Mitteilung Horst Wiemers der Autor zwölf Monate veranschlagt hatte, und wofür er tatsächlich nicht wesentlich länger brauchte, nämlich von Herbst 1936 bis zum Juni 1938.

Doderer schrieb seine Romane meist in verhältnismäßig kurzer Zeit nieder; doch sind sie allesamt Ergebnis eines langen Inkubationsprozesses, der durchaus nicht immer die an ihn selbst gestellte Forderung von der glatten Einlösung der einmal präkonzipierten Form verwirklicht. Das gilt auch für den Roman ‹Ein Mord den jeder begeht›. Im Sommer 1929 taucht in den Tagebuchaufzeichnungen die Absicht auf, «unterhaltende Romane» zu schreiben; das Herabsteigen vom «Boden der Dichtkunst» und die Überlegungen «zu den Herstellungs-Methoden eines Kriminalromanes» führen direkt zum Handlungskern von ‹Ein Mord den jeder begeht›. Ein makabrer Studentenulk aus einem damals immerhin zwei Jahre alten Exemplar des Revolverblattes ‹Die Stunde› ist gut genug, als stofflicher Impuls für diesen «Kriminalroman» zu dienen, dessen Held Conrad Castiletz seinem eigenen Verschulden nach ödipalem Muster auf die Spur kommt. In der Folgezeit finden sich wenige Spuren dieses Konzepts; 1935 wird der Titel festgelegt, doch sind ‹Die Dämonen› – damals noch als großer Wiener Gesellschaftsroman mit zeitgeschichtlichem Hintergrund geplant – das wichtigste Arbeitsgebiet. Immerhin scheint sich Doderer konkret mit der Arbeit befaßt zu haben; er hat darüber mit seinem Freund, Gerhard Aichinger, dem Schriftleiter der im Ständestaat verbotenen DÖZ (Deutsch-Österreichische-Zeitung) konferiert, wie die Eintragung vom 3. August 1936 zu Beginn des Aufenthaltes in Dachau be-

weist. Schon im März 1937 wird das Ende mit der Explosionskatastrophe erwogen, im Mai darauf ist der erste Teil vollendet, und es geht um exakte Verifikation von Handlungsdetails, etwa um die Lokalisierung des fatalen Tunnels oder um Recherchen bezüglich der juristischen und kriminalistischen Aspekte beim Münchner Polizeipräsidium in der Ettstraße.



Heimito von Doderer

Als der Verlagsvertrag in Sicht ist, wird das exakte Exposé angefertigt; nun ist auch Geld vorhanden, um im Oktober den Lokalaugenschein in dem Tunnel bei Lauffen und für die Arbeitsbedingungen in einer Spinnerei und einer Gurtweberei vorzunehmen. Die Arbeit scheint nun wie am Schnürchen vonstatten zu gehen, und als im Oktober 1938 das Buch ausgeliefert wird, kann sich Doderer für seinen Hang zur Authentizität belohnt sehen: Für das Finale lieferte die Wirklichkeit das nach, was er für die Fiktion ersonnen hatte. Die Gazetten meldeten aus Düsseldorf, daß dort ein Postbote, mittels eines Funkens aus der Klingel, ausgeströmtes Gas zur Explosion gebracht habe, wodurch großer Sachschaden entstanden sei. Die so absurde Ursache für den Tod des Conrad

Castiletz hatte somit ihre exakte Entsprechung, und viel später fand Doderer in seiner Romantheorie für einen solchen Sachverhalt die Formulierung, daß es für den Schriftsteller darauf ankomme, bei einem erfundenen Gewand hineinzuschlüpfen und bei einem wirklichen Ärmel herauszukommen.

Doderer verschmähte nicht den reißerischen Stoff, aus dem die Zeitungsmeldungen sind, er scheute sich nicht, so krude Handlungen zur Exemplifikation seiner Auffassung vom Schicksal oder Zufall heranzuziehen; doch erschöpft sich darin dieser Roman nicht, er erschöpft sich aber auch nicht darin, eine Etüde für größere Vorhaben zu sein. Die Aufzeichnung vom 25. November 1938 legt davon deutlich Zeugnis ab: Schon in der Schrift ‹Der Fall Gütersloh› prägte Doderer den Leitsatz, daß derjenige, der die eigene Krankheit erkennt, auch die Krankheit der Zeit erkennt. Conrad Castiletz hat durchaus auch autobiographische Züge. Doderer hebt an ihm den «pathogenen Ordnungsdrang» hervor – ein kritischer «Seitenblick» auf ihn selbst, doch auch durch ihn «hindurch, und wie durch eine Sammel-Linse in die Zeit».

Die hier vorgelegten Notizen sind fast zur Gänze unveröffentlicht; sie sind dem Nachlaß des Autors in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (Series nova 14071, 14073, 14074, 14120, 14125, 14126, 14177, 14189) entnommen. Orthographische Eigenheiten wurden beibehalten, einige Abkürzungen um der besseren Lesbarkeit willen aufgelöst. Die Zusätze in eckiger Klammer stammen von den Herausgebern.

13. Juli 1929

Was mich nun zunächst innerlich beschäftigt ist die Möglichkeit einer freien, vielleicht auch gelockerten, ziemlich anspruchslosen «Erzählungskunst» (von «Kunst im eigentlichen Sinne» wird dabei allerdings nicht viel zu merken sein!) – Kurz, ich will unterhaltende Romane, Novellen und Novellettchen machen, Bücher zur Unterhaltung, weiter nichts.

Es versteht sich von selbst, daß ich Material «von außen» nehmen werde. Auf «Kurzgeschichten» stößt man z. B. häufig beim Lesen des localen (Chronik-)Teiles der Tageszeitungen.

12. August 1929

[...] erstens [steht im Hinblick auf die Gestaltung eines Textes fest], daß die für die Exposition nötigen Positionen immer möglichst unauffällig bezogen werden müssen. Sie müssen gleichsam

«zusammensickern», nach und nach, gedeckt bis zur Vollzähligkeit sich versammeln – um dann überraschend die ganze Front der in ihrer Gesamtheit enthaltenen Möglichkeiten zu zeigen.

Man muß sich bei Erörterungen, wie diese hier sind, wohl darüber klar sein, daß man damit vom Boden der Dichtkunst längst herabgestiegen ist – etwa zu den Herstellungs-Methoden eines Kriminalromanes. Denn wir denken hier ganz deutlich an den Eindruck, die Wirkung, nicht nur an den Ausdruck: dieser allein aber kümmert die Dichtkunst.

5. November 1929

Durch einen schlechten Scherz um den Verstand gekommen
Der Totenkopf im Expreßzug

Halle a. S., 11. August

Auf dem Bahnhof in Halle wurde dieser Tage ein 18jähriges Mädchen in völliger geistiger Umnachtung aus dem Expreßzug Leipzig-Halle gehoben und mußte sofort in eine Irrenanstalt überführt werden. Die Unglückliche, die Tochter eines Kaufmannes, war das Opfer eines Scherzes geworden den sich zwei junge Handelsreisende und ein Student der Medizin im Nachbarcoupé gemacht hatten.
Der Mediziner führte einen präparierten Totenkopf mit sich und die drei jungen Leute, die während der Fahrt eifrig einer Likörflasche zusetzten, kamen auf die Idee, einen tollen Mummenschanz aufzuführen.
Der Totenschädel wurde mit einem Turban versehen, auf einen Stock gespießt und während der Fahrt durch einen Tunnel vor das Fenster des Nachbarcoupés gehalten. Dies geschah zu nächtlicher Stunde.
Das junge Mädchen stieß bei diesem Anblick einen gellenden Schrei aus, der das Dröhnen des Schnellzugs übertönte, und brach ohnmächtig zusammen.
Als es wieder zu sich kam, verfiel es in Tobsucht und konnte nicht mehr beruhigt werden.
Die drei jungen Leute sahen zerknirscht, was ihr Übermut angerichtet hatte. Der Vater des Mädchens will eine Schadenersatzklage erheben und der Staatsanwalt hat bereits eine Untersuchung wegen schwerer Körperverletzung angeordnet.

[Aus ‹Die Stunde› vom 12. August 1927]

Diese Zeitungsnotiz vom 12.VIII.27 also bildet das Mittel, durch das ich eine Komposition, wie die meines Kriminal-Romans überhaupt technisch erst ermöglichen kann! Es ist mit vorgelegter Deck-Handlung in der Exposition zu arbeiten.

November 1929

Die im Fremden irgendwo liegenden einem selbst ganz unbekannten Auswirkungen des eigenen Lebens!

Beginn der Liebe zu NN, die seit der Ermordung ihrer Schwester melancholisch ist. Die Schwester (Photo) das eigentliche Ideal. Entschluß, den Täter zu eruieren.

19. Juli 1933

Der entlaufene / entkommene Mord

28. Mai 1935

‹Ein Mord, den Jeder begeht›
Die Composition ist so ziemlich halb reif.

Mediziner // zwei Handlungsreisende // Mädchen Jugendreise in's Ausland, keiner von diesen wird angehalten, da sonst naturgemäß die Wahrheit bekannt geworden wäre.

Das Idealbild der Schwester ist physiognomisch aus der Gattin ausgeworfen worden.
Fehlendes Material:
Mittelstadt (etwa Augsburg oder Ingolstadt etc etc)
Berlin
Strecke: Leipzig-Halle

23. Juli 1936

Der zweite Band der ‹Dämonen› nun wird als Arbeitspensum das nächste Jahr meines Lebens beherrschen.

3. August 1936

In Wien sprach ich mit Gerhard Aichinger über ‹Ein Mord, den Jeder begeht›. Seit ich nun hier [in Dachau] bin weiß ich, daß ich dieses Buch hier als nächstes sogleich schreiben werde, und dann erst den zweiten Band der ‹Dämonen›.

4. August 1936

Döbling und der Ausblick von meinem Heim in Sonne. An dieser Ecke steht der Baum mit den gelben Blättern aus ‹Ein Mord, den Jeder begeht›, an dieser Stelle kommt immer der schwere, große Wagen um die Ecke.

12. August 1936

[...] die unbewußte und selbstverständliche, dumpf im ¾ Schatten sich vollziehende Brutalität ist es, was von meiner Figur entdeckt werden soll: es ist wahrhaft «Schuld und Sühne». [...]

30. August 1936

Gibt es für mich vielleicht auch einen Punkt, von dem an ‹Der Mord, den Jeder begeht› sichtbar wird?

14. September 1936

Arbeitsplan für die nächsten zwei Jahre (bis September 1938):

3 Divertimenti (VII., VIII. und eventuelle weitere, nebst Variationen, IX.)	200 Seiten
‹Ein Mord, den Jeder begeht›	300 Seiten
‹Dämonen›, zweiter Band	700 Seiten
	1200 Seiten

Wenn ich täglich 3 Seiten Prosa schreibe, und 4 arbeitslose Monate im Jahr habe, kann ich in der angegebenen Zeit die Quantität schaffen. Ich darf diese Übersicht deshalb so quantitativ nehmen, weil alles gut vorbereitet ist.

9. November 1936

‹Ein Mord, den Jeder begeht› will leben, webt wie das Geheimnis meines eigentlichen Lebens hinter den Wänden, daran dieses bis jetzt entlang lief, und diese Geschichte eines Conrad Castiletz erscheint mir wie meine eigene wesentliche Biographie.

13. Dezember 1936

Der Charakter des Castiletz wächst so nach und nach aus mir hervor [...]. Dieser zyklothüme Mensch macht natürlich aus der verstorbenen Schwester seiner Frau «eine Heilige», wie man zu sagen pflegt. Er ist einer mit ständigen Schuldgefühlen, schon als Kind. Zudem manischer Verranntheiten fähig. Servil, insoweit er sich jeder minderwertigen Umgebung gefällig anpaßt, statt sich von ihr abzusetzen.

4. Jänner 1937

Gewöhnt sich als beginnender Spießer das Zeitunglesen an und stellt fest, daß er dies früher nie mochte, obwohl der Vater es als wichtig bezeichnete (Gespräch im Büro)

[...] Frage des Kriminalbeamten: «Hat jemand einen Coupé-Schlüssel?» Starke Belastungsmomente sammeln! Auch durch Behörde verstärkt! Diese Figur (Henry Peitz-«Projektion»!) ist mindestens einmal nötig.

Traum am Schlusse: durch die Salzsteppe kam ihm endlos lang jemand entgegen; immer mehr fürchtete er, am Ende könnte er es wieder selbst sein. [...] Conrad Castiletz wurde von Furcht gepackt vor der herankommenden Gestalt. Indessen, nun erkannte

er, und voll Glück, daß es Ida Plangl war. «Kokosch» sagte sie und gab ihm ihre kleine, sehr warme Hand.

Der Vater (Lorenz Castiletz) oft in plötzlicher Brutalität, «schwarz», Mutter Castiletz etwas blümerant.

16. März 1937

Mord: Es würde der Schluß mit der Explosionskatastrophe den Sinn des Ganzen noch einmal scharf hervor bringen und zugleich einen hohen Grad von Aufgeblättertsein ermöglichen [...]: Frau Castiletz vor dem eingestürzten Hause und der Bahre ihres Gatten.

25. März 1937

Das Substrat von Mord[8] [d.h. des achten Kapitels] geistert seit Jahr und Tag durch meine kleinen, täglichen Übungsstücke. Es lag weit draußen über dem Grün, in der Gegend des sandigen Absturzes nach Gersthof [...]

26. Mai 1937

Ich beendete gestern Mord[13] und damit den ersten Teil des Buches, das sich, ohne jede Absichtlichkeit meinerseits, nun wieder in die bewährte 4-Satz-Form gliedern will.

28. Mai 1937

[...] Reichsbahndirektion München: Auskünfte: a) gibt es eine Reichsbahn-Karte, woraus die Tunnels zu entnehmen sind? / b) Gibt es auf der Strecke Leipzig-Halle längere Tunnels (oder irrt die Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1927 diesbezüglich?). c) Besichtigung (Begehung) eines Tunnels, zum Beispiel desjenigen zwischen Besigheim und Lauffen am Neckar, den ich im vorigen Monat durchfahren habe, auf der Strecke Stuttgart-Heilbronn (also wohl Reichsbahndirektion Stuttgart).

Auskünfte bei einem höheren Beamten der Ett-Straße einholen. Empfehlung durch Reichsschrifttums-Kammer. a) Inwieweit private Verfolgung eines Falles mit der Behörde und dem Gesetze collidiert. b) Ob Auskünfte gegeben werden können über einen Fall, dem privaten Aufklärer, amtlich oder privat. (Der sonst seine Kenntnisse nur aus der Zeitung haben könnte.) c) Wird ein schwebender Fall überhaupt soweit in die Öffentlichkeit gelassen?

Mai/Juni 1937

Mord: Herr v. Hohenlocher/Pistolenschießen im Zimmer/Operngucker spricht über die Leistungs-Hysterie der Zivilisierten.

10. September 1937

Dies ist mein Roman: ein junger Mensch begeht mit 15 Jahren einen Mord, ohne davon zu wissen.

Sieben Jahre später heiratet man, und «gut», und reich. Ein Bild hängt bei den Schwiegereltern: die verstorbene ältere Schwester der Frau. Jene Tote aber wächst zur «Heiligen», zum wahren Ziel des Eros, welches nun in der lebenden Frau und Schwester vergeblich gesucht wird. Schon muß diese bei Nacht ein paar vorhandener Ohrringe der Toten tragen.

Denn dies ist alles, was von deren einst so reichem Schmuck übrig geblieben, ein Schmuck, der ihr, zusammen mit ihrer spielerischen Unvorsichtigkeit, den Tod gebracht hat. Spät genug erfährt unser Held und Ehemann erst die näheren Umstände des Ablebens seines Idols.

Es kommt dahin, daß unser Held der Sache nachzugehen beginnt, weil die Behörde, da den Täter festzustellen es sich als unmöglich erwies, diesen Fall vor mehr als 5 Jahren schon ad acta legen mußte.

Es ist hier nicht der Ort, die Wechselfälle eines vom idolischen Eros beflügelten, ja geradezu französischen Amateur-Detektivs zu erzählen. Genug, eine Spur führt nach Berlin. Die Schlußfolgerungen beginnen zwingend zu werden. Als schritte er in weitem, dämmrigem Saale einem Spiegel entgegen: nun sieht er den Mann da auf sich zukommen, dieser ist's, muß es sein, der Mörder der unbekannten Geliebten: nun erkennt er ihn. Er hält den Beweis in der Hand. Er ist es selbst.

So «natürlich» und «richtig» ein Selbstmord hier erscheinen möchte: dichterisch wär' das eine hinkende, eine verächtliche Lösung. Deshalb muß, durch das halbe Buch schon, der Autor einen Tod heranzüchten, der dann bereit ist, im endlich gegebenen Augenblicke den notwendigen Sensenschwung zu tun.

27. September 1937

Am 23. September, Donnerstags, wurde nachmittags zwischen einem hervorragenden Verlage und mir ein Vertrag abgeschlossen, der eigentlich meine ganze Berufs-Tätigkeit in sich begreift, im besonderen jedoch die Verlagsrechte für drei Romane [‹Mord›, ‹Umweg›, ‹Dämonen›] jenem Institute überträgt, wodurch Leben wie Arbeit zunächst für mich als gesichert erscheinen.

Lauffen am Neckar
Freitags, den 15. Oktober 1937

Diese Tage hier, in dem Wirtshaus zu Lauffen, finden mich fast in einer verwandten Verfassung zu jener, in welcher Castiletz nach seiner Ankunft in der neuen Stadt und Heimat war... «er fühlte sich wie auf dem vorgewölbtesten Teil einer erhabenen Bildhauer-Arbeit. Er fühlte sein Leben, das jetzt kommen würde, er liebte diese Stadt, die er kaum kannte...». An Realität der Arbeit, an Phantastik der Lage ist hier kaum was zu überbieten.

Daß man, auf solche Art lebend, dabei und gerade dadurch, sein Geld verdient, ist nur aus der Magie erklärlich, deren Boden der Adept deshalb nie verlassen darf, will er nicht in's Bodenlose stürzen. Ich sah anderes, zu Ebhausen und Rohrdorf, ich sah die 14jährigen «Spuljungen» in der Spinnerei, die acht Stunden täglich in Lärm und Ruch trostloser Arbeits-Säle stehen, während die Webstühle toben, und die Kinder der Reichen ängstlich gepflegt wurden, etwa jene des Eigentümers der Fabrik.

Das war zu Rohrdorf; jedoch zu Ebhausen, in der Gurtenweberei, war es heller, gut ventiliert, neuzeitlich gebaut, ja das ganze Werk – allein im grünen Nagold-Tale liegend – im neuen Werden und Aufbau. Die Gurtenweberei ist ein appetitliches Geschäft.

23. Oktober 1937

Der Progress auf Mord II/14 [d.h. auf den zweiten Teil und das vierzehnte Kapitel] scheint in der Skizze reif zu sein.

Februar 1938

Mord/Rache-Motiv (Ansatz):

Liegt am Diwan – spürt das steigende Eingenommensein durch die neue Sache (in einer fast pathogen beängstigenden Art) – «mir hat ein Unbekannter hier die Brücke abgebrochen oder den Ausgang vermauert.»

Mitte April 1938

Tirol verfolgt ihn – so Weinstube wie in Pankow.

Ligharts – Tiroler Weinstube – 1. Verfolgung [...] 2. Verfolgung – nur in's Haus / Zwischenspiel etwa Potsdam etc. / 3. Verfolgung Lehnder /Medizinstudent – zum Evidenz-Punkt

Peitz kauft vor der Inflation als «stabilen Wert», leider Perlen dann stark entwerten (Japan), will sie 1928 (bei schlechterem Geschäftsgang) verkaufen.

3. Juni 1938

Lectore adiuvante incipiunt hic de novo commentarii, huius anni MDCCCCXXXVIIj[i], post perpolito libro meo ‹Ein Mord, den Jeder begeht›, quem librum complevi die 17° mensis Maii, feliciter; magnā inertiā post sequente.

14. Oktober 1938

‹Ein Mord, den Jeder begeht› scheint mir irgendwie sagenhaft geworden zu sein . . . und tatsächlich weiß ich nicht, ob das Werk eigentlich schon im Buchhandel erschienen ist oder ob der Verleger, wegen der Kriegsgefahr am verwichenen Monatsende, zurückgehalten hat, letzteres vielleicht auch mußte infolge der Einberufung von Arbeitskräften.

16. Oktober 1938

Gestern bekam ich zum ersten Mal meinen neuen Roman zu Gesicht.

21. Oktober 1938

Der Zeitungsausschnitt, welchen ich hierneben noch beifügen werde, gibt Nachricht von einer Explosionskatastrophe, die sich zu Düsseldorf eben ereignete, in den Tagen etwa, als mein neuer Roman erschien. Das Bild zeigt den Schluß von ‹Ein Mord . . .›. Ein «Zolaist» muß wohl zufrieden sein, wenn ihm gelingt, das Leben zu überholen.

[Eingeklebter Zeitungsausschnitt unter einem
Pressefoto, das eine verwüstete Wohnung zeigt]

Eine ungewöhnliche Gasexplosion ereignete sich am Donnerstag in einer unbewohnten Neubauwohnung an der Mecumstraße in Düsseldorf. Durch einen offenstehenden Gashahn war Gas ausgeströmt und hatte sich in der Wohnung angesammelt. Als am Vormittag der Briefträger auf den Klingelknopf dieser Wohnung drückte, entzündete sich vermutlich durch den Funkenschlag beim Klingeln das Gas. Die Wohnung wurde schwer verwüstet. Unser Bild gibt einen Begriff von der Gewalt der Explosion.

25. November 1938

Der pathogene Ordnungsdrang des Conrad Castiletz enthält einen Totalitäts-Anspruch, gerät jedoch mit diesem in eine verkehrte Kategorie, wo er zum Vollständigkeits- (Complettierungs-)-Wahn wird. Ein Seitenblick auf mich versteht sich hier am Rande, aber es ist eigentlich ein Blick durch mich hindurch, und wie durch eine Sammel-Linse in die Zeit.

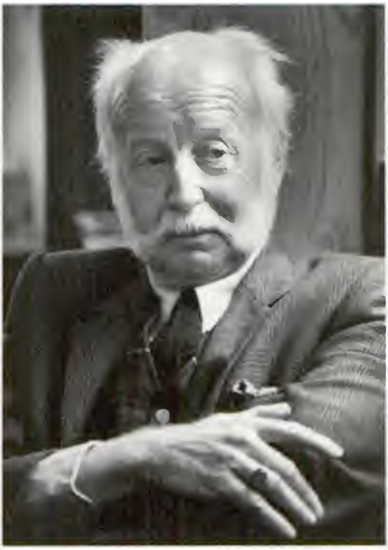
GORDON A. CRAIG

Tagebuchblätter
München 1935

Vorbemerkung: Im Jahr 1935 erhielt ich dank einem großzügigen Stipendium der Princeton-Universität die Mittel für ein «Sommerstudium im Ausland» und ging für drei Monate nach Deutschland, mit der erklärten Absicht, dort Material für eine Seminararbeit über den Untergang der Weimarer Republik zu sammeln, die ich im folgenden Semester zu Papier bringen wollte. Die Nazis waren zwar bereits seit zweieinhalb Jahren an der Macht, aber noch trat nicht offen zutage, welche Ziele sie verfolgten, so daß der Tourismus weiter florierte, zumal er durch eine günstige Währungsregelung – wie den Voraus-Umtausch von sogenannten Reisemark – gefördert wurde; Deutschland war dadurch eines der preiswertesten Reiseländer und das ganze Land war daher voll von Amerikanern. Vor allem in München, wo ich die erste Hälfte meines Studienaufenthalts verbrachte, wimmelte es von amerikanischen Studenten von den Universitäten der Ostküstenstaaten (wie Yale, Princeton, Wellesley, Smith usw.), die von der schönen Lage der Stadt und ihrer Umgebung, vom Charme ihrer brunnenreichen Straßen, der Vielfalt ihrer kulturellen Attraktionen und – natürlich – ihrem Bier angezogen wurden.

Da ich seit meiner Emigration in die Vereinigten Staaten im Jahr 1925 nicht im Ausland gewesen war und Deutschland nie gesehen hatte, beschloß ich, ein Tagebuch zu führen. Wie sich zeigte, war das etwas schwieriger als erwartet; es war natürlich nicht schwer, über das meiste von dem was ich sah und tat, etwas niederzuschreiben – über die Dinge beispielsweise, die sich an der Universität ereigneten, oder darüber, was ich von den Mädchen hielt, die ich kennenlernte –, aber wie ich bald feststellen mußte, verfügte ich in bezug auf manches, das mich besonders neugierig machte, wie die Ideologie der NSDAP, oder mich tief berührte, wie die Oper (die ich hier für mich entdeckte) oder die Schätze der Alten und Neuen Pinakothek, weder über die nötigen Kenntnisse noch über das Vokabular, um die Dinge intelligent beschreiben oder kommentieren zu können. Obwohl ich den Verdacht hegte, meine Ansichten könnten naiv sein, und ich mir der Unbedarftheit meines Stils bewußt war, hielt ich meinen Vorsatz durch, in der vagen Ahnung, daß der Zweck des Tagebuchführens nicht so sehr darin

besteht, Schöpferisches zu Papier zu bringen, als vielmehr darin, die Erinnerung vor dem entstellenden Wirken der Zeit zu schützen.



Gordon A. Craig

Donnerstag, 11. Juli 1935. Habe mich trefflich bei Frau Stollsteimer, Ohmstraße 12, eingenistet, wo ich nächtige sowie Frühstück und Mittagessen einnehme – zum Abendessen suche ich mir jeweils ein kleines Restaurant. Eine ziemlich interessante Schar ist hier versammelt – ein Rhodes-Stipendiat aus Oregon namens [Robert] Hayter, der aussieht, als ob er in Ordnung wäre, ein Weißrusse namens Smirnoff, der seit seiner Kindheit in Paris lebt, ein deutsches Mädchen namens Schwarz, das Kunst studiert, und andere ...

Habe ein Fahrrad gekauft. Muß heute spätabends raus und lernen, damit zu fahren.

Samstag, 13. Juli. Am Nachmittag eine Stunde lang in der Alten Pinakothek. Ich mußte, wie ich da umherspazierte, meinen totalen Mangel an Kunstverständnis erkennen. Aber ich sah vieles, was

mir gefiel – Jordaens' ‹Der Satyr beim Bauern› oder ‹Die Opferung Isaaks› von Rembrandt. Sie haben hier eine prächtige Rubens-Sammlung. Er scheint eine Vorliebe für beleibte und ein bißchen schlaffe Frauen zu haben, aber darüber sieht man leicht hinweg. Ich mag seine Jagdszenen ... und sein ‹Apokalyptisches Weib› und seinen ‹Engelssturz›, aber am besten von der ganzen Sammlung gefallen mir der ‹Minoritenmönch› und noch mehr ‹Amor schnitzt den Bogen›. Ich habe meine erste Lorrain-Landschaft gesehen und werde Eckermann besser zu würdigen wissen, wenn ich ihn wieder lese ...

Aß zu Abend und wanderte durch den Englischen Garten. Ich kann mir keinen angenehmeren Samstagabend-Zeitvertreib vorstellen, als am Chinesischen Turm zu sitzen, Bier zu trinken und der Kapelle zu lauschen ...

Montag, 15. Juli. War gestern wieder in der Alten Pinakothek. Seit Wicks da war [Alden Wicks, ein Kunststudent aus Princeton], sagen mir die Dinge, die ich sehe, viel mehr. Er machte mich auf die gute Malerei in mehreren Details von Rubens ‹Der trunkene Silen› aufmerksam, der als ganzer nicht gut ist. Wir sahen uns eine ganze Reihe von Rubens' kleineren Arbeiten an, Skizzen usw. Der Mann muß fähig gewesen sein, mit verbundenen Augen Muskeln hinzuwerfen ... Aber der Höhepunkt des Tages war der Anblick von Dürers ‹Vier Aposteln› ...

Dienstag, 16. Juli. Komme soeben aus dem Hofbräuhaus. Wasso [Edward T. K. Watson, ein Kommilitone aus Princeton] und ich trafen dort auf ziemlich viele Amerikaner, die bereits vor zwei Jahren einmal hier gewesen sind und offenbar jeden kennen – das heißt, jeden im Hofbräuhaus. Es war ein ziemlich lustiger Abend; gefährlich wurde es erst, als wir mit mehreren Litern Bier im Bauch mit unseren Fahrrädern durch die Straßen von München fuhren.

Heute besuchte ich Hathaway, den amerikanischen Konsul. ... Er erzählte, daß er in einem kleinen Dorf wohnt, sieben oder acht km von München. Er kennt alle Leute dort und schätzt sie als fleißig arbeitende, höfliche, nette Menschen. «Aber», sagte er, «wenn jemand in Uniform zu ihnen käme und sagen würde: ‹Marsch›, dann würden sie marschieren. Und wenn er sagen würde: ‹Geht, schneidet dem Hathaway den Kopf ab, er ist ein schlechter Mensch!›, würden sie sagen: ‹Ach, das haben wir nicht gewußt›, aber sie würden mir trotzdem den Kopf abschneiden.»

Montag, 22. Juli. Kaffee im Luitpold. ... Die Wagner-Festspiele rücken näher; wir hörten heute an der Universität zwei wunderbare Vorlesungen, eine über Wagner und Nietzsche, die andere über Wagners Musik. ... Es kommt einem komisch vor, wenn Sätze auftauchen wie: «Was Wagner für die Zukunft voraussah, hat Adolf Hitler durch die Tat verwirklicht.»

Mittwoch, 24. Juli. Die letzten beiden Tage über haben wir in Dr. Raiths Seminar an der Universität sehr ausführlich über das gegenwärtige Regime diskutiert. Ich war sehr unangenehm berührt von einigen Amerikanern, die in ihrem eifrigen Bemühen um eine gerechte Sicht der Dinge ... keinem Gedanken an irgendwelche Fehler auf seiten der Hitler-Berater Raum geben. Wenn Raith sagt: «Natürlich dürfen Sie nicht alles glauben, was Sie in Ihren Zeitungen lesen», nicken diese willigen Seelen inbrünstig, als wollten sie sagen: «Wir dürfen *überhaupt nichts* von dem glauben, was wir in unseren Zeitungen lesen!» ...

[Was die Juden betrifft,] sagt Raith, ist es nur eine kleine Gruppe innerhalb der Partei, die gegen die Juden vorgehen will, und er hoffe sehr, daß man sie im Lauf der Zeit wieder unbehelligt lassen werde. ... Sein Lösungsvorschlag lautet, sie müßten «ruhig bleiben», was immer das bedeutet. ... Er gibt zu, daß viele unschuldige Juden heute zu leiden haben, rechtfertigt aber die Angriffe auf sie, indem er Erinnerungen an jüdische Profitmacher in den Jahren der Inflation heraufbeschwört. ... Daß heute Unrecht getan wird, anerkennt er nur mit der Formulierung von der «furchtbaren Tragödie des Judentums».

Donnerstag, 25. Juli. Habe mich heute abend lange mit Frau Stollsteimer unterhalten. Auf jemanden, der aus einem Land kommt, wo die offene Kritik an der Regierung das Salz in der Suppe ist, wirkt es ziemlich beunruhigend, wenn hierzulande bei kritischen Äußerungen die Stimme gesenkt wird und die Leute, bevor sie etwas sagen, sorgfältig die Türe hinter sich schließen. Vielleicht war Frau S. (sie tat all dies) übervorsichtig; vielleicht dramatisierte sie ein wenig; vielleicht weiß sie aber auch aus Erfahrung, daß Vorsicht das Klügste ist ...

Übrigens darf ich bei Tisch nicht über Politik sprechen. Herr Wirfel ist glühender Nationalsozialist, und der Vater von Fräulein Schwarz wurde gerade befördert. Man fürchtet offenbar, ich würde ihre Gefühle verletzen.

Samstag, 27. Juli. Gestern besuchten Wasso und ich eine Versammlung in der Aula der Universität und hörten [Julius] Streicher sprechen. ... Es ist schrecklich mitzuerleben, wie Hunderte von Leuten zusammensitzen und Beifall klatschen für Attacken auf Mitmenschen, nur weil diese jüdischen Blutes sind. Streicher sprach vier Stunden lang und überhäufte die Juden in dieser Zeit mit übelsten Beschimpfungen. ... Nicht auszudenken was hätte geschehen können, wenn man ihn zum Chef der Staatspolizei gemacht hätte. Er gehörte, wie ich erfahren habe, zu den engsten Anwärtern ...

Abends gingen Wasso und ich in die Regina-Bar, wo wir mit Eleanor Stollsteimer und einer Gruppe ihrer amerikanischen Freunde herumsaßen. Sie kamen alle aus Wien und waren die verrückteste Bande, die ich je erlebt habe. Aber das ist nicht besonders wichtig.

Montag, 29. Juli. Eine die deutsche Mentalität kennzeichnende Geschichte, erzählt von Dr. Priest. [George Madison Priest, Professor für deutsche Literatur, verbrachte den Sommer in München.] Zwei seiner amerikanischen Freunde übten auf einer Spielwiese in einer deutschen Stadt schlagen und fangen. [D. h. der eine drosch mit einer Holzkeule einen Baseball möglichst hoch und weit, der andere mußte versuchen, den Ball zu fangen.] Sie wurden dabei beobachtet und schließlich von einem Polizisten aufgefordert aufzuhören. Nach dem Grund gefragt, antwortete er: «Erstens ist es unerlaubt; zweitens ist's gefährlich; drittens hat's keinen Zweck.»

Mittwoch, 31. Juli. Eigentlich hatte ich heute abend die Absicht, Louise Averill [eine Studentin vom Wellesley College] ins Platzl auszuführen, aber dann hörte ich von einer Aufführung des Puppenspiels ‹Faust›, und so gingen wir stattdessen ins Marionettentheater, wo wir Dr. Priest und «Shad» Roe [noch ein Student aus Princeton] trafen, der nach sechs Wochen England gerade hier eingetroffen ist. Es war das erste Mal, daß ich eine Marionettenaufführung sah, und ich hatte keine Ahnung, daß es so eindrucksvoll sein kann. Die Kulissen und Kostüme waren hervorragend, und nach einiger Zeit akzeptierte man die Puppen, als wären sie Figuren aus Fleisch und Blut. Das Stück selbst unterschied sich natürlich sehr von dem Goetheschen – die Gretchen-Geschichte kam ebensowenig vor wie die Philosophie –, es war einfach die Geschichte eines alternden Doktors, der seine Seele für 24 Jahre

dem Teufel verkauft. Der Rest der Geschichte ist seinen Zaubertricks gewidmet. Sehr nett.

Louise und ich besuchten anschließend das Restaurant *Fürstenhof* und lauschten, während wir Pfirsich-Bowle schlürften, einem dieser sehr blasmusikartig klingenden Orchester.

Freitag, 2. August. Gestern abend besuchten Wasso und ich ein Schubert-Konzert, das Elly Ney im Brunnenhof der Residenz gab. Es war ein schöner Abend – mit Sternen, die klar in den Hof hereinfunkelten und dem sanft von der Bühne her klingenden ‹Impromptu für Klavier›. Zum Programm gehörte ein mißratenes Quartett mit Harfe, Klarinett und Sopranstimme vom Turm herab, aber das ‹Forellenquintett› tröstete mich darüber hinweg ...

[Wieder einmal die «jüdische Frage».] Raith hat sich über den angeborenen Rasseinstinkt des deutschen Volkes ausgelassen. Ein Student namens Becker sagte: «Wenn Ihr Sohn sich in eine Jüdin verlieben würde, wäre sein Rasseinstinkt dann stark genug, daß er sich von ihr abwenden würde?» Raiths Antwort war bezeichnend: «Es wäre undenkbar, daß einer meiner Söhne sich in eine Jüdin verlieben würde!» (Und später, als die Diskussion eindringlicher wurde:) «Sie haben kein Recht, uns unser Vorgehen gegen die Juden vorzuwerfen, solange der Versailler Vertrag steht.»

Samstag, 3. August. Gestern abend kaufte ich mir eine Karte für das Nationaltheater und sah ‹König Lear›. Was mich interessierte, war, ob Shakespeare in einer anderen als seiner eigenen Sprache ebenso wirkungsvoll sein kann. Ich hatte natürlich einige der Schlegel-Tieckschen Übersetzungen gelesen und fand sie bemerkenswert texttreu, doch hat mich erst der gestrige Abend davon überzeugt, daß die Deutschen Anspruch darauf haben, unseren William unter ihre Klassiker einzureihen. Ich harrte vier Stunden lang auf meinem harten Galerieplatz aus und genoß jede Minute. Zaepfel, der den Lear spielte, war glänzend, besonders in der Szene vor seinem Abgang in den Sturm hinein, in denen er die Worte spricht:

> Wohl hab' ich Grund zu weinen; doch dies Herz
> In hunderttausend Scherben soll es splittern,
> Bevor ich weine. – Narr, ich werde rasend!

und auch in der berühmten Prozeßszene in der Hütte auf der Heide. ... Schroeder spielte den Narren wunderbar.

Montag, 5. August. Mit Wasso besuchte ich gestern abend das Nationaltheater und sah den sogenannten ‹Ur-Götz›, Goethes erste Fassung des Themas. ... Adelheid wird auf der Bühne getötet, und ihr Mörder sagt traurig: «Gott, machtest du sie so schön und konntest du sie nicht gut machen?», eine Szene, die Goethe wohlweislich in der späteren Fassung weggelassen hat. ... George als Götz hervorragend, und die Frauen – besonders die Kersten als Adelheid – glänzend.

Donnerstag, 8. August. Gestern abend wurde der ‹Ring-Zyklus› eröffnet, und ich sah ‹Das Rheingold› im Prinzregententheater, [das sich] in einem sehr schönen Teil der Stadt befindet, umgeben von Spazierwegen, Brunnen und breiten Alleen. Das Haus ist ganz anders geartet als die Metropolitan [in New York]. Es ist sehr klein und hat keine Balkone oder Logen; es ist so gebaut, daß praktisch ein Platz so gut ist wie jeder andere. Ich hatte einen Platz in Reihe 13, der Opernbühne so nahe, wie ich ihr in Amerika wahrscheinlich nie wieder sein werde. Vor Beginn der Vorstellung ... sah ich mich um und erblickte auf allen Seiten neue Princeton-Gesichter. Es ist tatsächlich ein bißchen bedrückend, wenn man so weit in die Ferne schweift, um dann doch wieder die altvertrauten Gesichter zu sehen. Wasso und ich sind neulich beim Durchzählen auf zwanzig Princeton-Typen gekommen, denen wir hier begegnet sind, und seitdem sind noch mehr eingetroffen.

Nach der Oper traf ich mich mit Louise zum Kuchen im *Fürstenhof.* Das Orchester war ausnehmend gut. Hinterher schlenderten wir gemütlich zur Pension Quisisana (verquerer Name!) und saßen eine romantische Stunde lang auf der Türschwelle unter dem Sternenhimmel.

Freitag, 9. August. Sah gestern abend ‹Die Walküre› und war zutiefst ergriffen. Nach dem ersten Akt hatte ich nur den Wunsch, ihn gleich noch einmal zu sehen, und der dritte war so wunderbar, daß ich wünschte, er ginge nie zu Ende. Rode gab einen wunderbaren Wotan, in der Szene, in der er von Brunhilde (Frida Leider) Abschied nahm, war er unübertrefflich ...

Nach etwas Brot und Käse in einer kleinen Gaststätte unweit der Oper ging ich nach Hause. Die Nacht war wunderschön, und ich wurde sehr sentimental, dachte an Louise [die an diesem Tag nach Paris aufgebrochen war]. In meinem Zimmer angekommen, schrieb ich das ‹Gedicht›, das sie sich von mir gewünscht hat, und ging zu Bett.

To L. A.

The moon looks fondly through my window while
I suck a long-dead pipe and sadly think
That thousands of this quiet Munich folk,
Not counting a few hundred of our own
American tourists, and some twenty odd
Of Princeton's best who've raised a minor hell
Within the Hofbräu portals and then found
Their pallets on the not too spotless floor
(O dark amorphous mass beneath the table,
Rise like a phoenix from the radish rinds!),
That thousands of our German hosts, I say,
Have quaffed their midnight beakers with a smile
And groped their way to a well-beered repose.

But, o my heart's desire, I cannot sleep,
But, like Dame Victory on the Siegestor,
Brood o'er the silent town. For you are gone,
And I can no more watch your freckled nose
Feeling its way into the frothing bowl,
Nor smell the gentle fragrance of your hair.

Später: Im ‹Völkischen Beobachter› von letztem Montag war ein Photo, das den «jüdischen Bürgermeister von New York und seine Rassegenossen» zeigt. ... Es mag an der Behauptung etwas dran sein, daß Fiorello LaGuardia irgendwelche jüdischen Vorfahren hatte, aber wenn der «Rassegenosse» zu seiner Rechten nicht Al Smith ist [Alfred E. Smith, früherer Gouverneur des Staates New York und demokratischer Präsidentschaftskandidat von 1928, mit Sicherheit nicht jüdisch.], freß' ich meinen Hut.

Ich erwähnte dies heute am Mittagstisch und stachelte Freund Wirfel, den strammen Parteigenossen, zum Widerspruch auf. Leider mußte ich nach ein paar trefflichen Dialogen aus dem Haus. Aber wie Bob Hayter mir erzählt, drehte der Mann beinahe durch und zitierte lang und breit aus ‹Mein Kampf›, zum schlüssigen Beweis dafür, daß in Deutschland alles zum Besten stehe. Das ist, wie Bob sagte, so, als wenn jemand versucht, einen Geologen zu bekehren, indem er ihm aus der Schöpfungsgeschichte vorliest.

Samstag, 17. August. Heute abend bin ich so müde wie seit Jahren nicht mehr. Wasso und ich schwangen uns am Morgen auf unsere

Fahrräder und machten uns nach Garmisch auf. Diese Nacht verbringen wir in Eschenlohe, einem verschlafenen Nest 15 km vor unserem Ziel. Ich fühle mich, als ob ich den ganzen Tag auf einem Lattenzaun gesessen hätte. In unserer Gaststätte riecht es muffig. Ich glaube, es ist eine umgebaute Scheune. Auch mit dem Bier stimmt ganz entschieden etwas nicht. Davon abgesehen, geht alles prima. Wasso ist wütend, weil er es nicht geschafft hat, mit einer Schar von Braunhemden [die im unteren Gastraum becherten] ins Gespräch zu kommen. Wir sind beide müde, können aber nicht schlafen gehen, weil zwei kleine Jungen im einzigen Waschtrog des Hauses ihr Samstagabend-Vollbad nehmen.

Dienstag, 20. August. Gestern suchten Dr. Priest, Shad Roe, Wasso und ich die [Münchener] Niederlassung des Propagandaministeriums auf und führten ein Gespräch mit Herrn Leichtenstern, einem der Beamten. Wir stellten ihm harte Fragen, und er gab leidlich offene Antworten. ... Er rechtfertigte das Vorgehen gegen die Juden mit historischen Argumenten, genau wie Raith, und sagte – auch dies kannten wir von Raith –, die Juden würden in Ruhe gelassen, wenn sie keinen Ärger machten, was natürlich blanker Unsinn ist.

Das Propagandaministerium kontrolliert offensichtlich jedes geschriebene Wort und auch solche Kommunikationsmittel wie die Presse, das Theater und den Rundfunk. Kein Stück kann ohne seine Genehmigung aufgeführt werden. Was Stücke von ausländischen, gegen den Nationalsozialismus eingestellten Autoren betrifft – sie werden nicht aufgeführt. Herr Leichtenstern sagte freundlich: «Es hat keinen Sinn, die Leute aufzuwiegeln.» ... [Auf die Reaktion der Arbeiter auf das Programm der NSDAP eingehend,] meinte Leichtenstern in naiver Offenheit, er sei erstaunt über die Folgsamkeit der Arbeiter. Ich kann mir vorstellen, daß die Leute einem Mann von seiner Stellung nur Gutes über die Regierung erzählen, wenn er sie ausfragt. Ich kann mir diesen wohlbeleibten Herrn nicht als einen Harun-al-Raschid vorstellen, der nachts durch die Straßen streift, um etwas über die wahren Ansichten der Leute zu erfahren.

Mittwoch, 21. August. Habe gestern abend den ‹Lohengrin› gehört und bin mit mir übereingekommen, daß es in jeder Beziehung die beste Aufführung war, die ich diesen Sommer gesehen habe. ... Weber sang den Part des Königs, die Reining den der Elsa; Rode war Telramund, Laholm Lohengrin; und die Olscewska

sang die Ortrud. ... Rode und Weber boten die gewohnt exzellente Leistung, letzterer besonders in seiner Gebetsszene im ersten Akt und bei seinem Lied an die Soldaten im dritten:

> Für deutsches Land das deutsche Schwert!
> So sei des Reiches Kraft bewährt! ...

Die Oper hier ist ein großartiges Erlebnis gewesen, ... ein so viel besserer Musikgenuß als in der Metropolitan. Im Foyer trifft man alle möglichen Leute, und zwischen den Akten kann man im Garten flanieren. Und dann der Weg nach Hause – über die Isarbrücke – oder die kurze Fahrt mit der Straßenbahn durch die Innenstadt, wo Bier und Würstl warten. Nach der gestrigen Vorstellung besuchten Dr. Priest, Shad Roe, Wasso und ich die Augustiner-Bierhallen, tranken kühles dunkles Bier und redeten, redeten, redeten. ... Dr. Priest reist morgen nach Stuttgart ab ...

[Und auch Watson und ich reisten ab, nach Salzburg, um uns Reinhardts Inszenierung des ‹Faust: Erster Teil› anzusehen; von da weiter nach Wien und später über Jena und Weimar nach Berlin.]

PETER GAY

Amerika: Eine Liebesaffäre

Fünf notwendige Angaben zur Orientierung:

1. Peter Gay hieß einmal Peter Fröhlich. Der Name wurde vor Gericht in Denver, Colorado, im Jahre 1943 offiziell geändert – eine sehr amerikanische (und intensiv anti-deutsche) Geste.
2. Geboren, Berlin, Juni 1923.
3. Ausgewandert, nach Kuba, April 1939.
4. Eingewandert, in die Vereinigten Staaten, Januar 1941.
5. Amerikanischer Bürger, Mai 1946.

I

Meine Liebesaffäre mit Amerika begann, mehrere Jahre bevor ich dieses Land sah – Jahre bevor ich glaubte, daß ich dieses Land je sehen würde. Es war eine Liebe, die, aus Haß geboren, diesen Haß überlebt hat. Ich war nicht sehr jüdisch. Tatsächlich war ich, was

das Gesetz der Weimarer Republik und die Gefühle meiner Eltern – und meine eigenen Gefühle – anbetraf, überhaupt nicht jüdisch, da meine Eltern aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten waren. Sie waren und blieben, genau wie ich später, Atheisten mit nicht der geringsten Verbindung zur jüdischen Gemeinde oder, wie es später hieß, der jüdischen Volksgemeinschaft. Wenn ich sage, daß Hitler einen Juden aus mir gemacht hat, dann bedeutet das nur, daß ich von 1933 an so bezeichnet wurde, und daß ich mir meine Zukunft nicht als eine deutsche Zukunft ausmalen konnte. Nun, ich entdeckte in mir – als Jude und Untermensch von Amts wegen – eine große Liebe für die Vereinigten Staaten. Nur durch Kontrast zu Nazideutschland wurde Amerika ganz einfach mein Ideal. Franklin Roosevelt war der größte aller Staatsmänner. Chicagos Kardinal George William Mundelein und New Yorks Bürgermeister Fiorello LaGuardia, von denen ich nur wußte, daß sie die Nazis kritisiert hatten und von den Nazis in der gleichgeschalteten deutschen Presse bös angepöbelt wurden, waren meine unbekannten Freunde. Eine meiner lebhaftesten Erinnerungen aus den dreißiger Jahren ist die an eine Zusammenstellung von zwei Photographien auf der ersten Seite einer Berliner Zeitung, die eine zeigte einen Schimpansen, die andere LaGuardia, die sich überraschend ähnlich sahen. Solche Karikaturen konnten meine Liebe für Amerika nur nähren.

Zugegeben, Amerika hatte einen Nachteil: Es gab dort keinen Fußball. Für einen Schüler in einem Berliner Realgymnasium – ich absolvierte fünf Jahre im Goethe-Realgymnasium bis 1938, bis ich hinausgeworfen wurde – war der Fußball eine hochwichtige Angelegenheit. Er ermöglichte es mir, an etwas anderes als an die Naziherrschaft zu denken und tat sein Bestes (ich übertreibe kaum), mich vorm geistigen Zusammenbruch zu bewahren. Jeden Sonntag, bei gutem und schlechtem Wetter, pilgerte ich zum Hertha-Platz, um meine geliebte Hertha BSC zu sehen, besonders den großen Hanne Sobek. Dieses Team, dem mein Vater als unermüdlicher Amateur verbunden war, hatte eine große Vergangenheit – seit 1926 sechsmal hintereinander im Endspiel um die Deutsche Meisterschaft und zweimal Meister – und war in der Mitte der dreißiger Jahre noch eine ganz anständige Mannschaft. In Amerika, wie ich wußte, würde mir solch ein Vergnügen, eine unübertroffene Abwechslung fehlen. Aber vielleicht würde ich solch eine Abwechslung gar nicht mehr brauchen. Auf jeden Fall waren Roosevelt, Mundelein, LaGuardia meine Helden, vielleicht meine Ret-

ter. Mein amerikanischer Onkel, der jüngste Bruder meiner Mutter, ein grundanständiger und großzügiger Mann, der in den zwanziger Jahren nach den Vereinigten Staaten ausgewandert war und manchmal auf Besuch kam, gab meiner Idealisierung seines Landes einen realistischen Hauch.

Im Dritten Reich mußte man vorsichtig sein, und ich, klüger als mir in meinen jungen Jahren eigentlich zustand, fraß meinen Haß gegen alles, was ich hilflos mitansehen mußte, in mich hinein. Aber 1936 kam eine großartige, einmalige Gelegenheit, meiner Liebe und meinem Haß ungefährdet vollen Ausdruck zu geben: die Olympischen Spiele in Berlin. Mein Vater, ein erfahrener Sportliebhaber, hatte in Budapest Anfang 1932 zwei Karten – eine für ihn, eine für mich – für die Olympiade erworben. Er wußte, daß es nicht lange dauern würde, bis die 100000 Eintrittskarten weggeschnappt sein würden und daß es viel leichter war, im Ausland Karten zu bekommen als zuhause. Was er nicht wußte, und nicht wissen konnte, war, daß es für uns ein Privileg, ein Atemzug Freiheit sein würde, inmitten der ungarischen Gruppe zu sitzen. Sie war klein, aber laut und enthusiastisch. Für eine Woche Ungar zu sein bedeutete, daß wir nicht mitsingen mußten, wenn die Kapelle das Horst-Wessel-Lied und ‹Deutschland, Deutschland, über alles› spielte. Im Gegenteil, es bedeutete, daß wir uns offen freuen durften, wenn die Deutschen verloren oder die Amerikaner gewannen und wenn die Kapelle ‹Oh say, can you see›, anschlug. Es war eine Hymne, die ich liebte, obwohl ich kein Wort von ihr verstand.

Für mich, den nur Dreizehnjährigen, war dieser Sport ein Politikum. Die schwarzen amerikanischen Athleten, die vor Hitlers Augen eine Goldmedaille nach der anderen erkämpften, gaben lebendiges Zeugnis dafür ab – wieder und wieder –, daß die Nazi-Rassentheorien vollkommener Unsinn waren. Mit größter Freude konnte ich den eleganten Jesse Owens, mit seinen sensationellen vier Goldmedaillen (100 Meter, 200 Meter, Weitsprung, 4 × 100-Meter-Staffel) der kurzen Liste meiner amerikanischen Helden hinzufügen. Nun, nicht alle amerikanischen Athleten waren Schwarze. Ich werde nie den Zehnkämpfer Glenn Morris vergessen, der den Amerikanern eine heißersehnte Goldmedaille einbrachte: Zwischen den Wettbewerben ruhte er sich ganz gelassen auf dem Rasen des Olympischen Stadions aus. Er legte sich einfach hin, legte ein kleines Handtuch über seinen Kopf, und schlief eine Weile – vor 100000 Zuschauern. Es war schön, irgendwie beruhi-

gend, so etwas zu sehen. Aber politisch waren mir die amerikanischen Schwarzen wichtiger.

Es war alles sehr aufregend: die Menschen, die das Stadion restlos füllten, mit ihrem Lärm, ihren Würstchen, ihren fachmännischen Urteilen; das angenehme Gefühl, bei den Spielen gewissermaßen anonym anwesend zu sein; die Stoppuhr meines Vaters, die er beinahe wie ein Profi handhabte. Die Nazis hatten ihr Bestes getan, um den Besuchern aus dem Ausland ihr neues Reich vorzustellen. Hitler saß in seiner Loge und grüßte leutselig. Daß er es unmöglich fand, wie weitgehend berichtet, Jesse Owens zu gratulieren und ihm die Hand zu schütteln, war nur eine Art Dividende für mich. Er war neidisch! Hermann Göring, der Mörder als Clown, zeigte sich oft, und das Stadion dröhnte von seinem Vornamen. Aber das nahm ich nicht zu ernst. Mein Hauptinteresse galt den Läufern und Werfern und Springern – besonders, wenn die Amerikaner sich wieder einmal auszeichneten.

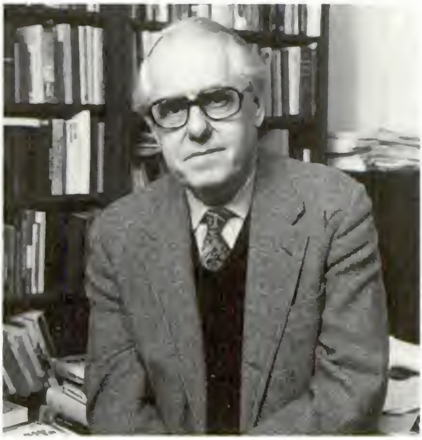
Zweifellos der Höhepunkt dieser aufregenden Woche aber war ein amerikanischer Sieg, den die Deutschen – selbstverständlich ganz unfreiwillig – den Amerikanern schenkten. Ich fand dies die bestmögliche Kombination: amerikanischer Triumph und deutsches Pech. In meiner Situation war Schadenfreude fraglos die süßeste aller Freuden. Die 100-Meter Frauenstaffel war der Stolz und die Hoffnung der deutschen Leichtathletik. Alle vier Athletinnen waren zuverlässig, gut trainiert, in tadelloser Form, die unbestrittenen Favoritinnen. Sie waren die neuen deutschen Frauen im Trikot, leichtfüßige Amazonen des Dritten Reiches. Und der Führer war da, um ihnen seinen Beifall zu spenden. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen. Die Amerikaner hatten gewiß auch anständige Sprinterinnen, und eine von ihnen, Helen Stevens, war zur Zeit die schnellste Frau der Welt. Man konnte also mit einem verhältnismäßig interessanten, aber nicht allzu spannungsreichen Rennen rechnen. Die einzige Frage war, ob die Deutschen einen Weltrekord aufstellen würden.

Das Rennen lief wie vorhergesehen ab: Die deutschen Sprinterinnen lagen von Anfang an in Führung, zweimal war ihr Stabwechsel vortrefflich, und ihr Vorsprung wuchs. Ein Sieg über die Amerikanerinnen, die wie vorausgesehen an zweiter Stelle lagen, war so gut wie gesichert und ein Weltrekord wahrscheinlich. Dann kam die Katastrophe, und mein Vater, mit seinen scharfen, geübten Augen war einer der ersten im Olympiastadion, der sie sah. Noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, sehe und höre

ich ihn, wie er aufsprang und rief: «Die Mädchen haben den Stab verloren!» Die Amazonen standen betroffen auf dem Feld, und als sie es in Tränen verließen, erliefen sich die Amerikanerinnen noch eine Goldmedaille. Reiches Material für meine Liebesaffäre.

II

Seitdem ist viel Zeit vergangen, Jahre der Auswanderung, des Wartens, des Krieges, des Sieges, des kalten, und seit Adenauer, des warmen Friedens mit einem neuen Deutschland. Als Doktorand und als Professor hatte ich in den fünfziger Jahren mehrfach Gelegenheit, das nicht mehr braune Deutschland zu besuchen und hatte es jedesmal abgelehnt. Als ich mit meiner Frau – einer Amerikanerin – 1960 zum ersten Mal deutschen Boden betrat, dauerte mein Besuch, hauptsächlich in Berlin, ganze vier Tage, und ich war froh, wieder französischen Boden zu betreten. Ich wanderte in Berlin herum und suchte meine Vergangenheit, aber die drei Häuser, in denen meine Eltern und ich gewohnt hatten, alle in Wilmersdorf, standen nicht mehr. Mein Vergangenheit war nicht tot; im Gegenteil, sie war allzu lebendig: Meine Liebe zu Amerika, obwohl jetzt besser informiert und weniger utopisch, hatte zwei Jahrzehnte gut überlebt, aber das hatte auch mein Haß auf



Peter Gay

Deutschland. Aber dann, mit reichen anderen Erfahrungen und der heilenden Zeit, hat sich auch das geändert. Es ist eine lange Geschichte. Jeder wird mit seiner Vergangenheit auf seine eigene Art fertig. Für mich waren neue deutsche Freunde und andere, weniger phobische Besuche in den sechziger Jahren entscheidend. Jetzt habe ich deutsche Zuhörer wie gesagt und – weit wichtiger – gute deutsche Freunde, sogar angenehme deutsche Erinnerungen, um von deutschen Verlegern nicht zu sprechen.

Ich möchte aber doch kurz von einem deutschen Verlag sprechen, dem Verlag C. H. Beck. Obwohl ich ohne Zweifel meiner neuen – nicht mehr so neuen – Heimat mit offenen Augen, oft sehr kritisch, gegenüberstehe, hat mir ein kleines Ereignis auf der Buchmesse im Herbst 1986 wieder einmal klar gemacht, wie sehr ich immer noch an Amerika hänge. Mein Verleger hatte mich zur Messe eingeladen und mich gebeten, einen Vortrag zu halten über das Buch, das er im Begriff war zu veröffentlichen. Vorträge und Vorlesungen – selbst auf deutsch – bereiten mir im allgemeinen nicht die geringsten Schwierigkeiten. Wie die meisten Professoren bin ich irgendwie im geheimen ein Schauspieler. Aber meine Aufgabe war diesmal keineswegs eine leichte. Das Buch, um das es sich handelte, war der erste Band einer Reihe über die Kultur des Bürgertums im neunzehnten Jahrhundert, an der ich seit Jahren arbeite. Er trägt den provozierenden Titel ‹Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter›. Mein Thema war also: alle Formen der Sexualität, historisch gesehen. Ich war aber nicht bereit, in schlüpfrigen Anekdoten oder trockener Methodik steckenzubleiben oder stundenlang zu referieren. Ich versprach meinen Zuhörern also, daß ich in einer halben Stunde fertig sein würde und daß ich, obwohl ich selbstverständlich als Berufshistoriker anständig bleiben wollte, trotzdem den Versuch machen würde, sie nicht zu langweilen. Es ist natürlich nicht meine Sache, hier zu sagen, ob ich mein Programm erfolgreich ausgeführt habe oder nicht. Aber nach 29 Minuten war, wie versprochen, meine Rede vorüber. Nachher kamen zwei höfliche und – wie sie behaupteten, begeisterte – junge Damen auf mich zu und wollten wissen, warum meine Rede so unprofessoral, irgendwie so anders, mit anderen Worten: so undeutsch gewesen war. Ich weiß nicht, aus welchem tiefen Brunnen ich meine Antwort geschöpft habe, aber sie kam ohne das geringste Zögern. «Weil», sagte ich, «die deutschen Professoren weiße Hemden tragen». Sie schien meine beiden Fra-

gerinnen zu befriedigen, aber ich deute immer noch an dieser Antwort herum. Ich glaube, ich wollte sagen, daß meine Art zu reden nicht besser ist als die deutsche oder schlechter – sie ist einfach amerikanisch. Gewiß ist es nicht der Fall, daß man seine Identität so schnell und so leicht wie sein Hemd wechselt. Trotz allem war meine Antwort klar und bündig genug. Sie sagte aus, daß das berühmte französische Sprichwort «On revient toujours à ses premiers amours» im besten Fall teilweise wahr ist. Es hilft gewiß, daß es jetzt in Berlin, am Olympiastadion, eine Jesse-Owens-Straße gibt. Sie ist für mich wie eine Brücke zwischen den beiden Ländern, in denen ich gelebt habe, eine Brücke, auf der ich ohne Angst hin und her gehen kann. Aber es kann keinen Zweifel daran geben, daß es das Land Jesse Owens', nicht das Hanne Sobeks ist, in dem ich wirklich zuhause bin.

BETTY SCHOLEM

Brief an Gershom Scholem

Herausgegeben von Itta Shedletzky

Mit ihrer Beobachtungsgabe, Mitteilungsfreude und treffenden Feder war Gershom Scholems Mutter Betty, geb. Hirsch (1866–1946), auf Reisen und beim Briefeschreiben ganz in ihrem Element. Von Mitte Dezember 1923 bis Anfang März 1924 unternahm sie mit ihrem Mann eine von vielen Urlaubsreisen in die Schweiz und nach Italien. In Lugano und an der italienischen Riviera sollte Arthur Scholem sich von einem Herzinfarkt erholen, den er Ende Oktober 1923 erlitten hatte.

Ihr Sohn, Gershom Scholem, an den der Brief gerichtet ist, lebte seit Ende September 1923 in Jerusalem, wo er sich an seinem 26. Geburtstag, am 5. Dezember 1923, mit Escha (Elsa) Burchhardt vermählt hatte. Die von Scholems Vater für den Winter 1924/25 ins Auge gefaßte Palästinareise fand nicht statt. Arthur Scholem starb am 6. Februar 1925 an einem Infarkt.

Im Frühjahr 1926 reiste Betty Scholem dann alleine über «das Mittelmeer» nach «Jaffa nebst dahinter liegender Landschaft», zu Besuch bei ihrem Sohn in Jerusalem.

Santa Margherita Ligure 22. 1. [19]24

Mein liebes Kind!

Soeben erhielten wir Euren Brief mit der Bestätigung des Pfündchens aus Lugano, na allmälig wird ja alles angekletert kommen, immer mit die Ruhe! Obwohl wir Deine Briefe sicher durch den großen Bogen über Berlin 8 Tage später bekommen, als wenn sie von Brindisi direkt liefen, so finden wir es doch besser u. zuverlässiger, Du schreibst immer nach Hause. Bei unserer köstlichen Freizügigkeit, die auch nicht mit zu viel Gepäck belastet ist, könnten wir Dir ja niemals eine zuverlässige Adresse angeben u. da könnte ein Brief verkrümeln!

O, wahrlich ist kein Confekt in der Tischschublade, das haben ja diese Bergers geschleckt, diese Gauner! Und der Tisch[1] stand wochenlang zugenagelt in der Buchbinderei. Als Sagawe etwas Gelumpe zum Schutz des Ledersitzes vom Schreibstuhl verlangte, fiel mir eine reichlich gelöcherte Lüsterjacke in die Hand. Hätte ich noch Zeit gehabt, so würde ich sie gern ausgeflickt haben, aber diese Frau Berger, siehe umstehend, machte es ja so eilig mit ihrem Liftvent[2]!! Liebe Escha, vielleicht kriegst Du sie noch zusammen!

Die Briefmarken, über deren Gesammel sich Vater sehr freut, mögest Du pökeln, bis wir wieder zu Hause sind, denn ansonsten finden sich Liebhaber u. Vater kriegt nur den Bodensatz zu sehen!

Es freut mich, daß Du Arthur H[irsch][3] eine Dissertation[4] geschickt, hoffentlich [hast] Du eine schöne geringelte Inschrift verfaßt?

Loni[5] scheint sich sehr wohl u. behaglich zu fühlen. Sie ist Privatsekretärin u. Bibliothekarin des Herrn Sander mit unregelmäßiger, meist kurzer Arbeitszeit. Sie hat seine Correspondenz zu erledigen u. sich dann seiner Bibliothek zu widmen, die er sehr ausgebaut hat, denn er ist lächerlich reich. Loni sagt, sie habe schon viel gelernt u. sich im Bibliothekswesen sehr vervollkommnet u. diese ganze Beschäftigung macht ihr große Freude. Daneben treibt sie Graphik, schreibt mittelalterliche Gotik, mit goldgründigen gemalten Miniaturen, wahre Klosterarbeit, zu Weihnachten hat sie für ihren Chef das Tanzlegendchen von Keller abgeschrieben, ein kleines Meisterwerk. Dann komponirt sie ihre Cluften[6] selbst, und – da wir grade beim Componiren sind – hat sie die Freundschaft mit dem Capellmeister Nef die ihr Leben sehr bereichert. Er ist ein ungemein angenehmer Mann, hat wenig Schweizerisches, sagt auch nicht: Ssö! Ssö!

Habe ich etwa Zeit, Memoiren zu schreiben? Abgesehen davon, daß einige Zeit- u. Vorzeitgenossen schlecht wegkämen, gebricht es mir mehr denn je an Zeit. Je zur Ruhe gesetzter ich bin, desto geräuschvoller ist mein Tag. Je mehr Söhne mein Haus verlassen, desto mehr Um- und Nachwelt kehrt dahin zurück!

Hoffentlich spinnst Du Dein kabbalistisches Garn nicht umsonst u. blos ehrenhalber für den Steinbruch, he?

Was heißt blöde, wenn man nicht hebräisch kann? Hebräisch allein ist doch kein Beweis für geistigen Besitz u. Hochkultur! Ich finde, *Du* bist blöd! Lern' man englisch!

Nun habe ich Deinen Brief ausführlich beantwortet u. komme zu uns!



Gershom Scholem, Betty Scholem

Unserm Vater geht es im Allgemeinen gut, doch morgens hat er häufig Elendsgefühle, die aber in den letzten Tagen immer schnell vorübergingen. Also sind wir ganz zufrieden. Es ist sehr schön an dieser blauen Küste u. sie hat einen bemerkenswerten Reichtum an Kaffeezielen! Du weißt, daß dieses Moment bei mir eine große

Bedeutung hat, ich brauche beim Spaziergang ein Ziel, ein Niedersitzplätzchen u. ein Täßchen!

Neulich kam uns auf dem besonnten Quai Gerhart Hauptmann mit seinem schön frisirten Goethekopf entgegen, danebst Sohn Benvenuto mit braunen Christuslocken u. einer schönen jungen Frau. Außer der lebendigen Größe befinden sich auf der herrlichen Uferstraße noch einige marmorne auf ihren Steinsockeln. Immer abwechselnd strecken Garibaldi, Columbus, Cavour u. Victor Emanuele pathetisch die Rechte über das Meer u. wenn wieder Garibaldi anfängt, so weiß man, daß eine neue Ortschaft beginnt. –

Heute erhielten wir aus Florenz die Trauernachricht, daß meine liebe Bekannte Frau Feistmann gestorben ist. Du wirst Dich ihrer wohl von Montreux entsinnen? Es tut mir sehr leid.

Von Hause haben wir gute Nachrichten u. augenblicklich soll es der armen Frau Katz[7] besser gehen. Mutt

Liebe Kinder!

Was soll ich dem schönen Feuilleton Eurer Mutter hinzufügen? Die Nachricht höchstens, daß der Ausguck auf das Mittelmeer den Appetit auf Jaffa nebst dahinter liegender Landschaft regt. Diese Reise wollen wir uns aber für den nächsten Winter aufheben. Gibt es denn überhaupt in Jerusalem und Judäa Hotels? Ich entsinne mich gehört zu haben, daß Cook[8] immer mit seinen eigenen Zelten, W. C. s und sonstigen Notwendigkeiten reist.

Adieu, ich gehe essen! Gruß Vater

Anmerkungen

1. Den Betty Scholem ihrem Sohn mit der Schiffsfracht der befreundeten Familie Berger nach Palästina schickte.
2. Schiffsfracht.
3. Betty Scholems Vetter, der als Mathematiker in Zürich lebte.
4. Das Buch Bahir. Ein Schriftdenkmal aus der Frühzeit der Kabbala, auf Grund der kritischen Neuausgabe von Gerhard Scholem, Leipzig 1923.
5. Leonie Ortenstein, eine Nichte von Betty Scholem, die mit Gershom Scholem befreundet war.
6. Kleider.
7. Schwiegermutter von Betty Scholems Sohn Erich.
8. Reiseunternehmen.

INGEBORG WEBER-KELLERMANN

Ich denke gern an meinen Vater

Er wuchs in einem kleinen Städtchen in Masuren auf, Nikolaiken am Spirdingsee. Als ich vor ein paar Jahren Gelegenheit hatte, dorthin zu fahren, entdeckte ich – es war Herbst – eine wundervolle Landschaft mit bunten Wäldern und einem weiten See. Ich fand auch das drollige Denkmal vom Stinthengst, dem sagenhaften Riesenfisch, von dem mein Vater uns Kindern erzählte, er sei mit einer Kette an der Brücke von Nikolaiken festgebunden. Was wußte ich sonst Persönliches von dieser Vater-Heimat? Eigentlich nur, daß der 12- oder 14jährige Junge stundenlang über den vereisten Wintersee Schlittschuh gelaufen sei, zurück mit weit aufgeknöpfter und ausgebreiteter Jacke, damit der Wind ihn treibe. Das imponierte der kleinen Tochter, die begeistert im damals modischen hellblauen Trainingsanzug zu den Radioklängen der 20er Jahre auf den Berliner Eisbahnen ihre Achten drehte. Aber von der Einsamkeit eines heranwachsenden Knaben, die doch auch aus solchen seltenen Jugenderzählungen meines Vaters sprach, verstand ich nichts.

Er hat Nikolaiken mit 19 Jahren verlassen, ging erst nach Posen, dann nach Berlin, um nie wieder nach Ostpreußen zurückzukehren. Seinen mundartlichen Tonfall legte er völlig ab und sprach ein reines Hochdeutsch. Nur wenn er spaßige Geschichten vom Pfarrer Pogorzelski aus Ortelsburg erzählte, ließ er sich los und verfiel in ein breites Ostpreußisch. Aber das wirkte dann wie eine Bühnensprache und war zum Lachen. Erst in der Agonie auf seinem Sterbebett kehrte er unwillkürlich in den gemütvollen Tonfall seiner Kinderjahre zurück.

Wir sind mit unseren Eltern fast jedes Jahr verreist – das gehörte für meinen Vater zum Familienleben –, aber nie nach Ostpreußen, obgleich dort auf den Dörfern Masurens manche Kellermanns lebten, mit denen wir auch in Verbindung standen. Was hat ihm dieses Land so verleidet, daß er nur mit einer totalen Ablösung zu reagieren vermochte? Darüber kam kein richtiges Gespräch zwischen uns zustande. Bei meinem kürzlichen Besuch in Nikolaiken bin ich im Gedenken an meinen Vater allein durch den Ort gegangen bis zur evangelischen Kirche und wieder zurück, vorbei an der alten Posthalterei, wo mein Großvater Postmeister gewesen ist und mit seiner Familie lebte. Ich durchstreifte die immer noch

einzige lange Straße mit ihren Nebengassen, betrachtete die schmalen Häuser, aus deren Fenstern man alles Außenleben beobachten konnte, und blieb bei den paar reizlosen Gastwirtschaften stehen. Und wenn sich auch in den seither vergangenen mehr als hundert Jahren vieles verändert haben mag, so war trotz herrlicher Seeluft doch der Muff eines verschlafenen Provinznestes noch zu spüren. Ich konnte verstehen, daß ein junger Mensch, der sich die Türen zu Literatur und Kunst zu öffnen versuchte, hier ausbrechen wollte auf Nimmerwiedersehen. Mit der Selbstironie, die zu meinem Vater gehörte, erzählte er gern, wie er sich bereits als Zwölfjähriger von seinem Taschengeld die klassischen Dichter in den 20-Pfennig-Heftchen von Meyers Volksbüchern aus dem Leipziger Verlag und Reclam bestellte, sie selbst in feuerrotes Leinen zusammenband und schwungvoll in schönsten Druckbuchstaben beschriftete. Einmal hätte er nachträglich lieber Freiligrath gegen Geibel (oder so ähnlich) eintauschen wollen und das bereits gebundene Bändchen dem Verlag mit dem Bemerken zurückgeschickt, daß leider schon ein Buchbinder mit dem Einbinden beauftragt gewesen sei. Doch aus dem Rücktausch wurde nichts, und Meyers Volksbücher konnten sich bei ihrer Antwort die Bemerkung nicht verkneifen: ‹Der Buchbinder ist zu bedauern.› Wie herzlich hat mein Vater bei der Erzählung dieser Geschichte über sich selbst gelacht. Als ich Jahre nach seinem Tod den Haushalt seiner Schwester auflöste, fand ich einige der roten Bändchen und nahm sie gerührt zur Hand; nun muteten sie mit ihren altmodisch beschrifteten Deckeln ganz bibliophil an, vergessen im Bücherschränkchen der alten Tante. Und vor meinen Augen stand die (1945 verbrannte) große Bibliothek meines Vaters, mit der sich der Autodidakt die bekanntere Weltliteratur in guten Ausgaben zusammengekauft hatte: von Walther von der Vogelweide bis Thomas Mann. Für mich als Schülerin war dieser wunderbare geistige Hintergrund ganz selbstverständlich. Was auch immer in der Schule durchgenommen worden war und beim Mittagessen zur Sprache kam, – mein Vater ging an seinen Bücherschrank und reichte dem Kinde den betreffenden Band.

Aber auch die schöne Druckschrift auf den kleinen roten Buchdeckeln weckte Erinnerungen. Wenn in den Osterferien die neuen Schulbücher in der Schulbuchhandlung mit dem Geruch nach neuem Papier und Leim angeschafft waren, traten am Nachmittag meine Eltern in Aktion. Meine Mutter schlug die Bücher am Eßtisch in das dafür übliche blaue Papier ein, und dann ging man ins

Nebenzimmer, wo der Papa an seinem Schreibtisch saß. Er klebte zuerst ein weißes Etikett auf den blauen Deckel, und dann durfte man sich die Druckschrift aussuchen: Fraktur oder Antiqua, schräg oder gerade, für jedes Buch ein anderer Stil. Das mußte gut trocknen, und dann vereinnahmte man stolz sein eigenes Buch!

Darauf kam es meinem Vater wohl besonders an, denn er selbst hatte in dieser Hinsicht so gut wie garnichts von zu Hause mitbekommen. Beide Eltern waren ostpreußische Bauernkinder, und ihre Vorfahren sind wohl – wie der im Salzburgischen häufig wiederkehrende Name vermuten läßt – Salzburger Glaubensemigranten gewesen, die Friedrich Wilhelm I. um 1731 in Ostpreußen ansiedelte. Meine Großeltern stammten aus den masurischen Dörfern Maleyken/Kr. Goldap, aus Beynunen und Grabowen. Für meinen Großvater bedeutete es einen hart erkämpften sozialen Aufstieg, Postmeister in Nikolaiken zu werden und damit preußischer Beamter. Als er 1891, gerade 50jährig, an Zucker starb, war mein Vater eben 16 Jahre alt geworden. Die Mutter steckte ihn sogleich in den Postdienst, damit auch ihr Sohn das Glück des preußischen Beamtenstandes erreichen sollte. Mein Vater schrieb damals in sein Tagebuch: «Wenn ich meine schmucke Uniform mit den goldenen Knöpfen anziehe, dann lacht sie und freut sich, und ich bin dann auf Augenblicke glücklich.» Doch an anderer Stelle beklagt er sich über die Stumpfheit seiner jungen Amtskollegen: «Aber ach, wer begeistert sich heute für ideale Ideen! Leider muß ich sagen, sind alle Menschen meiner Umgebung nur vertieft und durchdrungen in sinnlichen Genuß jeder Art. [Womit er wohl auf die sehr verbreitete Schnapstrinkerei anspielte, von der er mir später erzählt hat.] Doch ich will nicht zürnen dem Geschick. Vielleicht ist die eigene Selbstbetrachtung das Fundament meiner künftigen Weltanschauung! Nun bin ich hier in einem stillen Dörflein, abgeschlossen fast von jedem Verkehr, – nun kannst du erwachen, süße Schaffenslust. O wie schön träumt mein Herz!» Cruttinnen, April 1893, also siebzehnjährig.

Dieses jugendliche Tagebuch im Gartenlaubenstil, in dem er übrigens von der deutschen Schulhandschrift in eine sehr ausgeschriebene schöne Lateinschrift überwechselte, lag auch vergraben bei der alten Tante. Mein Vater hat es in reiferen Jahren nie wieder zur Hand genommen. Aber zwischen den Zeilen des Jugendlichen ist doch zu lesen, wie sehr ihn der ihm aufgezwungene Lebensweg belastete. Er wollte so gern ein Schriftsteller werden, und es finden sich bereits aus diesen frühen Jahren mehrere Theaterstücke, dar-

unter ein Fünfakter in Schillerschen Hexametern und dem aufregenden Titel. «Ich liebe!» (Ausrufezeichen!) – auch ein Roman. Mit solchen mühevollen Schriften und Abschriften füllte er seine Freizeit, bemühte sich aber gleichzeitig um dienstliches Fortkommen – in jedem Sinne –, so daß er Mitte der 90er Jahre zuerst nach Posen und bald darauf nach Berlin an das Hauptpostamt versetzt wurde.

Berlin. Das war das Ziel seiner Träume. Hier öffnete sich ihm die große Welt der Literatur und des Theaters. Er fand Anschluß an die ‹Freie Bühne›, lernte Max Halbe und Arno Holz, auch Wilhelm Bölsche persönlich kennen und erlebte – wie schon in Posen – die Stücke Gerhart Hauptmanns auf der Bühne. Das entsprach seiner künstlerischen und ideologischen Richtung und regte ihn an zu eigener Tätigkeit.



Ingeborg Weber-Kellermann

1897 war – noch in Posen geschrieben – in Piersons Leipziger Verlag ein Theaterstück des 22jährigen erschienen: ‹Die erwachte Seele›, in dem er auf 64 Seiten alle seine Ideale versammelt hatte: den Kampf gegen moralische Vorurteile, gegen kirchliche Enge und aristokratischen Dünkel, den Durchbruch der Frauenemanzi-

pation und schließlich und hauptsächlich den bedingungslosen Einsatz für soziale Gerechtigkeit. Und so schließt das überladene Schauspiel mit dem Anmarsch revoltierender Arbeiter unter dem Gesang der Marseillaise: Die erwachte Seele!

Diesem Themenbukett blieb mein Vater sein Leben lang treu. Er schrieb ein paar Theaterstücke und eine ganze Reihe von Romanen, die im Prometheus Verlag und im Dietz Verlag erschienen, auch in der Berliner Allgemeinen Zeitung und der Berliner Illustrierten. Im Winter hieß es immer: «Seid stille, Kinder, geht in Euer Zimmer. Papa schreibt seinen Roman.» – Um Ostern herum war das Werk meist fertig, und nun wartete die ganze Familie voll Spannung auf die positive Antwort eines Verlegers, denn davon hing die Sommerreise ab, die vom Gehalt eines mittleren Beamten für vier Personen nicht zu bezahlen war. Die schriftstellerische Tätigkeit meines Vaters war also für uns ein entscheidender Lebensfaktor. Wenn – wie es in den merkwürdigen 20er Jahren an unserem Lyzeum noch üblich war – am Schuljahranfang klassenöffentlich die Berufe der Väter abgefragt wurden, so sagte ich: Postinspektor und Schriftsteller. Unbewußt erfaßte ich damit die Zwiespältigkeit seines Lebens zwischen dem sicheren Beamtenstatus, dessen Inhalt ihn nicht befriedigte, und dem künstlerischen Schaffenstrieb, der ihm zu keinem wirklichen Durchbruch verhalf. Dieses Gespaltensein machte ihn immer einsamer, – aber das habe ich damals nicht verstanden.

Stolz war ich auf die schöne, charaktervolle Handschrift meines Vaters auf meinen Entschuldigungszetteln, seinen wohlformulierten Briefen und im Poesiealbum der Neunjährigen. Während sich andere Väter – wenn überhaupt – mit «Schiffe ruhig weiter ...» begnügten, hatte mir der meine ein eigenes Gedicht eingetragen:

«Liebe kleine Inge,
Sei froh und guter Dinge –
Tanze und springe,
Lache und singe –
Und dieses Büchlein bringe
Aus deiner Freundin' Ringe
Dir manchen Vers und Spruch.
Und bist du groß und klug,
Ergötzen dich die Dinge. –
Nun klinge, Glöcklein, klinge!
Zur Erinnerung Dein Vater»

Sonst wußte ich nicht viel von meines Vaters Schriftstellerei. In der Zeit seiner Produktivität war ich noch zu jung und dumm, und später in der Nazizeit verbarg er seine älteren Romane, spielte doch in einem z. B. ein Gewerkschaftler und sozialistischer Reichstagsabgeordneter die Hauptrolle. Seine Schreibwelt teilte er nur mit meiner Mutter, die als eine der ersten Frauen an der Berliner Universität Deutsch und Mathematik studiert hatte. So wurde die emanzipierte Frau, die Lieblingsheldin seiner Romane, auch die Frau in seinem Leben.

War er das, was man einen ‹guten Vater› nennt? Ganz sicher in seiner liebevollen Fürsorge für meinen Bruder und mich, seinem Bestreben um unsere Ausbildung. Wir wurden kaum je geschlagen. Aber ich kann mich auch nur an seltene Spiele erinnern wie das sonntägliche Frühstückstheater, wenn wir ihm heimlich unsere leergegessenen, umgedrehten Eier im Eierbecher hinschoben und er sie nach dramatischem Vorspiel als ‹Windeier› entlarvte. Ich erinnere mich an endlose, herrliche Mausepetergeschichten, an freundliche Nikolausbesuche, an eindrucksvolle Vorlesungen von Gockel, Hinkel und Gackeleia in der vorweihnachtlichen Dämmerung, an großzügig entlohnte Suchaktionen nach seiner kleinen schwarzen verlegten Dienstmappe: «Du wirst sie schon finden mit Deinen blanken Äugelchen.» Das Schulkind erhielt 5 Pfennig für Zweien und 10 Pfennig für Einsen, aber bei der einzigen 4, die die ehrgeizige Tochter in all den Schuljahren schluchzend nach Hause brachte, wurden ihr vom Vater 50 Pfennig zugesteckt, was ein großer Trost und ein kleines Vermögen war. Als weniger angenehm empfand ich es, wenn er der Fünfjährigen mit gerunzelter Stirn aus der Zeitung vorlas, daß «die kleine Inge Kellermann, Rudolstädter Straße 70, gestern wieder ihren Spinat nicht aufgegessen hat». – Mit der Zeitungsvorleserei aus seiner ‹Tante Voß› hatte ich überhaupt nicht viel im Sinn, denn für die Glossen von Kurt Tucholski, Theobald Tiger, Peter Panter, über die mein Vater so herzlich lachen konnte, fehlte mir doch noch das Verständnis.

Für Kartenspiele hatte er garnichts übrig und verachtete uns gründlich, wenn wir sonntagnachmittags mit Mutti und Tante Ziska beim Rommé und Bridge saßen. Dann blieb er allein in seinem Zimmer, seine Pfeife rauchend und las, wie es mir heute scheinen will, meist Thomas Mann. Damals reichte meine Sensibilität nicht dafür aus zu begreifen, daß er uns Kindern mit seiner Absonderung vielleicht ein Zeichen geben wollte, den Wunsch nach einem Gespräch.

Meines Vaters Zimmer. Hier hatte sich der masurische Postmeisterssohn die erträumte kulturelle Umwelt selbst geformt; ein hochlehniger Ledersessel, eine dezente Sofagruppe mit rundem Tisch, eine holländische Rauchecke, ein als ‹Gelegenheit› erworbener Perserteppich, der Bücherschrank und der vom ‹Erbonkel› meiner Mutter übernommene polierte Nußbaumschreibtisch, auf dem eine lila-weiße Tiffany-Lampe ein großes Ölgemälde geheimnisvoll beleuchtete: kein Bismarck und kein Alter Fritz, ja – nicht einmal der Ritter mit dem Goldhelm, sondern ein Ausschnitt aus Corregio's ‹Zeus und Io›, das die Schwester meiner Mutter, Adele Polte, eine gute Kopistin, wohl anläßlich einer Wiener Leihgabe an das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum gemalt hatte. Alle Wände unserer Wohnung waren bedeckt mit den Kopien dieser früh verstorbenen Maler-Tante. Da hingen ein Rembrandt-Selbstbildnis, Tizians Lavinia, die holländische Stube des Van der Burch, von Francabigio das Bildnis eines jungen Mannes, in den ich lange sehr verliebt war, Rubens' Kind mit Vogel, der junge Mann von Maratta, eine Mühlenlandschaft von Ruisdael, Ambergers Sebastian Münster. Ich mochte alle diese Bilder und habe sie als heranwachsende Schülerin oft im Museum besucht. Aber der sanfte bräunliche Rücken der schönen Io im leicht dekadenten Licht der violetten Lampe über dem Schreibtisch meines Vaters bleibt mir ganz unvergeßlich.

Ist daraus zu schließen, daß mein Vater ein geheimer Genießer war? Wohl kaum im bürgerlich oberflächlichen Sinne, denn wenn mein flotter Onkel Julius zur Grünen Woche nach Berlin kam, so gab es mit meinem Vater keine ‹Männergespräche› und Großstadttouren. Wir Kinder, besonders ich, schwärmten für diesen Onkel, der so ganz anders war als unser biederer Vater und am Ersten Weltkrieg als berittener Leutnant teilgenommen hatte, wovon es eindrucksvolle Fotos gab; mein Vater aber war wegen seiner Verpflichtungen bei der Feldpost nicht eingezogen worden. Der Onkel, jüngster Bruder meiner Mutter, konnte die komischsten Geschichten aus seinen Kriegsjahren erzählen, als wäre das alles ein einziges Abenteuer gewesen; mein Vater schwieg dazu. Er las Remarque, und es muß zuweilen schwer für ihn gewesen sein zu sehen, wie seine Kinder an den Lippen des eleganten Onkels hingen und verständnislos die Kühle zwischen den beiden Männern bedauerten.

Anders war es, wenn die ‹Franzosen› kamen, denn die älteste Schwester meiner Mutter war in Paris verheiratet, und alle zwei

Jahre, zuletzt 1936, reisten Tante Ella, Onkel Elie und die beiden älteren Cousinen Odile und Annemarie nach Berlin. Das war nett und interessant für uns Kinder, aber für meinen Vater müssen diese Begegnungen mit dem – wie es in der Familie hieß – ‹Edelkommunisten› Elie eine große Freude gewesen sein. Ich erinnere mich, daß die beiden Schwäger allein lange Spaziergänge in den Grunewald machten und freundschaftlich miteinander verbunden waren. Sonst hatte mein Vater kaum Freunde und nähere Bekannte. Sein Malerfreund Otto Speth, mit dem er vor seiner Ehe Italien durchwanderte, fiel im Ersten Weltkrieg, und die Verbindung mit meiner Mutter zeigte sich nicht als kommunikationsförderlich. Mit seinen Kollegen von der Post pflegte er keinen Umgang. Er besuchte auch nur selten mit uns ein Theater; das Kino lehnte er als ‹Bazillenschuppen› ab; das fanden wir natürlich altmodisch und spießig. Manchmal nahm er mich mit in die Philharmonie, denn er war sehr musikalisch und pfiff alle Beethovensonaten perfekt und in schönster Tonfärbung, was mir wie Zauberei erschien und sehr gefiel. Ein Instrument hatte er nie zu spielen gelernt, hielt aber uns Kinder zum Klavierspielen an. Mein Bruder mußte allösterlich mit zum Parsifal, und an die vielbändige lila Wagnerausgabe in meines Vaters Bücherschrank kann ich mich gut erinnern.

Die wachsende Introvertiertheit unseres Vaters war jedoch für meinen Bruder und mich nicht leicht zu verstehen; sie steigerte sich in der Nazizeit. Meine beiden Eltern waren ‹dagegen›, meine Mutter ganz emotional und spontan, mein Vater aus allertiefster politisch-gesellschaftlicher Überzeugung. Aber er hat uns diese Gegnerschaft nicht erklärt und inhaltlich vermittelt; jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern. Wohl warnte er 1933 meinen Bruder, der damals sein Studium begann, erfolgreich vor jeder Anhängerschaft an dieses System. Zu mir hat er kaum je in solchem Sinne gesprochen. Wir blieben stets auch bei Meinungsverschiedenheiten gute Freunde, und ich konnte immer seiner herzlichen Liebe versichert sein; es gab keinen ‹Generationenkrach›. Doch wenn ich jetzt mit dem Wissen um Zweifel und Trauer meines Vaters an diese Jahre meines Heranwachsens in der Nazizeit denke, so frage ich mich, wie taub und blind ich gewesen sein muß, daß ich so wenig davon spürte. Heut fühle ich darüber Bedauern und Scham.

Als ich vierzehn war, fragte er mich lächelnd, ob er nun bei mir für eine Aussteuer oder für das Studium sparen solle? Und er setzte ganz selbstverständlich das Studium als Antwort voraus. Auf seine

beiden studierten Kinder war er sehr stolz und hat auch meine Promotion noch glücklich miterlebt. Sicher ist es ihm nicht leicht gefallen, zwei Kinder studieren zu lassen. Denn Papa schrieb nicht mehr ‹seinen Roman›. Mit der Nazizeit versiegte sein Talent, und er lebte immer mehr in innerer Zurückgezogenheit. Er trat niemals in die Partei ein und verweigerte sich dem System total. Ich deutete das mehr oder weniger als Ablehnung aller Vereinstümelei und verstand ihn von daher. Sein politisches ‹Nein› habe ich nicht genügend bemerkt, und ich frage mich oft, warum er, ein so überzeugter Demokrat, nicht mit seiner Tochter über Führerprinzip und Demokratie gesprochen hat? Aber vielleicht war ich nicht aufgeschlossen für seine Welt; ich strebte als BDM-Mädchen in der Jugendgruppe und auf Fahrten nach der Ablösung von meinem Elternhaus, das ich oft als altmodisch empfand.

Meines Vaters große und ausdauernde Ablehnung gegenüber dem NS-Staat war nicht genug, um sein Leben zu erfüllen. Der von ihm so sehr verehrte – und damals verbotene Thomas Mann hat über diese Haltung in ‹Mario und der Zauberer›, einer Auseinandersetzung mit dem italienischen Faschismus, von einer Negativität der Kampfposition gesprochen. «Wahrscheinlich kann man vom Nichtwollen seelisch nicht leben; eine Sache nicht tun wollen, das ist auf die Dauer kein Lebensinhalt; etwas nicht wollen und überhaupt nicht mehr wollen, also das Geforderte dennoch tun, das liegt vielleicht zu benachbart, als daß nicht die Freiheitsidee dazwischen ins Gedränge geraten müßte.»

Dieses Zitat paßt wohl nicht gänzlich auf meinen Vater, aber es sagt doch etwas aus über die hilflose Gegnerschaft, in der so mancher damals lebte.

Erst nach seinem Tode und nach dem Krieg habe ich von meiner Mutter erfahren, wie weit seine Verweigerung gegangen ist. Immer wieder ist er vergeblich aufgefordert worden, in die Partei einzutreten. Zu Anfang des Krieges, meine ich, erhielt er dann wegen seiner schriftstellerischen Fähigkeiten das Angebot, an einer Chronik der Berliner Post zu schreiben, verbunden mit der Freistellung vom täglichen Dienst und einer schönen Beförderung. Nur in die NSDAP hätte er eintreten müssen. Er hat diese Bedingung nicht erfüllen wollen und die Chance nicht ergriffen, die ihm zum ersten Mal eine Verbindung zwischen Beruf und Neigung geboten hätte. Dieses Nein war auch mit dienstlichen Nachteilen verbunden. Ich ehre ihn für solche Haltung, die ich neben anderem auch als Fortsetzung jener negativen Konsequenz empfinde, die

seine Stärke war und ihn schon damals als Jüngling zum Heimatverzicht trieb wegen seiner intellektuellen Ziele. Aber von seiner großen charakterlichen Leistung erfuhr ich damals in den Kriegsjahren nichts. Wohl war nicht zu übersehen, wie sehr er sich selbst mehr und mehr zurücknahm, wenn er auch weiterhin unser Leben interessiert begleitete, lustig und witzig sein konnte wie früher.

1943 ist mein Vater an den kriegsbedingt unnötigen Folgen einer kleinen Operation gestorben. So hat er das Ende der Hitlerzeit nicht mehr erlebt – aber auch nicht den Brand unserer Wohnung noch im April 1945 und den Verlust seiner geliebten Bibliothek. Ich denke oft an meinen Vater.

THOMAS NIPPERDEY

*Eine bürgerliche Jugend (1927–1945)**

Jeder hat seine Biographie. Die ist, wie alles Menschliche, interessant, aber normalerweise bleibt das im Privaten und ohne Wert der Mitteilungswürdigkeit im größeren Kreis. Ein Poet, der das Subjektiv-Individuelle durch die Sprache zu etwas für andere Bewegendem machen kann und gerade darum das Gebot der Diskretion, andere nicht mit seinen Subjektivitäten zu behelligen, überschreiten darf, ein Poet also bin ich nicht, und auch nicht ein guter Schriftsteller wie Kempowski, der die ganze Sprachwelt meiner Generation so ingeniös wieder zu Gehör bringt. Weil ich Historiker bin, versuche ich, ein paar Stücke und Komplexe meiner Jugendgeschichte in das Licht einer allgemeinen Geschichte, einer Geschichte des deutschen Bürgertums und genauer: des Bildungsbürgertums, in finsteren Zeiten gewiß, zu setzen. Historiker unter ihnen wissen vielleicht, daß dieses Bildungsbürgertum inzwischen ein Hauptgegenstand sozialgeschichtlicher Forschung geworden ist, und seit Jahren beißen wir uns auf Tagungen in Bad Homburg die Zähne daran aus, es näher zu bestimmen. Ich werde Sie nicht mit unserem soziologisch-strukturanalytischen Jargon und seinen angeblich präziseren Begriffen eindecken, sondern bleibe in der Alltagssprache, aber 200 Jahre Geschichte dieser merkwürdigen Menschengruppe gehen in mein Nachdenken und Erinnern ein.

* Text einer Rede, die ich zu meinem 60. Geburtstag gehalten habe.

Bis ich Mitte 40 war, wurde ich bei fast jeder geselligen Gelegenheit mit der Frage konfrontiert: Sind Sie eigentlich ... Ich ließ die Frager nicht ausreden, sondern sagte: Nein, ich bin nicht mein Vater. Das hing natürlich vor allem mit der Unvermeidlichkeit von Juristen in unserer Welt zusammen und also damit, daß mein Vater Jurist, ein bekannter Professor und später auch Richter war. Ich habe darunter nicht gelitten und nicht nur deshalb, weil ich etwas ganz anderes machte; aber das trägt meine Herkunftswelt. Ich bin also ein Professorensohn und, so kann man beim Blick auf die kleine Zahl der Professoren damals noch sagen, ein Sproß des deutschen Bildungsbürgertums. Bildungsbürger, das sind Leute, die auf Grund eines universitären Bildungspatentes ihren Beruf ausüben und ihr Einkommen beziehen und, das ist das eigentümlich Deutsche, darauf gegründet eine spezifische Lebensform und einen spezifischen Stil des Dazugehörens gebildet haben. Das war eine nach unten offene Schicht – mehr als das Besitzbürgertum: 25 bis 30% der Studenten kamen von unten aus dem kleinen Bürgertum, von den Volksschullehrern, und unmittelbar vor 1914 schon mehr; aber dennoch: nicht Aufsteiger und Neukommer waren typisch, sondern die, die aus dem gleichen Milieu kamen. Insoweit war Herkunft eine wichtige Kategorie.

Die Familienerinnerung, soweit sie für einen Jungen präsent war, reichte eigentlich nicht weiter als normalerweise bis zu den Großeltern und in einem Fall bis zu den Urgroßeltern; aber nun war ja Nazizeit, und zu unseren Schulprojekten und neugierig und gern aufgegriffenen Aufgaben gehörte die Ahnenforschung: Stammbäume und Ahnenpaß. Ob das nun der Grund war oder nur der Anlaß, ich entwickelte jedenfalls in diesem Zusammenhang, ich glaube, seit ich 12 war, stärkere antibürgerliche Affekte. Denn bei dieser Ahnensuche ergaben sich lange Linien von akademischen Bürgern, Pfarrern, Juristen, Beamten und Gelehrten. Das hing mir, grob gesagt, zum Halse heraus, und auf die neugierigen Fragen von Friseuren und ähnlichen Leuten, was denn mein Vater sei, hatte ich mich schließlich auf ‹Beamter› eingelassen, was ja stimmte, wenn auch nicht eigentlich, manchmal wurde daraus dann sogar ein Eisenbahnbeamter. Ich suchte hingegen nach proletarischen Ahnen, Ahnen richtig ‹aus dem Volk›. Mein Stolz war ein Schäfer, dessen Nachkommen dann über drei Generationen Wagenbauer waren. Das was mich heute professionell daran interessiert, der Übergang vom unehrlichen zum ehrlichen Gewerbe, entzog sich damals natürlich meinem Wissen, und das Ende der



Thomas Nipperdey

Geschichte, für mich heute Beispiel sozialer Aufstiegsmobilität, war damals nur eine schöne Arabeske: wie der Sohn des Wagners General in Hessen-Kassel wurde, eine Hugenottin heiratete, für sieben Kinder sieben Pferde hatte und es genau eine Apfelsine für alle zu Weihnachten gab (und alle vier Wochen eine Kompanie für die große Wäsche kam), und wie er – späte Wissenszutat – 1850 als Verfechter des Verfassungseides zwangspensioniert wurde, wie sein Sohn Oberlehrer und 1872 dann Professor für Geographie in Straßburg wurde. Der heiratete dann in eine alte Gelehrtenfamilie ein, die vom kursächsischen Reformationskanzler Brück über den Hexenprofessor (Verfolger oder Schützer) Carpzow und aufgeklärte protestantische Äbte von Helmstedt bis zum Burschenschaftsphilosophen Fries reichte, einem Antisemiten und Ahnherren einer sozialdemokratischen Intellektuellenbewegung, in dessen Taufjäckchen wir alle noch getauft sind. Gelehrte Berufe also, und seit dem späten 18. Jahrhundert Bildungsbürger. Und nur einer, ein Großonkel von mir, heiratete in die große und reiche bürgerliche Unternehmerschaft ein, Schott, Jenaer Glas, also ins Besitzbürgertum, aber das war in der Familie exotisch. Auch die sichtbare Tatsache der unverheirateten Großtanten gehört dazu. Das war das Töchterproblem der armen akademischen Beamten im späten 19. Jahrhundert, aber das war mir damals natürlich verborgen. Aber dann gab es noch einen, den Namensvorfahren, aus Schwe-

rin, also aus der Provinz; er firmierte als Maler und galt mir als Malermeister, bis Tilman Buddensieg mir erzählt hat, daß er die Schloßkirche von Schwerin ausgemalt hat, immerhin der Thieme-Becker belehrte mich dann, daß sein Vater – nur – Unteroffizier war. Für den Jungen war das also ein richtiger Handwerker, und dann war es ganz in Ordnung, daß sein Sohn klassischer Philologe (Tacitus-Editor) und Professor in Jena wurde, mein Urgroßvater. Aber hier gab es eine Lücke: Über die Herkunft von dessen Frau ließ sich nichts ermitteln. Aus gutem Grund, den unsere Eltern uns bis zum Kriegsende verborgen hielten; denn Fanny Steinthal, jene Frau, war Jüdin, mit 18 getauft und enterbt; das wird im weiteren Verlauf meiner heutigen Geschichte noch eine Rolle spielen.

Ich lasse die Unendlichkeit solcher Herkunftsgeschichten liegen und versuche, die spezifisch bildungsbürgerlichen Momente meiner Jugend etwas genauer zu fassen. Meine Eltern, 1895 und 1903 geboren, sind noch im Kaiserreich aufgewachsen, aber stärker waren sie dann von den 20er Jahren geprägt, in Einstellungen, Denk- und Verhaltensweisen gerade von den besseren Jahren der Republik, den Aufstiegs- und Glanzjahren ihres eigenen Lebens. Wir wuchsen natürlich keineswegs liberal-permissiv auf, aber eben auch nicht mehr altmodisch autoritär; es war nicht ‹die Welt von gestern›, wie Stefan Zweig sie beschreibt. Insoweit war die bürgerliche Tradition schon gegenüber der Generation von vor 1900 (also den Großmüttern) modern aufgelockert und ein bißchen gebrochen. Das war bildungsbürgerlich, weil diese Schicht dem Norm- und Stilwandel gegenüber offener, den eigenen Verkrustungen gegenüber kritischer war.

Fundamental von den Realitäten her war zunächst unser Wohnort. Wir wohnten in Köln. Meine Eltern waren protestantische Zuwanderer aus Thüringen und dem Südwesten, meine Mutter war im Elsaß geboren und aufgewachsen und 1918 mit ihrer Familie von Reichsbeamten ausgewiesen worden. Nicht lange vor meiner Geburt waren sie erst gekommen, im damals noch etwa zu 85% katholischen und auch in seinem Charakter katholisch geprägten Köln regional und konfessionell Fremde, und natürlich auch sprachlich: Wir sprachen nicht rheinisch wie Adenauer und schon gar nicht ‹kölsch›. Das war also der Teil des beamteten Bildungsbürgertums, der versetzbar oder von sich aus mobil war, gerade außerhalb des deutschen Südens nicht ansässig, nicht verwurzelt, ‹allgemeiner Stand›, wie Hegel es gesagt hat, immer ein wenig fremd am Ort, insoweit in den sozialen Kontakten stark auf

seinesgleichen verwiesen. Innerhalb Kölns wohnten wir in dem vornehmen, relativ großbürgerlichen Villenvorort Marienburg, aber dort wiederum in einer von der 1919 gegründeten Universität errichteten Professorenkolonie in keineswegs üppigen Doppelhäusern. Die Scheidung von Besitz und Bildung war, obschon das reiche Marienburger Wirtschaftsbürgertum überproportional protestantisch war und ja auch einmal nach Köln zugezogen, noch sehr ausgeprägt. Nicht vielleicht in den professionellen Beziehungen meines Vaters, aber in den privaten Beziehungen gehörten wir nicht eigentlich dazu, schon die vornehmen und nicht billigen Vergnügen und Sportarten schlossen auch die Jungen und Mädchen eher voneinander ab, auch wenn man sich natürlich kannte und Schule und Hitlerjugend gemeinsam bestand. Das hat sich eigentlich erst nach 1945 in den großen Nöten und den Egalisierungsschüben insoweit geändert, wie man es in einer gegliederten, aber nicht kastenmäßig abgeschotteten Welt erwarten kann.

Mein sozialer Umgang war merkwürdig gemischt. Bis 1937 ging ich auf eine evangelische Volksschule, da waren die hochbürgerlichen Kinder aus Marienburg und die proletarischen und subproletarischen aus zwei anderen Stadtteilen vereint, denn Protestanten waren Ober- oder Unterschicht; die Mittelschicht, alt wie neu, war wesentlich katholisch. Im Jungvolk waren dann alle Schichten und Konfessionen zusammen; die Organisation war betont darauf aus, die gutbürgerlichen und die armen Viertel zusammenzufassen. Das war Erziehung zur «Volksgemeinschaft», aber ganz klappte das nicht, denn die Bürgerkinder hatten Uniformen, die anderen oft noch nicht, sie hatten Fahrräder und dann eine eigene Fahrradeinheit, sie wollten Morsen lernen und sie wurden Jungvolk-Führer; freilich, ich brachte es nur zum Oberhordenführer, einer Art Obergefreiten. Dem Übertritt in die wenig ‹feine› Hitlerjugend entkam ich dann, weil ich Cello spielte und die HJ natürlich für solche Menschen ein Orchester hatte. Aber Jungvolk und HJ waren nicht der Ort der Freundschaften. Anders mit dem sozialen Umfeld war es dann noch einmal in der höheren Schule; das war eine alte städtische und eher katholische Bürgerschule, hier fand man individuelle Freunde. Aber dann gab es auch die Clique der Benutzer derselben Straßenbahn, die Linie 2 war es damals wohl: Das waren in meinem Fall nicht vor allem die Marienburger, sondern die noch weiter draußen wohnenden Rodenkirchener, richtige Mittelschicht-Kinder, offener und zugänglicher für mich als die oberen und die unteren. Die Professorenkinder der

Straße waren alle viel älter – Juristen wurden jung Professoren. Insofern gab es keine ‹brauchbaren› Kinder in ‹a walking distance›; die Straßenbahn war doch immer außerhalb des Schulbesuchs ein Unternehmen. Aber das war nicht weiter schlimm, denn wir waren fünf, insofern auch autark und uns selbst genug, wie alle Tage Kindergesellschaft, wie ein Einzelbub einmal meinte, und ich noch genau in der Mitte. Auch dieses individuelle Faktum hielt mich in meiner Schicht.

Wie war die materielle, die ökonomische Lage? Da gab es zunächst eine starke Diskrepanz zwischen objektiver Lage und subjektiver Einstellung. Eine solche Familie wie die unsere hatte kein Vermögen, sondern lebte von einem Einkommen, und die Großmütter von ganz schmalen kleinen Pensionen oder Renten. Das Gehalt meines Vaters war nun nicht schlecht, aber auch keineswegs üppig; Köln war sein erster Ruf gewesen. Aber ein juristischer Professor, zumal ein Zivilrechtler, lebt ja nicht alleine vom Gehalt, sondern auch von Nebeneinnahmen, so daß insgesamt die Einkünfte durchaus besser als auskömmlich waren. Aber Aufwand und Moral waren demgegenüber recht spartanisch. Kleidung wurde geflickt, geändert, gewendet, aufgetragen und vererbt; das Essen war bescheiden, und nie ging man in eine Gaststätte; in den Ferien fuhren wir seit 1936 mit Sonderzug und Kinderreichen-Ermäßigung – wir Buben rechneten aus, eigentlich müßten wir noch etwas herauskriegen – in ein altes Bauernhaus in der Ramsau bei Berchtesgaden, 1 Mark pro Bett und Tag, mit einem Brunnen vor dem Haus und Plumpsklo, zum Entsetzen damals schon des Kinderarztes. Ein Auto gab es nicht, trotz einer Garage. Vor allem war die Erziehung an der Norm der Sparsamkeit und Bescheidenheit, der Verachtung der Verschwendung und des Geldprotzens orientiert; wir alle heute wären in dieser Perspektive schlimmste Protze. Wir Kinder bekamen auf der höheren Schule 5 Mark Taschengeld im Monat, davon gingen schon 3,20 Mark für Wochenkarten der Straßenbahn weg und dazu viele kleine Schulausgaben; in die Volksschule lief ich im Sommer oft die halbe Stunde zu Fuß, um 10 Pfennig Busfahrschein für Eis zu sparen. Das war auch im Vergleich zu unseren Klassenkameraden spärlich, und gar zu den reichen Marienburgern, aber das war kein Grund zur Rebellion, sondern selbstverständlich, ja wir waren, glaube ich, ein bißchen stolz darauf. Es gab natürlich gute reale Gründe für diese Moral, aber ich glaube, es war eher das Erbe der beamteten und dem bürgerlichen Lebensaufwand gegenüber karg besoldeten Bil-

dungsbürger, das Erbe auch einer puritanischen Haltung zu den Gütern der Welt, zu Luxus und Konsum, eine oft als preußisch beschriebene Haltung der Moderatheit, Zurückhaltung, Unauffälligkeit, des ‹Mehr sein als scheinen›. Das waren sozialmoralische Normen, die die Lage, der sie einmal entsprungen waren, lange überdauerten. Es war vor allem meine Mutter, stärker beamtengeprägt als mein Vater, nicht so ins quasi Unternehmerische eines gutachtenden Professors eingewöhnt, puritanischer und nicht so ‹weltlich›, die uns diese Haltung gleichsam unbewußt vermittelte.

Es gab drei große Ausnahmen in diesem puritanischen Lebensstil, die ihn zwar nicht direkt Lügen straften, aber doch eigentlich konterkarierten. Aber das fiel uns als Kindern nicht besonders auf, selbst wenn wir uns mit anderen verglichen. Objektiv aber war das Luxus. Das eine war ein Haus und seit der Geburt der jüngsten Schwester ein großes Haus, mit drei Stockwerken, in dem wir Kinder zwar zu zweit oder zu dritt, die großen Brüder und die drei Kleinen, zusammen schliefen, aber in denen wir doch auch noch ein Kinderzimmer und ein Arbeitszimmer, und ich sogar ein vier Quadratmeter großes Kämmerchen für meine Schularbeiten hatte, und entsprechend war die Raumausstattung für die Erwachsenen. Dazu kam ein großer Garten. Und dann (wie mein Freund Lepsius sagt) die Voraussetzung aller bürgerlichen Kultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts: das Mädchen, das Dienstmädchen, ja genauer in den 30er Jahren, also bis zum Krieg zwei Mädchen, eines für die Küche und eines für die Kinder, lange Zeit wechselnde Schwestern aus einer Familie, patriarchalisch eingebunden, innig geliebt, zumal wenn man mit einer in ihr Dorf durfte. Nur eine kam mit in die Ferien. Da mußten wir im Haushalt arbeiten, Spülen und Abtrocknen vor allem, und sonst manchmal im Garten; erst im Krieg wurde das dann das Üblichere. Keineswegs zog sich meine Mutter in die Rolle der feinen Dame oder in eine gesellschaftliche Existenz zurück, aber ein solcher Haushalt war – vortechnisch – eine große arbeitsteilige Organisation. Und natürlich ein letzter Luxus, der größte gewiß, bei akademisch intelligenten Eltern Ende der 20er Jahre, das waren wir, die fünf Kinder, Wunschkinder; diese Zahl war damals schon nicht mehr so häufig, wie ich genauer weiß, nachdem ich gerade ein Kapitel über den Geburtenrückgang geschrieben habe.

Was gehört nun, auf der Innenseite, zu den bildungsbürgerlichen Beständen? Es gab einen Restbestand von Religion, kulturprotestantischer Religion. Mein Vater war Atheist, ein ordinärer Athe-

ist, wie mein Doktorvater Liebrucks über unseren gemeinsamen Lehrer Nikolai Hartmann sagte, aber er trat vor 1933 aus konventionellen Gründen und nachher aus politischen nicht aus der Kirche aus. Als freilich meine Schwester Dorothee Sölle nach dem Krieg Theologie studierte und gar die rational maskierte und darum besonders ‹üble› liberale Theologie, war mein Vater entsetzt, und nur ihr entstehender Fernsehruhm bot eine emotionale Kompensation. Meine Mutter lebte mit der bürgerlich üblichen, etwas dünnen Kirchenbindung, Heiligabend und Karfreitag, und der Selbstverständlichkeit, daß Kinder in den Kindergottesdienst und zur Konfirmation gingen. Der etwas rabiate, so typisch kulturprotestantische Antikatholizismus meiner Großmutter hatte sich im milden Klima des rheinischen Katholizismus und der Situation der Hitlerzeit aufgelöst.

Im Nachhinein sehe ich natürlich: Die Restbestände von Religion waren sehr viel mehr im Unbewußten und Selbstverständlichen, in der privaten Moral, in den Überzeugungen von Gut und Böse, Schuld und Versagen, Askese, Disziplin, gezügelter Emotion gegenwärtig, – Kultur- und Moralprotestantismus also, und durch die Intellektualität der 20er Jahre vermittelt, ein Stück Pluralismus im Normativen. Immerhin, Religion war auch für 15/16jährige nicht gänzlich abgelebt, sondern noch interessant, freilich wie selbstverständlich von einem Punkt nach der Aufklärung, auf der Basis der Rationalität.

Bildung war nicht nur die Basis von Beruf und Einkommen, sondern spielte eine bedeutende Rolle im Lebenshaushalt, prägte die Lebensführung. Wie sah das aus? Was Bildung war, entzog sich schon damals der Definition, aber deren bedurfte es auch nicht; das Selbstverständliche mußte nicht in der Reflexion oder einem Kanon festgemacht werden. Es war keineswegs so, daß es bei uns schrecklich und permanent gebildet, esoterisch oder ästhetisch zuging, dergleichen Durchsetzung des Alltags mit Bildungsstücken konnten wir bei anderen Leuten nicht ausstehen, wir fanden das hochgradig «albern», und ein berühmter Philologe und Nachbar hieß darum bei uns «der Alberfürst».

Wenn ich versuche, die Dinge zu konkretisieren, tritt zunächst die ästhetische Kultur hervor, und zwar in unserem Fall Literatur und Musik. Literatur und Lesen zuerst. Da gab es die Routinisierung kanonisierter Bildung, das abgelagerte Bildungsgut in Gestalt der Klassiker, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts reichten, natürlich einschließlich des Bürgerklassikers Gustav Freytag. Sie stan-

den bei meiner Mutter, und wir älteren Kinder bekamen sie über Geburtstage und Konfirmation, Paten- und Großmütter allmählich zu eigen; daß solche Geschenke nicht Gegenwartsinteressen befriedigten, war so selbstverständlich wie irgend etwas. Was uns fehlte, erwarben wir über Reclam; einer meiner Brüder und ich übernahmen von daher auch ein Stück Vollständigkeits- oder Vervollständigungswahn. Das las man zwar jenseits der realistischen Erzähler nicht eigentlich, insoweit war es wirklich Renommiergut, aber wenn etwas gebraucht wurde, von der Schule oder den ersten Theatererlebnissen angestoßen, dann war es da und führte zu manchen Verbreiterungseskapaden des Lesens. Ich habe so Schillers Dreißigjährigen Krieg und die Befreiung der Niederlande während einer Krankheit gelesen, ein andermal alle Hebbelschen Dramen hintereinander. Und dann gab es, für mich wenigstens, eine ausgesprochene Pflicht, der Langeweile nicht nachzugeben, und also wurden auch die Freytagschen ‹Ahnen› ganz durchgelesen. Dann gab es natürlich das Neue – Thomas Mann und die Zwanziger Jahre –, was man zuhause fand, und die etwas bläßlichen oder gar schrecklich betulichen, aber damals heiß geliebten Erzeugnisse der später so genannten Inneren Emigration, wie Carossa oder Wiechert. Und schließlich unser eigenes Reich, wie es 150 Jahre lang typisch gewesen ist, bürgerlich und pubertär, die Lyrik, die lyrische Prosa: Rilke etwa und viele Neugiereroberungen, Wichtiges und Kunstgewerbliches in jenem Geist, und dazu gehörte die eigene handschriftliche Anthologie und auch, ich muß es voller Befangenheit gestehen, das eigene Gedichteschreiben. Dabei war sicher das pubertäre Identitätsverlangen, das Verlangen nach Führung und Geleit, die Stilisierung unverstandener eigener oder die Vermittlung fremder Gefühle stärker als der Sinn fürs Sprachwerk. Dominierend waren wie seit den Pubertäten der Jahrhundertwende die Stimmung des Elegisch-Spätzeitlichen, Herbstlichen, der unbestimmten Trauer, die Weisen von Liebe und Tod, die Sonntagnachmittagsgefühle, tristesse oblige – wie es jetzt zur Ortsbestimmung der Gegenwart gehört – freilich sehr fern von Wirklichkeitserfahrungen, introvertiert, mit anempfundenen Gefühlen. Auch die expressionistische Revolte, die wir durchaus zur Kenntnis nahmen, blieb noch in diesen Hintergrund integriert.

Dann die Musik. Innerlichkeitsreich fast aller gebildeten Deutschen, merkwürdig aus Routine, Spontaneität und Können gemischt. Mein Vater war unmusikalisch, meine Mutter machte selbst keine Musik, und ihr Verständnis war das eines Laien. Aber

natürlich, ein ‹Flügel› gehörte zur bildungsbürgerlichen Wohnungseinrichtung, wie bei der wirklich armen Richterswitwe, meiner Großmutter. Mein Bruder bekam über zehn Jahre hinweg Klavierauszüge geschenkt, man wurde auch ins Konzert geschleppt, und Gründonnerstag und Matthäus-Passion waren fest verbunden, und natürlich lernten wir auch, freilich zu spät, nämlich erst mit zehn Jahren, Klavierspielen. Das waren die routinisierten Weisen, wie Musik «dazugehörte». Der geographische Urgroßvater hatte komponiert (er war mit Conrad Fiedler befreundet), der Richter-Großvater, Pfarrerssohn, hatte auf Musik als Beruf verzichtet. Aber das war natürlich auch Angebot und Provokation, und für mich wurde es wichtig. Beim Klavierspielen, einen ganzen Nachmittag kam die Lehrerin ins Haus, habe ich auch Harmonie- und Kompositionslehre und gar die Anfangsgründe des Kontrapunkts gelernt, später fing ich auch noch mit dem Cello an, und weil ich mit Theodor Schieder, dem großen Historiker, ein wenig Quartett spielte, konnte ich, nach meiner philosophischen Promotion ratlos, ihn fragen, was ich tun sollte, und er verwies mich darauf, doch Historiker zu werden. Insoweit hängen bürgerliche Musikkultur und das, was ich geworden bin, noch immer zusammen. Als ich 14/15 war, wollte ich unbedingt Dirigent oder Komponist werden und übte zur nicht ungetrübten Freude der noch vorhandenen Familie fünf Stunden am Tag (ehe die Flakhelferzeit das alles abbrach). Und da die Musikhochschule neben unserer Schule lag, habe ich in diesen Jahren die Menge der Werke, die man heute mit Radio, Platte und Band sich erwirbt, in Übungs- und Vorspielabenden mir angeeignet, und eine merkwürdig theoretische Kenntnis der Musiker der 20er Jahre. Vielleicht ein bißchen viel Innerlichkeitstraining, Anti-Opernkultur und Anti-Pathos und – was beim Militär dann eine Rolle spielte – leider auch Anti-Jazz, trotz formaler Schulung, aber doch eine ernsthafte Sache, eine Welt neben der Wirklichkeit und gegen sie.

Auf mein jugendliches Interesse für Geschichte, durch historische Romane gespeist, will ich heute nicht eingehen, das führt zu sehr ins Fach und ist nicht typisch.

Wichtig ist das intellektuelle Element, das über die ästhetische Kultur hinausreichte (an die Ränder der Wissenschaft). Das Leben war von Fragen und Reden und Reflektieren geprägt, war mit historischem und literarischem Wissen gekoppelt: war immerzu kommentiertes Leben, der nicht so autoritäre Familienstil – dieses Spätprodukt des Bildungsbürgertums – ließ dafür genügend

Raum. Und durch zwei ältere Brüder wurde ich natürlich weiter fortgezogen, als es meinem Alter entsprach. Wichtig für die Ausbildung dieses Stils waren zwei Dinge. Das eine war die Professorengesellschaft und -nachbarschaft einer jungen Universitätsstadt. Meine Eltern lebten in einem heute vergangenen Geflecht von Kollegialbeziehungen, zwischen hochgebildeten rheinischen Juristen, Volks- und Betriebswirten, Mathematikern und endlich Philologen und Historikern, organisiert sogar in einem ‹Kränzchen›. Obwohl wir Kinder unsere Reserven gegen alle diese ‹Kerle› hatten, und manchmal mehr noch gegen ihre Frauen, reichte das doch auch in unser Leben: der genialische Herbert Schöffler etwa oder der Germanist Ernst Bertram, Georgianer, Dichter, Thomas Manns Ex-Freund und glühender Nationalist, ein Bildungsbürger katexochen, der Samstag nachmittags offenes Haus hatte, voller Musik. Das andere, was für den Stil wichtig war, war meine Mutter, und, da ich hier nicht privat reden will, der sozialkulturelle Typ, den sie verkörperte: Sie hatte mit 19 geheiratet und fünf Kinder bekommen, hatte nicht studiert und hatte keinen Beruf und war insoweit den Lebensbedingungen nach eine altmodische Existenz. Aber sie war ein Produkt der 20er Jahre, sie hatte nach dem Krieg noch Abitur gemacht (und wollte eigentlich Medizin studieren), sie hatte an der Kultur und auch an der Frauenbewegung der 20er Jahre intensiv teilgenommen, war ganz und gar in der Bildungswelt zuhause, nicht auf die Hausfrauen- und Mutterrolle beschränkt, Gesprächspartner wilder Diskussionen, und prägend für die Atmosphäre. (Als ein Lehrer gut patriarchalisch die fehlende Unterschrift des Vaters auf dem Zeugnis monierte, soll ich unwillig gesagt haben: Das macht bei uns die Mutter.)

Wenn ich im Nachhinein diese ‹Bildung›, meine Geschichte mit ihr bedenke, so lebten wir angesichts der zwei Kulturen, von denen die europäische Welt der letzten 200 Jahre erfüllt ist, ganz klar in der einen Provinz. Naturwissenschaft und Technik waren uns trotz mancher zaghafter Annäherungsversuche fremd. Auch die Welt von Recht und Wirtschaft lag uns Kindern – trotz des Vaterberufs und der juristischen Verwandtschaft – fern. Von uns fünf Kindern haben die vier älteren alle an der philosophischen Fakultät studiert – der Vater und sein Beruf waren zu ‹weltlich›, zu praktisch, zu geldbezogen (so erklärte ich es mir hinterher). Endlich fehlte uns – eine Folge der entlasteten ökonomischen Existenz – auch der Sinn fürs Praktische und Handwerkliche (auf die Aufforderung, mich für die Reparatur einer Installation zu interessieren,

soll ich schon als Kind erklärt haben, dafür holt man dann einen Mann – sicher eine gute Vorbereitung für das heutige Alltagsleben). Diese Einseitigkeit der Bildungswelt und ihre Realitätsdistanz, die im Grunde auch durch die Schule gestützt wurde, war gewiß eine ihrer Schattenseiten und produzierte, noch einmal, ein Übermaß an jugendlichem Innerlichkeitstraining. Bei mir und mehreren meiner Geschwister kam noch hinzu, aber das war nicht mehr schichtentypisch, die Distanz zum Sport; gut in Sport und sonst bei mäßigem Verstand, das wurde hochmütig korreliert, vielleicht lag das auch an der wohnbedingten Distanz zum Raufen und Balgen und also zu den Kampfspielen. Die für den Flachländer vornehme Sommerleidenschaft des Bergsteigens war da kein Ersatz.

Zu dieser Jugendkonstellation gehört auch die emphatische pubertäre Freundschaft – die meine hat bis heute gehalten – und gehört die große Zurückhaltung in unserem Verhältnis zum anderen Geschlecht. Nicht mehr Verbote oder Repressionen prägten das, aber doch selbstverständliche Tabuisierungen und die Trennung des Idealisch-Seelischen vom Sinnlichen, und das galt, obwohl wir mit zwei Schwestern und deren Freundinnen natürlich vergleichsweise unbefangen aufgewachsen sind. Meine erste Liebe, mit 16/17, ein unbürgerliches und abenteuerliches Mädchen, habe ich bedichtet, ich habe mit ihr Volkslieder und dergleichen gesungen, am Wiesenrand oder vor einer Scheune, sie spielte wunderbar Laute, wir haben uns an der Hand gehalten und angestrahlt, aber geküßt haben wir uns nicht. Dazu gehörte auch die Diskretion, die Bürgermoral, daß man alleine mit seinen Sachen fertig werde, mit Schmerzen und Freuden, und daß das – anders als heute üblich – die Mitwelt nichts anging. Eduard Spranger hat in seiner ‹Psychologie des Jugendalters› all das beschrieben, das hat uns damals bestätigt, und darum weiß ich heute, wieviel an meinen Erfahrungen über-individuell, allgemein war; freilich, der Historiker sieht heute leicht, daß Spranger nicht, wie er meint, Lebensformen beschreibt, sondern eine schichten- und zeitspezifische Mentalität.

Am Rande spielte die Jugendbewegung auch in unser Jungenleben herein. Meine Eltern waren, anders als viele ihrer Generationsgenossen, davon nicht geprägt, aber es gab eben diese anderen, die halbjüdische Mutter eines Schulkameraden vor allem oder die etwas indianische Frau des Strafrechtlers, die drei Kinder in unserem Alter hatte und aufs Land in ein Bauernhaus zog und Schafe hielt und Obst anbaute. Das brachte uns zum Wandern und zum Land,

und wir selber eroberten uns dann die Quasi-Abenteuer der Jugendbewegung und mit ihren Liedern, mit und ohne Schule und Hitlerjugend, die ja ein Stück dieses Erbes auch weitergaben, natürlich auch einen, freilich artifiziellen, Erfahrungsraum. Da kam in ein Leben, das gar nicht bewußt abgeschirmt war und keineswegs ‹overprotected› sein sollte, aber es doch de facto ein Stück weit war, zwischen der Hauptprovinz Schule und der Nebenprovinz Jungvolk etwas Unabgeschirmtes und Abenteuerliches, was uns vielleicht fehlte, herein.

Aber die nachträgliche Sorge vor zuviel wohlgeordneter Wirklichkeitsferne dieser jungen Jahre hatte sich längst von selbst erledigt, und zwar durch den Krieg. Das fing früh an, schon als meine Brüder zum Arbeitsdienst und dann zu den Soldaten kamen, als die ersten Bomben in Köln fielen. Mit 15 Jahren und 3 Monaten kam ich als Luftwaffenhelfer zur Flak, ein empfindsamer Individualist, in die Kaserne und das Barackenleben, den rauhen Ton der pausenlosen und von dem Lauten beherrschten Gemeinschaft; freilich, das war auch ein Ausgleich mit praktischer Lebensbewältigung und durchschnittlichem mitmenschlichen Leben.

Von der Politik zu reden habe ich bis zuletzt aufgeschoben, es ist wichtig genug, Nazizeit und gebildetes Bürgertum sind ja einschlägige Reizworte. Meine Eltern freilich paßten in diese Tradition nicht hinein – machtgeschützte Innerlichkeit, gebildete Apolitie. Die Familien waren bürgerlich-national, die mütterliche schon süddeutsch-skeptisch gegen das Zuviel an Wilhelminismus und Kriegsbegeisterung; freilich, die Ausweisung aus Straßburg band meine Großmutter ins Deutschnationale und später Volkskonservative. Meine Mutter aber war davon nicht berührt. Mein Vater hatte radikalnationale Anwandlungen nach dem Krieg schnell hinter sich gelassen. Kennengelernt hatten sich die Eltern bei einem Onkel der Mutter in Jena, Rechtsprofessor und Demokrat und einige Jahre sogar Reichstagsabgeordneter. Sie waren dann seit Mitte der 20er Jahre durch die Atmosphäre der jungen Universität in Köln geprägt worden, in der es, im Vergleich zu älteren Universitäten, außer Berlin und Heidelberg vielleicht, relativ viele liberale Demokraten – für meine Fachgenossen erwähne ich Johannes Ziekursch oder Bruno Kuske – und durchaus überproportional viele Juden gab. Und meine Eltern hatten viele jüdische Freunde. Ob mein Vater auch in Rostock Republikaner gewesen oder geworden wäre, weiß ich nicht, in Köln war er es. Meine Mutter wählte wohl demokratisch, mein Vater Stresemanns D. V. P., und für die

kandidierte er dann auch zuletzt: «Aus Not und Elend macht Euch frei allein die Deutsche Volkspartei, mit Nipperdey und Dingeldey» (der war damals Parteivorsitzender), wie der demokratische Rechtshistoriker und Nachbar Hans Planitz spottete. Von dem Jenaer Onkel stand im Bücherschrank ein Exemplar von Hitlers ‹Mein Kampf› von 1931 oder 1932, mit der später hochgefährlichen Eintragung: «Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.»

Man hat natürlich 1933 und danach viele Gesinnungswandlungen erlebt, aus prinzipiellen, aus taktischen, aus opportunistischen Gründen, gerade bei den Bürgern, den Wirtschafts- und Bildungsbürgern, und gerade bei denen, die als Beamte an den Staat gebunden waren. Und der Anpassungsdruck auf einen Beamten, und auch einen Professor mit einem nicht gerade esoterischen, sondern doch halbpolitischen Fach war gewiß stark, und so gab es manche Anpassungsrhetorik. Aber da war nun – abgesehen von liberal-rechtsstaatlicher Bürgerlichkeit – die jüdische Großmutter. Sie machte ein Mitlaufen eh unmöglich, zwecklos. Zwar wurde die Herkunft der Großmutter verschwiegen, aber das war kein wirklicher Schutz, intern wußte jeder in der Zunft davon.

Für uns Kinder war zweierlei wichtig. Wir erfuhren nichts über die Großmutter und die Gefahren, Politik war kein Redethema. Aber die Distanz zum System war ungreifbar deutlich. Der Anschluß Österreichs war etwas Positives, aber der des Sudetenlandes war in erster Linie Erhaltung des Friedens. Aber da wir zum Jungvolk gehörten, wußten wir auch, wie man nicht auffällt. (Mit allerlei Tricks entzog uns unsere Mutter z. B. allen Ferienlagern der Hitlerjungen, manchmal mit einer Art indirekter Bestechung, das war nicht immer zu unserem Wohlgefallen, da wir von solchen Dingen uns auch Abenteuer oder Spaß erwarteten.) Im Krieg war die Sache dann deutlicher, nicht nur, weil wir die ‹Frankfurter Zeitung› und nicht den ‹Westdeutschen Beobachter› lasen, sondern weil wir eben Beromünster und dann den englischen Sender hörten. Nun folgen ja Kinder keineswegs den Eltern, aber in diesem Fall übertrug sich jedenfalls das, was wir wahrnahmen: schweigsame Distanz. Es blieb mir zwar etwas dunkel, warum ich nicht mehr wie meine Brüder aufs Gymnasium kam, sondern auf die Schule meiner Brüder, obwohl die 1937 ‹Deutsche Oberschule› wurde; der Grund war, daß die beiden humanistischen Gymnasien, die in Köln bestehen blieben, alte preußische Beamtenschulen, stramme NS-Schulen geworden waren, während die unsere

eine städtische katholisch-liberale Tradition hielt, aber das wußte ich nicht.

Unsere Lehrer waren gemischt: alte katholische Liberale, wie der Vater meines mediävistischen Kollegen Klingenberg, der, als einer auf die Frage, was denn Freiheit sei, am Montagmorgen die Antwort des gerade gesungenen Fahnenliedes gab: «Freiheit ist das Feuer», schlicht und zu unserem Erstarren sagte: «Das ist Quatsch», und der mit Vergnügen mir eine Geschichte der 48er Revolution vom Sozialdemokraten Blos aus der Bücherei auslieh; daneben diejenigen, die die halbjüdischen Mitschüler schützten; auch überzeugte Deutschnationale, die freilich keine politischen Treuebekenntnisse verlangten: Als ich im Februar 1943 in einem Besinnungsaufsatz, vor meinem Einsatz als Flakhelfer, die Frage über Grund und Sinn des Kriegseinsatzes mit der hilflos-leeren Formel «es wird nicht umsonst sein» übersprang, schrieb ein solcher dazu: Darüber wäre wohl mehr zu sagen, gab mir aber trotzdem eine 1. Dann kamen ein deutschgläubiger Religionslehrer mit abgebrochener Pfarrerkarriere oder ein direkt aus der Jugendbewegung in die Hitlerjugend aufgestiegener Musiklehrer, aber beim Singen und Spielen war das ja nicht so wichtig. Selbst bei den Assessoren gab es solche und solche: Ein Geschichtslehrer, der die merkwürdig komplexe Aufgabe für 15jährige gestellt hatte, den ständigen Verfall des Deutschen Reichs zwischen 1250 und 1648 zu erklären, meinte zu der Antwort, das liege an Inzucht und rassischer Degeneration der Habsburger – so stand es auch im Buch –, das sei, noch einmal, Quatsch.

Manche der katholischen Mitschüler waren auch durch den Kirchenkampf tangiert und ließen das merken. Ich bin während des Krieges ein halbes Jahr in Darmstadt auf einer Schule gewesen und zuletzt dann in Jena: In Köln war die NS-Durchprägung des Alltags deutlich geringer, man sagte z. B. einfach nicht dauernd ‹Heil Hitler› wie in den beiden anderen protestantischen Städten. Kurz, die Schule war nicht total gleichgeschaltet, und so ließ sich das Stück bildungsbürgerlichen Lebens jenseits politischer Totalansprüche auch ohne Konflikt zwischen Schule und Zuhause halten.

In unserer eigentlichen Kinderzeit gab es noch jüdische Spielgefährten, Kindern von Kollegen, einer blieb gar bis 1939, und ähnlich war es auf der Oberschule. Am 9. November 1938, nach der Reichskristallnacht, befahl unser eben ernannter Nazi-Direktor dem Hausmeister, seine SA-Uniform anzuziehen und die jüdischen Schüler nach Hause zu bringen. Als die großbürgerlichen

Jungvolkführer uns sagten, daß der Führer von alledem nichts wisse, gaben unsere Eltern ein seltenes Mal eine klare politische Meinung zu erkennen, das sei nämlich die Ansicht jener großbürgerlichen Eltern, etwa des Verlegers Neven Dumont, nicht aber die Wahrheit. 1937/38 freundeten mein Freund Hans Eggers und ich uns mit einem halbjüdischen Mitschüler an, aber das wußten wir vor dem November 1938 nicht; das war eine Reaktion kindlichen Gerechtigkeitsgefühls, underdog-Sympathie. Mein Vater hat den Jungen und seine jüdische Mutter im Herbst 1944 gar, angstschlotternd und etwas überrumpelt, für ein paar Wochen versteckt; nach dem Krieg zerging die Freundschaft ganz unmittelbar, wir hatten uns nichts zu sagen. Sie war ein Produkt der Situation gewesen. Immerhin, die Tatsache der jüdischen und dann vor allem der halbjüdischen Mitschüler hielt eine gewisse Distanz wach.

Natürlich, wir machten beim Jungvolk mit ohne Dauerprotest, nicht wider Willen, lernten und sangen alle die schmissigen Lieder, ohne den Unsinn der meisten Texte zu durchschauen – manche sind mir noch heute gegenwärtig – und hatten bei den Nationalchorälen des Ersten Weltkriegs – R. A. Schröders ‹Heilig Vaterland› oder des Sozialdemokraten K. Brögers «Nichts kann uns rauben . . .» – erhabene Gefühle. Natürlich litten wir mit den Staufern und ritten mit Konradin und begeisterten uns für altisländische Helden und Sprüche der Edda, und Meister Ekkehard, das Straßburger Münster, Matthias Grünewald waren Inkarnationen der deutschen Seele, die «Allerdeutschesten»; die Burenbegeisterung und Ohm Krüger waren emotionale Fixpunkte (während freilich in den Bismarckfilmen mit E. Jannings die Antihelden Virchow und Mommsen als die ‹Feineren› und weniger Groben Sympathien auf sich zogen) . . . Und die nationale Größe und auch ihre Wunden waren uns selbstverständlich, Demokratiekritik hatte als Plutokratiekritik Resonanz. Also unanfällig für manches waren wir nicht. Der bildungsbürgerlich versetzte Nationalismus der Generation des Ersten Weltkriegs war durchaus eine Macht (und wäre es ohne die Sonderlage der Eltern noch mehr gewesen), und ebenso die ältere Abwertung des Politischen, die Haltung eines Unpolitischen. Und für mich und meine Freunde konnte die Verachtung des Banausischen leicht in Bewunderung des Heroischen umschlagen, jenseits der Frage nach humanem Leben und Gerechtigkeit, nach Gut und Böse.

Die letzten Kriegsjahre, die Jahre bei der Flak waren auf seltsame Weise doppelbödig. Politisch waren wir freier dran, mit dem Mit-

leidseffekt, 15- und 16jährig schon halb Militär zu sein, und wir nutzten das. Wir legten unsere HJ-Armbinden immer ab und hörten nachts, wenn wir in Bereitschaft waren, manchmal auch mit unseren Unteroffizieren, den englischen Sender. Ich erinnere mich noch genau an den Übergang Italiens ins alliierte Lager, an Badoglio im Sommer 1943; wir kannten das Lied von den Edelweißpiraten (ohne recht zu wissen, was das war), hörten mit den jüngeren Unteroffizieren auch die eigentlich verbotene Jazzmusik, kurz, es gab leicht anarchistische Tendenzen. Ideologiepolitisch steckte in unserer Haltung auch und noch einmal ein Rest bildungsbürgerlicher nationaler Traditionen – das gute Militär und die schlechte Partei. Feldgrau werde sich gegen braun durchsetzen – so suchte der nationale Guru Ernst Bertram die Bedenken eines 16jährigen über die Zukunft zu zerstreuen. Und natürlich lebten wir – pubertierend, idealisch, ästhetisch, naturselig – auch in den Nischen von Krieg und Politik, unwirklich intensivierte Lebensstücke, gerade z. B. im schönen Sommer 1944, das ist ja von anderen oft beschrieben worden. Ich bin noch im August 1944, in einem Urlaub durch Mecklenburg – leider nicht mehr durch Masuren – gewandert. Erst im Herbst 1944 war dann die Frage nach dem baldigen Ende und dem Überleben allein auf- und vordringlich – für mich vom Februar bis April 1945 noch einmal vor der Folie einer groß- und bildungsbürgerlichen Lebenswelt meiner Tante in Jena aus der Schott-Familie, was uns nun in dieser Katastrophe schrecklich auf die Nerven ging.

Meine Geschichte ist zu Ende, und sie hat keinen Schluß. Meine Frau meint, zu einer Jugendgeschichte gehörten doch auch die Studienjahre, die Nachkriegszeit. Aber in meiner Perspektive der Bürgerlichkeit gehört sie nicht mehr eigentlich dahin – denn die ungeheure Egalisierung, die die Lebenslage nach 1945 schuf, machte uns als Studenten alle gleich (und mich ein bißchen älter, weil ich mit den Kriegsjahrgängen zusammen studierte). Die Frage nach dem Bildungsbürgertum wäre für unsere Stimmungslage und unsere Erfahrungen ganz inadäquat – was uns an Resten davon bei den Professoren begegnete, war von gestern und vorgestern. Das was ich viel später lieben gelernt habe, das bürgerliche 19. Jahrhundert, haßte ich damals, falsche Sekurität wie Anfang unserer Katastrophe, und wer dagegen die Größe dieses Jahrhunderts hielt, wie der Philosoph Heimsoeth, erregte meinen ersten existenzialistischen Zorn. Beides, das positive wie das kritische Verhältnis zur bürgerlichen Tradition, wie es sich in meiner so

individuellen wie typischen Jugendgeschichte und ihrer historisch belehrten Reflexion spiegelt, hat mich wohl geprägt und ist in mein wissenschaftliches Bemühen eingegangen, und meine Kritiker, die mich für den Großmogul des Neohistorismus halten, werden mit Lust diese subjektiven Wurzeln des von ihnen bekämpften Objektivitätspostulats zur Kenntnis nehmen. Aber recht hätten sie dennoch nicht.

Ich kenne die Sünden und Gefahren der deutschen Bürger, und der Bildungsbürger zumal. Aber die Perspektive, die sie auf dem Weg in die Katastrophe sieht, teile ich nicht, und das mit Gründen. Sie gehören nicht auf den Schutthaufen der Geschichte.

WOLFGANG BENZ

Das Exil der kleinen Leute

Nicht selten wurde vor allem das literarische Exil zur Idylle stilisiert unter erheblicher Beteiligung der Stilisierten. Die Idylle reicht von derb-bukolischer Exotik bis zu großbürgerlicher Eleganz, von Oskar Maria Graf, dem – tatsächlich? – krachledernen Bajuwaren in New York zum feinsinnigen Lion Feuchtwanger, der in Sanary sur Mer und später in Pacific Palisades mit Thomas Mann den Tee unter Palmen nimmt.

Die sommerlichen Gartenfeste der literarischen Kolonie an der provenzalischen Mittelmeerküste, dann am kalifornischen Pazifik, die netten Villen und prächtigen Häuser, von denen Thomas Mann wünschte, Doktor Goebbels hätte dabeisein müssen, um neidvoll mitzuerleben, wie behaglich und schön man es hatte – die Schilderungen der Lebensumstände der Dichterfürsten verzerren das Bild vom Exil. «Wie er dort haust, ist fabelhaft», schrieb Thomas Mann über den Freund und Kollegen Feuchtwanger, «ein wahres Schloß am Meer ist sein, in den malerischen Hügeln der Santa-Monica-Bucht mit prachtvollem Ausblick gelegen, in dessen weitläufigen Wohnräumen die kostbare Büchersammlung sich reiht, die er stetig vermehrt». Das ist fast schon eine Denunziation. Aber auch Else Lasker-Schüler, die als tandbehangene Vogelscheuche durch Jerusalem irrt, allen unerträglich, unstet, in elenden Umständen lebend, paßt ins literarische Idyll, denn exzentrisch, unerträglich und ruhelos, abseits der Realität existierend war die Dich-

terin, wohl die bedeutendste deutscher Zunge überhaupt, auch in Elberfeld und Berlin schon gewesen.

Als das Exil als Forschungsgegenstand, spät genug, im Generationsabstand zu den Ereignissen von ein paar Pionieren entdeckt wurde und als dann Scheu und Abwehr der Administratoren von Forschung und Forschungsmitteln linder wurden, steckten die Pioniere ihre Felder ab. Wichtige Untersuchungen entstanden, und das Publikum wurde über politische Gruppen und Bestrebungen im Exil informiert, wurde durch Biographien und Darstellungen mit der deutschen Literatur jenseits von Hitlers Machtbereich bekannt gemacht. Den Monographien folgten Gesamtdarstellungen und ein monumentales biographisches Handbuch. Die erzielten Erfolge sind beachtlich. Die Exilforscher haben sich organisiert und etabliert. Ihre Aufmerksamkeit haben sie freilich bislang fast ausschließlich der literarischen, politischen und gelehrten Emigrantenprominenz, deren Geschicken, Taten und Spuren gewidmet. Über den Exodus der Kultur weiß man nun einigermaßen Bescheid, und das bot auch genügend Anlaß erst zum Erschrecken und dann zur Klage über die Verluste, die der deutsche Kulturkreis durch die Barbarei des Nationalsozialismus erlitt.

Die Frage nach den Kulturträgern war natürlich nicht falsch, die Wiederentdeckung der Künstler, Professoren, Literaten war verdienstvoll, und die Beschäftigung mit liberalen, sozialistischen, katholischen Politikern, die in Paris und Prag, dann in London und New York und an vielen anderen Orten der Welt das Ende der Hitlerherrschaft abwarteten, war notwendig.

Aber mit dieser Perspektive bekommt man nur die besonnte Seite des Exils in den Blick (um nicht mißverstanden zu werden: auch diese Seite war für die meisten elend genug), nicht das gewöhnliche Exil, die Flucht und Vertreibung der kleinen Leute, die sich nicht künstlerisch, literarisch oder politisch artikuliert hatten, noch solches je beabsichtigten, die einfach wegen ihrer jüdischen Herkunft entwurzelt und verjagt worden sind. Aber diese Leute aus dem kleinen und mittleren Bürgertum, außer durch ihr religiöses Bekenntnis (und viele von ihnen nicht einmal dadurch) kaum von den nichtjüdischen Deutschen ihres Standes zu unterscheiden, die vom gleichen Vaterlandsgefühl durchdrungen waren, sie stellten das Gros der Emigranten.

Mindestens 350000 Menschen deutscher und zugleich jüdischer Herkunft waren es, die zwischen Frühjahr 1933 und Herbst 1941 (dann wurde die zuvor erwünschte und erzwungene Flucht der

Juden verboten) Deutschland verlassen mußten. Die politischen und intellektuellen Gegner des NS-Regimes, die antifaschistischen Politiker, Publizisten, Literaten, Künstler und Gelehrten bildeten zusammen eine Gruppe von weiteren 30000 bis 40000 Menschen, also ein Zehntel. Ohne zu behaupten, es sei falsch, diesen Eliten die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen – auch für den kulturellen und demokratischen Konsens der Gegenwart sind sie ja wichtig –, wird man konstatieren müssen, daß nach der liebevollen Beschäftigung mit den großen Geistern ein beträchtliches Stück Realität der Erforschung erst noch bedarf.

Soweit es Ansätze dazu gibt, sind sie – in Fernsehfilmen wie in zu Büchern kondensierten Interviews – parallel zu manchen Bemühungen auf dem Felde der Emigrationsprominenz mit rückwärts gerichtetem Blick unternommen worden. Die Autoren oder Editoren sind fasziniert vom Schicksal der Emigranten im nationalsozialistischen Deutschland, von der Geschichte ihrer Ausreise oder Flucht, und das Interesse endet mit der Ankunft in New York oder Haifa. Da ist man also nicht anders in der Bescheidung als die Brüder Grimm, bei denen das eigentliche Abenteuer und das wirklich Spannende, nämlich der lebenslange Alltag nach den glücklich bestandenen Aventüren der dramatischen Phase des Märchens, stets ausgespart bleibt.

Die Umstände der Ausreise mit ihren demütigenden und schikanösen bürokratischen Prozeduren waren allerdings schlimm genug, und sie zu übergehen, würde die Wahrheit gewiß verkürzen. Das aufreibende Antichambrieren bei Konsulaten und Reedereien, das Anstehen für polizeiliche und finanzamtliche Unbedenklichkeitsbescheide, die zollamtliche Abfertigung der Habe (die je länger desto mehr eine Ausplünderung war) hatten die 1933 oder wenig später Geflohenen – also die prominenten Emigranten – noch nicht erlebt. Das gehörte zum Alltag ab etwa 1935. Je später die Flucht aus dem nationalsozialistischen Machtbereich glückte, desto größer waren die Opfer an Hab und Gut, aber auch die psychischen Lasten im Gepäck.

Anders als die bald nach Hitlers Regierungsübernahme Auswandernden hatten alle späteren Emigranten Diskriminierung und Demütigung erlebt, die meisten auch den Verlust von Beruf und Arbeit, viele Mißhandlung und Haft im KZ. Die Auswanderung war mindestens für alle jüdischen Deutschen nach dem Novemberpogrom nicht mehr die Alternative zur Verfolgung, sondern sie schloß sich an schreckliche Erlebnisse an.

Aber doch war die Emigration, auch wenn sie mit dem Verlust der materiellen Existenz einherging, fraglos ein Privileg, das denen, die es in Anspruch nehmen konnten, wenigstens das Leben rettete. Verglichen mit Auschwitz und Treblinka, mit Majdanek und Sobibor, aber auch mit dem sogenannten Altersghetto Theresienstadt, das in Wirklichkeit ein KZ war, verdiente natürlich der erbärmlichste Neubeginn im Exil noch den Vorzug. Den Geretteten war das kein großer Trost, weil sie sich damals des äußersten Maßes an Gefährdung, dem sie ausgesetzt gewesen, oft kaum bewußt waren. Die deutschen Juden waren, wie Ilse Davidsohn, die Tochter des Oberkantors im Tempel Fasanenstraße in Berlin, stellvertretend für viele bekannte, «unendlich tief in deutscher Erde, Sprache, Kunst und deutschem Denken verwurzelt», sie fühlten sich so deutsch, wie sie glaubte, daß die legendären Eichen deutsch seien. «Und man konnte doch einer deutschen Eiche nicht einfach sagen: ‹Von heute an bist du nicht mehr eine deutsche Eiche! Zieh deine Wurzeln aus dieser Erde und geh fort!›»

Solches Bewußtsein bleibt schmerzhaft. Und das Abwägen zwischen den kläglichen Lebensbedingungen im Aufnahmeland, die aber in Würde und Freiheit genossen werden konnten, und der Entrechtung und Entwürdigung im Vaterland machten erst die Entscheidung für das und dann das Leben im Exil bitter. Die deutsche Heimat war für viele trotz allem (und ganz abgesehen von den Sprach- und Zivilisationsbarrieren) das Synonym für bürgerliche Behaglichkeit, für mäßigen Wohlstand und für geordnete, nicht improvisierte Lebensumstände wenigstens im privaten Umkreis. Die Last des Exils setzte sich aus vielen einzelnen Beschwernissen zusammen, aus Verlust und Kränkung, aus Heimweh und Schwierigkeiten in der neuen Umwelt und aus Zweifeln an der eigenen Identität.

Vernichtung – bis hin zum Physischen – geschah nicht nur in Auschwitz und den anderen Lagern, sie vollzog sich auch in New York und in Tel Aviv, in Südamerika und in Australien. Man wird dem Exil nicht gerecht, wenn man es nicht auch als Verfolgung begreift, die über die damals verfolgte Generation hinausreicht. Die innerfamiliären Konflikte mit den Kindern und Enkeln der Exilierten, die Aggressionen und Berührungsängste, die auf der ganzen Skala vom lebenslangen Schweigen der Opfer bis zur Anklage der Nachgeborenen artikuliert werden, – sie sind untrennbar mit der Tatsache verbunden, daß die Emigration lebensrettend war. Am Syndrom der Überlebensschuld leiden beileibe

nicht nur die geretteten Opfer der Konzentrations- und Vernichtungslager.

Ein legendäres Bild vom Exil vermitteln alle, die der Faszination deutschjüdischen Lebens in New York (nirgendwo gab und gibt es Vergleichbares) erliegen und das ‹Café Hindenburg›, den Stammtisch in der ‹Kleinen Konditorei› in Yorkville oder den Zirkel alter Damen im ‹Eclair› an der 72. Straße als den Alltag deutschjüdischer Emigranten schlechthin ausgeben. Die Fernseh-Inszenierungen und Tonbandaufnahmen mit erinnerungsseligen (oder durch entsprechende Fragestellungen zur Erinnerungsseligkeit gezwungenen) Heimwehkranken bieten ein falsches, aber willkommenes Bild, das die vielbeschworene ‹Betroffenheit› weckt, ohne zwangsläufig Einsicht oder Erkenntnis zu vermitteln. Denn die wesentliche Frage muß erst noch gestellt werden, die Frage nach der realen Existenz in der neuen Heimat. Ganz vordergründig lautet sie: Wie hat sich der jüdische Viehhändler aus Mittelfranken nach 1938 in Cincinnati, Ohio einrichten können, wie fristet der jüdische Metzger aus Hessen in Argentinien sein Leben, welche Identitätskrisen und Konflikte spielen sich in der zweiten und dritten Generation der Auswanderer in Israel, in Neuseeland oder auf den Philippinen ab?

Hinweise zur Realität der nach einem halben Jahrhundert immer noch andauernden Vertreibung sind etwa die Suchanzeigen in den ‹Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Breslauer und Schlesier in Israel e.V.›. Ein kanadischer Staatsbürger fragt dort, wer Auskunft geben kann über das Schicksal seiner Eltern, seines Bruders und zweier Vettern, «alle früher wohnhaft in Beuthen, Oberschlesien, Hohenzollernstraße 14». Das ist nur ein Beispiel. Lehrreich ist auch die Lektüre des ‹Aufbau› (America's only German-Jewish Publication-Founded in 1934), insbesondere die Rubrik Kleinanzeigen, in der die Alten von Washington Heights Wohngefährten suchen, wo Hinweise auf Zeitzeugen und Verwandte erbeten werden, wo Aufkäufer von Hausrat ihre Dienste anbieten.

Mit der Beschreibung der Gegenidylle deutschjüdischer Emigration in New York als Kontrastprogramm zu Thomas Mann und den wenigen anderen, die in einigermaßen komfortablen Umständen lebten, ist es freilich nicht getan. Joachim Prinz, ehemals Rabbiner in Berlin, als Jugendführer, Zionist und feuriger Kanzelredner berühmt, der seine Karriere in New York fortsetzen konnte, hat die Schwierigkeit des Zurechtfindens, das Trügerische der Situation in New York benannt. Man komme mit dem wirklichen

Leben Amerikas kaum in Berührung, da eine jüdische Bevölkerung von nahezu zwei Millionen die engere Umgebung bilde. «Das bedeutet, daß die Patienten, die Kunden, die Lieferanten, der Besuch, die Bridgepartner, die Freunde unserer Kinder – daß sie alle, alle Juden sind. Das legt sich gut und schützend um das neue Leben, denn es wird erstaunlich viel getan, und meist in erheblicher Großzügigkeit. Aber es schützt nicht nur, es versperrt einem auch die Aussicht. Man sieht nicht das Wesentliche, und man will es auch nicht sehen.» Geschrieben 1937.

Die Situation ist heute anders. Die Überlebenden der ersten Generation hausen vereinsamt in armseligen Wohnungen wie die frühere Berliner Ärztin Hertha Nathorff, deren spät veröffentlichtes Tagebuch viele Gemüter bewegte: Kontakte zur Außenwelt, wegen der körperlichen Gebrechen nur noch möglich mit dem Telefon, bestehen vor allem zu anderen alten Damen, die auch längst verwitwet sind, die sich auch nicht mehr aus ihren Behausungen wagen, weil sie hinfällig sind oder Angst haben. Das ist ein Stück der Geschichte des gewöhnlichen Exils, des Existenzkampfs einfacher Leute, die entwurzelt wurden, die darunter leiden, daß sie nach der Vertreibung nicht mit offenen Armen empfangen wurden, weil man sie nicht brauchte, weil man sie nirgendwo gerufen hatte, weil sie nur gerade geduldet waren.

Andere Facetten derselben Geschichte spiegeln das Schicksal der Sophie Caplan, die als kleines Mädchen aus Eschweiler an der holländischen Grenze vertrieben wird, erst im französischen Exil, dann in der neuen Heimat Australien mühsam in fremden Sprachen Schulbildung erwirbt, studiert, Talente entfaltet und Selbstbewußtsein findet, die Distanz hält zu Deutschland und bekennt, daß der Umgang mit Deutschen für sie Ähnlichkeit mit dem Gang durch ein Minenfeld hat.

Oder die Geschichte von Herbert Liffmann, der den Umgang mit gleichaltrigen Deutschen eher meidet, seit er im Februar 1939 31jährig mit zehn Mark in der Tasche Deutschland verließ. Er kommt aus dem deutschjüdischen Mittelstand, aus einer patriotischen Familie, hatte in Köln studiert. In Melbourne 35 Jahre lang eher erfolglos als Inhaber eines Lesezirkels um seinen Lebensunterhalt bemüht, findet er im Alter als ehrenamtlicher Dozent in der Erwachsenenbildung die Befriedigung, die der Existenzkampf versagte. Zeitlebens auf der Suche nach seiner Identität beschreibt sie der jetzt 80jährige als dreifältig: Vornehmlich Jude, die deutsche Kultur im Blut, aber beheimatet in Australien, für das er weit

stärkere Gefühle hat als nur die Dankbarkeit, daß die Einwanderungserlaubnis sein Leben gerettet hat.

Emigrantenschicksale, Bausteine einer Geschichte des deutsch-jüdischen Exils, des Exils der kleinen Leute, die erst geschrieben werden muß.

FREYA VON MOLTKE

Briefe an Harald und Dorothee Poelchau (1945)

Mit Anmerkungen von Beate Ruhm von Oppen

Diese Briefe sind von mir an Harald und Dorothee Poelchau von Kreisau im damaligen Schlesien nach Berlin geschrieben.[1]

Harald Poelchau war seit 1933 evangelischer Pfarrer am Gefängnis Tegel in Berlin. So kam er in die Lage, ungezählte politische Gefangene aller Nationen bis zur Hinrichtung zu begleiten. Er gehörte auch zu einer Gruppe von Menschen, die unaufhörlich versuchten, den Opfern des Regimes beizustehen und ihr schweres Schicksal wenn möglich zu mildern, und die gleichzeitig über den Zusammenbruch dieses schrecklichen Regimes hinausdachten: dem sogenannten Kreisauer Kreis. Es bleibt erstaunlich, daß er so auch 1944/45 in die Lage kam, seinen eigenen Freunden beizustehen und auch viele von ihnen bis an das letzte Tor zu begleiten.[2]

Nicht nur das: Während der Haftzeit hielt er die Verbindung zwischen den Gefangenen und der Außenwelt, den nächsten Angehörigen und Freunden, unter eigener Lebensgefahr für sich und seine Frau aufrecht. In der Wohnung der Poelchaus schrieben und erhielten sie Briefe, Nachrichten, konnten sie Lebensmittel für die Gefangenen abgeben, die er in die Zellen schmuggelte; bei Poelchaus fanden sie immer wieder Zuspruch, Frieden in diesen anstrengenden Zeiten.

Dank ihrer Hilfe entstand zwischen mir und meinem Mann, Helmuth James von Moltke, ein so intensiver Briefaustausch vom 29. 9. 44[3] bis zum 23. 1. 45, daß wir öfters das Gefühl hatten, wir sprächen miteinander. Es läßt sich kaum schildern, was das für uns und besonders auch für mein weiteres Leben bedeutet hat und welche ungeheure, tiefe Dankbarkeit wir für diese Menschen empfanden – und immer noch empfinden.

Die Freundschaft ist auch heute noch lebendig. Wir blieben in Verbindung. Sie begleitete mich überall hin, nach Südafrika, wo



Freya von Moltke

ich gelebt habe, und in die USA, und wenn ich in Deutschland war, lebte ich in ihrer Nähe, in Berlin. Harald Poelchau starb 1972, Dorothee Poelchau 1977. Wunderbare Menschen! Die DDR ist dabei, einen Film über sie zu drehen.[4]

Nach dem Tod meines Mannes ging ich nach Kreisau zurück. Mit Rosemarie (Romai) Reichwein und ihren Kindern blieben wir dort – mit einem kurzen Intermezzo in dem tschechischen Teil des Riesengebirges – bis zum Herbst 1945.

Kreisau liegt vor dem Gebirge, damals dem Grenzgebiet zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei. Die Russen drängten nach Westen, nach Berlin, ließen das Gebirgsland südlich liegen. Darum saßen wir in den letzten Kriegsmonaten relativ ruhig sehr nahe der russischen Südflanke. Die Russen kamen zu uns erst am Ende des Krieges. Wir lebten relativ gut mit Russen und Polen.[5]

Mein Mann war am 23. Januar 1945 gestorben

Freya von Moltke

3. Januar 1988 — Norwich, Vermont, USA

[Maschinenschrift, 2 Seiten] Kreisau, den 1. Febr. 1945

Lieber Harald, liebe Dorothee,

dieses Briefchen gebe ich Asta[6] mit, die versucht, mit einem Lazarettzug, der in Schweidnitz eingesetzt wird, von der «Front» wegzukommen. Seit ich zurück bin,[7] war ich damit beschäftigt, die Uralten, die Gebrechlichen und die «werdenden Mütter» von hier wegzukriegen, weil man mit denen unmöglich trecken kann. Es ist aber eine Kunst! Die arme Ulla[8] mit Pflegerin habe ich gestern auch in die böse Welt gestoßen. Sie ist mit dem Schweidnitzer Krankenhaus gestern verladen worden und fährt irgendwo hin. Ich habe einesteils schwere Gewissensbisse, mich einer so gebrechlichen Freundin zu entledigen, kann aber mit ihr unmöglich einen Treck riskieren und auf den muß ich gefaßt sein, wenn ich ihn auch nicht mit Bestimmtheit erwarte. Es waren ungemein emsige Tage. Ich bin im Schlitten zw. Schweidnitz und Kreisau hin und her gefahren, bin zu lauter Stellen gerannt und nun sitzen die 15 Menschen, die es sind, doch bis auf Ulla immer noch in Schweidnitz und warten auf den Zug.

An sich fand ich alles hier recht befriedigend vor. Erst mal die Knäbchen[9] lieb und wohl und ein Herzensbalsam in ihrer Zärtlichkeit für mich. Caspar berichtete Romai[10] strahlend Helmuth sei gestorben und nun sei ich wieder da und bliebe dauernd, und alles sei wieder wie immer! Als ich einen Tag nach meiner Rückkehr früh im Bett, als die Knäbchen mich besuchten, traurig war, sagte C.chen: «Wegen dem Pa!? Immer noch?!» Das tröstete mich doch sehr. Dabei war sein erster Schmerz groß und die Sache ihm unverständlich. Aber nun betet er abends: «Lieber Gott, laß den Pa bei uns sein» und damit ist es gut. Der zweite erfreuliche Punkt war, daß Astas Mann, Wend,[11] mit seiner Einheit bei uns im Haus liegt. Die haben ein kostbares Flakgerät nach Hirschberg zu verfrachten und brechen immerzu mit ihrem Wagen nieder, kommen nicht hin und nicht her und fallen immer wieder zurück ins Berghaus.[12] Das ist für das Päärchen eine rechte Wonne. Die Flüchtlinge – 21 – sind bescheidene, gute Leute, dankbar für alles, was sie bekommen und nicht sehr vordringlich im Haus. Nur das Klo leidet unter der Überfüllung!

Mir selbst geht es gut. Meine Kräfte wurden ungemein benötigt. Sie schienen hier alle auf mich zu warten. Ich habe das Gefühl, daß mir von Helmuth einiges zugewachsen ist. Sie hören auf mich und wollen gerne was befohlen bekommen. Zeit für mich habe ich

garkeine – gefällt Dir das, Harald? –, denn abends bin ich tot, manchmal schon um 7 so, daß ich erschöpft ins Bett falle und um 5 wache ich auf und habe Sorgen, aber die vergehen mir dann bald. Helmuth sitzt aber trotzdem ganz fest in mir drin. Ich fand in seinen Papieren, Euer Weihnachtsgedicht für uns in seiner Handschrift und das paßt nun so gut zu uns beiden. Ja, es geht mir gut, ich muß es wiederholen. Ich fühle deutlich, daß ich mit etwas verbunden bin, was früher unerreichbar weit weg war. Damit wird hier alles unrealer, was so schrecklich real ist. Ich sitze nicht mehr ganz so fest auf dieser Welt und spüre doch, wie sehr ich in ihr gebraucht werde. Ich fühle noch immer, wie gut, wie schön, wie inhaltsreich wir geführt worden sind, wie reich wir sind. Für Euch ist mein Herz voller zärtlicher Liebe, auch voller Sehnsucht, aber nicht schlimm, weil ich Euch doch wiederfinden werde. Zeit ist auch so wesentlich nicht mehr wie sie war, wenn ich in ihr auch bleiben muß. Ich vermag garnicht zu denken «nun ist Helmuth schon ... Tage tot,» denn es ist nun einfach ein anderer Zustand. Aber ich bin mit allem noch nicht fertig; ich fange an und ich nicht, sondern es fängt in mir an und das sind immer die guten Sachen – nicht wahr Dorothee? Du hat es mit mir erlebt, daß nicht *ich*, sondern *es mit mir* anfangen muß. Versteht Ihr, was ich hier unfähig auszudrücken versuche? Sicher!

Meine Pläne: nach wie vor hier zu bleiben, so lange es geht. Ich bereite den Treck vor in der Hoffnung ihn nicht zu tun, aber es ist unbedingt nötig, daß ich bleibe, denn «die feinen Leute gehen weg und die Kleinen müssen sehen, was aus ihnen wird» und *wir* sind ja immer für die Volksgemeinschaft gewesen! Bleiben ist richtig. Wie lange, muß konkret entschieden werden, wenn es soweit ist. Ich kann also nichts sagen. Romai will bleiben um jeden Preis, aber so etwas erwächst ja doch allein aus den Umständen.

Macht Euch also keine Sorgen um uns! Ich bin wohl geborgen – auch in Eurer Liebe und der meinen zu Euch. Von Asta trenne ich mich ungerne, sehr sogar, aber da sie das Kind erwartet muß sie weg!

Wir umarmen Euch von ganzem Herzen alle drei! Vielleicht sind die Russen schneller bei Euch als bei uns. Gott behüte Euch, aber das wird er auch ohne meinen ausdrücklichen Wunsch tun, wenn er es für richtig hält. Ich jedenfalls bleibe dabei Euch lieb zu haben.

Freya

[handschriftlicher Zusatz] Dank! das bleibt immer so!

[Maschinenschrift, 2 Seiten] Kreisau, den 1. März

Es ist kühn, an Euch zu schreiben, liebe Freunde! Ob der Brief Euch je erreichen wird! Es ist aber hier gerade eine Feldpoststelle eingezogen, vielleicht bekommt man auf diesem Wege noch einen Brief an Euch weg, vielleicht erreicht er Euch! Aber ist Dorothee wirklich noch in Berlin mit dem kleinen Harald oder wo mögen sie sein! Wie mag es überhaupt bei Euch aussehen. Wie mag es der Wohnung gehen? Wie mögt Ihr die vielen schweren Angriffe aushalten, die immer auf Euch herunter kommen. Meine Gedanken sind oft bei Euch, suchen Euch immer wieder in Sorge und Liebe und auch in der bestimmten Hoffnung, Euch wiederzufinden, aber wann . . ? Gehört habe ich kein Wort von Euch, seit ich weg bin, aber auch von denen nicht, die mit meinem letzten Brief an Euch vor etwa vier Wochen hier abgereist sind. Zu uns dringt schon längst nichts mehr! Noch sind wir, wie Ihr seht, in Kreisau, aber Wochen dauernden Hin und Hers liegen hinter uns, weil ich nicht weiß, ob und wann ich weg muß. Kreisau wurde offiziell schon vor 14 Tagen geräumt, aber zu dem Termin wollte ich um keinen Preis weg, konnte auch garnicht, weil inzwischen Peters Mutter[13] mit kränklicher Schwester[14] sich von Wernersdorf aus zu uns geflüchtet hatte. Die konnte und wollte ich keinesfalls hier allein lassen. Ich blieb also und sah den Dorf-Treck vor meinen Augen davonziehen. Ein Gespann Pferde blieb als Einziges zurück, das die Milch noch weiter in die Molkerei fahren sollte und das mich, wenn es not tut, auch noch entfernen kann. Herr Zeumer, der Inspektor, blieb auch noch, und einen Tag nachdem unsere Leute weg waren, zog der Treck aus Wernersdorf hier ein. Wernersdorf ist das andere Moltke-Gut, das der Familie des verstorbenen Botschafters gehört. Die verließen ihr Dorf erst im letzten Augenblick und hörten wenige Tage später hier, daß alles verbrannt sei. Das Dorf blieb 8 Tage hier und zog dann weiter, aber was zur Familie gehört, blieb hier und ist noch hier und dazu stießen sehr bald Muto[15] und Marion,[16] die aus ihrem Nimptsch auch heraus mußten. Wir sind nun 12 Leute hier im Haus. Die Wernersdorfer hatten auch ein Paar Pferde. Wir haben hin und her überlegt und es war manchmal zum verrückt werden, weil ein eben gefaßter Plan immer gleich wieder durch veränderte Umstände umgeworfen wurde. So ist es im Grunde noch immer. Die Front ist jetzt die letzte Woche ganz stabil gewesen und verläuft etwa 20 km von uns weg. Wir hatten wechselnde Einquartierung und lange Zeit auch garkei-

ne Soldaten. Kreisau liegt ziemlich abseits vom Hauptstrom und das Berghaus erst recht. Seit die Häuser im Dorf bis auf die Männer (wo es welche gibt, die als Volkssturm bleiben mußten) leer sind, kommte die Einquartierung zu uns auf den Hügel nicht mehr herauf. Das ist natürlich in jeder Beziehung ein günstiges Faktum. Was wir aber endgültig tun werden, steht immer noch nicht fest. Der Wagen steht gepackt vor der Türe, ein ev. Aufbruch würde nur eine Stunde etwa dauern. Wir können nur in die Berge, aber dort haben die Dörfer auch schon Räumungsbefehle auf Abruf und man hat nicht den Eindruck, daß die Front dort hält. Es wäre wohl immer noch möglich über Glatz und das Protektorat[17] per Bahn ins «Reich» zu kommen, aber wohin soll ich dann gehen. Es käme nur Bayern in Frage, aber das lockt mich nicht sehr. Was soll ich da. Wir haben jetzt einen anderen Plan. Die Yorcks und anderen Moltkes wollen noch per Lazarettzug weg, d. h. sie brüten noch daran und es gibt immer noch viel hin und her. Muto und Marion wollen in Schlesien bleiben. Romai ist gestern per Bahn nach Hohenelbe gefahren und will versuchen, für unsere 6 Kinder Quartier auf den Planurbauden 1130 m hoch zu machen, wo sie alle Jahre seit langer Zeit Ski laufen gewesen sind. Wenn es glückt, erwägen wir dorthin mit den Kindern und möglichst viel Lebensmitteln zu trecken.[18] Das berühmte Schwein ist inzwischen ja auch schon gepökelt, geräuchert und in Säcken verpackt auf den Wagen geladen!! Dort wollen wir sitzen bleiben und abwarten, wenn wir wegmüssen, aber das alles sind schwierige Fragen, denn unser Weg kann uns u. Umständen abgeschnitten werden, wenn wir zu lange warten und andererseits können wir uns noch nicht zum Abschied entschließen. Hier im Hof sind noch unsere ganzen Polen, mit denen wir ausgesprochen gut stehen, aber von unseren eigenen Leuten ist niemand mehr da. Die Planurbauden liegen so, daß man nach einer Kammwanderung in Krummhübel wieder auskommen kann, daß sie aber an sich im Sudetengau[19] liegen. Unser Dorf soll ins Egerland evakuiert werden, aber das ist noch nicht fest entschieden. Jedenfalls ziehen die jetzt schon tief im Protektorat herum wo es bisher noch recht freundlich sein soll.

Das ist das Nötigste über uns. Wann mögen wir uns wieder sehen! Lebt wohl! Meine Liebe und meine Gedanken erreichen Euch immer. Ob Eugen[20] noch in Berlin ist und was ist wohl aus Alfred[21] geworden. Die Trennung von Euch wird mir immer wieder sehr schwer, aber ich weiß, worauf es ankommt und daß wir uns wiederfinden werden. Daß Marion und Muto hier von der

Partie sind, ist sehr schön! Am schwächsten sind Frau Picks[22] Nerven, die sehr auf Aufbruch drängt und überhaupt bei aller rührenden Arbeit und Hilfe schwierig ist.

Lebet wohl, noch einmal, ich muß den Brief befördern. Vielleicht schickt Ihr den Brief weiter an Asta Wendland, Alt Käbelich über Neubrandenburg Mecklbg. Ich weiß nicht, ob sie dort ist oder wo sie ist, aber das ist eine unserer Adressen und sie wird sich sehr um uns sorgen. Ich kann hier aber nur einen Feldpostbrief abschicken.

Von ganzem Herzen Eure Freya

[Handschrift, 2 Seiten] Kreisau, d. 13. Juni 45

Ihr Lieben, der Sturm ist nun schon 5 Wochen vorüber & ich habe eine sehr großes Bedürfnis, Euch wiederzufinden. Ich fühle jeden Tag erneut, wie groß meine Sehnsucht nach Euch ist & ich möchte unbedingt so schnell wie möglich wieder mit Euch zusammen leben. So wie vor der Trennung von Euch ein Sendbote kam, so kommt jetzt wieder einer: Romai will nach Berlin & dort vermute ich Euch schon wieder, wenigstens Harald. Sollte das nicht stimmen! Ich kann mir zwar von Berlin keine rechte Vorstellung machen & noch weniger von dem Leben dort. Ich möchte nur sehr gerne kommen um Euch zu sehen. Einstweilen gibt es hier aber schrecklich viel zu tun & es ist für mich noch schwerer als für Romai, jetzt wegzufahren. Hoffentlich findet sie Euch nur, denn soviel Mühe und Liebe ich daran wenden würde, kann ich von ihr doch nicht verlangen. – Wie mag es Euch ergangen sein! Ich kann mir nicht denken, daß es sehr schlimm war. So oft, so viel & so liebevoll habe ich an Euch gedacht! Uns jedenfalls ist es durchaus gut ergangen. Meine privaten Erfahrungen muß ich Euch mündlich einmal erzählen, das Andere kann Romai berichten. Am Berghäuschen ist jedenfalls bisher der Sturm vorüber gerauscht: es ist alles noch unverändert. – Die Russen werdet Ihr ja auch schon näher kennen, wenn Ihr wirklich in Berlin seid, aber was ist nur aus der lieben Wohnung geworden? Ist sie stehen geblieben? Steht das Sofa noch! Ja, von den Russen habe ich bisher nur Methoden verspürt, die mir nicht ganz unbekannt waren, & die mir Sorge machen wie z. B. «ja» sagen & «nein» tun. Außerdem sind sie wirklich wildere Leute als wir, aber sie sind großzügig & unpedantisch & haben viel Herz, das sind höchst sympathische Eigenschaften. Leider habe ich nur bisher noch keinem Russen begegnet, mit

dem ich mich hätte unterhalten können. Ihr? Kreisau ist dazu auch kein geeigneter Ort & Schweidnitz auch nicht. Aber bei Euch muß es sie doch geben. Es dauert auch nicht mehr lange, *dann muß ich kommen*. Ich fühle es, wenn ich hier sitze & schreibe, daß ich Euch wirklich in Kürze umarmen *muß*. Aber erst soll Romai sehen, was sie schafft & dann kann ich für die Liebe fahren.

Muto & Marion sind am 14. Mai nach Kauern & Klein Öls[23] zu Fuß abgezogen & seither sind sie verschwunden. Ob sie vielleicht schon bei Euch waren! Sie wollten an sich von Berlin noch einmal nach Kreisau kommen, aber wenn von Ohlau die Eisenbahn geht, dann haben sie es vielleicht doch anders gemacht. Vielleicht sitzen sie auch schon tief in irgendwelcher Arbeit. Ich weiß leider nichts & bin auch hier mit lauter Dingen schwer beschäftigt – nicht aber so, daß ich nicht alles von mir werfen könnte, um zu Euch zu kommen.

Das Leben ist manchmal sehr anstrengend, aber ich bin nie verlassen gewesen. Ich fühle, wie sehr ich zu Helmuth gehöre. Er ist da & das ist gut. Voller Glück sehe ich auf unser Leben mit Euch, diesen letzten und kostbarsten Abschnitt unseres gemeinsamen Erdenlebens. Nun seid Ihr so fest in unser Leben eingebaut, daß mein Herz danach schmerzt Euch mit meinen Händen und Augen zu fassen, ihr lieben Freunde. Unseren neuen Weg sehe ich noch nicht – sein Wesen kennen wir ja schon lange & plötzlich werde ich – & lieber Gott bitte mit Euch! – auf ihm gehen ohne zu wissen, seit wann ich darauf bin. Oder bin ich schon drauf?

Auf Wiedersehen! In großer Liebe Helmuths Freya

[Maschinenschrift, 2 Seiten] Berlin, den 24. August 1945

Lieber Harald,

bist Du wirklich gerade in Berlin gewesen, bist Du wirklich erst am Mittwoch Mittag abgefahren und ich Dienstag Mittag aus Schlesien angekommen? Daß Du da gewesen seist, sagte mir Mr. Gaevernitz[24] und Herr Schulte.[25] Ich werde noch weiter fragen, ob es wirklich wahr ist, weil weder Einsiedel,[26] noch Steltzer,[27] noch Trotha[28] Dich gesehen haben, die sehr große Sehnsucht nach Dir haben. Du bist also im Westen[29] und fängst dort an. Das macht mir großen Eindruck, denn weit von Deiner Arbeit will ich mich keinesfalls niederlassen. Das weißt Du ja.

Ich hoffe und glaube, daß es Euch gut gegangen ist. Wir sind immer noch in Kreisau und das Berghaus ist eine Oase, an die die

Sandstürme noch nicht herangekommen sind, aber sie toben bis dicht davor und sie toben so, daß ich nicht sehe, wie die 6 Kinder da diesen Winter noch sicher überstehen können. Noch ist alles so für sie, wie es sein soll, aber es kann sich jeden Tag ändern. Es ist ein zu wüstes Gedränge mit Polen und Russen um uns herum und die Polen benehmen sich äußerst unverschämt. Die Russen sind ganz merkwürdige und für uns schwer faßbare Leute und ich kann es noch immer nicht ganz glauben, was wir doch alle in irgendeiner Form in den letzten Monaten erfahren haben, daß man mit ihnen nicht in Kontakt kommen soll. Sichtlich ist was an ihnen dran und bestimmt ist gewaltig mit ihnen zu rechnen, aber es ist sehr schwer für uns Nicht-Kommunisten mit ihnen weiter zu kommen. Das sagen alle hier und wir erleben es genau so im Kleinen bei uns.

Da es also in Kreisau unhaltbar werden könnte, kam ich herauf und versuche die Kinder im Winter in die Schweiz bringen zu können, falls nötig und die Wege scheinen sich dazu auch zu ebnen. Romais Kinder nach Schweden – das ist schwieriger scheints – und die Casparchen in die Schweiz, wenns nötig wird. Das ist der Plan.

Was aus mir im Ganzen wird, das sehe ich noch nicht ganz und glaube auch, daß Geduld immer noch für mich die rechte Haltung ist. Ist etwas zu halten in Kreisau oder ist es das nicht? Lohnt es sich oder lohnt es sich nicht? Das weiß ich noch nicht. Steltzer sagt, es lohnt sich nicht. Noch bin ich nicht ganz überzeugt. Aber ohne Euch Alle will ich hier auch nicht leben. Na, ich warte ab![30] Muto und Marion sind in Kreisau, kommen aber im September od. Oktober nach Berlin. Muto will dann hier versuchen zu arbeiten. Wir alle wollten so gerne mit Dir über unsere Sorgen sprechen, aber das wird schon mal kommen. Jedenfalls steht die Hortensienstr. 50 noch (in Lichterfelde West) und Briefe oder Nachrichten kommen von dort auch sicher langsam nach Schlesien.

Wenn ich denke, daß ich Dich gerade verpaßt haben soll, so dreht sich mir das Herz im Leibe herum, aber es dauerte ja auch immerhin noch 2 Tage von meiner Ankunft an, bis ich entdeckt hatte, daß Du wirklich hier gewesen sein sollst.

Nun, Du wirst uns ja nicht vergessen und wir werden den Anschluß schon finden. Ich bin ganz unbesorgt, aber wie ich mich auf den Augenblick freue, wo Du wieder vor mir stehst und dazu Deine Dorothee und Dein frecher kleiner Harald, das kann ich

garnicht sagen. Daß ich so nah daran vorbeigeglitten bin, das kann ich nicht vergessen.

Heute geht nun nur dieser Gruß mit Steltzer nach Treisa und von dort wenn Du nicht da bist sicher doch zu Dir.

Lebt wohl und nicht zu lange von uns entfernt!

Es liebt Euch von Herzen und denkt an Euch alle Tage

Helmuths Freya

Anmerkungen von Beate Ruhm von Oppen

1. Das heißt die drei ersten; der vierte ist während eines Besuchs in Berlin geschrieben. Vgl. dazu die ungemein lebendige, zusammenhängende spätere Schilderung der letzten Monate in Kreisau in: Freya von Moltke / Michael Balfour / Julian Frisby: Helmuth James von Moltke 1907–1945: Anwalt der Zukunft. Stuttgart 1975. Berlin 1984, S. 317–346.
2. S. Harald Poelchau: Die letzten Stunden: Erinnerungen eines Gefängnispfarrers aufgezeichnet von Graf Alexander Stenbock-Fermor. Berlin 1949.
3. Moltke, der seit September 1939 als Kriegsverwaltungsrat in der völkerrechtlichen Gruppe der Abteilung Ausland / Abwehr gearbeitet hatte, war am 19. Januar 1944 verhaftet und zunächst in die Zentrale der Gestapo in der Prinz Albrecht-Straße, sodann als «Schutzhäftling» in das dem Konzentrationslager Ravensbrück angeschlossene Gefängnis und, als sich im Verlauf der Verhöre nach dem 20. Juli 1944 – an dem er nicht beteiligt war – der Verdacht gegen ihn verstärkte, ins Gefängnis Tegel gebracht worden. Dort blieb er bis zu seinem Prozeß vor dem Volksgerichtshof, der vom 9. bis 11. Januar stattfand, und bis zu seiner Hinrichtung am 23. Januar 1945. Näheres in der in Anmerkung 1 erwähnten Biographie; Moltkes Briefe aus der Kriegszeit in: Helmuth James von Moltke: Briefe an Freya 1939–1945. Herausgegeben von Beate Ruhm von Oppen. München 1988.
4. Eine Ehrung durch Yad Vashem erfolgte 1972 mit der Verleihung der Medaille der Gerechten der Völker. Die Karikatur Poelchaus in Peter Weiss' ‹Ästhetik des Widerstands› (Frankfurt/Main 1975) ist schwer erklärlich.
5. Die Potsdamer Konferenz des Juli/August 1945 stellte das von den Russen eroberte Gebiet bis zur Oder und westlichen Neisse unter polnische Verwaltung.
6. Die Schwester Moltkes, Asta Maria Wendland.
7. Freya von Moltke hatte Berlin am 25. Januar verlassen.
8. Ulla Oldenbourg, Freundin der Familie.
9. Der siebenjährige Helmuth Caspar und der dreijährige Konrad.
10. Rosemarie Reichwein, Witwe des im Oktober 1944 hingerichteten Pädagogen und Sozialisten Adolf Reichwein. Sie war mit ihren vier

Kindern wegen der Bombengefahr in Berlin nach Kreisau gezogen. Ihr Mann hatte dem Kreisauer Kreis angehört.

11. Der Schwager Wend Wendland – s. Anmerkung 6.
12. Die Familie Moltke war – aus Gründen der Sparsamkeit – schon 1928 vom Schloß ins nahegelegene «Berghaus» gezogen. Dort fanden auch die drei «großen» Zusammenkünfte des Kreisauer Kreises – Pfingsten und Oktober 1942 und Pfingsten 1943 – statt.
13. Sophie Gräfin Yorck von Wartenburg, geb. Freiin von Berlichingen. Peter Yorck (1904–1944) war Mitbegründer des Kreisauer Kreises.
14. Männa von Berlichingen.
15. Peter Yorcks Schwester Irene, die Ärztin war.
16. Marion Yorck von Wartenburg, die Witwe Peter Yorcks. Sie wurde nach dem Kriege Jugendrichterin. S. Marion Yorck von Wartenburg: Die Stärke der Stille. Erzählung eines Lebens aus dem deutschen Widerstand. Aufgeschrieben von Claudia Schmölders. Köln 1984.
17. Das «Protektorat Böhmen und Mähren» war nach dem deutschen Einmarsch in Prag im März 1939 gebildet worden.
18. Es wurde ein kurzes Zwischenspiel.
19. Der von Sudetendeutschen bewohnte Teil der Tschechoslowakei war nach dem Münchener Abkommen im Herbst 1938 dem Großdeutschen Reich einverleibt worden.
20. Eugen Gerstenmaier (1906–1986), Konsistorialrat, seit 1942 Mitglied des Kreisauer Kreises. Er kam als Mitangeklagter Moltkes im Volksgerichtshofsprozeß mit sieben Jahren Zuchthaus davon, gründete nach dem Krieg das Evangelische Hilfswerk und wurde ein prominenter Politiker der Christlich-Demokratischen Union. Zuletzt Bundestagspräsident 1954–1969.
21. Nicht feststellbar.
22. Moltkes Haushälterin in Berlin, später wegen Bombengefahr nach Kreisau evakuiert.
23. Yorcksche Güter.
24. Gero von Schultze-Gaevernitz, gebürtiger Schlesier, naturalisierter Amerikaner, der unter Allen Dulles im Krieg für das Office for Strategic Services (OSS) in der Schweiz gearbeitet hatte.
25. Möglicherweise Eduard Schulte, schlesischer Industrieller, der als erster die Nachricht von der systematischen Vernichtung der Juden ins Ausland gebracht hatte. S. Walter Laqueur / Richard Breitmann: Der Mann, der das Schweigen brach. Wie die Welt vom Holocaust erfuhr. Übersetzt von Erwin Duncker. Frankfurt/Main – Berlin 1986.
26. Horst von Einsiedel (1905–1948), Mitglied des Kreisauer Kreises, überlebte den Krieg, wurde aber später durch die sowjetische Besatzungsmacht verhaftet und starb im Lager Oranienburg/Sachsenhausen.
27. Theodor Steltzer (1885–1967), Mitglied des Kreisauer Kreises, der, obgleich vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, dank der Intervention skandinavischer Freunde den Krieg überlebte.

28. Carl Dietrich von Trotha (1907–1952), Vetter von Moltke und Mitarbeiter des Kreisauer Kreises.
29. Poelchau war 1945–46 Generalsekretär des Evangelischen Hilfswerks in Stuttgart, dann wieder in Berlin, zeitweilig wieder als Strafanstaltspfarrer am Gefängnis Tegel, 1951–72 als Landeskirchlicher Sozial- und Industriepfarrer der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, mit Sitz in Westberlin.
30. Nach sehr abenteuerlicher Rückreise nach Kreisau blieb Freya von Moltke mit ihren Kindern dort, bis englische Freunde intervenierten und erreichten, daß sie im Herbst nach Berlin gebracht wurde.

EDITH ENNEN

Die sieben Töchter des Pfalzgrafen Ezzo

Das noch bis in die jüngste Vergangenheit gültige Sprichwort «Der Wunsch nach einem Stammhalter ist der Vater vieler Mädchen» trifft auf den Pfalzgrafen Ezzo nicht zu. Soweit die spärlichen Quellen, die uns keine Geburtstage und -jahre übermittelt haben, Feststellungen gestatten, besaß er schon drei Söhne, als ihm mit Richeza die erste Tochter geboren wurde, der Adelheid, Theophanu, Heilwig, Mathilde, Sophia und Ida folgten.[1] Von den drei Söhnen wurde Hermann zum geistlichen Stand bestimmt und errang die hohe Würde und damals auch politisch wichtige Position eines Erzbischofs von Köln. Von den sieben Töchtern wurde nur Richeza verheiratet, die übrigen sechs wurden Stiftsdamen bzw. Klosterfrauen, fünf davon Äbtissinnen.

Wer war der Vater dieser sieben Mädchen, was bedeutet die Amtsbezeichnung Pfalzgraf? Die Pfalzgrafen der Karolinger und Ottonen besaßen umfassende administrative Befugnisse über die Königspfalzen, sie waren notwendige Beisitzer im Königsgericht. Die ererbte Machtbasis der «lothringischen» bzw. rheinischen Pfalzgrafen, d. h. der Pfalzgrafen von Aachen, der bedeutendsten deutschen Königspfalz, aus dem Hause der Erenfriede war groß. Sie reichte von der mittleren Maas bis über den Rhein. Die Pfalzgrafen übten die Oberaufsicht über die königlichen Domänen aus, vor allem über die Forsten und die großen Verkehrsstraßen; nicht zufällig lagen ihre Burgen an wichtigen Verkehrswegen: die Tomburg an der Aachen-Frankfurter Heerstraße, die jüngere Siegburg

an der Straße Köln-Frankfurt. Ihre Stellung kam der eines Herzogs gleich.[2] Als erster Pfalzgraf aus dem Geschlecht der Erenfriede wird Hermann genannt; er war der Vater des Pfalzgrafen Ezzo. Über Ezzo und seine Nachkommen unterrichtet vor allem eine Chronik des Klosters Brauweiler unweit Köln, dem Inhalt nach eher eine Stifter- als eine Klosterchronik.[3] Brauweiler wurde von Ezzo und seiner Frau Mathilde 1024 gestiftet, es war Hauskloster und Grablege der Pfalzgrafen. Die Heirat Ezzos mit Mathilde, der Tochter Kaiser Ottos II., der Schwester Kaiser Ottos III., um 991 bedeutete einen Aufsehen erregenden Aufstieg der rheinischen Pfalzgrafen. Daß der über 30 Jahre alte Ezzo die Hand Mathildens im Brettspiel mit dem noch nicht 10 Jahre alten Otto III. gewonnen haben soll, ist allerdings eine Fabel. Die kluge und vom Selbstgefühl des kaiserlich-sakralen Herrschertums durchdrungene Mutter Ottos III., Theophanu, hat der Heirat zugestimmt. Ezzo hat das Gut Brauweiler als Dos, als Brautgabe, seiner Gattin übereignet, sie brachte ihm eine reiche Mitgift, vor allem mitteldeutsche Güter zu. Mathilde starb schon im November 1025. Ezzo starb 1034, nach seinem schon 1031 verstorbenen erstgeborenen Sohn Ludolf. Der Sohn Hermann wurde 1036 Erzbischof von Köln, der dritte Sohn Otto erscheint 1035 als Pfalzgraf, 1045 als Herzog von Schwaben.

Richeza heiratete Mieszko II., den Sohn des Polenkönigs Bolesław Chrobry, der Tapfere. Dieser Ehebund war ein wichtiges Glied in den Beziehungen zwischen der aufstrebenden jungen polnischen Dynastie der Piasten und den deutschen Kaisern Otto III. und Heinrich II. Wir verdanken Herbert Ludat die erhellendste Darstellung dieser Vorgänge – Teil des Konsolidierungsprozesses einer lateinisch-christlichen Staatenwelt in Ostmitteleuropa – in vorurteilsfreier Auseinandersetzung mit der deutschen wie der polnischen Geschichtsschreibung.[4] Vereinbart wurde die eheliche Verbindung bei dem berühmten Akt von Gnesen, bei der Begegnung Kaiser Ottos III. mit dem Piastenfürsten Bolesław am Grab ihres gemeinsamen Märtyrerfreundes Adalbert von Prag im März des Jahres 1000, als Mieszko II. noch unmündig, Richeza noch ein Kind war. Bolesław, für dessen Herrschaftsbereich Sclavinia – Slavenland – in dieser Zeit erstmals die Bezeichnung Polonia – Polen – auftaucht, erstrebte ein *regnum*, ein Königreich, aber innerhalb des Imperiums, des kaiserlichen Universalreiches Ottos. Eine wichtige Voraussetzung eines selbständigen Fürstentums, eine eigene Kirchenorganisation, setzte er durch: Im Einverständnis mit

Papst Silvester II. und Kaiser Otto III. wurde Gnesen als polnisches Erzbistum eingerichtet. Bolesław wurde nicht zum König erhoben, erfuhr aber die Ehre, daß Otto ihm eine Nachbildung der heiligen Lanze mit einer Partikel vom Kreuz Christi, die sich im Krakauer Domschatz befindet, überreichte. Die Teilhabe des Piastenfürsten am Reich kam vor allem in der Eheabsprache zwischen der Kaisernichte Richeza und seinem Sohn und Nachfolger zum Ausdruck, auch darin, daß sein jüngster Sohn in der Taufe den Namen des Kaisers, Otto, erhielt. Ob Bolesław den Kaiser auf der Rückreise nach Aachen begleitet hat und dabei auch Richezas Eltern traf, ist mit Sicherheit nicht auszumachen. Fest steht, daß Bolesław den Missionsauftrag des weltlichen Inhabers der Macht ernst nahm – der deutsche Missionsbischof Brun von Querfurt hat ihn als Muster eines christlichen Herrschers hingestellt –, und daß er die schon im lateinischen Christentum gegebene Ausrichtung nach Westen wollte. «Die Achse Aachen-Rom hatte in Gnesen ein weit ostwärts vorgeschobenes neues Machtzentrum erhalten.» (Ludat)

Nach Ottos III. frühem und kinderlosen Tod stand Bolesław auf Seiten des Thronanwärters Ekkehard von Meißen, mit dem er wahrscheinlich verwandt war, auch verheiratete er seine Tochter Reglindis mit Ekkehards Sohn Hermann. Auch Pfalzgraf Ezzo hat vielleicht zu den Thronanwärtern gehört. Ekkehard wurde 1002 ermordet, die Bahn für Heinrich II. frei. Bolesław nahm am Merseburger Wahl- und Huldigungstag Heinrichs II. teil; das persönliche Verhältnis zwischen ihm und dem deutschen Herrscher verschlechterte sich aber bald. Heinrich bediente sich – zum Ärgernis mancher Zeitgenossen – der Hilfe der heidnischen Liutizen gegen den christlichen Polenherzog, der kein Vasall des deutschen Herrschers sein wollte. Der Merseburger Friedensschluß von 1013 wurde bekräftigt durch die nun geschlossene Heirat Richezas mit Mieszko; der 1016 geborene Sohn Beider, Kasimierz, erhielt in der Taufe seinen zweiten Namen Karl in Anknüpfung an die karolingisch-ottonische Tradition.

Die kriegerische Auseinandersetzung mit Heinrich II. war 1015 wieder aufgeflammt; im Frieden von Bautzen 1018 behauptete sich Bolesław, und nach dem Tod Heinrichs II. 1024 ließ er sich zum König erheben und krönen. Nach seinem Tod am 17. Juni 1025 trat Mieszko II. die Nachfolge an und wurde mit Richeza gekrönt. Mieszko wird als feingebildet und der griechischen Sprache mächtig gerühmt. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Richeza, die Bela,

König von Ungarn, heiratete, Kasimierz I., der 1040 seinem Vater folgen sollte, Gertrud, die um 1043 einen Großfürsten von Kiew heiratete. Zwischen dem Regierungsantritt Mieszkos II. und Kasimierzs I. lagen turbulente Zeiten. Bei der Nachfolge Mieszkos II. war dessen älterer Stiefbruder Bezprym übergangen worden; er fand sich damit nicht ab und suchte die Unterstützung des Fürsten von Kiew. – Bolesław hatte seinerzeit Kiew eingenommen, mußte es aber 1019 wieder aufgeben. – Der deutsche Herrscher Konrad II. suchte Mieszko zum Verzicht auf die Königswürde zu zwingen; auf dem Hoftag zu Merseburg im Juli 1033 fand sich Mieszko zu diesem Verzicht bereit und erhielt als «Tetrarch» in einem Drittel Polens die volle Gewalt; er starb schon im Mai 1034. Es kam zu inneren Unruhen; Richeza mußte mit ihrer Tochter Gertrud das Land verlassen. Der 1037 ebenfalls vertriebene Kasimierz konnte drei Jahre später zurückkehren und die Herrschaft der Piasten wieder herstellen.

Richeza war wieder in der rheinischen Heimat. Haben sich die dynastischen Beziehungen kulturell ausgewirkt? Oediger stellt «Fäden zwischen Köln und der jungen polnischen Kirche» fest.[5] Kasimierz gründete auf dem Berg Tyniec bei Krakau für sich, seine Mutter Richeza und seine Frau Dobronega von Kiew ein Kloster und berief dahin Mönche aus Lüttich; Lüttich gehörte zur Kölner Kirchenprovinz. Einer dieser Mönche, Aaron, wurde von Richezas Bruder, Erzbischof Hermann von Köln, zum Bischof von Krakau, einem Suffraganbistum Gnesens, geweiht. Aus Tyniec stammt ein kostbares Sakramentar der Kölner Malerschule; der Kölner, der einmal nach Krakau kam, fand dort neben dem Dom die Kirche seines Stadtheiligen Gereon.

Richeza war kein armer verlassener Flüchtling in ihrer alten Heimat. Sie hatte die Unterstützung ihrer Geschwister; aus ihrem väterlichen Erbe besaß sie Güter an Rhein und Mosel, aus ihrem mütterlichen das Gut Salz in Franken (bei Neustadt a. d. Saale) und den Besitz von Saalfeld und Coburg, den sie von ihrem 1047 gestorbenen Bruder Otto erbte. Der Verlust dieses Bruders – nach allem vorangegangenen Unglück – erschütterte sie so, daß sie nach seiner Beisetzung durch Bischof Bruno von Toul, den späteren Papst Leo IX., aus dessen Händen den Schleier empfing und ihre Prunkgewänder und ihren Schmuck auf dem Altar des hl. Nikolaus in Brauweiler aufopferte; er diente auch zum Bau an der Klosterkirche Brauweiler. Diese Schleiernahme bedeutet nicht den Eintritt in ein Stift oder Kloster, sie verpflichtete Richeza zu einem

zurückgezogenen, frommen und ehelosen Leben. Einen großen Teil ihres Grundbesitzes vermachte sie der Kölner Kirche, das Eigentum der Kölner Kirche am Kloster Brauweiler mit Zubehör stand seit 1051 fest. Ihr Gut in Salz schenkte sie an die Würzburger Bischofskirche, ihre Besitzungen Saalfeld und Coburg gewann Erzbischof Anno, der Nachfolger ihres Bruders auf dem Kölner Bischofsstuhl;[6] sie behielt sich den lebenslänglichen Nießbrauch vor. In Saalfeld residierte Richeza in ihren letzten Lebensjahren, vielleicht um ihrem als *Restaurator Poloniae* berühmt gewordenen Sohn Kasimierz näher zu sein. Hier starb sie am 21. 3. 1063, etwa 70 Jahre alt, und wurde am 12. 4. 1063 in der nicht mehr bestehenden Kirche St. Maria *ad gradus* nahe beim Kölner Dom beigesetzt. Ihr Grabmal wurde 1817 in den Dom versetzt; der Sarkophag aus Drachenfelser Trachyt trug an der Stirnseite Bildnisse Richezas und ihres Bruders Hermann. Jetzt ruhen ihre sterblichen Überreste in einem modernen Sarkophag.[7]

Typisches Schicksal einer Tochter aus hochadligem Haus in jener Zeit: Nach politischen Gesichtspunkten wird sie als Kind verlobt, kommt jung verheiratet in ein fremdes Land, dessen Sprache sie nicht versteht, wird früh Witwe und aus dem Land vertrieben. Der Rückhalt an Brüdern und Schwestern in der Heimat, ererbter Reichtum geben ihrem Leben den gewohnten äußeren Rahmen, ihre Rechte weiß sie – wie es ihr Verhalten gegenüber Anno zeigt – zu wahren. Über ihr Äußeres, ihr inneres Denken und Fühlen sagen die Quellen nichts, ein Romanschreiber kann das mit modernen Vorstellungen überbrücken, ein Historiker nicht. – Typische Familienpolitik eines hochadligen Hauses ist auch die Errichtung und Bewidmung von Stiften und Klöstern, in denen «überzählige» Söhne und Töchter eine ehrenvolle Unterbringung finden und unablässig für das Heil der Lebenden und der Verstorbenen des Hauses beten. Klöster und Stifter sind Mittelpunkte des wirtschaftlichen und des kulturellen Lebens in diesen städtelosen Jahrhunderten und in der Hand mächtiger Familien auch politische Stützpunkte. Für die Ottonen im Sachsenland hat das jüngst Karl Leyser eindrucksvoll dargestellt.[8] Auch hierin handeln die Ezzonen wie ihre königlichen Verwandten.

Wie erging es Richezas geistlichen Schwestern? Nur wenig wissen wir von Adelheid, Äbtissin von Nivelles. Die Nachrichten über das Kloster, in dem einst die hl. Gertrud irische Wandermönche versorgte, sind für das 10. und 11. Jahrhundert sehr spärlich; es läßt sich nur eine Äbtissinnenreihe nachweisen, die für das Jahr

1003 eine Alhede, das ist Adelheid, nennt und für 1011 bereits eine Ode.[9]

Sophia und Ida wurden dem Reichsstift Gandersheim zur Erziehung übergeben. Dort regierte als Äbtissin ihre Tante Sophia, die Schwester Kaiser Ottos III., eine sehr energische Dame. Sie hat in der lange dauernden Auseinandersetzung zwischen den Erzbischöfen von Mainz und den Bischöfen von Hildesheim über die beiderseitigen Befugnisse in Gandersheim eine höchst aktive, auch vor äußerer Gewaltanwendung nicht zurückschreckende Rolle gespielt.[10] Sie kam offensichtlich mit ihren beiden jungen Nichten und drei weiteren Zöglingen nicht zurecht. Diese fünf Mädchen wollten nicht in Gandersheim bleiben, sie nahmen um 1025/26 Verbindung zu Erzbischof Aribo zu Mainz auf, ließen sich nach Mainz beurlauben und weigerten sich, nach Gandersheim zurückzukehren. Die Hintergründe dieser ganzen Begebenheiten sind nicht mehr restlos aufzuhellen.[11] Ida und Sophia traten in ein Mainzer Marienkloster, wohl Altenmünster ein, das von einer Schwester des Erzbischofs geleitet wurde. Auf der Synode in Frankfurt am 24./25 September 1027 verlangte Äbtissin Sophia die Mädchen zurück.[12] Das wurde ihr auch zugestanden, die Mädchen wurden alle im Benediktinerinnenkloster St. Marien bei Gandersheim untergebracht, also nicht im Reichsstift Gandersheim selbst. Aus diesem Gandersheimer Kloster wurden sie nächtlicherweile entführt und blieben mit ausdrücklicher Zustimmung des Erzbischofs Aribo in Mainz. Erst nach Aribos Tod schloß 1031 sein Nachfolger Erzbischof Bardo mit der Äbtissin Sophia im Reichsstift Gandersheim und dem Beauftragten Bischof Godehards von Hildesheim, der die Entflohenen exkommuniziert hatte, einen Vergleich: Zwei der Mädchen blieben in Mainz, die Ezzonentochter Sophia war mittlerweile in Mainz verstorben. Zwei, darunter Ida, kehrten nach Gandersheim in das Benediktinerinnenkloster zurück. Nach dem Tod der Äbtissin Reinburga wurde Ida hier Äbtissin. Godehard von Hildesheim weihte sie. Ida wurde spätestens ab 1049 – wahrscheinlich zusätzlich – auch Äbtissin von Maria im Kapitol zu Köln. Wir werden ihr hier als Bauherrin und Mäzenatin noch begegnen. Sie starb 1060.

Mathilde wurde Äbtissin des Frauenklosters Dietkirchen bei Bonn. Bei der Dietkirche, die an der Südwestecke des ehemaligen Römerlagers Castra Bonnensia als Taufkirche im 6. Jahrhundert, wenn nicht schon früher, entstanden war, wurde kurz vor 1015 ein Nonnenkloster gegründet.[13] Durch die Schwerpunktsverlagerung

der Siedlung Bonn von der Antike zum Mittelalter kam es, daß die Dietkirche außerhalb des mittelalterlichen Mauerrings der Stadt Bonn lag. Bei ihr hatte sich ein Jahrmarkt und eine kleine dorfartige Siedlung entwickelt. Das Kloster Dietkirchen wurde vermutlich von den Ezzonen gegründet, die damals die Grafenrechte im Bonngau besaßen. Es stützt diese Vermutung, daß die Ezzonentochter Mathilde hier – nach 1021 – Äbtissin wurde. Mathilde war zugleich Äbtissin im Kloster Vilich auf der rechten Rheinseite, hier war sie die zweite Nachfolgerin der hl. Adelheid, der ersten der Gründerfamilie entstammenden Vilicher Äbtissin.[14]

Theophanu wurde 1039 Äbtissin im ottonischen Reichsstift Essen.[15] Essen war ein streng hochadliges und großes Stift. Im 10. Jahrhundert befanden sich unter den Stiftsdamen noch einige Griechinnen, ehemalige Hofdamen der Kaiserin Theophanu. Für die Seelsorge der Stiftsdamen existierten sechs Priesterkanoniker, die sich zu einem nichtadligen Kanonikerkapitel zusammenschlossen und von der Äbtissin ernannt wurden. Theophanu folgte als Äbtissin ihrer Tante, der Kaisertochter Sophie, die uns schon als Äbtissin des Reichsstifts Gandersheim bekannt geworden ist und Schwierigkeiten mit den Schwestern Sophia und Ida der Theophanu hatte. Theophanu war gleichzeitig Äbtissin des hochadligen Frauenstiftes Gerresheim bei Düsseldorf.

Heylwig schließlich war Äbtissin – bis zum Jahre 1076 – am Stift St. Quirin zu Neuss.[16]

Wie stand es um die Rechte und Pflichten dieser Äbtissinnen? Die verfassungsrechtliche Stellung dieser Stifter und Klöster kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Sie unterstanden in den kirchlichen Belangen dem Diözesanoberen, also dem Erzbischof von Köln. (Von den Gandersheimer Verhältnissen sehe ich hier ab.) Eine Sonderstellung nahm Essen ein. Essen erhielt 947 eine päpstliche Schutzurkunde, die aber die geistliche Gewalt des Kölner Erzbischofs nicht völlig ausschloß. Sie genossen in weltlicher Hinsicht Immunität, als Vermittler zur weltlichen Gewalt stand ihnen ein Vogt zur Seite; die Kirchenvogtei und ihre Entwicklung ist ebenfalls ein hier nicht zu erörterndes verwickeltes Problem.

Es blieb genug an Rechten und Pflichten für die Äbtissinnen übrig. Sie besaßen die hausherrliche Gewalt im Kloster, sie waren Grundherrinnen über den oft bedeutenden Besitz an Land und abhängigen Leuten. Sie waren auch Marktherrinnen: Kaiser Heinrich III. verlieh dem Stift Essen am 13. Juni 1041 einen Jahrmarkt von sechs Tagen, drei Tagen vor und drei Tagen nach dem Fest

von Cosmas und Damian am 27. September. Zum Markt gehörte auch die Münze; allerdings war die Essener Münze zunächst noch königlich, und das Münzrecht kam erst später an die Äbtissin. – Wir erwähnten schon den Dietkirchener Jahrmarkt, der vom Vorabend des Johannistages bis zum Peter- und Paulsfest stattfand, also vom 23. bis 29. Juni. Noch 1349 bestätigte Kaiser Karl IV. dem Kloster Dietkirchen u. a. das uralte Recht, auf dem Platz vor der Kirche am Johanniskreuz einen Jahrmarkt zu halten.

Über ihre Erfolge in der Verwaltung ihrer Güter und Rechte erlauben uns die spärlich fließenden Quellen des 11. Jahrhunderts keine präzisen Aussagen. Daß die Pfalzgrafentöchter bedeutende Bauherrinnen und Förderinnen der Künste waren, bezeugen bis heute die von ihnen inspirierten und in Auftrag gegebenen Werke, die zudem interessante stilistische Übereinstimmungen aufweisen.[17]

Auf Mathilde geht der dritte Bau der Klosterkirche in Vilich zurück, der vor 1056 fertiggestellt wurde. – Richeza in ihrer Witwenschaft, Ida und Theophanu bauten in Brauweiler (Grundsteinlegung am 30. Juni 1048, Kryptaweihe am 21. Dezember 1051, Schlußweihe am 30. Oktober 1061), Ida an Maria im Kapitol (Weihe des Kreuzaltars am 2. Juli 1049, Abschlußweihe nach ihrem Tod), Theophanu am Essener Münster (Weihe der Außenkrypta am 9. September 1051 durch ihren Bruder Erzbischof Hermann von Köln). «Zwischen diesen drei Bauten gibt es architektonische Parallelen, die auf Beziehungen zwischen den Bauherrinnen schließen lassen. So ist die Krypta in Brauweiler eine exakte Wiederholung der Krypta von St. Maria im Kapitol, nur ist sie – den Größenverhältnissen der Kirche in Brauweiler angemessen – auf etwa die Hälfte verkleinert ... Beide Stiftskirchen [Maria im Kapitol und Essen] zeigen ... eine sehr auffällige Gemeinsamkeit im Aufbau der Westanlage: Essen wie Köln kopieren den Aufbau der Aachener Pfalzkapelle, und zwar in spezifischer Weise ... [sie] imitieren allein den Aufriß mit der unverkennbaren Form des Aachener Säulengitters. Dieses Säulengitter, das – achtmal wiederholt – den Innenaufbau der Pfalzkapelle Karls des Großen bestimmt, wird sowohl in Essen als auch in Köln aus der Achtzahl gelöst, es wird sehr exakt imitiert, aber isoliert vorgeführt. Das geschieht in Essen dreimal, in Köln einmal. Schon diese Isolierung kommt sonst nirgendwo vor und schließt die beiden Bauten zusammen. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, daß es der Westbau ist, den die Aachenkopie in Essen und Köln bestimmt. Auch dies ist in

der Nachfolge der Pfalzkapelle Karls des Großen einmalig.» (Weilandt) Die Übernahme des Säulengitters deutet Weilandt zu Recht als ottonische Anknüpfung an die karolingische Tradition; er macht auch darauf aufmerksam, daß der Bruder der Bauherrinnen, Erzbischof Hermann, das Recht des Kölner Erzbischofs, den deutschen König in Aachen zu krönen – das Mainz bestritt –, energisch verfocht und daß es ihm zugestanden wurde, weil Aachen zum Bistum Lüttich und damit zur Kölner Kirchenprovinz gehöre und «propter claritatem generis sui», seines berühmten Geschlechtes wegen.

Weilandt vermag noch weitere künstlerische Beziehungen zwischen Essen und Köln glaubhaft zu machen, in Kapitellformen und in der Goldschmiedekunst: Der goldene Buchdeckel des von Theophanu gestifteten Evangeliars im Essener Domschatz ist stilistisch verwandt mit dem von Ida von Maria im Kapitol und Erzbischof Hermann gestifteten Hermannkreuz. Weilandt hat die Stifterin des Hitda-Codex, eines Hauptwerkes der ottonischen Kölner Malerschule, als die Äbtissin Ida von Maria im Kapitol – wie ich glaube, wohlbegründet – identifiziert; ich gebe seine wichtigsten Argumente wieder: Auf dem Dedikationsbild reicht eine als «Hitda abbatissa» bezeichnete Dame der hl. Walburga das Buch; die gegenüberliegende Zierseite trägt einen Widmungsvers, der besagt, daß Hitda dieses Buch «für sich und die Ihren» schenkt; ein dem Codex eingeheftetes Schatzverzeichnis weiterer Geschenke dieser Hitda nennt sie «peregrina», Fremde, Pilgerin. Der Hitda-Codex war für das Kanonissenstift zu Meschede bestimmt. Eine Äbtissin Hitda ist in Meschede nicht bekannt, auch der Zusatz «peregrina» spricht dagegen, daß die Stifterin aus Meschede stammt. Auch ein Evangeliar von Gerresheim, ebenfalls ein Werk der Kölner Malerschule und nur kurz nach dem Hitda-Codex entstanden, wurde von einer Hitda gestiftet. Ida von Maria im Kapitol hatte durch ihren erzbischöflichen Bruder Hermann, der Meschede 1042 die Kirche zu Calle mit allem Zubehör schenkte, Beziehungen zu Meschede und durch ihre Schwester Theophanu, die auch in Gerresheim Äbtissin war, zu Gerresheim. Auch eine Durchmusterung des damaligen Namenbestandes lenkt den Blick auf Ida.

Der Hitda-Codex und das Hermannkreuz bringen Darstellungen der Äbtissin Ida und das Essener Evangeliar der Theophanu. Aber was sagen uns diese verschleierten Frauen? Was können wir als Historiker ohne Überschreitung unserer Erkenntnisgrenzen über sie sagen? Sie waren – wir wiederholen es – Objekte der

Politik. Sie nahmen ihr Schicksal an – aber nicht bedingungslos, wie Sophias und Idas Flucht aus Gandersheim bezeugen. Uns überrascht die räumliche Mobilität dieser jungen Damen, die offensichtlich den weiten Ritt von Gandersheim nach Mainz nicht scheuten. Wir dürfen uns ihr Klosterleben nicht asketisch und streng gebunden vorstellen. Von den besonderen Gebetspflichten der geistlichen Frauen abgesehen, dürften die äußeren Lebensumstände am Pfalzgrafenhof und in Essen, Nivelles usw. sich wenig unterschieden haben. Richezas geistliche Schwestern hatten es in mancher Hinsicht leichter als die Königin von Polen. Gemeinsam war ihnen ihr ausgeprägtes Herkunfts- und Standesbewußtsein. Sie hatten vor allem durch ihre Mutter teil an der sakralen Weihe auch der weltlichen Macht. Nur die Mutter der Äbtissin Theophanu von Essen wird in der Schriftplatte aus ihrem Sarkophag genannt, nicht der Vater: « ... obiit Theophanu Abbatissa Filia Mathildis Filie Ottonis Secundi Imperatoris»; sie ist die Tochter der Tochter Kaiser Ottos II. Das ist nichts Ungewöhnliches. Im frühen Mittelalter ist das Familienbewußtsein kognatisch, d. h. die Verwandten väterlicher- wie mütterlicherseits gelten immer gleichviel, wenn sie gleichen Standes sind, und sind die Ahnen mütterlicherseits vornehmer, gelten sie eben mehr. Judith, die karolingische Prinzessin, wird als Stammutter des flandrischen Grafenhauses verehrt, und nicht ihr Gatte Balduin steht vornean in der Ahnentafel. Diese Auffassung gilt auch noch in der Ezzonenzeit. Der starke Zusammenhalt der Geschwister wird hier noch verstärkt dadurch, daß ein Bruder und sechs Schwestern geistlichen Standes keine eigenen Familien gegründet haben. Dem sakral überhöhten Standesbewußtsein entsprach das Mäzenatentum der Ezzonentöchter; sie bauten Kirchen, und wenn sie auch selbst Prunkgewänder trugen und reichen Schmuck besaßen, die kostbarsten Goldschmiedearbeiten, die sie in Auftrag gaben, waren für die Kirche bestimmt. Eingebunden in eine transzendentale Ordnung der Gesellschaft, ja des ganzen Lebens, haben sie große Werke geschaffen.

Anmerkungen

1. Diese Reihenfolge stammt aus der Brauweiler Überlieferung. Fr. Wilhelm Oediger: Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter. 1. Bd. (Publ. d. Ges. f. rhein. Geschichtskunde 21). Bonn 1954–61, Nr. 770; zu Recht hat Oedigers Edition korrigiert, daß Sophia älter

war als Ida. Eine Stammtafel bietet Ursula Lewald: Die Ezzonen. Das Schicksal eines rheinischen Fürstengeschlechts. In: Rhein. Vierteljahresblätter 43, 1979, S. 120ff. auf S. 121. Von der älteren immer noch heranzuziehenden Literatur nenne ich hier Ruth Gerstner: Die Geschichte der lothringischen und rheinischen Pfalzgrafschaft von ihren Anfängen bis zur Ausbildung der Kurterritoriums Pfalz. (Rheinisches Archiv 40). Bonn 1941. Daß Richeza eine Tochter Ezzos und der Kaisertochter Mathilde ist, stellt unbezweifelbar klar: Ed. Hlawitschka: Königin Richeza von Polen – Enkelin Herzog Konrads von Schwaben, nicht Kaiser Ottos II.? In: Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter, Festschrift Jos. Fleckenstein. Sigmaringen 1984, S. 221ff.

2. Franz Steinbach: Geschichtliche Räume und Raumbeziehungen der deutschen Nieder- und Mittelrheinlande. In: Collectanea Franz Steinbach. Bonn 1967, S. 42.
3. Hans Patze: Adel- und Stifterchronik. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 100, 1964, S. 51ff. – Fr. W. Oediger: Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts (Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. I). Köln 1972, S. 112ff.
4. Herbert Ludat: An Elbe und Oder um das Jahr 1000. Köln-Wien 1971, darin besonders die Beiträge Piasten und Ekkehardiner, Piasten und Ottonen. Ders.: Slaven und Deutsche im Mittelalter. Köln-Wien 1982, darin besonders The medieval Empire and the first Piast state.-Manfred Hellmann: Polen. In: Theodor Schieffer: Europa im Wandel von der Antike zum Mittelalter. (Handbuch d. Europ. Geschichte, Bd. 1). Stuttgart 1976, S. 902. Maria Bogucka: Das alte Polen. Leipzig-Jena-Berlin 1983, S. 27ff.
5. Oediger (wie in Anm. 3) S. 113; vgl. auch U. Lewald (wie in Anm. 1) S. 144.
6. Erzbischof Anno hat Richeza zur Übertragung ihrer mitteldeutschen Güter an die Kölner Kirche geradezu gedrängt. Man wird darin einen Ausdruck seines ausgeprägten Amtsbewußtseins sehen, nicht – wie U. Lewald (wie in Anm. 1) – seiner bescheidenen Abkunft, die nach neueren Forschungen gar nicht so bescheiden war; vgl. Hein. Bühler: Studien zur Geschichte der Grafen von Achalm und ihrer Verwandten. In: Zeitschrift für Württemberg. Landesgeschichte 43, 1984. Zum Gut Salz vgl. Hlawitschka (wie in Anm. 1) S. 240ff.
7. Der Dom zu Köln. (Kunstdenkmäler der Rheinprovinz I, 3). Düsseldorf 1937, S. 278.
8. Karl Leyser: Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen. (Veröffentl. d. Max-Planck-Instituts f. Geschichte 76). Göttingen 1984.
9. J.J. Hoebanx: L'abbaye de Nivelles des origines au XIV[e] siècle. 1951, S. 327.
10. Edith Ennen: Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. München 1987, S. 80.

11. Hans Goetting: Das Benediktinerinnenkloster St. Marien vor Gandersheim. (Das Bistum Hildesheim 2, Germania Sacra NF 8). Berlin-New York 1974, S. 142.
12. Fr. W. Oediger: Die Regesten der Erzbischöfe von Köln (wie in Anm. 1) Nr. 728.
13. K. Brosche: Die Geschichte des Frauenklosters, späteren Kanonissenstiftes Dietkirchen bei Bonn von den Anfängen der Kirche bis zum Jahr 1550. Diss. Bonn 1951, Masch.; Edith Ennen u. Dieter Höroldt: Vom Römerkastell zur Bundeshauptstadt. 3. Aufl. Bonn 1976, S. 41.
14. Dietrich Höroldt (Hg.): 1000 Jahre Stift Vilich. 978–1978. Bonn 1978, S. 33, S. 107f.
15. Walther Zimmermann: Das Münster zu Essen. (Kunstdenkmäler d. Rheinlandes, Beiheft 3). Essen 1956.
16. Raymund Kottje: Das Stift St. Quirin zu Neuss von seiner Gründung bis zum Jahre 1485. (Veröffentl. d. Hist. Ver. f. d. Niederrhein 7). Düsseldorf 1952, S. 169.
17. Irmingard Achter: Die Baugeschichte der Vilicher Kirchen. In: Dietrich Höroldt (wie in Anm. 14) S. 107f. Gerhard Weilandt: Wer stiftete den Hitda-Codex (Darmstadt, Hess. Landes- und Hochschulbibliothek, Cod. 1640)? Ein Beitrag zur Entwicklung der ottonischen Kölner Buchmalerei. In: Annalen d. Hist. Ver. f. d. Niederrhein 190, 1987, S. 49ff. Zitat auf S. 61.

KARL BERTAU

Die Geschichte des Ablaßkrämers aus Chaucers ‹Canterbury Tales›

Ich beginne *medias in res,* indem ich eine der Geschichten aus den ‹Canterbury Tales› zu übersetzen versuche. Ich habe dafür die Geschichte des Ablaßkrämers ausgewählt, die die englische Literaturkritik gern als die beste ‹short story› der Welt apostrophiert, was ja nicht heißt, daß sie eine ‹Kurzgeschichte› oder eine besonders kurze Geschichte sein muß, sondern nur, daß sie in ihren Gelenken knapp und präzise gebaut ist. Absichtlich lasse ich aber dabei den Erzähler zunächst möglichst draußen, lasse also die Einleitung (1.0) unübersetzt. Aber im Verlaufe der Erzählung kann ich den Erzähler nicht am Erscheinen hindern. Ich möchte damit erreichen, daß das Phänomen des Erzählers besonders deutlich wird. Ich übersetze auch absichtlich in Prosa. Ich tue dies auch aus dem Grunde, um anschließend erörtern zu können, was der Vers bei

Chaucer leistet. Ich versuche wieder, möglichst wörtlich zu bleiben und beginne bei Vers 661:

(2.1) Schon bevor irgendeine Glocke zum Sechs-Uhr-Gebet geläutet hatte, saßen diese drei Lebebolde, von denen ich erzähle, in der Kneipe und tranken. Und wie sie so dasaßen, hörten sie eine Glocke bimmeln, die einer Leiche voranging, welche zu Grabe getragen wurde. Einer rief den Lehrjungen und sagte: «Lauf doch mal hin und bring heraus, wessen Leiche da eben vorbeigetragen wird, und paß gut auf, daß Du uns den richtigen Namen bringst!» – «Sire», antwortete der Junge, «das ist gar nicht nötig. Der ist mir schon vor zwei Stunden gesagt worden, noch ehe Sie hierher gekommen sind. Bei Gott, er war ein alter Freund von Ihnen. Er ist letzte Nacht ganz plötzlich erschlagen worden, als er besoffen hier auf seinem Stammplatz saß. Da kam so ein raffgieriger Diebskerl – die Menschen nennen ihn *Tod* –, der alle Leute in dieser Gegend erschlägt, und mit seinem Spieß hat er ihm das Herz in zwei Teile geschnitten, und dann ist er wieder weggegangen, ohne ein Wort zu sagen. Tausende hat er so abgemurkst bei der letzten Pest. Und, Meister, ich habe den Eindruck, Sie sollten ganz besonders vorsichtig sein, wenn Sie sich mit einem solchen Gegner anlegen wollten. Sie müssen immer darauf gefaßt sein, daß Sie ihn plötzlich (irgendwo) treffen. Das hat mir (jedenfalls) meine Mutter (so) beigebracht. Weiter was kann ich nicht sagen.» – Da fiel der Wirt ein: «Bei der heiligen Muttergottes, was der Junge sagt, ist wahr! Dieses Jahr hat der Kerl in einem großen Dorf, etwas mehr als eine Meile von hier, alle Männer erschlagen, dazu die Frauen, Kinder, Bauern und Knechte. Ich denke, er wird hier irgendwo seine Wohnung haben. Es wäre schon klug, auf ihn gefaßt zu sein, ehe er noch wen anders in Schande bringt!» – «Hehe, bei Gottes Arm», rief der Lebebold, «das soll so gefährlich sein, ihn zu treffen? Ich werd' ihn schon finden auf dem einen oder andern Weg oder auf irgendeiner Straße! Das schwör ich bei den heiligen Knochen Gottes! Hört zu, Genossen! Wir Drei sind doch (eigentlich) Einer! Laßt uns jeder dem andern die Hand geben, und jeder soll des andern Bruder sein! Und dann werden wir diesen falschen Verräter *Tod* erschlagen! Erschlagen soll er werden, der so viele erschlägt, bei der Ehre Gottes! Und das, noch ehe es Nacht wird!» – Alle Drei haben sie sich gegenseitig geschworen, für den andern zu leben und zu sterben, ganz so, wie wenn sie leibliche Brüder wären. Dann sind sie aufgesprungen, vor Begeisterung völlig betrunken, und sie sind losmarschiert auf jenes Dorf, von dem der Wirt ge-

sprochen hatte. Dabei fluchten sie unentwegt die scheußlichsten Flüche vor sich hin und zerrissen immerfort den Leib Christi: «*Tod* wird totgemacht!» (Das war ihr Refrain), wenn sie ihn bloß erst hätten. (– 710)

Soweit die Exposition. Der *Tod* wird als Gestalt so personifiziert, wie er bei uns als Figur der Krankheit verwissenschaftlicht wird. Gäbe es diese Krankheiten alle nicht mehr, brauchte keiner mehr zu sterben; analog ist der Gedanke (dieser drei *riotoures*) hier: Gibt es den *Tod* nicht mehr, braucht keiner mehr zu sterben. Es braucht wohl nicht zu verwundern, wenn ausgerechnet das 14. Jahrhundert den *Tod* als Figur zu besonderen ikonographischen Ehren bringt, auf den Totentanzdarstellungen und auf den jetzt erfundenen Tarock-Karten, mit denen man die persönliche Zukunft weissagt. Und in gewissem Sinn wird die Exposition ja angestoßen und in Gang gebracht durch eine Begegnung mit einem Zeichen – der bimmelnd vorbeigetragenen Leiche –, an welches die beunruhigte Frage gestellt wird: Was bedeutet dieses momentane Ereignis für mein künftiges Leben? Das ist seiner Struktur nach eine Kartenschläger-Frage. Und der 2. Akt unserer Geschichte bringt sofort eine neue Begegnung, durch welche sich diese Frage wiederum stellt:

(2.2) Sie waren noch keine halbe Meile marschiert und wollten gerade über einen Steg trotten, da stießen sie auf einen ärmlichen, alten Mann. Der grüßte sie ganz bescheiden und sagte: «Jetzt schütz Euch Gott, Ihr Herren!» – Der frechste der drei Forschen erwiderte dagegen: «Was (quatschst Du da), verdammter Kerl? Wozu haste denn Dein Gesicht so eingemummelt? Was lebste denn überhaupt noch bei Deinem hohen Alter?» – Da sah ihm der alte Mann ins Gesicht und sagte schließlich: «Weil ich den Menschen nicht finden kann – bis nach Indien bin ich deswegen gewandert –, in keiner Stadt und in keinem Dorf finden kann, der eintauschen wollte seine Jugend gegen mein Alter. Deswegen muß ich mein Alter behalten, immer weiter, die ganze lange Zeit, solange es Gottes Wille ist. Nicht einmal *Tod* will meinen Körper haben, leider! Und so gehe ich denn ruhelos, wie einer, den man verstoßen hat, auf diesem Erdboden herum, der (ja doch) das Tor meiner Mutter ist. Früh und spät klopfe ich an mit meinem Stab und sage: ‹Liebe Mutter, laß mich ein! Sieh nur, wie ich mein Fleisch und mein Blut und meine Haut (nach und nach) aufesse! Ach, wann können meine Knochen Ruhe finden? Mutter, ich würde so gerne mit Dir meine Schatztruhe tauschen, die schon viele Jahre in mei-

nem Zimmer steht; ja, ich würde sie tauschen für ein härenes Kleid, um mich darein zu mummeln!› Doch bis jetzt will sie mir diese Gunst nicht antun. Deswegen ist mir das Gesicht so bleich und verwelkt.

Indes, Ihr Herren! Es schickt sich nicht für Euch, so unverschämt zu einem alten Mann zu reden, wenn er nicht in Worten und Taten ungebührlich (zu Euch) gewesen ist. In der Heiligen Schrift könnt Ihr ja selber recht gut lesen: ‹Vor einem Alten, dem das Haar grau ist auf dem Haupte, sollst Du aufstehen› (3. Mose 19, 32). Deswegen gebe ich Euch den Rat: Tut einem alten Mann jetzt kein Leid! Ihr wollt ja vermutlich auch nicht, daß Euch einer so behandelt, wenn Ihr mal alt seid – wenn Ihr denn so lange zu leben habt. Dann wird Gott mit Euch sein, wohin Ihr auch geht und reitet. Ich muß jetzt aber dorthin gehen, wohin ich zu gehen habe.» – Sofort sagte der zweite dieser Spieler: «So leicht gehst Du nicht, bei Sankt Johann! Grad eben hast Du gesprochen von diesem Verräter *Tod*, der hier in der Gegend alle unsre Freunde umbringt. Bei meinem Eid! Du bist sein Spitzel! Sag, wo er ist, oder Du wirst es bezahlen müssen, bei Gott und seinem heiligen Sakrament! Ganz sicher bist Du einer von seinen Helfern! Ihr wollt uns junge Leute bloß umbringen, Du falscher Diebskerl!» – «Nun, Ihr Herren», antwortete er, «wenn Ihr denn so gerne den *Tod* finden wollt, dann geht nur diesen krummen Weg hinauf, denn, um die Wahrheit zu sagen: In jenem Wäldchen habe ich ihn verlassen, unter einem Baum. Und da wird er (wohl noch) warten. Noch wird er sich vor Eurer Angeberei kaum verstecken! Seht Ihr die Eiche da? Genau da werdet Ihr ihn finden! Gott, der die Menschheit freigekauft hat, schütze Euch, und er bessere Euch!» So sprach dieser alte Mann. (– 767)

Soweit der 2. Akt. Natürlich: Dieser alte Mann ist bereits der *Tod,* mindestens ist er sein Bote. Ein ähnliches Fluktuieren, wie es bei William Langland zwischen Allegorie und Person zu beobachten war, herrscht hier bei Chaucer zwischen Personifikation und Person. Aber die Person-Seite ist stärker ausgeformt, d. h. die Gestalt scheint ein offenes Schicksal noch vor sich zu haben, ihren eigenen Tod; aber gleichzeitig hat man doch den Verdacht: Dieses Schicksal ist längst vorbestimmt, ist etwas Allgemeines. Die Person hat ihre Allgemeinheit aufgrund ihrer Prädestination als Typus. Ich denke, das gilt für alle Gestalten bei Chaucer. Das macht ihre Tiefe aus. Alles Individuelle ist Schicksalszeichen, aber das Zeichen kann nicht eindeutig gelesen werden, sondern nur erahnt

und befürchtet. Ich möchte gern wieder sagen: Das ist das Tarock-Kartenhafte der Welt bei Chaucer. Das verbindet ihn im Grunde auch mit Samuel Beckett.

Es folgt, ab Vers 768, sozusagen der 3. Akt, der Umschwung, in dem nicht mehr der *Tod* im Blick ist, sondern ein vermeintliches Glück:

(2.3) Und jeder dieser drei forschen Kerle rannte, bis er bei jenem Baum war. Und dort fanden sie feine, runde Florentiner-Taler, aus Gold geprägt, schätzungsweise 8 Scheffel, wie sie meinten. In diesem Augenblick dachten sie nicht länger an den Herrn *Tod,* sondern jeder von ihnen war glücklich über solchen Anblick. Denn diese Florentiner-Taler waren so hübsch und so glänzend, daß sie sich erst einmal niedersetzen mußten neben diesen wertvollen Schatz. Der Schlimmste von ihnen nahm zuerst das Wort und sagte: «Brüder, jetzt hört mal gut zu, was ich Euch sage! Obschon ich albern sein und spielen kann, habe ich doch eine ganze Menge Verstand. Diesen Schatz hier, den hat uns *Fortuna* direkt gegeben, damit wir in Glück und Glanz von nun an unser Leben leben. Der Schatz ist uns ohne Mühe zugefallen, und ohne Mühe ist er auf den Kopf zu knallen! (Entschuldigung für den Reim!) (Bei Gottes teurem Wert!=) Gotzdausent! Wer hätte das geglaubt, daß wir ausgerechnet heute so saubre Gnade finden würden? Wenn wir dies Gold von hier zu mir nach Hause schaffen könnten – oder auch zu Euch nach Hause –, dann könnten wir in Ruhe glücklich sein, denn daß uns dies alles gehört, wißt Ihr ja wohl selber! Aber es ist auch klar: Bei Tag geht das nicht! Die Leute würden uns bestimmt für Diebe halten und uns (noch) wegen unsres eigenen Schatzes aufhängen. Also muß der Schatz bei Nacht hier weggebracht werden, so klug und vorsichtig wie möglich. Deswegen schlage ich vor, zwischen uns wird das Los gezogen, und wir sehen, wer das kürzeste zieht. Wer das dann erwischt, der soll munter ins Städtchen rennen, und zwar dalli, und soll uns klammheimlich Brot und Wein herschaffen. Die beiden andern von uns sollen (inzwischen) diesen Schatz hier ganz subtil bewachen. Und wenn der andre nicht trödelt, dann können wir, sobald es Nacht wird, den Schatz in vollem Einvernehmen dorthin schaffen, wo wir denken, daß er am besten aufgehoben ist!» Einer von ihnen nahm die Lose in die Faust und ließ die andern ziehen. Und (er sagte, sie sollten nur) aufpassen, wem jetzt das Kürzeste zufiele. Da fiel es auf den Jüngsten von ihnen, und der machte sich im Handumdrehen nach der Stadt auf. (– 805)

Man merkt bereits hier, es geht ums Teilen. Die drei Kerle werden nicht durch Namen unterschieden, sondern sie teilen eine Absicht, die durchsteht. Der, der den Vorschlag macht, möchte offenbar das Ganze für sich haben. Deswegen läßt ihn Chaucer sich versprechen und zuerst davon reden, daß der Schatz zu ihm nach Hause geschafft wird. Er verbessert sich und spricht auch am Schluß noch von der Eintracht usw. Er hat wahrscheinlich auch das Losen in die Hand genommen, und vielleicht hat er es auch so eingerichtet, daß das Los auf den Jüngsten fällt. Die betrügerische Absicht bleibt konstant. Aber dadurch, daß der Dichter die Kerle nicht benennt, erreicht er, daß der Leser jedem der Drei diese Absicht zutrauen kann. Damit ist jetzt der Knoten des Verhängnisses geschürzt. Wieder könnte ich übrigens das Motiv vom Schicksal als Los auf das Modell des Tarock-Kartenspiels beziehen. Der nun folgende 4. Akt hat folgerichtig zwei gleichzeitige Szenen an verschiedenen Orten. Ab Vers 805:

(2.4.1) Kaum war der Dritte weg, da sagte der eine zum andern: «Du weißt, wir beide haben Brüderschaft geschworen. Was zu Deinem Besten ist, will ich Dir gleich sagen. Du hast kapiert: Unser Geselle ist jetzt gegangen, und hier (bei uns) ist das Gold, und zwar eine richtige, große Menge. Das soll unter uns drei geteilt werden. Wenn ich es aber so arrangieren könnte, daß nur wir beide teilen müßten, würde ich Dir dann nicht einen Freundschaftsdienst erwiesen haben?« – Da antwortete der andere: «Ich weiß nicht, wie das gehen soll. Er weiß ja schließlich, daß das Gold bei uns beiden ist. Was sollen wir machen? Was sollen wir ihm sagen?» – «Soll da wohl guter Rat her?» sagte der erste Schurke. «Dann will ich Dir in knappen Worten sagen, was wir machen und wie wir's gut zu Ende bringen!» – «Du kannst bestimmt sicher sein», sagte der andere, «bei meinem Eid, ich werde Dich nicht verraten!» – «Nun also», sagte der erste, «Du siehst ja: Wir sind zwei. Und zwei von uns werden ja doch wohl stärker sein als einer! Wenn er sich hingesetzt hat, dann springst Du plötzlich auf! So, als wenn Du mit ihm Spaß machen wolltest. Und wie Du so aus Spaß mit ihm raufst, stoß ich ihm (was) durch beide Seiten. Und Du mit Deinem Dolch, flups, tust dasselbe. Und dann, mein lieber Freund, wird dieses ganze Gold nur zwischen mir und Dir zu teilen sein! Dann können wir beide uns alles erfüllen, wozu wir Lust haben, und wir können Würfel spielen, wenn wir gerade Lust dazu haben!» Dergestalt verabredeten sich die beiden Schurken. Und solchermaßen waren die beiden Schurken eines Sinnes, den

Dritten umzubringen, wie Ihr mich das habt erzählen hören. (– 836)

(2.4.2) Jener Jüngste (aber), der also zur Stadt gehen mußte, ließ sich die Schönheit all der blinkenden und neuen Florentiner-Taler im Herzen hin und her wogen. «O Herr», sprach er, «wenn es sich doch so fügen wollte, daß ich den ganzen Schatz für mich alleine haben könnte! Da lebt kein Mensch unter Gottes Thron, der dann so glücklich lebte wie ich!» Und schließlich legte ihm der Teufel, unser Böser Feind, (den Gedanken) in den Sinn, er müsse sich Gift kaufen, und mit dem könnte er seine beiden Kumpane umbringen. Und der Teufel (konnte ihm diesen Gedanken nur eingeben), weil er bei ihm einen solchen Charakter fand, den er mit Leichtigkeit ins Verderben bringen konnte. Jener aber war sich mit sich völlig eins, ohne jede Reue, daß er die beiden umbringen wollte.

Und vorwärts marschierte er, denn länger wollte er nicht warten, hinein in die Stadt und hin bis zum Apotheker und bat den, ihm ein bißchen Gift zu verkaufen, womit er seine Ratten töten könne, und außerdem wäre da auch noch ein Iltis in seinem Hof – sagte er –, der ihm seine Kapaunen erwürgt hätte, und, kurz und gut, er wolle, wenn irgend möglich, Rache nehmen an diesen Schädlingen, indem er sie bei Nacht vernichte. (– 858)

Der Apotheker antwortete: «Da sollst Du (von mir) ein Ding bekommen, daß keine Kreatur auf dieser ganzen Welt ist, – Gott schütze meine Seele! – die davon nur so ein winziges bißchen wie ein Weizenkorn gegessen oder getrunken hat, daß die von diesem Gemisch nicht im Handumdrehn ihren Lebensgeist aufgibt! Ja, sterben muß sie, und zwar in so kurzer Zeit, daß Du (inzwischen) nicht einmal eine Meile gegangen sein kannst. So stark und so heftig wirkt dieses Gift!» (– 867)

Dann hat dieser verdammte Mensch jenes Gift in die Hand bekommen, in einer Schachtel, und dann ist er gleich in die nächste Straße gerannt zu einem Mann, von dem er sich drei große Flaschen gekauft hat. Und in zwei davon hat er sein Gift getan. Die dritte hielt er sauber, davon wollte er selber trinken. Denn schließlich hatte er ja die ganze Nacht vor sich, in der er sich dann abrakkern mußte, das Gold von jenem Platz fortzuschaffen. Und nachdem schließlich dieser Kerl, dieser Gottsverdammte, seine drei großen Flaschen mit Wein gefüllt hatte, scherte er sich von dannen zu seinen Kumpanen. (– 878)

Der 5. Akt ist dann ganz kurz, aber man merkt, wie wichtig es war, daß die beiden andern beschlossen hatten, den Dritten gleich

umzubringen, sonst hätte die Katastrophe nicht funktionieren können, wie sie funktioniert:

(2. 5) Wozu noch länger davon predigen? Genau so, wie sie seinen Tod hatten bewerkstelligen wollen, genau so haben sie ihn umgebracht, und zwar im Handumdrehn. Und als das dann erledigt war, sagte der eine: «Jetzt setzen wir uns erst mal hin und trinken und lassens uns wohl sein, und nachher wollen wir seinen Leib begraben.» – Und wie er das noch sagte, da passierte es ihm, daß er – aus Zufall (*par cas*) – eine Flasche nahm, in der Gift war, und trank und auch seinem Kumpan davon zu trinken gab, woran im Handumdrehen beide starben. (– 888)

Doch wahrlich: Ich glaube nicht, daß Avicenna je in einer seiner Glossen noch in einem seiner Traktate grausigere Symptome von Vergiftung beschrieben hat, als diese beiden Elenden sie hatten, bevor sie starben. So endeten die Mörder alle beide, und auch der Giftverräter ebenso (– 894):

> Thus endet been thise homycides two,
> And eek the false empoysonere also.

> So kamen die zwei Mörder um das Leben
> Mitsamt dem Schurken, der das Gift gegeben. (S. 330)

– so in der Versübersetzung Adolf von Dürings (1883/86).

Die Sache bleibt spannend bis zum letzten Augenblick, weil man ja nicht sicher sein kann, daß nicht doch noch einer der Schurken überlebt. Denn von den drei Flaschen sind nur zwei vergiftet. Es hätte genügt, daß der eine die saubere und der andere die giftige ergreift. Dann hätte der eine den Lohn seiner Habgier ungestraft genießen können. Hier muß der Zufall helfen, und Chaucer sagt auch *par cas,* «ganz zufällig» hätten beide, brüderlich, die Giftflasche geteilt. Es ist, so möchte ich behaupten, hier wieder der Zufall des Karten-Spiels, denn die Wahrsagung des Alten Mannes, die drei würden unter jenem Baum den *Tod* schon finden, muß als Schicksal eintreten, welches sich nicht nur der Konsequenz, sondern, wenn nötig, auch des Zufalls bedient.

Diese Erzählung wird gelegentlich als der Ahnherr aller späteren modernen Kriminalgeschichten angesehen, bis hin zu den ‹Zehn kleinen Negerlein› von Agatha Christie. Indes es fehlt darin die Polizei, die moralische Instanz einer säkularisierten göttlichen Gerechtigkeit. Die Menschen hier in dieser Geschichte handeln scheinbar frei, nur von ihren eigenen, verderblichen Affekten getrieben. Selbst der Teufel kann, wie wir gehört haben, nur eingrei-

fen, weil der Jüngste eben diesen Charakter hat, den er hat. Die Stelle des Kommissars, der nach und nach – manchmal sogar, wie Maigret, verzeihend – der Menschen Herz entdeckt, ist hier vertreten durch den allwissenden Erzähler, der das Herz seiner Protagonisten von vornherein durchschaut hat, und der selbst von dem zu berichten weiß, was kein Mensch als Zeuge gesehen haben darf.

Dieser Erzähler ist in erster Instanz der Ablaßkrämer, in letzter Instanz ist es Chaucer selbst.

In der eigentlichen Kriminalerzählung tritt der Ablaßkrämer kaum in Erscheinung. Erst gegen Ende fängt er an, bewertende Akzente zu setzen, etwa als er überlegt, wie der Teufel hatte wirksam werden können; dann sagt er auch einigemale «ich» und schließlich prunkt er mit seinen Kenntnissen aus Avicenna. Man könnte die reine Erzählung als Beispiel dafür lesen, daß es in der Welt letztlich doch moralisch eingerichtet sei, daß Begehrlichkeit und vor allem, daß Gotteslästerung bestraft wird.

Hier muß ich ein Ungenügen meiner Übersetzung einbekennen. Chaucer bietet eine ganze breite Palette von Flüchen: bei Gottes Arm, Knochen, trauriger Gnade, teurem Wert etc., wofür das heutige Deutsch keine Äquivalente hat. Ich habe mir gelegentlich mit «Gotzdausend» zu helfen versucht; aber all' solche Flüche sind als «Potzdausend, Herjemine» usw. heute so euphemistisch entstellt, daß der zugrundeliegende Wortlaut nicht mehr durchsichtig ist. Und in Chaucers Text ist es wichtig, daß der Wortlaut zugleich durchsichtig ist. Es nimmt nämlich auch der Erzähler gegen Ende dieselben Flüche auf, die seine Schurken gottloserweise gebrauchen. Damit wird er, leicht andeutend, als genau so ein Schurke charakterisiert. Der Witz ist, diese moralische Erzählung kommt aus dem Munde eines unmoralischen Erzählers. Diese Moral ist Heuchelei, ist verfügbare Moral. Nicht nur die Schicksale sind dem Zufall ausgeliefert, sondern auch die Meinungen der Menschen sind beliebig. Sie sind die Meinungen zappelnder Figuren in einem Welttheater, über das das Los von einem höheren Kartenschläger irgendwie schon geworfen ist.

Chaucer stellt die moralische Disqualifikation im Prolog (1. 1) seiner Geschichte des Ablaßkrämers dar, und er benutzt dafür, ja für das Ganze, einen ironischen Reimvers als Träger. Deswegen zitiere ich aus dem Prolog jetzt in der ganz vortrefflichen Versübersetzung Adolf von Dürings, die fast so gut ist, als wäre sie von Wolfgang von Wangenheim gemacht. Sie ist noch dazu philologisch recht genau. Von Düring hat damals (1886) den Rat des

Anglisten Ten Brink gehabt, und die heute käufliche Ausgabe (bei Winkler) ist obendrein noch philologisch nachgebessert worden. Allerdings muß gesagt werden, daß Adolf v. Düring den Witz des Verses hie und da ein bißchen übertrieben hat. Gut. Ich zitiere Ihnen also aus dem Prolog die Charakteristik des Erzählers dieser Geschichte:

Ihr Herrn! Wenn meine Stimme mit Gewalt
Bei meiner Predigt durch die Kirche schallt,
Tönt sie wie eine Glocke, rund und voll;
Denn memoriert hab ich, was kommen soll.
Mein Thema ist und war und bleibt stets das:
Radix malorum est cupiditas (1. Tim. 6, 10).
Erst mach ich kund, von wannen ich gekommen;
Dann werden meine Bullen durchgenommen,
Dann weis ich auf das Königssiegel hin
An dem Patent, damit ich sicher bin,
Daß Priester nicht und Küster sich erfrechen,
Mich in dem heilgen Werk zu unterbrechen.
Und hinterher beginn ich zu erzählen.
Von Päpsten, Patriarchen, Kardinälen,
Bischöfen weiß ich Bullen aufzutischen,
Ein Wort Latein dem Vortrag einzumischen,
Daß ich die Predigt würze, sie belebe
Und so die Andacht meiner Hörer hebe.
Dann werden meine Gläser mit den alten,
Zerbrochnen Knochen ihnen vorgehalten,
Und für Reliquien sieht sie jeder an.
Ein Schulterbein in Messing zeig ich dann
Von einem heilgen Judenschafe vor:
Ihr, guten Leute! – sprech ich – spitzt das Ohr!
In einer Quelle wascht den Knochen hier;
Und wie geschwollen Kalb, Schaf, Kuh und Stier
Vom Biß und Stich der Würmer sind und Maden,
Laßt nur des Tieres Zunge darin baden,
So wird es heil für immer auf der Stelle. –

Dann sagt er, man kann das Knochenwasser auch für Menschen benutzen:

366 Und, meine Herrn! – es heilt auch Eifersucht!
Ist diese Wut bei jemand ausgebrochen,

Laß aus dem Wasser er sich Suppe kochen,
Sodann mißtraut er nimmer seiner Frau,
Und kennt er auch die Schuld an ihr genau,
Ja, hielte sie's mit mehr als einem Pfaffen!
. . .
Doch, Herrn und Frauen! seid gewarnt von mir,
Ist irgendeiner in der Kirche hier,
Der auf sich lud so große Sündenlast,
Daß, sie zu beichten, ihn die Scham erfaßt,
Sind alte oder junge Fraun zugegen,
Die Männern Hörner aufzusetzen pflegen,
So darf und will ich keine Opfergaben
Von solchem Volk für die Reliquien haben.
Doch trage, wer von solchem Tadel frei,
In Gottes Namen zu dem Opfer bei;
Und von den Sünden absolvier ich ihn,
Wie mir die Bulle dazu Macht verliehn.
Der Kniff verschaffte hundert Mark im Jahr
Mir stets, seitdem ich Ablaßkrämer war.

Dann schildert er seine Predigttechnik weiter und sagt schließlich:

Denn, sicher, hinter mancher Predigt steckt
Gar schlimme Absicht. Oft wird nur bezweckt,
Dem Volke Schmeicheleien darzubringen,
Durch Heuchelei sich rasch emporzuschwingen,
Indessen Haß und Ruhmsucht andre treibt.
Wenn ich es sonst nicht wagen darf, so bleibt
Mir noch der Weg, mit meiner Zunge jeden
Scharf durchzuhecheln in den Kanzelreden
Und jeden zu verleumden ungestraft,
Der mich beleidigt und die Brüderschaft.
Und führ ich keinen auch mit Namen an,
Den, der gemeint ist, kennt doch jedermann,
Da es aus meinen Winken sich erhellt:
Und das fühlt jeder, welcher uns mißfällt.
So spuck ich Gift und Galle unterm Schein
Der Frömmigkeit und gelte fleckenrein.
Denn kurz und gut, auf Treu und Ehrlichkeit!
Mein Grund zur Predigt ist Begehrlichkeit
Mein Thema ist und war und bleibt stets das:
Radix malorum est cupiditas.

So schelt ich auf das Laster, das zumeist
Ich selbst besitze und das Habsucht heißt.
. . .
Dann pfleg ich ihnen mancherlei Geschichten
Aus alter Zeit als Beispiel zu berichten,
Da solche Sachen der gemeine Mann
Gern nacherzählt und leicht behalten kann.
Wie, glaubt ihr, wenn mir Gold- und Silbergeld
So leicht durch predgen in die Hände fällt,
Ich sollte dennoch freiwillig und gern
In Armut leben? – Nein, das liegt mir fern!
Ich predge mich und bettle mich durchs Land
Und tue keine Arbeit mit der Hand,
Von Körbeflechten brauch ich nicht zu leben,
Ich bettle fleißig – und mir wird gegeben.
Nicht die Apostel ahm ich nach. – Auf Geld,
Korn, Käse, Wolle ist mein Sinn gestellt;
Und schenkt sie mir im Dorf der ärmste Knecht,
Die ärmste Witwe – mir ist alles recht;
Ob ihre Kinder auch verhungern müssen.
. . .
Horcht auf, ihr Herrn! Ich werde nun sofort –
Wie's euch beliebt hat – zur Geschichte kommen.
Mein Schlückchen Doppelbier hab ich genommen,
Und – wie zu Gott ich hoffe – wird euch allen,
Was ich erzähle, zweifellos gefallen.
Zwar bin ich selbst ein lasterhafter Mann,
Jedoch, gewohnt, um Geld zu predgen, kann
Ich auch moralisch reden, wenn ich will;
Und jetzt beginn ich – drum schweigt alle still!

Damit sind nicht nur Sie und ich gemeint, Hörer und Leser Chaucers, sondern auch die Hörer des Ablaßkrämers – und zwar einmal innerhalb der Geschichte Chaucers und sodann innerhalb der Selbstdarstellung des Ablaßkrämers. Der Erzähler Chaucer hat also nicht nur einen Erzähler als Erzählerfigur – den Ablaßkrämer –, sondern auch das Publikum Chaucers hat innerhalb der Erzählung ein Publikum als erzählte Figur – das sind die Leute, denen der Ablaßkrämer, der Erzähler der moralischen Geschichte, seine unmoralischen Tricks, die er üblicherweise gegenüber dem Publikum seiner Ablaßpredigten gebraucht, soeben erzählt hat. Das

Predigtpublikum und das Erzählpublikum des Ablaßkrämers wären also zu unterscheiden. Dadurch, daß dies dem Ablaßkrämer nicht gelingt, wird sein Erzählen dann auf den Erzählrahmen übergreifen, und zwar dramatisch.

Nun folgt bei Chaucer nach dem Prolog des Ablaßkrämers noch nicht sogleich die Erzählung selbst, sondern zunächst eine moralische Einleitung. Darin werden die Laster von Trunk und Völlerei, von Fluchen und Schwören in wohltönenden Sätzen an Beispielen aus Bibel und Geschichte vom Ablaßkrämer demonstriert. Vom Prolog her könnte man diese Moraleinleitung wohl als Darstellung erheuchelter Moralität lesen, richtiger wäre es wahrscheinlich, wenn man die Moraleinleitung (1.2) als seriösen Moraltraktat verstehen würde. Denn das hat die isolierte Betrachtung der Erzählung zeigen können: Ihr Gehalt – Bosheit findet ihre Strafe in der Welt – ist an sich selbst eine unironisierte Moral. Erst der Zusammenhang des Ganzen macht Moral wie Unmoral zu zufälligen Haltungen – und er macht die dargestellten Menschen zu beliebigen, zufälligen Existenzen.

Auf die Moral-Einleitung folgt die Kriminalgeschichte (2.1–5) mit nur inhärenter Moral. Die Moralität des unmoralischen Erzählers wird dann wieder explizit mit dem Beginn des dritten und letzten Teils, der sich an die Kriminalgeschichte anschließt und mit volltönendem Moralisieren beginnt. Ich gebe die erste Passage dieses Schlußteils (3.0) zunächst in Prosa, dann in Versen wieder (895 ff.):

O du verfluchte Sünde aller Verfluchtheit! O du verräterische Menschenmeuchelei! O (Hexen-)Frevel! O Freßsucht, Lüsterei und Glücksgewürfel! Du, der Du Christus lästerst mit Gemeinheit und Eidverwünschung aus Angewohnheit und Hoffärtigkeit! O weh, Du Menschheit! Wie kann das möglich sein, daß Du zu Deinem Schöpfer, der Dich machte, der Dich mit seinem teuren Herzblut freigekauft, so falsch und so entartet Dich verhältst! O weh! (– 903)

O aller Taten höchste Freveltat!
O Meuchelmord! heimtückischer Verrat!
O Schlemmerei und Üppigkeit und Spiel!
O Menschenskind, Du lästerst Christ so viel,
Du prahlst, Du wucherst, fluchst und schwörst so gern,
Sag an, wie kannst Du gegen Deinen Herrn,
Der Dich erschaffen hat und für Dein Leben

Sein teures Herzblut hat dahingegeben,
So äußerst falsch und undankbar nur sein?

Man bemerkt, wie schwer es hier die Prosa hat. Solche Rede braucht den Kothurn des Verses, und zwar den des zehnsilbigen französischen Chanson-de-Geste-Verses, der nicht länger halbsingend rezitiert, sondern mit künstlich erhobener Alltagsstimme *gesprochen* ist, weil er nunmehr ironisch verwendet wird, zur Charakterisierung der Moralheuchelei. Die Verse Chaucers, die ersten englischen fünfhebigen Jamben, haben ihren Witz, weil Prosa schon möglich ist. Bei Heinrich Wittelweiler wird das im Deutschen ähnlich sein. Diese fluchende Rede gegen das Fluchen ist selber lasterhaft, und sie weiß es. Chaucer selbst wird in den letzten Sätzen seiner ‹Canterbury Tales› darauf zurückkommen – in Prosa!

Nach dieser Exklamations-Tirade geht der Ablaßkrämer in eine erste Publikums-Rede über:

Nun, gute Leute! Gott vergebe Euch Eure Übertretungen und bewahre Euch vor der Sünde des Geizes! Mein heiliger Ablaß kann Euch alle gesund machen, sofern Ihr Gold-Nobel und Sterlinge spendet, oder auch Silbernadeln, Löffel und Ringe! – Beugt Euer Haupt vor dieser Heiligen Bulle! – Kommt her, Ihr Weiber, opfert Eure Wolle! Ich trage Eure Namen ein in meine Ablaßrolle! Ihr werdet eingehen in die Freuden des Himmelreichs! Ich wasche Euch, Ihr, die Ihr spenden wollt, aus meiner Vollmacht so rein und so sauber wie Ihr neugeboren wart! – Und, bitte sehr, Ihr Herrn! – so predige ich. Und Jesus Christus, welcher ist der Wundarzt unserer Seelen, er lasse gnädig Euch seine Vergebung empfangen! Denn das ist das Beste! Ich werde Euch nicht täuschen! (–918)

Für einen Moment, gegen Schluß, scheint der Ablaßkrämer-Erzähler aufgewacht zu sein aus der Illusion, er habe hier sein Predigtpublikum vor sich; nämlich an jener Stelle, wo er mit «Ihr Herren» sein gegenwärtiges Erzählpublikum anredet und sagt: seine Rede hier sei nur ein Beispiel für seine Rede sonst in seiner professionellen Situation. Denn in Wahrheit erzählt er hier ja Leuten, die mit ihm zusammen auf einer Pilgerreise von London nach Canterbury sind, verabredungsgemäß bloß eine Geschichte; weil nämlich alle diese Pilger unter Anführung ihres Londoner Wirtes übereingekommen sind, sich die Zeit dieser Reise mit abwechselndem Geschichtenerzählen zu verkürzen. Doch dann bemerkt der

erzählende Ablaßkrämer, daß seine Reisegefährten nicht bloß sein Erzähl-Publikum, sondern auch sein Predigt-Publikum sein könnten, an denen es noch etwas zu verdienen gibt. Und im nächsten rhetorischen Atemzug versucht er jetzt, sein Erzählpublikum zum Predigtpublikum umzufunktionieren. Das bringt nun jenen dramatischen Konflikt hervor, durch den die Hörerfiguren der Erzählung ins Relief treten werden.

Jedoch, Ihr Herrn, ein Wort vergaß ich Euch zu sagen: Ich habe nämlich Reliquien und Ablaßbriefe in meiner Reisetasche. Die sind so edel, wie kein Mensch in ganz England. Sie sind mir von des Papstes Hand gegeben worden! Wenn jetzt einer von Euch, rein aus Frömmigkeit, auf der Stelle spenden und meine Vergebung erlangen wollte, dann kommt nur unverzüglich heran und kniet nieder und empfangt demütig meine Absolution. Ihr könntet aber auch, ganz wie Ihr wollt, immer wieder neu und frisch, (etwa) am Ende jeder Meile, diese Absolution von mir haben – das könnte sich ganz nach dem Zahlungs-Modus Eurer Spenden richten: Gold-Nobel und Pennys, die gut und echt sind. Es ist ja doch eine Ehre für jeden, der hier dabei ist, daß Ihr einen effizienten Ablaßerteiler zu Eurer Verfügung habt. Der ist in der Lage, Euch jederzeit zu absolvieren, falls Euch irgendetwas zustoßen sollte, noch während Ihr so durchs Land reitet! Zufällig könnte ja einer, oder könnten auch zwei von Euch vom Pferd stürzen und sich (beispielsweise) den Hals brechen. Sehen Sie! Was für eine kolossale (Lebens- und Todes-)Sicherheit entsteht nicht für Sie alle dadurch, daß ich, der Sie von früh bis spät absolvieren könnte, in ihrer Gesellschaft reise und (sozusagen auf dem Sprunge stehe, auf Abruf mich bereit halte), wenn etwa eine Ihrer Seelen ihren Körper sollte verlassen wollen!

Ich denke, unser Wirt hier sollte gleich als erster anfangen. Schließlich ist er von uns allen am stärksten in Sünden verstrickt. Komm her, Herr Wirt, und bezahl erst mal eine Kleinigkeit, dann darfst Du alle Reliquien küssen, Du, für (bloß) einen Groschen! Los!, nun mach schon Deinen Beutel auf! (– 945)

«Nein! Nein!», rief der. «Verdamm mich Christi Leib! Laß sein!», rief er. «Ich hoffe, das tritt nicht ein! Du kriegst es noch fertig, daß ich Deine alte Hose küsse und glaube, das wären die Reste von einem Heiligen Mann, obschon die Farbe Deines Fundamentes noch dranklebt! Bei dem Kreuz, das Sankt Helena aufgefunden hat, ich wollte, ich hätte Deine Eier in der Hand statt Deiner Reliquien und Heiligen Reste! Laßt sie ihm abschneiden!

Dann will ich Dir schon helfen, sie zu tragen! Ihr Tabernakel sollen sie in der Scheiße eines Schweines finden!»

Der Ablaßkrämer antwortete kein Wort. So wütend war er, daß er nicht ein Wort sagen wollte.

«Jetzt», rief unser Wirt, «will ich mit Dir nicht länger spaßen, und auch mit keinem anderen jähzornigen Menschen!» Doch just in diesem Augenblick begann der edle Ritter, als er sah, daß alle Leute lachten: «Nichts mehr davon! Jetzt ists genug! Herr Ablaßkrämer, sei Du vergnügt und mach ein frohes Gesicht! Und Ihr, Herr Wirt, der Ihr mir wirklich lieb seid, Euch fordere ich auf, diesen Ablaßhändler hier zu küssen! Und Dich, Ablaßkrämer, bitte ich, komm mal ein bißchen ran! Und so, wie wir es vorher gemacht haben, laßt uns lachen und scherzen!» Sie küßten sich, und weiter ritten sie. *Hier endet die Geschichte des Ablaßkrämers.* (– 969)

Und Dir, mein vielgeliebter Wirt, befehl ich:
Du küssest auf der Stelle diesen Mann.
Nun, Ablaßkrämer, bitte, tritt heran!
Kommt! scherzen, lachen wir nach alter Weise. –
Sie küßten sich – und weiter ging die Reise.

Nichts ist so ernst, daß es nicht doch relativ wäre. Das Unerhörte bei Chaucer ist die Darstellung einer gleichberechtigten Existenz des moralisch Unvereinbaren. Dadurch wird die Ordnung der Welt beliebig – wie im gleichzeitig aufkommenden Tarock-Kartenspiel – und das Leben des Einzelnen wird zufällig. Es gibt zwar Regeln, nach denen die Ordnung der Welt sich richten sollte. Aber die Welt denkt nicht daran, diese Regeln einzuhalten.

Unveränderter Text der Vorlesungsstunde vom 25. 5. 1984, einer Vorlesung über deutsche und europäische Literatur im Spätmittelalter (1215 – 1564). Der Vergleich der ‹Canterbury Tales› mit dem Tarock und die Interpretation wurden in der folgenden Stunde ausgeführt.

FRIEDRICH PRINZ

Johann Turmair, genannt Aventinus – bayerischer Humanist und Historiker

Man hat mit Recht bemerkt, daß nur in Italien, der Heimat und dem Hauptland des europäischen Humanismus, politische Praxis und Wissenschaft auf sehr hohem Niveau miteinander verbunden waren, ein Faktum, das mit der Blüte der reichen italienischen Stadtrepubliken und mit dem fast fieberhaften kulturellen Leben im Rom der Renaissance-Päpste zu tun hat. In Deutschland hingegen waren nur Willibald Pirkheimer für Nürnberg, Konrad Peutinger für Augsburg und besonders Johannes Cuspinianus als kaiserlicher Rat in Wien politisch tätig; ansonsten jedoch machte sich schon damals im Reich jene Kluft zwischen Politik und Kultur bemerkbar, die fast ein Signum der deutschen Geistesgeschichte geworden ist; wenn man will, bis zum heutigen Tage.

Und so gehört auch der bedeutendste Humanist Altbayerns, Johannes Turmair, genannt Aventinus, eher zum Typus des Fürstenschützlings und Prinzenerziehers; sein lebhaftes politisches Interesse artikulierte sich nicht in öffentlichen und diplomatischen Aktivitäten, sondern vornehmlich in der scharfen Zeitkritik des Historikers; so, wie dies viele seiner deutschen Kollegen auch getan haben, Konrad Celtis, sein Lehrer etwa, der ‹Erzhumanist› der Epoche, Beatus Rhenanus, Ulrich von Hutten und der ungekrönte König des mitteleuropäischen Humanismus: Erasmus von Rotterdam. Nicht ganz zu Unrecht hat Martin Luther in zorniger Parteilichkeit seine früheren Freunde unter den Humanisten, die ihm nicht auf das Kampffeld der politischen Öffentlichkeit folgen wollten, als ‹Tellerlecker› der Fürsten geschmäht.

Von *der* Art freilich war Aventinus nicht, der sich als Fürsprecher für die Einheit des Reiches unter kaiserlicher Führung sogar nicht scheute, an seinen fürstlichen Herren, den bayerischen Herzögen, scharfe Kritik zu üben. Hier sein ‹Steckbrief›: Am 4. Juli 1477 wurde er in Abensberg in Niederbayern geboren – daher sein latinisierter Name Aventinus. Seit 1497 studierte er an der 1472 gegründeten Universität Ingolstadt und geriet dort in den Bann des ‹Erzhumanisten› Konrad Celtis, der Leuchte der hohen Schule; er wurde sein Lehrer, Vorbild und Freund, und ihm folgte er 1497 nach Wien an die dortige Universität. Nach Studien in Krakau begann eine lange Zeit der Wanderschaft, die ihn über Straßburg

und Basel an die Sorbonne führte, dem Treffpunkt bedeutender Humanisten aus ganz Europa. In Paris erwarb er die Magisterwürde, danach ging er wieder zu Celtis nach Wien und schließlich 1507 zurück nach Ingolstadt, dem Ausgangspunkt seiner Studien. Dort gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des bedeutendsten bayerischen Fürsten der Zeit, Herzog Albrechts IV., des ‹Weisen›, auf sich zu ziehen; doch der plötzliche Tod Albrechts gab Aventinus' Leben eine andere Richtung. Er wurde bei dessen jüngerem Bruder, Herzog Wolfgang, in München Prinzenerzieher der Söhne des verstorbenen Albrecht, reiste mit ihnen nach Italien und gewann beide als Gönner und Förderer; 1517 wurde er bayerischer Hofhistoriograph, gleichzeitig wandte er sich der neuen Lehre Luthers zu und zog in die evangelische Reichsstadt Regensburg. Dort schrieb er seine bedeutendsten Werke, vor allem seine methodisch-kritisch bahnbrechenden ‹Annales ducum Boiariae› und deren deutsche Version, die ‹Bayerische Chronik›, das erste große Geschichtswerk deutscher Sprache. Daß es ihm dabei nicht um ‹l'art pour l'art› ging, sondern um Wirkung in Welt und Gegenwart, hat Aventinus immer wieder betont: «Didici historiam pernecessariam esse rei publicae» (Ich weiß, daß die Kenntnis der Geschichte unentbehrliche Voraussetzung für die gedeihliche Verwaltung des Staates ist). Daß er bei Bekenntnissen dieser Art nicht stehenblieb, zeigt vor allem sein ‹Zeitbuch für ganz Teutschland›, aber auch sein erfolgreiches Bemühen um neue historische Quellen und deren argumentative Verwendung für Gegenwartsfragen. So verdanken wir ihm die Wiederentdeckung der Konsullisten Cassiodors, ebenso der für die Reichsgeschichte wichtigen Chronik Hermanns des Lahmen, der Briefsammlung Kaiser Heinrichs IV. sowie der zeitgenössischen Lebensbeschreibung dieses Kaisers, die ihm wegen ihrer prokaiserlichen Tendenz besonders am Herzen lag; und schließlich der Niederaltaicher Annalen, alles Quellen, die in der Tat ein neues Bild wichtiger Geschichtsepochen begründen konnten. Er war überhaupt der erfolgreichste und bedeutendste Quellensammler unter den deutschen Humanisten.

Aventins typisch humanistischer Frühnationalismus tritt uns in seinem Beitrag zu Celtis' Riesenprojekt einer ‹Germania illustrata› entgegen, für das er die einleitende ‹Urgeschichte› schrieb. Sie erschien wenige Jahre nach Aventins Tod, nämlich 1541, herausgegen von Kaspar Bruschius.

Aventin war auch Zeitgeschichtler, wie wir dies heute nennen würden. Unter dem Eindruck der osmanischen Eroberung Un-

garns im Jahre 1526 schrieb er über die ‹Ursachen des Türkenkrieges›, und auch seine scheinbar nur militärhistorische Studie über ‹Römisches Kriegsregiment› ist ein Appell an das Reich und seine Fürsten, die Militärorganisation Deutschlands nach römischem Vorbild zu erneuern, um den Ansturm der Türken erfolgreich abzuwehren.

Mit einer gewissen Wehmut nimmt der heutige Leser den jugendfrischen Glauben des Humanismus zur Kenntnis, daß Worte, daß Wissen und Bildung die reale politisch-gesellschaftliche Welt verändern können; ein Optimismus, der Aventin allerdings selbst schon gegen Ende seines Lebens abhanden gekommen ist; auch hier hat der Strudel des unheilvollen Streites der Konfessionen den humanistischen Frühling Deutschlands mit in den Abgrund gezogen. Das betraf auch Aventinus selbst: Für mehr als ein Jahrhundert wurde auch er als Lutheraner im Bayern der Gegenreformation zur ‹Unperson›. Völlig totschweigen konnte man ihn aber dennoch nicht, seine wissenschaftliche Leistung war dafür einfach zu groß. So kam es 1554 zu einer konfessionell purgierten, verstümmelten Ausgabe seiner ‹Annales› und anderer kleiner Schriften durch den Ingolstädter Professor Hieronymus Ziegler, der seiner Edition eine sehr unzuverlässige kurze Biographie Aventins voranstellte.

Erst von der frühen Aufklärung, etwa in Pierre Bayles berühmten ‹Dictionnaire critique et historique› (1697), wurde er wieder entdeckt, und zwar als Kronzeuge für einen grundsätzlichen Antiklerikalismus, was zweifellos eine ideologische Verzerrung der Geistesart Aventins war.

Einer neuen und gründlichen Untersuchung bedürfte Aventins Bedeutung auf Gebieten außerhalb seiner historiographischen Leistungen, worauf hier nur kurz verwiesen werden kann. Er hat Abhandlungen über Musik verfaßt und in der Schrift ‹Abacus› das Rechenwesen der Römer dargestellt; für die Geographie hat er als Autor der ersten erhaltenen Landkarte Bayerns Bedeutung, und von der Volkskunde wird er als Vorläufer dieser wissenschaftlichen Disziplin und der modernen Landesbeschreibung in Anspruch genommen. Seine 1512 erstmals erschienene lateinische Grammatik gehört zu den ältesten Lehrbüchern dieser Art, und als Etymologe steht er mit am Anfang dieser Wissenschaft in Deutschland, falls er wirklich, wie heute angenommen wird, Verfasser der Schrift ‹Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta› (1537 gedruckt) war. Mit einem Wort:

Er war ein typischer, nämlich universaler Humanist, was bis zu einem gewissen Grade eine Tautologie sein mag. Es wäre unmöglich, Aventins Wirksamkeit und Bedeutung – seine Rezeptionsgeschichte bis zum heutigen Tage wäre allein schon Thema für ein Buch! – auch nur annähernd genau zu skizzieren.

Deshalb seien hier zwei Punkte herausgegriffen, an denen Charakteristika und Motivationen seiner Arbeit exemplarisch aufgezeigt werden können. Es ist dies erstens Aventins Darstellung Kaiser Heinrichs IV. und des für die deutsche Geschichte so verhängnisvollen Investiturstreits; zweitens die Wertung des Gegensatzes zwischen Römern und Germanen bei der Schilderung der Völkerwanderungsepoche an der mittleren Donau.

Bei der Beurteilung Heinrichs IV. verbindet sich auf verblüffende Weise quellenkundlicher Fortschritt mit zeitgeschichtlich-ideologischer Motivation. Bis Aventin war das Urteil über den gewaltigen Kaiser des Investiturstreits im großen ganzen dem negativen Urteil der monastischen Geschichtsschreibung des Mittelalters gefolgt, und selbst der deutsche Frühhumanismus – Benedikt Meisterlin und Johannes Trithemius – war noch diesem Verdikt gefolgt. Aventin war es nun, der in der Bibliothek des Klosters St. Emmeram im Regensburg die berühmte ‹Vita Heinrici IV.› entdeckte, die Biographie des eben verstorbenen Kaisers aus der Feder eines verehrungsvollen Anhängers, für den Heinrich der gute und große Herrscher gewesen ist. Der Autor wollte bekanntlich aus Angst vor Verfolgungen durch die triumphierenden Gegner des toten Herrschers anonym bleiben. Für Aventins dezidierten Antipapalismus, der ihn ins Lager der Reformation führte, mußte diese neue Quelle geradezu der äußere Anstoß zu einer positiven Bewertung des zweimal gebannten Kaisers sein. Dabei ist zu betonen: der ‹äußere› Anstoß, denn die ‹Vita Heinrici›, die – fast möchte man sagen – von ihm gefunden werden mußte, bot Aventin gleichsam nur notwendiges Material zu einer neuen, uns heute durchaus geläufigen Sicht des Investiturstreites, nämlich als eines Machtkampfes zwischen Imperium und Sacerdotium; und zwar, wie etwa das skrupellose Verhalten Gregors VII. in der Normannenfrage zeigt, vornehmlich mit politisch-militärischen Mitteln. Der Kampfruf der gregorianischen Partei nach Reform der Kirche um der *libertas ecclesiae* willen spielte dabei eine eher sekundäre Rolle. Dies geht schon daraus hervor, daß es viele ernsthafte Förderer der Kirchenreform auch unter dem königstreuen Klerus gab, während umgekehrt Gregor VII. sich bedenkenlos korrupter Bischöfe und Äbte

dort bediente, wo es ihm für den Kampf gegen Heinrich IV. nützlich schien. Aventin war der erste, der den machtpolitischen Charakter des Konflikts klar erkannte, und dies war ein Erkenntnisfortschritt grundlegender Art, der nicht dadurch gemindert wird, daß der Historiker von Reichstreue und antipäpstlicher Gesinnung inspiriert war als seinem ‹erkenntnisleitenden Interesse›. Letzteres führte ihn allerdings insofern über das Ziel hinaus, als er nunmehr der Kurie den Reformwillen überhaupt absprach. Insgesamt jedoch hat Aventin mit einem erstaunlichen Arsenal von ihm selbst gefundener oder erstmals kritisch ausgewerteter neuer Quellen ein treffendes Bild der bewegenden Kräfte des Investiturstreits entworfen, das sich in wohltuender Weise von manchen auch heute noch gängigen, durchaus realitätsfremden, weil rein geistesgeschichtlichen Panoramabildern unterscheidet; wobei letztere zumeist nicht erkennen lassen, daß der Investiturstreit für das hochmittelalterliche Deutschland ja nicht nur ein ‹Geisteskampf›, sondern auch ein jahrzehntelanger zermürbender, das Land verwüstender Bürgerkrieg gewesen ist.

Was am meisten an Johann Turmairs Darstellung des Investiturstreites besticht, ist sein realistischer Blick auf eine hochideologisierte Auseinandersetzung des 11. und frühen 12. Jahrhunderts. Er hatte ein sicheres Gespür dafür, daß sich unter dem Überbau religiöser Schlagworte und Schutzbehauptungen – so ernst dieselben auch gemeint sein mochten – auch ein ganzer Rattenkäfig voll handfester territorialfürstlicher, kirchenstaatlicher und persönlicher Machtinteressen verbarg und damit eine Fülle von sehr kräftigen Motiven, die in den *libri de lite,* den religiösen und kirchenpolitischen Streitschriften der Zeit kaum aufscheinen. Kein Geringerer als Leopold von Ranke, Schöpfer der modernen deutschen Geschichtsschreibung, hat Aventins Darstellung der Zeit Kaiser Heinrichs IV. höchstes Lob gezollt.

Ganz anderer und eher intrikater Art ist das zweite Beispiel, an dem Aventins historiographische Position und ihre zeitbedingten Komponenten dargelegt werden sollen. Hier geht es um das in den letzten Jahrzehnten in der Geschichtswissenschaft heftig diskutierte Problem des Übergangs zwischen Antike und Mittelalter, eine Frage, die dem Mittelalter selbst eigentlich noch kein Problem war, das aber seit Renaissance und Humanismus mit dem wachsenden Distanzbewußtsein zum *Medium aevum* ein solches zu werden begann. Es lag in der Natur des Themas, daß Aventin bei der Schilderung der Germanisierung des mittleren Donauraums zwi-

schen Regensburg und Passau in einen merkwürdigen Zwiespalt geraten mußte. Einerseits handelt es sich ja bei den Eindringlingen um barbarische Völkerschaften, die er für Bajuwaren, also für die eigenen Vorfahren hielt, und von denen er ausdrücklich vermerkte, sie wären ‹noch ungläubig› gewesen. Andererseits war die unterworfene provinzialrömische Bevölkerung bereits christianisiert, und als Christ müßte er sich eigentlich mit diesen Menschen gefühlsmäßig identifiziert haben, deren Leiden er sehr drastisch so schildert:

«Und es ging an ein jämmerliches Würgen, es ward niemand geschont, weder Weib noch Kind, weder jung noch alt, weder edel noch unedel, weder geistlich noch weltlich ... Alles Gut wurde unter das Kriegsvolk geteilt. Die Bayern und ihre Gesellen, die noch ungläubig waren, verschonten gar niemanden, zerbrachen die Gotteshäuser, verbrannten sie, nahmen das Heiligtum und die Kleinodien, erwürgten die Priester vor den Altären in ihrem Gottesdienst ... Die wenigen Römer und Christen, die man fing, wurden wie das Vieh verkauft, sie mußten die Äcker bebauen und Leibeigene sein und die Krieger und Bayern ernähren, für dieselben alle Arbeit tun ... Sie [die Bayern] gruben auch die Toten aus, glaubten bei diesen und in den Gräbern Gut und Geld zu finden, meinten, man hätte es dort, wie vielleicht damals der Brauch war, vergraben ...»

Wahrhaftig kein schönes Bild, das Aventin von der Völkerwanderungszeit an der Donau entwirft, eher ein Katastrophengemälde. Dessen bedrückende Düsterheit fällt um so mehr auf, weil wir heute genauer wissen, wie es wirklich gewesen ist, nämlich sehr viel unterschiedlicher und in vielen Regionen auch friedlicher als es der Historiker des 16. Jahrhunderts schildert. Wurde er bei seiner Darstellung hin- und hergerissen zwischen christlichen Sympathien mit der leidenden keltorömischen Bevölkerung der Donaulande und dem Nationalstolz als Bayer und Deutscher, nämlich als Nachfahre jener erobernden Germanen? Davon ist nichts zu spüren. Man kann auch nicht sagen, daß sich dieses Schreckenspanorama zwangsläufig aus den Quellen ergab, denn die historisch zuverlässige Vita des hl. Severinus von Noricum, die Turmair kannte, vermittelt als fast zeitgenössisches Dokument der germanischen Invasion ein sehr viel detaillierteres und viel weniger schauerliches, nämlich wirklichkeitsnahes Bild der Begegnung von Germanen und Romanen an der Donau, dessen informative Details Aventin aber kaum zur Kenntnis nimmt. Aventins ‹Botschaft› an sein Publikum

ist nämlich anderer Art, wenn auch in sich widersprüchlich. Wie bei seinem Lehrer und verehrten Freund Konrad Celtis führt ihn die humanistische Begeisterung für die Antike mit der Kenntnis der Fakten des Untergangs Roms fast unausweichlich zu einem ideologischen Gegensatz zum klassischen Land Italien, weil sich die deutschen Humanisten – die ‹Germania› des Tacitus lebhaft vor Augen – eben selbst als Abkömmlinge jener Germanen fühlten, die der große, konservative römische Historiker dem angeblich dekadenten Römertum seiner Zeit als Vorbilder von Tugend und Einfachheit geschildert hatte. In einer seltsamen, ja befremdlichen Dialektik schlug hier die humanistische Liebe zum klassischen Altertum und dessen Kernland Italien in ein frühnationalistisches Ressentiment gegen Italien um, in dem auch viele zeitgenössische Vorurteile steckten. Auf diese Weise wurde für Aventin die lange römische Herrschaft an der Donau, die für ihn eine Herrschaft über Germanen war, zu einem Unrecht, das durch die Völkerwanderung trotz ihrer Exzesse wieder gutgemacht worden ist. Es war für ihn dann nur eine logische, ja sogar notwendige Annahme, daß einst die Römer die alten Bayern – ‹unser Land und unsere Heimat›, wie er bezeichnenderweise schreibt – vor Christi Geburt unterworfen hatten und dessen Bewohner ‹erwürgten, vertrieben, verjagten›, so daß sich die Bayern in den ‹Nordgau› und die dichten Wälder nördlich der Donau zurückziehen mußten. Die angebliche Vorgeschichte der Völkerwanderung, nämlich die Verdrängung der Germanen aus dem Donauraum durch die römische Okkupation, rechtfertigte dann alles Folgende. Die germanische Eroberung der Donaulande im 6. Jahrhundert ist somit für Aventin nur eine gerechte Vergeltung nach dem Willen Gottes. Wörtlich heißt es in diesem Zusammenhang: ‹So führt Gott der Allmächtige das Glücksrad, und so geht es wie er will.›

Es ist dies zugegebenermaßen eine sehr kurzschlüssige Interpretation des göttlichen Willens in der Geschichte, und sie sagt mehr über den typischen Frühnationalismus der deutschen Humanisten aus als über den beschriebenen historischen Prozeß.

Aber es ist nur *ein* Gesichtspunkt der Interpretation, wenn man Aventins Genugtuung darüber registriert, daß ‹sich das Blatt gewandt› hatte und mehr als 500 Jahre römischer Gewaltherrschaft zu Ende gegangen, die Bayern wieder Herren des Landes geworden waren.

Ein *anderer*, mindestens ebenso wichtiger Aspekt, den Aventin selbst einführt, hat eine sehr viel längere Tradition als der humani-

stische Germanenstolz; er reicht sogar bis in die Völkerwanderungsepoche selbst zurück. Unser Historiker verweist nämlich auf Salvian von Marseille, die ‹Kassandra der Spätantike›. Salvian hatte im 5. Jahrhundert – wie andere Kirchenschriftsteller auch – die Schrecken der Völkerwanderung als Strafe Gottes für eine radikal verdorbene römisch-christliche Welt wortmächtig gedeutet. Diese römisch-christliche Welt, vor allem ihre Oberschicht, war nach ihm auch deshalb reif für ein Gottesgericht, weil sie das Volk so geknechtet und ausgepreßt hatte, daß es lieber zu den heidnischen Germanen flüchten, als ‹bei den Römern barbarische Unmenschlichkeit ertragen› wollte. Etwas von dieser scharfen Kritik Salvians am moralischen Verfall der christlichen Spätantike klingt auch bei Aventin mit an, wenn er bei der Schilderung der Eroberung Regensburgs durch die Bajuwaren sozialkritisch anmerkt, daß die reichen Römer heimlich mit ihrer Habe auf vorbereiteten Schiffen donauabwärts zu fliehen vermochten, und zwar unter dem Vorwand, sie wollten militärische Hilfe bringen, während sie nur an ihre eigene Rettung dachten. Damit scheint auch der heidnische Germaneneinbruch in eine christliche Welt im Heilsplan Gottes gerechtfertigt. Die Germanen sind aber dabei nicht nur die Zuchtrute Gottes, sondern – trotz ihres Heidentums – der sittlich höherstehende Teil in der Auseinandersetzung. Nur am Rande sei angedeutet, daß damit der bayerische Humanist im Grunde das geschlossene christliche Wertsystem verläßt und den Absolutheitswert des Christseins relativiert; ein Thema für sich, das hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Schließlich und endlich findet sich im irritierenden Vexierspiegel der scheinbar so schlichten, ja treuherzigen Argumentationsweise Aventins noch ein dritter, rein zeitgeschichtlicher, nämlich gegenwartspolitischer Aspekt: Es ist die drohende Türkengefahr der Zeit. In der Invasion dieses Volkes sieht er eine Parallele zum Einbruch der Germanen in die römische Welt. In beiden Fällen sind die Barbaren eine Strafe Gottes für den sittlichen Verfall der europäischen Kulturvölker, den er an anderer Stelle zeitkritisch mit folgenden Worten beschreibt: «Geld ist heutzutage der einzige Wertmesser, Freundlichkeit zahlt sich nicht aus. Wenn eine Sache nicht zu Reichtum führt, verdient sie keine Beachtung. Wenn etwas Geld bringt, dann ist es in Ordnung, was immer es sein mag.»

Allerdings treibt er die Parallele zwischen der Völkerwanderung, d.h. der Unterwerfung christlicher Völker unter germanisch-heidnische Herrschaft und dem Türkeneinbruch des

16. Jahrhunderts in die christliche Welt seiner Gegenwart, nicht so weit, daß er in beiden Fällen dieselben Konsequenzen zöge. Als Zeitgenosse existentiell betroffen, wechselt er gleichsam die Front und ruft zur Rettung eben dieser verdorbenen Welt auf. Er beginnt das 7. Buch seiner ‹Annales› mit einem Gebet, Gott möge dem gerade erwählten Kaiser Karl V. die Kraft geben, die Gebrechen der Zeit zu heilen; dies hieß damals vor allem, den Türken, ‹Gottes Henker›, zu besiegen. Der geschichtliche Rückblick wird dabei zum gegenwartspolitischen Argument, wenn er die Deutschen auffordert, sich der Tugenden ihrer germanischen Vorfahren zu erinnern, um alle Gefahren abzuwenden. Für den Historiker ist es besonders aufschlußreich – und dies hoffe ich, mit meiner knappen Textinterpretation gezeigt zu haben –, wie rasch eine im Grunde internationale Bildungsideologie, der Humanismus, in der Praxis in nationale Selbstbestätigung umschlagen kann, ohne daß sich die einzelnen Autoren dieses Grundwiderspruchs bewußt werden.

Dies mag den Historiker nachdenklich oder gar melancholisch stimmen, wenn eine unendlich reiche Früchte tragende Kulturbewegung, die Renaissance, die – trotz aller heimischen Grundlagen und Vorläufer in den anderen Ländern Europas – eben doch in hohem Maße ein Geschenk Italiens an die Welt war, wenn diese übergreifende Kulturbewegung zugleich nationale Antagonismen weckte. Im Falle Deutschlands bekamen diese Gegensätze durch den militanten Antipapalismus der Reformation eine ungeheure ideologische Verschärfung und mit dem berüchtigten ‹Sacco di Roma› 1527/28 eine schauerliche Zuspitzung. Deshalb darf sich der Historiker nicht um die unerfreuliche Tatsache herumdrücken, daß der Humanist Aventin, zusammen mit dem Humanisten Ulrich von Hutten, wohl am schärfsten seinen Antipathien gegen Italien Ausdruck verliehen hat, weil für ihn die Italiener Feinde des Kaisers und damit Schädiger des Reiches waren. Bildung schützt offenbar zu keiner Zeit vor gefährlichen Kollektivurteilen. Es ist dies um so erstaunlicher, weil schließlich große italienische Humanisten wie Flavius Blondus und Leonardo Bruni Aventins Vorbilder gewesen sind; – ein Paradoxon, wie es die Geschichte immer wieder bereithält. Und doch, was wäre die deutsche Kultur ohne den kreativen Widerhall, den das italienische Rinascimento in Tübingen, Heidelberg, Augsburg, Nürnberg, Landshut, Ingolstadt und in München gefunden hat? Jenes Rinascimento, das zu diesem schönen Lande südlich der Alpen gehört wie der Lorbeer, der Wein und die Myrthe.

WOLFGANG WOLTERS

Eine Zeder aus dem Libanon

Am 29. Februar des Jahres 1556 ging von Venedig ein Schreiben der drei Häupter des gefürchteten Rats der Zehn an Giovanni Battista Basadona, den venezianischen Konsul in Damaskus ab. Es enthielt den Auftrag, zehn Bretter vom besten Zedernholz für die neu anzufertigenden Türen der Waffensammlung im Dogenpalast zu beschaffen, jedes vier Finger stark und zehn Fuß lang. Weiteres zu sagen, so schließt das Schreiben, sei kein Anlaß. Man vertraue schließlich auf die Sorgfalt ebenso wie auf die Klugheit des Empfängers. Der so gedrängte antwortete erst am 22. Oktober, diesmal dem Dogen direkt, und schilderte seine Erfahrungen: «Mehrfach habe ich mich an den Patriarchen vom Berge Libanon um Erlaubnis zum Schlagen einer Zeder gewandt, die mir jedoch stets verweigert wurde. Der Ort, so der Patriarch, sei heilig und niemals, seit Menschengedenken, seien hier Bäume geschlagen worden.»

Basadona aber war ein ebenso schlauer wie skrupelloser Vertreter der Interessen der Serenissima. Er behauptete bei seinen Verhandlungen nicht nur, die Bretter seien für einen von ihm nicht näher bezeichneten «geweihten Ort des Dogen» (*sacrario*) bestimmt, sondern verwies zugleich auf «Wohltaten», die seine Vorgänger dem Patriarchen in den letzten Jahren erwiesen hatten. Zehn Dukaten gingen sofort als ein weiteres, recht ansehnliches «Almosen» an die Kirche, neun an einen Diener, dessen Rolle in dieser Angelegenheit nicht gering gewesen sein kann. So waren die Bedenken des Patriarchen bald überwunden und man konnte – endlich – mit dem Schlagen einer der Zedern beginnen. Fünfundzwanzig Zedern, so Basadona in seinem Brief, standen damals noch auf dem Berge, und man glaubt den ungeschriebenen Rest des Satzes zu hören: Nur ein Baum von fünfundzwanzig soll fallen, warum also all diese Schwierigkeiten?

Wenig später finden sich in den Akten, die Lorenzi bereits 1868 veröffentlichte, detaillierte Abrechnungen über das Schlagen des Baumes, den Transport der Bretter über Land bis Tripolis und dann auf einem venezianischen Schiff nach Venedig und, abermals, über Bestechungsgelder. So weit war also alles zur Zufriedenheit des Rats der Zehn gelaufen und doch scheint Basadona gespürt zu haben, daß das Schlagen einer der vielbesungenen und zu seiner

Zeit bereits stark dezimierten Zedern des Libanon kein alltäglicher Auftrag war, denn am 23. Oktober schrieb er erneut und ohne erkennbaren Grund dem Sekretär des Rats der Zehn, dem hochgebildeten Giovanni Battista Rannusio: «Mir wird berichtet, daß der Patriarch, nachdem er zugestimmt hatte, bitterlich geweint habe. Es sei eine große Sünde, solche Bäume abzuholzen.» Seinem Brief legte Basadona eine wohl eigenhändige Zeichnung der Zeder bei, damit Rannusio sehen könne, wie diese ausgesehen habe.

CEDRI ARBORIS EFFIGIES.



Libanon-Zeder (Holzschnitt)

Im Register des Rats der Zehn, in dem auch Basadonas Brief fein säuberlich auf Pergament kopiert wurde, ist ein ebenfalls auf Pergament gedruckter Holzschnitt einer Zeder eingebunden, den Rannusio in Auftrag gegeben und zugleich um eine reiche Zitatensammlung zum Thema ‹Zeder› ergänzt hatte. Vermutlich ist der Holzschnitt nach der heute verlorenen Zeichnung kopiert. So hat

die vom Patriarchen beweinte Zeder doch noch eine Spur hinterlassen. Die Türen aber zur Waffensammlung, die wegen ihres duftenden Holzes zu den Sehenswürdigkeiten des Dogenpalastes gehörten, sind verloren.

HANS-JÜRGEN GOERTZ

Verzerrte Bilder

Thomas Müntzer in Kunst und Literatur

Im nächsten Jahr wird der 500. Geburtstag Thomas Müntzers gefeiert werden – mehr im Osten, weniger im Westen. Dort ist Müntzer inzwischen zu einer Symbolfigur der revolutionären Tradition im deutschen Volk geworden; hier ist er, wenn überhaupt, als Gegenspieler Martin Luthers bekannt, als Schwärmer und militanter Utopist. Auf der Suche nach dem historischen Thomas Müntzer, der weder Held noch Ungeheuer war, begegnet man zunächst den Bildern, die bildende Künstler und Schriftsteller, vor allem Pamphletisten und Dramatiker, von ihm entwarfen. Stärker als wissenschaftliche Darstellungen wirkten diese Bilder in die breitere Öffentlichkeit hinein und bestimmen die Erinnerung an Müntzer noch in unseren Tagen. Damit beschäftigt sich dieser Beitrag – ein Vorbote des Jubiläums.

Niemand weiß, wie Thomas Müntzer aussah. Es gibt kein zeitgenössisches Porträt von ihm. Die Bilder, die überliefert sind, entsprangen der Phantasie einer späteren Zeit; und es ist kaum möglich, in ihnen noch Züge seines wahren Gesichts und Umrisse seiner wirklichen Gestalt zu erkennen. Der berühmte Kupferstich, hinter dem gelegentlich eine wirklichkeitsgetreue Vorlage eines Zeitgenossen vermutet wurde, stammt aus einer Ketzergalerie des 17. Jahrhunderts und zeigt ein gedunsenes Gesicht, eine unebenmäßige, gespaltene Stirn, hervortretende, ausdruckslose Augen und wulstige Lippen, einen nach unten gezogenen Mund und knöchrige, von der Gicht befallene Hände über einem aufgeschlagenen Buch, eine abstoßend wirkende Gestalt. So stellte man sich einen religiösen Fanatiker und revolutionären Agitator vor, den die gerechte Strafe bald ereilen würde: Im Hintergrund des Bildes geht der Henker auch schon seinem finsteren Gewerbe nach; Müntzer wird hingerichtet werden.

Ganz anders ist der Eindruck, den Manfred Bensing in seiner Leipziger Bildbiographie von diesem Kupferstich wiedergibt: «Unter der breiten Predigerkappe wird ein lebensvolles Antlitz sichtbar, das der Künstler selbst in den kleinsten Regungen festgehalten hat. Von der Stirn her, die von angestrengter Denktätigkeit und bitterer Enttäuschung zu berichten scheint, entspannen sich zum Mund hin die Gesichtszüge immer mehr. Zwei klare dunkle Augen, denen der vielfach behauptete schwärmerische Blick fehlt, sind offen und nicht ohne Güte dem Diesseits zugewandt. Das leichte, kaum merkliche Lächeln, das den Mund umspielt, steht im Kontrast zur legendären Überlieferung, die stets vom zornigen und wütenden Müntzer spricht, es scheint eher jenen recht zu geben, die aus einigen Stücken des Briefwechsels schließen, daß Müntzer sehr lustig gewesen sei.» Wenn Bilder nicht eindeutig sind, wuchert die Phantasie der Betrachter. Sollten sich in diesem Stich tatsächlich die Züge einer zeitgenössischen Darstellung erhalten haben, wäre es nicht abwegig, Müntzer so sympathisch zu schildern; wahrscheinlich aber ist, daß dieses Porträt sich nur noch von der Absicht des Kupferstechers Christoph van Sichem her verstehen läßt, mit einer negativen Symbolfigur vor Fanatismus und Aufruhr zu warnen. Müntzer wurde stilisiert, sein wahres Gesicht, ob es nun bekannt war oder nicht, bis zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Mag die Deutung dieses Stiches auch umstritten sein, unmißverständlich sind die Bildnisse, die ihm nachgestaltet wurden. Verstärkt treten krankhafte Züge hervor: ein knabenhaft debiler Kopf, eine verformte Stirn, Augen, die noch stärker hervortreten, eine klobige Nase, ein Mund, der dem Maul eines Fisches ähnlich sieht, und Hände, die in gespreizter Verkrampftheit die Heilige Schrift umschließen, «Pietas et paupertas simulata», geheuchelte Frömmigkeit und Armut, steht auf den aufgeschlagenen Bibelseiten geschrieben; eine Gestalt, die sich verdüstert und um die es vom Horizont her finster wird. Hier herrscht nicht künstlerische Freiheit, sondern der Zwang einer Gesellschaft, die Häresie und Aufruhr auf körperliche und seelische Abnormität zurückzuführen pflegt.

Erst im letzten Jahrhundert änderte sich das Bild: Müntzer geht, wie Jesus von Nazareth einst, in gelassener Würde zur Richtstätte; er steht, überlebensgroß in Stein gehauen, auf hohem Sockel, den Blick fest nach vorn gerichtet, die Bibel in einer Hand, das Schwert in der anderen. Mit diesem Denkmal von Will Lammert,



Thomas Müntzer

das 1956 errichtet wurde, soll im thüringischen Mühlhausen an die revolutionäre Tradition des deutschen Volkes erinnert werden. Die bildende Kunst hat es schwer: Sie kann wohl die Antipathie gegen Thomas Müntzer oder die Sympathie mit ihm, nicht aber seine Persönlichkeit selbst zur Darstellung bringen. Ihr fehlt das Modell.

Mit Nadel, Pinsel und Meißel vermag kein lebensnahes Abbild Müntzers mehr zu entstehen; vielleicht aber, so ließe sich vermuten, könnte das Wort von Dichtern und Schriftstellern hier weiterhelfen. Sie geben den Eindruck wieder, den Zeitgenossen von ihm überlieferten; sie nehmen auch die Worte auf, die er selber fand, um sich mitzuteilen, und überbrücken die Lücken der Überlieferung mit Einfühlungsvermögen und Gestaltungskraft. Durch Worte läßt sich vielleicht noch am ehesten dort Unmittelbarkeit herstellen, wo die Quelle der Anschaulichkeit inzwischen längst versiegt ist.

Müntzer war schon eine literarische Figur, bevor er überhaupt ins Rampenlicht der Geschichte trat. Seine Anhänger in Zwickau rühmten ihn in einem Spottgedicht auf den humanistisch gebildeten Stadtpfarrer Johannes Sylvius Egranus als einen «Gottesknecht», der sich auf selbstlose Weise für die Reformation einsetzte. Seine Gegner jedoch verhöhnten ihn in einer spöttischen Erwiderung, die – ebenfalls als Gedicht – in der Stadt umlief, und schimpften ihn einen verlogenen, streitsüchtigen und blutrünstigen Mann, feige und hinterhältig, eine Gefahr für die Stadt:

> Du lest Dein geyst in alle winckell schweben
> zu Zwietracht und auffrür merke mich eben.

Die Situation war in dieser Stadt so angespannt, daß Spott und Hohn, Haß und Polemik den Blick auf die wahre Person verstellten. Wurde dem einen nachgerufen, er sei ein «ketzerischer bösewicht», traf es in klassischer Umkehrmanier sogleich auch den andern: ein «gilb geferbter, Pikardisch pösewicht», ein solcher Ketzer soll Müntzer gewesen sein. Niemals mehr ist er den Makel eines Häretikers losgeworden, das Image verdeckte den wahren Menschen. Eine historische Quelle, die Müntzer zeigt, wie er war, sind diese frühen Spottgedichte nicht. Um so nachhaltiger sind hier aber schon die Grundlinien des künftigen Müntzerbildes entworfen worden. Ein «lügenhafter Teufel» und «Schwindelgeist», ein «Weltfresser», der mit Fäusten dreinschlägt, Kirchen und Klöster zerbricht und danach trachtet, Blut zu vergießen: Mit diesem

Schreckensbild warnte Martin Luther die Fürsten zu Sachsen in einem Sendschreiben vor dem «aufrührerischen Geist» und forderte sie auf, Müntzer das Handwerk zu legen, bevor er noch Schlimmeres anrichten würde. Auch dieses Pamphlet aus dem Jahre 1524 ist deutsche Literatur, ein Stück vehementer Denunziation. Von Müntzer, der dem Reformator mehr als einmal in der Wittenberger Turmstube gegenübersaß, werden alle menschlichen, individuellen Züge getilgt; sie werden durch allgemein-diabolische ersetzt, so daß nicht mehr ein Mensch, sondern eine Teufelslarve vor dem geistigen Auge des Lesers entsteht. Noch deutlicher schrieb Luther kurz vor der Niederlage der aufständischen Bauern an Johann Rühel: «Wohlan, wer den Müntzer gesehen hat, der mag sagen, er habe den Teufel leibhaftig gesehen in seinem höchsten Grimme. O Herr Gott, wo solcher Geist in den Bauern auch ist, wie hoche Zeit ist's, daß sie erwürget werden wie die tollen Hunde! Denn der Teufel fühlet vielleicht den jungsten Tag, darumb denkt er die Grundsuppe zu rühren und alle höllische Macht auf einmal zu beweisen.» Im Kampf mit dem Teufel blieb der Mensch auf der Strecke. Luther sorgte dafür, daß die Ängste und Sehnsüchte des Gegners, sein soziales Gewissen, seine Argumente und sein revolutionärer Protest in Deutschland kaum zur Kenntnis genommen wurden. Die antirevolutionäre Haltung im deutschen Protestantismus hat eine apokalyptische Wurzel. Wer diese Haltung auf den realpolitischen Blick der Reformatoren zurückführt, wie es oft geschah, verkennt die dramatische, ins Kosmologisch-Endzeitliche gesteigerte Gegnerschaft zwischen Luther und Müntzer.

Martin Luther ließ nach dem Bauernkrieg noch die ‹Schreckliche Geschichte und ein Gericht Gottes über Thomas Müntzer› ausgehen, ‹darin Gott öffentlich denselbigen Geist Lügen straft und verdammt›, und Johann Agricola ein ‹Gesprechsbuchlein zwischen einem Müntzerischen Schwermer und einem Evangelischem frumen Bawern›. Am nachhaltigsten hat allerdings die ‹Histori Thome Muntzers› gewirkt, ‹des anfengers der Döringische uffrur›, die Philipp Melanchthon verfaßte. Seither geistert die Kunde von dem Mordpropheten durch die Zeiten. Der *praeceptor Germaniae* hat gesprochen, und die Deutschen haben gelernt, Nonkonformisten, Dissidenten und Revolutionären mit Abscheu zu begegnen.

Der deutsche Bauernkrieg und Thomas Müntzer boten einen Stoff, der Dramatiker anzog. Gelegentlich stellten sie Müntzer schon im 16. Jahrhundert auf die Bühne oder beschworen seinen

Geist herauf, wenn Diabolisches zur Darstellung gebracht werden sollte. In einem Schauspiel am Hof zu Kassel erhielt er sogar eine tragende Rolle, bemerkenswerterweise wurde er dort nicht dämonisiert wie bisher, blieb aber doch eine negative Symbolfigur. Bekannt wurde eigentlich erst der ‹Monetarius Seditiosus›, den Martin Rinckhart 1625 herausbrachte. Dieses Drama, das dem Ziel diente, Luther zu verherrlichen und Müntzer als satanischen Widersacher der Reformation in Verruf zu bringen, ist in die Tradition des historischen Schuldramas einzuordnen, wie das Kasseler Schauspiel übrigens auch. Es sollte unterrichten und belehren. Müntzer wurde nicht deshalb verworfen, weil seine Person immer noch eine akute Gefahr darstellte, sondern weil es galt, die Reformation ins rechte Licht zu setzen. Als Gegner Luthers wurde er zwar verteufelt, aber dennoch kamen einzelne Züge seines Wirkens zur Geltung, die in der Situation des Elends, das der Krieg zwischen Katholiken und Protestanten über das Volk gebracht hatte, aufhorchen ließen. Das traf vor allem auf einige Bauernszenen zu, so daß die Ereignisse der Gegenwart, wie Jay Rosellini in seiner Untersuchung über ‹Thomas Müntzer und das deutsche Drama› (1978) andeutete, das starre Verteufelungsschema zu verändern begannen.

Ein literarisches Interesse an Müntzer erwachte dann erst wieder im deutschen Vormärz. Jetzt betrat der Bauernführer als Vorkämpfer für die Freiheit des Geistes die Bühne. Das Tumultuarische oder Gewalttätige, das sich in der Erinnerung mit seiner Gestalt verband, bereitete allerdings manche Schwierigkeiten, ihn als «liberalen Bürger» in Erscheinung treten zu lassen; und doch wandelte sich seine Rolle zusehends. Unter dem Einfluß der Müntzerbiographie Georg Theodor Strobels, die 1795 im Geiste der Französischen Revolution verfaßt wurde, und der ‹Allgemeinen Geschichte des großen Bauernkriegs›, die der Junghegelianer und spätere Achtundvierziger Wilhelm Zimmermann von 1841 bis 1843 veröffentlichte, wurde aus dem satanischen Scheusal der Verkünder liberaler und radikaldemokratischer Ideen. Gelegentlich steigerte sich das Drama sogar zu einer «Apotheose revolutionären Prophetentums», das angesichts der gescheiterten Revolution von 1848 die Hoffnung auf einen zukünftigen Sieg des Volkes wachhalten sollte. Das Verhältnis zum historischen Müntzer war aber auch hier noch ambivalent. Einerseits kam vieles aus den ursprünglichen Quellen unverstellt zur Sprache, das gilt auch für den im jungdeutschen Geist geschriebenen dreibändigen Müntzer-Roman

Theodor Mundts (1841), andererseits mußte auch manches – vor allem Müntzers Verbundenheit mit dem aufständischen Volk – ausgeblendet werden. Die Furcht der Liberalen vor dem revolutionären Aufbegehren des ‹Pöbels› war zu groß. Gerade deshalb bleibt der Versuch interessant, Müntzer in dieser Zeit überhaupt als Bühnenfigur zu gestalten, wenn die Dramen von Rudolf Gottschall (1845), Robert Prölss (1849) und Hermann Rollett (1851) literarisch auch kaum bedeutsam waren.

Das Bürgertum fühlte sich mehr von Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen angesprochen als von Thomas Müntzer. Selbst das erste historische Drama aus der Arbeiterbewegung, das kein geringerer als Ferdinand Lassalle geschrieben hatte, wandte sich nicht Müntzer, sondern Franz von Sickingen zu. In der entschiedenen Führungskraft dieses Ritters konnte Lassalle seine eigene Führerrolle in der Arbeiterbewegung und seine sozialpolitischen Ziele vorteilhafter reflektieren als im religiös-revolutionären Wirken Müntzers. Der große politische Wille war es, der auf Lassalle anziehend wirkte, nicht die Neigung zum plebejisch Revolutionären.

Sie lag den marxistischen Genossen näher. Obwohl Friedrich Engels in seinem ‹Deutschen Bauernkrieg› von 1850 ein überaus sympathisches Bild von Müntzer gezeichnet hatte, dem einzigen Deutschen, der zu Beginn der Neuzeit den Weg erkannt hatte, den die Gesellschaft nehmen würde, um alle Ausgebeuteten und Unterdrückten zu befreien, mußte Müntzer auf seinen Einzug ins sozialistische Drama lange warten. Nicht Sozialdemokraten, von ganz unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, sondern Kommunisten nahmen sich seiner an. Dabei ist besonders auf das Drama von Berta Lask hinzuweisen, das als Agitationsstück auf dem ‹Roten Münzertag› 1925 in Eisleben aufgeführt wurde. Mit dieser Aufführung wurden die kommunistischen Arbeiter an die Niederlage der Bauern vor vierhundert Jahren erinnert und in ihrem eigenen Kampf bestärkt. Geschichte wurde aktualisiert. «Mein Same fiel nicht auf toten Stein», wendet sich der erwachende Müntzer an die versammelten Proletarier: «Nun ging er auf. Nun trägt er Frucht. Ihr werdet siegen.» Dieses Stück knüpfte an das Bauernkriegsbuch von Engels an, sicherlich hat auch Ernst Blochs ‹Thomas Münzer› von 1921, im Geist der Utopie verfaßt, die Weichen für diese Aktualisierung gestellt. Es beginnt mit dem berühmten Abschnitt: «Wir wollen immer nur bei uns sein. So blicken wir auch hier keineswegs zurück. Sondern uns selber mischen wir lebendig

ein ... Münzer vor allem ist Geschichte im fruchtbaren Sinn; er und das Seine und alles Vergangene, das sich lohnt, aufgeschrieben zu werden, ist dazu da, uns zu verpflichten, zu begeistern, das uns stetig Gemeinte breiter zu stützen.» So wurde aus Müntzer ein Märtyrer und Hoffnungsträger im Klassenkampf, ein Liebknecht des 16. Jahrhunderts, aus Luther der ‹Bluthund› Noske. Müntzer fiel als Funke ins sozialdemokratisch-kommunistische Pulverfaß. Die gedruckte Fassung dieses ‹Dramatischen Gemäldes des Deutschen Bauernkrieges von 1525›, so der Untertitel zu Berta Lasks Schauspiel, wurde beschlagnahmt und verboten. Das sozialistische Müntzer-Verständnis stieß schnell an die Grenze seiner gesellschaftlichen Wirksamkeit. Wurde Müntzer überhaupt noch Aufmerksamkeit geschenkt, dann entstand erneut das protestantisch-konservative Bild vom ‹Schwärmer› oder ‹Mordpropheten›.

Nicht so kraß, moderater im Ton, fiel das ‹Lebensbild› aus, das Joachim Zimmermann zum Bauernkriegsjubiläum 1925 von «einem der unglücklichsten Söhne des deutschen Vaterlandes» (Heinrich Heine) zeichnete. Er nahm den Radikaldemokraten und Sozialisten allen Grund zur Verehrung Müntzers. Von brennendem Ehrgeiz verzehrt und von hemmungsloser Tollkühnheit besessen, leichtgläubig oder verantwortungslos, ohne jede aufbauende Phantasie: so sieht kein Held aus. Und Zimmermann beendete seine auf populäre Weise gut geschriebene Biographie: «Es ist das Deutschland Luthers und Sebastian Francks – nicht das Thomas Müntzers – aus dem das Deutschland Kants und Goethes entstanden ist.» Die in den zwanziger Jahren anhebende Müntzerforschung bemühte sich zwar um eine differenzierte wissenschaftliche Deutung, sie veränderte das geprägte Müntzerbild jedoch nicht von Grund auf. Ganz im Gegenteil, sie verfestigte es gelegentlich; ihr Herz schlug für die ‹Lutherrenaissance›, die in einem engen Verhältnis zum ‹antidemokratischen Denken› in der Weimarer Republik stand und eine Wiederbelebung des schwärmerischen Geistes zu verhindern suchte.

Die Tradition des sozialistischen Dramas wurde erst wieder in der Deutschen Demokratischen Republik aufgenommen. Bedeutsam ist hier vor allem das Schauspiel Friedrich Wolfs aus dem Jahre 1953: ‹Der Mann mit der Regenbogenfahne.› Im Unterschied zum Drama Berta Lasks, die neue stilistische Mittel wie die Überwindung der Kluft zwischen Bühne und Zuschauerraum einsetzte, ist sein Stück in traditioneller Art gearbeitet und versucht, Müntzer auch psychologisch als Persönlichkeit gerecht zu werden. Luther

wird dadurch bestraft, daß er überhaupt nicht in Erscheinung treten darf, er ist *persona non grata,* ohne Wort und Fürsprecher. So gelang es nicht, den geistigen und gesellschaftlichen Konflikt zu gestalten, der eigentlich der Stoff sein müßte, aus dem ein sozialistisches Drama gefertigt wird. Politisch paßte dieses Stück aber in die Landschaft, es zielte auf das angebliche Bestreben Müntzers ab, eine «Einigung der Nation von unten» zu erreichen. Nicht der soziale Konflikt, sondern die nationale Frage, in deren Rahmen sich soziale Probleme von alleine lösen, war das Thema dieses Schauspiels.

Um den sozialen Stoff bemühte sich dagegen der Arbeiterschriftsteller Horst Kleineidam. In seinem Schauspiel ‹Hinter dem Regenbogen› (1975) kommen aber nicht Leben und Werk Müntzers, sondern nur die Konflikte zur Darstellung, die unter den Bewohnern eines Dorfes ausgetragen wurden, das von Müntzeranhängern befreit worden war. Diese beiden Stücke dürften die bedeutendsten literarischen Arbeiten in der Deutschen Demokratischen Republik sein, die sich auf ganz unterschiedliche Weise mit Müntzer beschäftigen; daneben existiert noch eine Fülle anderer Stücke, Romane und epischer Dichtungen, Filme, Oratorien und Opern, deren literarischer Wert umstrittener und kaum geeignet ist, die Persönlichkeit Müntzers mit künstlerischer Intuition zu vergegenwärtigen. Blutleer und blaß, plakativ und deklamativ, gutgemeint, aber wenig inspirativ – auf diese Weise kommen keine kongenialen Neuschöpfungen zustande. Umstritten ist auch das einzige westliche Schauspiel neueren Datums, in dem Müntzer eine maßgebliche Rolle spielt: Dieter Fortes ‹Martin Luther & Thomas Münzer oder die Einführung der Buchhaltung› (1971). Es folgt grundsätzlich der Tendenz des sozialistischen Dramas: Luther wird vom Sockel gestoßen und Müntzer emporgehoben. Gezeigt werden soll, daß Geld auch die historische Situation der Reformation in Deutschland regiere, die vom Protestantismus geprägte westliche Zivilisation und Kultur der korrumpierenden Macht des Kapitals anheimgefallen sei und nur genesen könne, wenn die Menschen im Sinne Thomas Müntzers umzulernen bereit seien. Schnell wurde an dieser Art der Darstellung Kritik laut und die Manipulation der historischen Figuren gebrandmarkt. Wer die traditionelle Anhänglichkeit der Deutschen an Martin Luther verhöhnte, mußte mit empfindlichen Reaktionen rechnen. Es ist zwar bedenklich, wenn ein literarisches Werk am Maßstab historischer Detailtreue gemessen wird, doch Forte hat die harten Urteile mit

seinem Anspruch, ein *dokumentarisches* Schauspiel geschrieben zu haben, selber herausgefordert und ist der historischen Kritik geradeaus ins offene Messer gelaufen. Schwerer als das historische Urteil, hinter dem sich zumeist konfessionelle Empfindlichkeit verbirgt, zumal sich weitaus mehr Anwälte für Luther als für Müntzer fanden, wiegt die literarische Kritik: «Man sieht Schauspieler, die Positionen anzeigen», bemerkte ein Theaterkritiker, «man sieht jedoch nicht: Menschen». Besonders erstaunlich ist, wie blaß und schemenhaft Müntzer geblieben ist. So fehlt auch diesem Schauspiel die Kraft schöpferischer Imagination, die auf ihre Weise nicht weniger als das geschichtswissenschaftliche Studium einen Beitrag zum Verständnis Müntzers hätte leisten können. Es bleibt bei den verzerrten Bildern.

Und dennoch ist die künstlerische Beschäftigung mit Müntzer nicht nutzlos. Sie sorgt dafür, vor allem im Zusammenhang mit Luther, daß ein nachhaltig auf uns einwirkendes Stück deutscher Vergangenheit wachgehalten wird und nur noch im Modus der Auseinandersetzung und verunsicherter Selbsteinschätzung, nicht einseitiger Zustimmung und Überheblichkeit, vergegenwärtigt werden kann. Die Konfrontation zwischen Luther und Müntzer, Reformation und Revolution, läßt sich nicht zugunsten der einen oder der anderen Seite auflösen, sie bleibt ein Stachel im Fleisch unseres historischen Bewußtseins und schmerzt, sobald daran gerührt wird. Für die Absicht, das historische Interesse an Thomas Müntzer allgemein zu fördern, ist das eine gute Ausgangslage.

ULRICH HAARMANN

Was ist schwerer zu ertragen: tyrannische Herrschaft oder die Überheblichkeit der Berufskollegen?

Ein Gelehrtenschicksal im spätmittelalterlichen Kairo

Das Verhältnis zwischen autochthonen, arabischsprachigen Untertanen und mamlukisch-türkischen Potentaten im spätmittelalterlichen Ägypten ist seit geraumer Zeit Gegenstand wissenschaftlichen Interesses. Durch welche autonomen Bereiche wurde die mamlukische Machtfülle begrenzt? Waren sich Herrscher und Be-

herrschte dieser Begrenzungen bewußt? Welche Rolle spielten die Gelehrten als Mittler zwischen der türkischen Militäraristokratie und deren einheimischen Untertanen? Individuen, die sich in diesem Spannungsfeld bewegten und überdies darüber Rechenschaft abgelegt haben, sind selten, für den Historiker der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Reichshauptstadt Kairo unter den Tscherkessensultanen (1382–1517) dafür umso wertvoller.

Einer dieser Zeugen ist Muḥibb ad-Dīn Muḥammad b. Ḫalīl, üblicherweise nach seinem Sohn als Abū Ḥāmid und seiner Herkunft als al-Qudsī oder al-Maqdisī (der Jerusalemer) bekannt. Er wurde 1414 oder 1416 in Ramla in Palästina geboren und starb 1483 in Kairo. Abū Ḥāmid war, soweit wir dies beurteilen können, ein fruchtbarer Gelehrter. Wenn er bisher noch nicht so recht beachtet worden ist, ist dies zum Teil gewiß das Verdienst des redlichen Carl Brockelmann, der in seiner monumentalen ‹Geschichte der arabischen Litteratur› die drei von Abū Ḥāmid mit Sicherheit erhaltenen Werke auf insgesamt drei verschiedene Autoren an vier verschiedenen Stellen verteilt hat.

Abū Ḥāmids bisher bekanntestes Werk – diese Zuordnung von Text und Verfasser verdanken wir dem Princetoner Islamhistoriker Michael Cook – ist eine sogenannte *mufāḍala,* ein Rangstreitwerk, zwischen seinen beiden Heimatländern Ägypten und Syrien. Daß er sich in diesem reich dokumentierten literarischen Wettbewerb eindeutig auf die Seite seiner Wahlheimat Ägypten schlägt und für seine Entscheidung alle möglichen Attribute des Landes am Nil namhaft macht, sollte nicht unerwähnt bleiben; so ist für Abū Ḥāmid die Umsiedelung des Kalifats von Bagdad (1258 hatten die Mongolen die abbasidische Metropole erobert und den letzten Kalifen getötet) nach Kairo durchaus keine durch tragische Umstände erzwungene Notlösung, sondern eine Konsequenz der Hegemonie Ägyptens über die übrigen Provinzen der islamischen Welt.

Bisher unbeachtet geblieben ist Abū Ḥāmids zweites erhaltenes Werk, eine bemerkenswerte, wenn auch durchaus nicht immer originelle Legierung eines Fürstenspiegels mit einem Handbuch für den *muḥtasib,* den islamischen (wohl auf den byzantinischen *agoránomos* zurückgehenden) Markt- und Sittenvogt. Das Buch trägt, vielleicht in Nachahmung ähnlicher Werke aus der Feder älterer Autoren, den Reimprosatitel: ‹Baḏl an-naṣā'iḥ aš-šar'iyya fīmā 'alā s-sulṭān wa-wulāt al-umūr wa-sā'ir ar-ra'iyya›, zu Deutsch: ‹Reicher gesetzlicher Rat für den Herrscher, die [übrigen]

Amtsinhaber und alle Untertanen›. Einer von Abū Ḥāmids Schülern hat die uns erhaltene Berliner Handschrift im Mai 1475, also acht Jahre vor Abū Ḥāmids Tod, hergestellt. Verfaßt wurde der Traktat bereits 1463/64 – drei Jahre vor dem eingangs genannten Rangstreitwerk – während der Regierung des frommen und vergleichsweise gebildeten Sultans Ḫušqadam (1461–67), dessen Gewissenhaftigkeit und Konsequenz in der Anwendung des islamischen religiösen Rechts (*šarīʿa*) gerade gegenüber den ‹Schutzbefohlenen›, also Christen und Juden, der gestrenge Autor lobend hervorhebt. Weite Partien des Werkes sind im übrigen verbatim oder in nur geringfügig modifizierter Form aus Tağ ad-Dīn as-Subkīs (gestorben 1370) bekanntem, von Oskar Rescher ins Deutsche übertragenem Gesellschaftsspiegel übernommen worden.

Abū Ḥāmid präsentiert sich in diesem Werk als standesbewußter Religionsgelehrter. Seiner Zunft allein obliege und gebühre die Hüterschaft über das Göttliche Gesetz. «Sie [d. h. die Juristen] sind die *fātiḥa* [= die Eröffnungssure des Korans, Sinnbild für höchsten Rang] für alle Segen in dieser und in jener Welt», formuliert er stolz mit eigenen Worten im Kapitel über die Rechte und Pflichten des Sultans. «Wir, die Religionsgelehrten» – und damit meint er implicite: nicht der Herrscher – «sind das Salz des Landes und dazu berufen, das Elend der Bevölkerung zu beheben. Und wenn das Salz selbst schlecht würde, wer könnte ihm dann noch helfen?», fügt er unter Berufung auf eine ältere Quelle selbstsicher hinzu.

Das Kräfteverhältnis zwischen Gelehrten und Militärs ist – so betont er immer wieder – in seiner Zeit zu Lasten der Rechtskundigen gestört. Die Arroganz der Mamlukenoffiziere hat die Gelehrten ihrer legitimen Rechte und ihrer Würde beraubt. Von den gläubigen Untertanen eingehobenes Geld wird auf Luxusgewänder, kostbares Pferdegeschirr, vergoldete Tintenfässer und horribile dictu schöne junge Mamluken, Sklavinnen und Sängerinnen verschwendet, ohne daß die Schriftgelehrten, wie es rechtens wäre, davon profitierten. Wie schon Tağ ad-Dīn as-Subkī hundert Jahre vor ihm empört er sich darüber, daß in der guten alten Zeit der Pferdekurier unter anderem auch dafür verwendet wurde, verdienten Gelehrten den standesgemäß bequemen Transport von Ort zu Ort zu gewähren, in der heutigen dekadenten Zeit aber an ihrer Statt hübsche Jünglinge und attraktive Konkubinen damit reisen.

Voller Heuchelei, so beklagt er sich weiter, lassen die Offiziere hunderte frommer Stiftungen mit dem Geld des Volkes errichten,

indessen nicht um Gottes Lohn, sondern um des eigenen weltlichen Ruhmes willen. Auf Reisen und Feldzügen führen die Mamlukenemire teure Ärzte, doch keine Juristen mit, obwohl der Entgelt für einen Schriftgelehrten doch nur ein Fünftel dessen betrage, was man für einen dieser anspruchsvollen doctores bezahlen müsse, und obwohl doch eigentlich die Sorge um das Heil Vorrang vor der leiblichen Gesundheit haben müsse. Aber mit diesem – nicht nur von unserem Verfasser – immer wieder eingesetzten Argument, der Drohung mit der Vergeltung im Jenseits, scheint Abū Ḥāmid nicht allzu viel Eindruck gemacht zu haben. Die von ihm wie auch seinem Vorbild as-Subkī in aller Ausführlichkeit kolportierte Geschichte von dem trunkenen Emir, der – im Gegensatz zu seinem rechtsgelehrten Zechkumpan – nach dem verwerflichen Gelage keine Buße tat, sondern den gelehrten Partner sogar noch wegen seiner Skrupel schikanierte, und prompt nach nur wenigen Tagen, wie es in den Texten heißt, «von Gott vernichtet wurde», diese Anekdote ist vor allem ein Zeugnis der Hilflosigkeit.

Die Emire lassen die Gelehrten hungrig und bedürftig links liegen und fügen so einer Pein eine weitere hinzu. Selbst der einfachste Mamlukensoldat verdiene mehr als ein angesehener Jurist. Welch ein Unrecht, verdanken doch die Mamluken, diese verachtenswürdigen Sklaven, ihren Reichtum und ihre Macht letztlich uns Gelehrten! Sind wir es doch, die den unzivilisierten jungen Mamluken in den wichtigsten Geboten des Islams unterweisen und ihn die beiden Sätze des Glaubensbekenntnisses lehren und ihm damit die Pforten zum Aufstieg in hohe und höchste Würden öffnen?

Nur ab und zu überkommen unseren Autor in dieser Schrift Zweifel an der Stichhaltigkeit des von ihm behäbig ausgemalten düsteren Szenarios. Natürlich sind auch Mamluken nur Menschen und als solche nicht unfehlbar. Man kann die Sultane, die ‹Hirten› der ‹Herde› *(raʿiyya)* und Beschützer der Religionsgelehrten, in unserer Zeit fairerweise nicht mit den gerechten Königen der Vergangenheit vergleichen. In einem langen, weitestgehend von früheren Vorlagen unabhängigen Kapitel läßt er den Herrschern selbst, anders als den Offizieren, gegenüber Milde walten. Es wäre absurd, die ‹weltliche Herrschaft der Türken› (*mulk at-Turk*) unserer Tage mit dem Reich zu vergleichen, an dessen Spitze Gefährten des Gottesgesandten Muḥammad standen.

Dennoch bedürfen, so fährt unser Autor fort, einige Erscheinungen in der gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Ord-

nung unbedingt der Reform. Höchst unmoralische Neuerungen wie die Ämter des Pagen und des Trägers des königlichen Waschbeckens müssen abgeschafft werden. Ist die Abwehr verwerflicher Neuerungen und ketzerischer (d.h. schiitischer) Gedanken doch hehrste Pflicht des Sultans. Immer wieder werden die Direktiven des berühmten hanbalitischen Theologen Ibn Taymiyya (gestorben 1328) an den gerechten Herrscher invoziert. Besonders die Inhaber der Ämter, die den Kontakt der Herrscherkaste zur Untertanenschaft herstellen wie Sekretär, Wesir und Hausmeier, müssen streng an ihre Pflichten gegenüber den Gläubigen gemahnt werden. Ist nicht sogar der Heeresinspekteur im Grunde seiner wichtigsten Funktion nach ein Vogt der Waisen?

Vor allem eine Institution provoziert Abū Ḥāmids (und vor ihm schon as-Subkīs) Zorn, das Amt des Kämmerers. Dieses einst so erhabene Amt sei heute nur noch ein Schatten seiner selbst. Es sei degeneriert zum Rahmen einer zutiefst gesetzeswidrigen innertürkischen, unabhängigen Rechtssprechung. Es gebe keinerlei Notwendigkeit für einen solchen ‹Richter und Anwalt der Türken (= Mamluken)›. Diese *siyāsa* genannte, möglicherweise auch begrifflich mit Dschingis Chans Yāsa zusammenhängende Rechtspflege sei nicht nur überflüssig, sondern geradezu perniziös, speise sie doch den Irrglauben, der gesunde Menschenverstand und das Gewohnheitsrecht seien für die Ordnung des menschlichen Zusammenlebens von Nutzen oder gar eine Alternative zur *šarīʿa*. Im Kapitel über die Gebräuche der arabischen Beduinen, «von denen viele ohne gesetzlichen Vertrag heiraten ... und ihren Töchtern den koranischen Erbteil vorenthalten», klingt dieselbe Angst vor dem Verlust der *šarīʿa* durch. «Es gibt kein Gesetz der Bürokratie (*šarʿ ad-dīwān*)» – eine faszinierende Begriffsprägung –, nur das *eine* Gesetz Gottes.

Auch mit seinen Kollegen hat Abū Ḥāmid ein Hühnchen zu rupfen. Widersteht den Versuchungen der Korruption, macht euch nicht lächerlich, indem ihr bei Sultanen und Emiren um Posten buhlt. Letztere verachten euch doch nur, wenn ihr sie um lukrative Pfründen angeht. Ihr riskiert doch nur den Entgelt im Jenseits. Seid ehrlich, Kollegen, eure Einkünfte genügen doch zum anständigen Leben. Wenn euch allerdings nach Luxus gelüstet, dann tätet ihr in der Tat besser, den Beruf zu wechseln und das Amt eines einfachen Schreibers in einer Behörde oder in der Armee anzunehmen, da verdient ihr mehr.

Zwölf Jahre später (1475) – inzwischen regiert in Kairo Sultan Qāyitbāy (1468–96) – verfaßt Abū Ḥāmid sein drittes Werk, das er dem kriegstüchtigen und gebildeten Generalissimus Yašbak aẓ-Ẓāhirī (gestorben 1480) widmet. Der Titel dieser Schrift ist eigentümlich, einmal wegen seiner auch für mittelalterliche arabische Begriffe sperrigen Länge und der Bezugnahme auf die erste Person, zum anderen und insbesondere aber wegen des hier abgehandelten Themas: ‹Duwal al-islām aš-šarīfa al-bahiyya wa-ḏikr mā ẓahara lī min ḥikam allāh al-ḫafiyya fī ğalb ṭā'ifat al-atrāk ilā d-diyār al-miṣriyya›, zu Deutsch: ‹Von den ehrwürdigen und glanzvollen Reichen des Islams und von Gottes mir klar gewordenem verborgenen weisen Ratschluß, das Volk der Türken nach Ägypten zu holen.› Der jüngst verstorbene Kieler Historiker Subhi Labib hat auf diesen Text aufmerksam gemacht; er hatte auch den Plan, das Kairoer Unikum in der ‹Bibliotheca Islamica› herauszugeben.

Wie schon der Titel dartut, ändert Abū Ḥāmid in diesem Werk radikal seine Einstellung gegenüber Türken und Arabern, Mamluken und Gelehrten. Gebenedeit mit dem Geschenk der Bekehrung zum Islam und von ausgewählten Rechtsgelehrten unterwiesen widmen diese mamlukischen Türken ihre Kräfte und sogar ihr Leben der Verteidigung der Glaubensgemeinschaft, «der Familie und Nation des Islams». Frohgemut nehmen sie die Bürde des Heiligen Kampfes (*ğihād*) auf sich und entlasten so die unkriegerischen Ägypter – ein uralter Topos! – von dieser Kollektivverpflichtung. Völlig zu Recht ernten sie als Entgelt den Reichtum des Landes. Türken beschützen die hilflosen Menschen gegen Wegelagerei, Plünderei und beduinische Willkür. Türken bescheren den Städten Wohlstand, Ruhe und Frieden. Ihre Zivilcourage hält Bösewichter von Übergriffen auf die Rechte der *raʿiyya* ab. Von ihrer berühmten körperlichen Schönheit einmal abgesehen seien die Mamluken durch Milde, Mut und Selbstlosigkeit ausgezeichnet. Sie spenden Schutz (*ḥimā*); ihrer besinne man sich in der Not. Die Bekanntschaft mit einem Türken verleihe jedem Ägypter – so fährt Abū Ḥāmid fort –, sei er nun Theologe, Bauer oder vom städtischen Pöbel – Ansehen, Prestige und persönliche Wohlfahrt. Auch wenn die Mamluken natürlich ihre Macht genießen und «sich wie Könige fühlen», auch wenn diese Zuwanderer aus der Steppe nur allzu oft ohne Ansehen der Person die einheimischen Ägypter schikanieren – also selbst Gelehrte! –, dann geschehe dies doch nur, so lautet seine abenteuerliche Rechtfertigung, weil ihre

arabischen Opfer diese Behandlung für ihre Verderbtheit, Käuflichkeit und Doppelzüngigkeit allemal verdient hätten und es dann doch besser sei, die fällige Strafe schon im Diesseits und nicht erst im Jenseits zu verhängen.

Wir befinden uns als Leser und Zuschauer nun in einer höchst verwirrenden Situation. Die Rollen des Helden und des Schurken sind plötzlich vertauscht. Konzentriert und kapriziert sich Abū Ḥāmid in seinem Werk ‹Badl an-naṣā'iḥ› auf die Gerechtigkeit des verkannten und mißhandelten Religionsgelehrten, «das Salz der Erde», der unter der Arroganz der Mamluken bitter zu leiden habe und darum auf göttlichen Ausgleich hoffen dürfe, so weist er jetzt, ein Dutzend Jahre danach, alle Schuld den unerträglich überheblichen und verkommenen Gelehrten zu. Seine früheren Vorbehalte gegenüber der mamlukischen Tyrannis sind zu vorsichtig-betulicher Kritik geschrumpft. Verglichen mit den herzlosen und blasierten Gelehrten, denen er nun alles Übel aufs Haupt wünscht, seien die Mamluken Bollwerke der Charakterfestigkeit. Sie, die Mamluken, preist Abū Ḥāmid jetzt als «Salz Ägyptens». So ändern sich die Zeiten. Wenn auch bestimmte Motive aus dem früheren Traktat auch jetzt wiederkehren – z. B. die übergeordnete Verpflichtung der Herrscher, Gerechtigkeit zu wirken und die *ra'iyya* zu beschirmen –, so bleibt doch die Hauptaussage ins Gegenteil verkehrt. Inbegriff von Abū Ḥāmids neuer Gesinnung ist der volkstümliche Spruch: «ẓulm at-turk wa-lā 'adl al-'arab», «lieber noch die Tyrannei der Türken als die Gerechtigkeit – besser sollte man sagen: Selbstgerechtigkeit – der Araber». Oder noch stärker: «Selbst der gewalttätigste Mamluk ist besser als der gerechteste arabische Landsmann.»

Das letzte Element erscheint mir wichtig. Nicht die Entdeckung irgendwelcher bislang verborgen gebliebener edler Charakterzüge der Mamluken hat Abū Ḥāmid zu diesem Sinneswandel bewegt. In den zwölf Jahren von Ḫušqadam bis Qāyitbāy hat sich überdies im grundsätzlichen Verhältnis zwischen Gelehrten und Mamluken nichts – und ganz sicher nicht zugunsten der letzteren – gewandelt. Nein, das Neue ist Abū Ḥāmids Haß auf seine Kollegen im Richterstand und in der Wissenschaft. Er hat die Balance verloren. Die von ihm in dem promamlukischen Traktat genannten eindrucksvollen Zahlen über die Rekrutierungserfolge frühmamlukischer Sultane sind z. B. schlichtweg erfunden. Daß er sich auf einmal mit der zügellosen mamlukischen Autokratie abzufinden bereit ist, spricht für sich. Rachsucht, das Bedürfnis, es seinen Zunftgenos-

sen heimzuzahlen, führt ihm die Feder, auch wenn er sich dabei selbst bei den Emiren lieb Kind macht und damit ein Verhalten zeigt, das er einst selbst als ganz besonders verabscheuenswürdig angeprangert hatte.

Unter anderen Umständen müßte der Historiker an dieser Stelle abbrechen und sich obendrein sehr kritisch fragen, ob wohl nicht doch – entgegen aller Evidenz – zwei verschiedene Autoren die beiden zuletzt vorgestellten Abhandlungen verfaßt haben. Freilich haben wir mit Abū Ḥāmid Glück; das Dilemma läßt sich auflösen. Nicht nur läßt sich sein Gesinnungswandel verifizieren, sondern wir können aus den zeitgenössischen Quellen auch seine persönlichen Gründe für diesen Schwenk erschließen. Zwei zeitgenössische Prosopographen kommen uns auf der Suche nach diesen Motiven entgegen.

As-Saḫāwī (gestorben 1497), ob seiner bissigen und nur allzu oft abwertenden Kommentare über Kollegen berüchtigt, widmet in seinem Jahrhundertlexikon ‹aḍ-Ḍaw' al-lāmiʿ› Abū Ḥāmid ein Biogramm. Danach war dieser fromm, fleißig und gewissenhaft, aber einfach nicht intelligent und alert genug, in dem Wettbewerb seiner Zeit zu bestehen. Die Leute machten sich über seine Langsamkeit und Umständlichkeit lustig. Weitaus zerstörerischer für Abū Ḥāmids emotionales Gleichgewicht muß allerdings die desillusionierende Erfahrung mit einem Lehrer gewesen sein, einem gewissen Šihāb ad-Dīn ibn Raslān, den der junge Gelehrte verehrte, dessen Edelmut und Großherzigkeit er die Entfaltung der eigenen Talente zu schulden glaubte, und den er als energischsten Fürsprecher seiner selbst in der Kollegenschaft ansah. Eines Tages aber nun, so as-Saḫāwī, erfuhr Abū Ḥāmid, daß es mit der grenzenlosen Liebe und Hochachtung (*al-maḥabba wal-qabūl*) dieses Meisters nicht weit her gewesen sein kann. Er machte sich vielmehr vor Dritten besonders spöttisch über den anhänglichen Abū Ḥāmid her. Der aber verzweifelte schier; Euphorie und Geborgenheit wandelten sich in Depression (*al-ḫumūd wal-ḫumūl*) und beängstigende Einsamkeit.

Ein anderer Historiker der Zeit, Ibn Iyās (gestorben ca. 1524), hat uns zwei Verse eines Gedichts bewahrt, die einer von Abū Ḥāmids niederträchtigen Widersachern unserem armen Helden gewidmet hat. «Abū Ḥāmid, weit reicht dein Ruhm für deine vielen Werke und Sammlungen in Disziplinen, in denen es dir keiner gleich tut – deine Gelehrsamkeit ist einzigartig, niemand hierzulan-

de kommt an dich heran.» Voller Seligkeit las Abū Ḥāmid diese Zeilen; «er merkte gar nicht, daß man ihn in den beiden Versen auf den Arm genommen hatte». Treuherzig erzählte er sie vielmehr voller Stolz weiter und sorgte damit selbst dafür, daß er immer tiefer in den Abgrund der Lächerlichkeit versank.

Irgendwann zwischen 1463 und 1475, den Abfassungsjahren der beiden Schriften, muß Abū Ḥāmid gemerkt haben, welch abscheuliches Spiel mit ihm getrieben wurde, wie zynisch und herablassend seine Kollegen ihn behandelten. Auf einmal verliert sein Loblied auf die Mamluken und sein schroffes Verdikt gegen die süffisanten Gelehrten aus dem Jahre 1475 alles Rätselhafte. Hier wehrt sich jemand mit den ihm zur Verfügung stehenden beschränkten Mitteln, der ins Mark getroffen ist. Nicht die von Michael Cook wenig einfühlsam zitierte «outstanding stupidity» Abū Ḥāmids scheint mir das Markenzeichen unseres leidenden Helden zu sein, sondern seine grenzenlose Naivität und deren Begleiter, nämlich seine hilflose Abhängigkeit vom Urteil anderer und seine seelische Zerbrechlichkeit. Es ist meines Erachtens kein Zufall, daß der völlig verunsicherte Abū Ḥāmid die Eingebung zu seiner absonderlichen Sendschrift über das Gottesgeschenk türkisch-mamlukischer Herrschaft über Ägyptem in einem Traum, womöglich gar nach qualvoller Selbstbefragung, erhalten haben will.

Für uns moderne Beobachter ist Abū Ḥāmids Neurose auf jeden Fall ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis gelehrten Miteinanders in Kairo, der geistigen Metropole des orthodoxen Islams im ausgehenden Mittelalter. Sie läßt uns hinter die brüchige Fassade religionsgelehrter Solidarität, gottgefällig-altruistischen Lebenswandels und ethnischer Auserwähltheit schauen, die die arabischen Intellektuellen der Zeit, die sich in ungezählten Moscheehochschulen und Sufikonventen auf die Füße traten, nur allzu bereitwillig gegenüber den als Barbaren verunglimpften Mamluken aufgerichtet haben. Leicht ist einer instabilen Persönlichkeit wie Abū Ḥāmid der Bruch mit seinen Gefährten sicherlich nicht gefallen, in deren Gemeinschaft – man denke an die Schrift aus dem Jahre 1463 – er sich doch so geborgen und akzeptiert gefühlt hatte. Er war gewiß nicht der Typ des mutigen Einzelgängers wie z. B. der Bagdader christliche Arzt Ibn Buṭlān (gestorben 1066), der aus vergleichbaren Auseinandersetzungen mit seinen Kollegen gestärkt und angesehen hervorgegangen war. Als Abū Ḥāmid nach langem inneren Widerstreben das Ausmaß der Schmähung und – wie er es sehen mußte – Heimtücke seiner arroganten Kollegen erkannte, schlug

er um sich und kümmerte sich auf einmal nur mehr wenig um die gesellschaftlichen Realitäten seiner Zeit.

So sehr man sich hüten muß, die Mamluken und ihre politische und wirtschaftliche Macht zu dämonisieren, als so schwach erwies sich die Position aller anderen Gruppen in der Kairoer spätmittelalterlichen Gesellschaft, die von den Mamluken nicht ohne Geschick gegeneinander ausgespielt wurden. Bei klaren Sinnen hätte Abū Ḥāmid wissen müssen, daß die von ihm 1475 in einem so seltsam milden Licht gezeichneten Mamluken – also auch ein so wichtiger Mann wie sein Patron Yašbak aẓ-Ẓāhirī – ausgerechnet auf ihn als Verbündeten gegen das Establishment der Kairoer Schriftgelehrten nicht angewiesen waren. Abū Ḥāmids Anbiederungsversuche dürften auf allen Seiten, bei Mamluken und Gelehrten, Kopfschütteln und mitleidiges Lächeln hervorgerufen haben, wenn man sie überhaupt zur Kenntnis nahm. Wie scharfsichtig hatte es doch Abū Ḥāmid 1463, zwölf Jahre zuvor, noch selbst im Zustand innerer Gelassenheit formuliert: Nichts macht einen Gelehrten bei den Herrschenden verächtlicher als serviles Antichambrieren.

Eine dokumentierte und erweiterte Fassung dieses Beitrags, in der teilweise die Akzente anders gesetzt werden, erscheint in englischer Sprache in der Zeitschrift ‹Studia Islamica›.

EBERHARD SCHMITT

Beutementalität und Heilsbringeranspruch

Beobachtungen an der Geschichte des Ersten Kolonialzeitalters

Als ich 1973 mit meinen Studenten eine Exkursion zum Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven unternahm, kam ich mit all den jungen Leuten in das eine oder andere Gespräch. Eine Studentin sagte damals spätabends: «Wissen Sie, nach Ihrer Vorlesung schmeckt mir sogar das Mensa-Essen.» Diese Vorlesung behandelte das Thema ‹Europa und die überseeische Welt im Ersten Kolonialzeitalter›, und ich vermute, daß die naheliegende Assoziation von Ferne, blauem Meer, geblähten Segeln, sich sanft im Wind wiegenden Palmen, aber auch von: ‹das alte, verkrustete Europa Hinter-sich-Lassen›, ‹Fesseln-Abwerfen›, ‹unbekannte In-

seln und Festlande-Ansteuern› im grautrüben Alltag – es war Dezember – wirkte, wie wenn ich eine andere Welt mit Hilfe einer Laterna magica herbeigezaubert hätte. Als unverbrauchter Hochschullehrer engagierte ich mich mehr als üblich in der Lehre, oft rätselte ich neugierig und öffentlich an Dingen herum, die ich heute weiß und wahrscheinlich so erzähle, daß den Studenten zu wenig Raum zur Entfaltung ihrer Neugier und freien Phantasie bleibt. Es war damals, daß mir der Gedanke kam – den meine Frau als hilfreich-unbestechlich-kritischer Geist in ein Programm umzuwandeln half –, eine Quellenedition zur Geschichte der europäischen Expansion während des Ersten Kolonialzeitalters auf den Weg zu bringen.

Es folgte das Aufspüren des Materials, das Hin- und Her-Bedenken der Auswahl, die Knochenarbeit des Übersetzens ins Deutsche und die mühevolle, die Interessen des Verlags und die Bedürfnisse der Wissenschaft ausbalancierende Kommentierung der Quellen. Diese Arbeit wurde – und blieb bis heute – für meine Mitarbeiter und mich eine Geschichte der Entdeckungen eigener, passionierender Art.

Von unserer Edition sind bisher vier Bände erschienen, von acht bis zehn geplanten. Die Erfahrungen mit dem Gegenstand gehen natürlich weit über die bereits edierten Seiten hinaus, beziehen das riesige Corpus der nichtedierten Materialien mit ein und die umfangreichen Vorarbeiten für die weiteren Bände. Ein Nachdenken über den bisherigen Erkenntnisgewinn und besonders über die Neubewertung größerer Zusammenhänge aus der Arbeit mit und an den Quellen selbst scheint inzwischen möglich zu sein: Und da ergibt sich, daß das Welt- und Geschichtsbild unserer Handbücher nicht immer mehr taugt, daß unsere propädeutischen Werke für den Universitätsunterricht ergänzungsbedürftig sind und daß ein riesiger Bedarf an vergleichenden monographischen Untersuchungen besteht, den unsere Wissenschaftsförderungsinstitutionen erst zu sehen beginnen.

Welche Neubewertungen alter Zusammenhänge, welche Erkenntnisse im größeren Umgriff lassen sich in unserem gegenwärtigen Arbeitsstadium festmachen? Ich möchte vier Bereiche umreißen:

Erstens: die europäische Expansion, so wie sie sich später zur sogenannten ‹Europäisierung der Erde› ausweitete, war in keiner Weise ein Vorgang, der sozusagen dem ‹Genius› des Abendlandes entsprang, etwa geistiger, technologisch-organisatorischer oder

sonstiger Überlegenheit, wie mit Hegel, Marx und den Rasseideologen H. St. Chamberlain und Alfred Rosenberg samt dem Heer ihrer Vulgarisatoren zahllose Bewohner Europas und seiner überseeischen Ableger noch heute glauben. Am Anfang dieses Vorgangs, Ende des 13. Jahrhunderts, standen vielmehr Schwäche, Abwehr, Umzingeltsein durch den Islam, und gleichzeitig stand an diesem Anfang eine massive Herausforderung, die die Beutementalität ganz besonders der mediterranen Europäer reizte. Die Herausforderung war der wundersame und unendlich reich erscheinende Orient mit seinen die Phantasie erhitzenden Mirabilien aller Art und seinen geradezu märchenhaft wertvollen Handelsgütern.

Die Antwort auf diese Herausforderung war die Suche nach einem Seeweg nach Indien. Der Landweg in den reichen Orient war seit dem Niedergang des mongolischen Ilkhanats, dem Untergang der Kreuzfahrerbaronien und der erfolgreichen Offensive der Osmanen gegen den Westen zunehmend versperrt. Diese Blockade schnitt gleichzeitig die päpstliche Kurie von einer noch Mitte des 13. Jahrhunderts durchaus erfolgversprechenden Mission in Indien und China ab. Es nimmt keineswegs Wunder, daß gerade aus dieser Situation der Defensive heraus jene aggressive Doktrin entstand, die – seit der Aufklärung dann in säkularisierter Form – die europäische Expansion bis ins 20. Jahrhundert begleitete: die Doktrin vom Weltherrschaftsanspruch der Christen und ihrer Religion bzw. der Europäer und ihrer Zivilisation. Diese Doktrin kam unter Papst Innozenz IV. und insbesondere durch Heinrich von Segusio, den Erzbischof von Ostia, auf: Die Welt gehöre an sich bereits deshalb den Christen, weil Christus in die Welt gekommen sei. Papst Innozenz IV. war ein Sohn Genuas, er stammte aus der reichsadeligen Familie der Fieschi.

Zweitens: Bei weitem unterbewertet wird die Rolle und Bedeutung der Italiener für den Beginn der europäischen Expansion durch die iberischen Mächte Portugal, Kastilien und Aragón – wenigstens in unseren Handbüchern und Darstellungen im Überblick (ausgesprochenen Spezialisten wie Kellenbenz oder Verlinden ist sie natürlich vertraut). Insbesondere die Pisaner, Genuesen und Venezianer verloren vom 13. bis zum 15. Jahrhundert ganz überwiegend ihre während der Kreuzzüge gewonnenen Geschäftsbasen für den Orienthandel in der Levante. Nach und nach aber hatten sie ihre Handelsbeziehungen nach Nordwesteuropa mit seinen gewerbestarken Zentren an Rhein, Maas und in Flandern ausgebaut:

Seit etwa 1300 gingen jährliche Konvois der Venezianer und der Genuesen (denen sich mitunter Schiffe anderer Mittelmeerhandelsstädte anschlossen) nach Brügge, dem damals bis zum Ausgang des Mittelalters bedeutendsten Umschlagplatz Europas für Stapelwaren aller Art.

Diese neue Art des regelmäßigen Verkehrs von den Säulen des Herakles an der Atlantikküste entlang bis in die Nordsee und zurück stellte hohe Anforderungen an Material und seemännisches Können – höhere, als die geläufigen Mittelmeer- und Schwarzmeerrouten stellten. Und hieraus ergaben sich im 14. und 15. Jahrhundert in der Tat Neuerungen im Schiffbau und in der Navigation, die für die Suche eines Seewegs nach Asien von entscheidender Bedeutung wurden. Anders gesagt: Fortschritte etwa technologisch-organisatorischer Natur waren nicht die Ursachen der europäischen Expansion. Aber sie halfen mit, sie zu ermöglichen: Denn sie gaben Mittel in die Hand, das alte Ziel mediterraner Kaufleute, den reichen Orient, auf einer neuen, von niemandem kontrollierten Route anzusteuern.

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts waren zahllose Italiener – in erster Linie Genuesen, besonders zahlreich aus der kaufmännisch tätigen Patrizierschicht – in portugiesische und kastilische Dienste getreten oder hatten Teile ihrer Geschäftsverbindungen in Lissabon oder Sevilla konzentriert: Die Iberische Halbinsel war damals der einzige Strich Südeuropas, der nicht von Osmanen bedroht war. Genuesen stellten ab 1317 die ersten Admirale Portugals, bauten eine portugiesische Handelsflotte auf und brachten neben seemännischem und technischem Know-how und Kapital das ganze Wissen ihrer Vaterstadt und wohl einen beträchtlichen Teil der Kenntnisse der päpstlichen Kurie über die Verhältnisse im Orient, über Handelsrouten im Osten, über dortige Produkte, Geschäfte und Handelsrisiken in die lebendige Welt am Atlantik mit.

Bis etwa zum Tod Heinrichs des Seefahrers, 1460, begegnen uns bei Betrachtung der mediterranen und atlantisch-iberischen Vorstöße nach Süden an der afrikanischen Westküste entlang und in den offenen Atlantik hinaus mehr italienische Namen als portugiesische, kastilische, aragonesische und mallorquinische zusammengenommen: Ohne die Vivaldi, Embriaco, Zaccaria, Vento, Lanzarotto (Lanzarote), da Recco, Tegghia de'Corbizzi, Boccanegra, Pessagno (Pessanha), Palastrelli (Perestrelo), Ca'da Mosto und die Usodimare gäbe es kaum eine Vorgeschichte der großen Entdekkungen und schon so gut wie gar keine Berichte darüber. Denn sie

wußten zu erzählen, die Italiener, farbig, einfühlsam und ausführlich.

Nimmt man die Berichte und kartographischen Arbeiten hinzu, die italienisches Wissen über den Osten an den iberischen Atlantik transferierten, etwa der Franziskaner- und Dominikaner-Diplomaten und -Missionare über China und Indien, der Kaufleute Polo, eines Pegolotti, Nicolò de' Conti bzw. Poggio Bracciolini, Fra Mauro, Toscanelli, Enea Silvio de' Piccolomini oder Giosafat Barbaro, dann wird der größte Teil nicht nur der praktisch orientierten, sondern auch der intellektuellen Vorgeschichte der Auffindung des östlichen und des westlichen Seewegs nach Indien zu einer italienisch geprägten Phase der europäischen Expansion. Und auch die Geschichte der Auffindung beider Seewege selbst und unserer Kenntnisse darüber ist untrennbar mit italienischen Namen verknüpft: mit dem der Familie Colombo oder Kolumbus aus Genua, dem der Familie Caboto aus Venedig, dem des Amerigo Vespucci und dem des Verrazzano aus Florenz und schließlich mit dem des Antonio Pigafetta aus dem venezianischen Vicenza. Diese italienische ‹Internationale› in portugiesischen, kastilischen, englischen und französischen Diensten war ein nicht hinwegzudenkendes dynamisches Element der früheren europäischen Expansion – und zwar das entscheidende überhaupt –, und es stand von seinen Zielsetzungen und Interessen her ganz in der unmittelbaren und mittelbaren Kontinuität der großen Handelsunternehmungen mit Beutecharakter der italienischen Seestädte während der Kreuzzugszeit in der Levante, als während der Pax mongolica durch einige Jahrzehnte hindurch fast der gesamte Orient für die Abendländer weit geöffnet war.

Drittens: Das eigentliche Substrat und Movens der europäischen Expansion waren von Anfang an und fortwährend Beutementalität und Gewinninteresse aller Ausprägungen und Zugriffsformen, wobei die Europäer im Wandel der Zeiten allmählich – und etwas später als uns dies im allgemeinen die wissenschaftliche Literatur mitteilt: nämlich im 17. Jahrhundert – abgingen vom Raubverhalten der hochmittelalterlichen Wikinger und neue, systematischere Formen der Nutzung der überseeischen Ressourcen fanden.

Diese Erkenntnis war für meine Mitarbeiter und mich die überraschendste Einsicht im Zuge der Auswertung Zehntausender von Quellenstücken; sie hat nichts mit Vulgärmarxismus zu tun. Profitbemühen war es, was die Schiffe der Europäer vor den großen Migrationswellen nach Übersee zu Wasser brachte. Und wenn

auch das Hauptziel der europäischen Expansion bis ca. 1527 ‹las especierías›, die Gewürzhandelsplätze des Ostens, waren, so schloß doch die Suche eines Seewegs dorthin und schließlich sein Befahren nie aus, daß sich unterwegs Möglichkeiten des raschen und gewaltsamen An-sich-Bringens wertvoller Güter ergaben: Meinen Mitarbeitern und mir ist kein Fall in den Quellen begegnet, in dem sich Europäer, Protestanten wie Katholiken, eine solche Chance der mühelosen Bereicherung entgehen ließen. Auch Menschenraub en passant rund um den Erdball war bis Mitte des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus, ganz in der Tradition des mediterranen Mittelalters, gang und gäbe, unabhängig von der durch Rechtsnormen geregelten Institution der Sklaverei. Auf die Legitimation dafür wird im nächsten Punkt zu kommen sein.

Geographische Entdeckungen aus Abenteuerlust oder um der Forschung willen waren in der frühen Neuzeit, ganz im Gegensatz zur Meinung vieler Jugendbuchautoren, undenkbar. Zwar spielten menschliche Neugier und wissenschaftliches Interesse oft eine große Rolle im Zuge der vielen europäischen Fahrten unbekannter Dauer und unbekannten Risikos in die Ferne, und wir verdanken beiden einander verwandten Neigungen bedeutende Erkenntnisse über die außereuropäische Welt der damaligen Zeit. Aber diese Neigungen kamen nur dann zum Zuge, wenn sie sich an wirtschaftlich motivierte Unternehmungen gewissermaßen «anhängen» konnten.

Bleibt die Frage der Mission als Triebkraft der europäischen Expansion. Geht man von den Zeugnissen der Zeit aus und nicht von dem, was man sich gegebenenfalls wünscht, dann ist das Bemühen um christliche Mission in Übersee für das In-Gang-Kommen der europäischen Expansion und die Durchführung der großen Entdeckungen so gut wie ohne Bedeutung gewesen. Missionsbemühungen haben zwar zu reichen Erkenntnissen über außereuropäische Verhältnisse beigetragen, sei es über die Kulturen Altamerikas, sei es über Japan, China und Hinterindien. Aber außer der Donquichoterie der Quirós-Fahrten zum vermeintlichen Südkontinent (la Austrialia del Espíritu Santo) haben sie keinen initiativen Beitrag zur europäischen Expansion gebildet; wohl aber haben sie diese Expansion von Fall zu Fall erheblich konsolidiert.

Viertens: Einen nicht unerheblichen Gewinn bildet für meine Mitarbeiter und mich die Erkenntnis, daß zwischen dem Ersten Kolonialzeitalter, das bis etwa 1770/1820 reichte, und dem Zweiten Kolonialzeitalter, das um 1960 zu Ende ging, eine unerhört

starke Kontinuität bestand. Diese Thematik wird einen Teil des letzten Bandes unserer Edition (‹Das Ende des alten Kolonialsystems›) ausmachen. Inzwischen haben wir bereits festzuhalten, daß einer der stärksten Kontinuitätsstränge vom Spätmittelalter hinein in die Neuzeit und in die Gegenwart die Globallegitimation des europäischen Ausgreifens über die Erde ist.

Diese Rechtfertigungslehre geht auf den bereits erwähnten Heinrich von Segusio zurück und besteht aus zwei Elementen: Zum ersten gehört die Erde als solche den Christen, weil Christus in die Welt gekommen ist; zum zweiten sind die Christen (und das sind nach der damaligen Lage der Dinge ausschließlich die römischen Christen, also ausschließlich Europäer) allen anderen Bewohnern der Erde überlegen, eben weil sie Christen sind. Diese Doktrin war es, die eineinhalb Jahrhunderte später die päpstlichen Bullen speiste, die Portugal das Recht zusprachen, unbekümmert um etwaige Existenzrechte afrikanischer Gemeinwesen und Kulturen alle Länder, Häfen, Inseln und Meere am Wege «usque ad Indos» in Besitz zu nehmen und darüber hinaus die Ungläubigen in die Sklaverei zu führen.

Über die spanische Spätscholastik in ihrer dominierenden Variante – aufsehenerregende Ausnahmen waren Montesinos und Las Casas – gelangte diese Doktrin in die Aufklärung und ihr Völkerrecht, die sie – wie so vieles aus theologischer Feder – sozusagen säkularisierte und auf diese Weise für den Zeitgeist unangreifbar bewahrte und stabilisierte. Aus Christen wurden dabei nicht in einem regionalen, sondern in einem zivilisatorischen Sinne tatsächlich Europäer. Das 18. Jahrhundert hat auf diese Weise den Überlegenheitsdünkel der europäisch Zivilisierten begründet und legitimiert.

Von der europäischen Aufklärungsarroganz mit ihrer Vorstellung von der *perfectibilité* des menschlichen Geistes, die in den nordwesteuropäischen Ländern am weitesten vorangetrieben schien, war es nur ein kleiner Schritt zur europäischen Überlegenheitsideologie des 19. Jahrhunderts, einerseits bis zur Rechtsfigur der ‹herrenlosen Souveränität› in Übersee, die von den einzig zur Souveränitätsausübung fähigen Europäern nur eben genommen werden mußte, andererseits bis zur Rechtfertigung des Weltherrschaftsbedürfnisses der Europäer durch die Hegelsche und Marxsche Philosophie. Hegel und Marx sind die beiden bis zur Stunde am stärksten zur Wirkung gekommenen Vertreter eines geistigen Eurozentrismus, eines europäischen Weltaneignungsbedürfnisses

und einer europäischen Heilsbringerideologie mit Wissenschaftsanspruch, die es gab.

Indem sie ihre finalistische Geschichtsauffassung mit einer in Kernpunkten durchaus zutreffenden Analyse der Gegenwart verknüpften, stellten sie eine enorme Prävalenz europäisch-protestantischen Geistes bzw. europäisch-hochentwickelter Produktionsweise über die geistigen Verfaßtheiten bzw. die Produktionsweisen der übrigen Menschheit fest. Sie kamen – verkürzt ausgedrückt – zu dem Schluß, daß der nichteuropäischen Welt gar nichts anderes zugedacht sein könne, als europäischer Herrschaft, europäischem Fortschritt unterworfen zu werden, um gewissermaßen Anschluß an den «langen Marsch» hinein in ein Endstadium der Geschichte zu finden. So wie bei Bernardin de Saint-Pierre die Melone «en famille» verspeist werden muß, so sind bei Hegel und Marx die Völker und Kulturen der Erde gemacht, um von den Europäern gegessen zu werden.

Stellte man sich in die Hegelsche Perspektive, dann wäre der Weltgeist inzwischen über den Ozean nach Nordamerika (das sich ja schon 1776 als das ‹bessere Europa› verstand) gewandert. Und in der Tat gehören das Hegelsche Freiheitspathos und der Hegelsche Zivilisationsbringeranspruch, popularisiert u. a. durch millionenfach gelesene Literaten wie Charles Sealsfield und gespeist natürlich auch aus viel älteren Wurzeln, die ins 17. Jahrhundert zurückreichen, in einem eminenten Maße zur politischen Alltagskultur der Vereinigten Staaten. Marx dagegen ist zum Chefideologen der anderen Supermacht unserer Tage geworden, die sich explizit auf seine Geschichtsteleologie beruft, wenn sie ihren Heilsbringeranspruch für die übrige Welt, welche für sie genau wie aus nordamerikanischer Sicht eine überaus rückständige ist, formuliert (oder darf man sagen: ehedem formulierte?).

So übt die Rechtfertigungsideologie des Zeitalters der früheren europäischen Expansion bis heute ihre massive Wirkung aus. Ihre zeitbezogene historische Bedingtheit, ihre logische Inkohärenz und damit ihre relative Brüchigkeit aufzuzeigen, ist eines der nicht angestrebten, sich ganz von selbst ergebenden Resultate unserer Quellenarbeit. Im Gewinnen solcher quellenkritisch und handwerklich solide abgesicherten Ergebnisse, die durchaus von Bedeutung für unseren heutigen Umgang mit den Ländern der Dritten Welt sind, liegt ein guter Teil der Faszination, die unsere Arbeit an den ‹Dokumenten zur Geschichte der europäischen Expansion› ausmacht. Denn sie lehrt, ohne daß man sich darum bemühen

muß, die Achtung vor den Kulturen der außereuropäischen Welt in ihrem Verwurzeltsein in anderen als in hellenisch-römisch-christlichen Traditionen. Und nur solche Achtung kann auf Dauer zu ihrem Verständnis und zu einer dauerhaften entkrampften Beziehung zu ihnen führen.

GERHARD SCHULZ

«Das Buch sagt kühn allen alles»

Im Jahre 1763, dem Jahre also, da der Siebenjährige Krieg deutscher Fürsten zu Ende ging und Carl Gottlob Beck in Nördlingen seine Verlagsbuchhandlung gründete, kam in Wunsiedel im Fichtelgebirge Johann Paul Friedrich Richter zur Welt. Das ist eine höchst zufällige Koinzidenz und nur zum Spiel mit Daten brauchbar. Nicht zufällig jedoch sind Hochachtung und Anstrengungen des späteren Münchner Verlegers wie des als Jean Paul bekannt gewordenen Wunsiedlers für das gedruckte Wort im Laufe der kommenden Jahrzehnte. Was es damit für eine historische Bewandtnis hatte, darüber hat Jean Paul vielfach Auskunft gegeben, und zwar nicht nur in seinen Romanen, sondern gelegentlich auch in unmittelbarer Reflexion. Ein Zeugnis dafür bieten seine ‹Dämmerungen für Deutschland›, veröffentlicht im Jahre 1809, als es um die Verbreitung des geschriebenen Wortes in Deutschland nicht eben einfach und gut bestellt war. «Die Bücher liegen voll Phönixasche eines tausendjährigen Reichs und Paradieses; aber der Krieg weht, und viel Asche verstäubt», heißt es in einer der Fußnoten zu Jean Pauls Geschichte von ‹Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz›, die gleichfalls 1809 herauskam.

Das deutsche Reich war nach dem formellen Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahre 1806 vollends zum Mythos geworden. Dieser Mythos aber bewegte Realisten wie Idealisten, denn nicht nur um die Austreibung von Gegnern und um patriotische Ideale ging es hinfort, sondern auch um ökonomische Entwicklung, um Handel, Zölle, Straßen und später Eisenbahnen. Napoleon hatte zwar eine Reihe von deutschen Kleinstaaten beseitigt, aber dafür größere Teilstaaten konsolidiert, indem er die Regenten von Württemberg, Bayern und Sachsen zu Königen erhob, um sie sich in seinem Rheinbund dienstbar zu machen.

Letzteres aber hieß, daß sie auch Soldaten für seine Armee stellten. Ludwig Tieck hat in einer späten Novelle ‹Das Zauberschloß› (1830) einen Konflikt «aus dem letzten Krieg mit Frankreich» geschildert, der für die Deutschen zwischen 1806 und 1814 von bedrohlicher Wahrheit war: Vater und Sohn stehen sich als Offiziere feindlicher Armeen im Kampfe gegenüber. Mit dem – oft mehrfachen – Loyalitätswechsel der Fürsten nach verlorenen Schlachten und den zahlreichen Friedensschlüssen wurden Freunde über Nacht zu Feinden und umgekehrt. Württemberger fochten gegen Sachsen oder mit ihnen, diese wieder 1806 auf Preußens Seite und 1809 bei Wagram auf der französischen. Die Sachsen zogen mit Napoleons Heeren nach Rußland und wurden dort nahezu aufgerieben, während ihr Landsmann Theodor Körner zum patriotischen Sänger der antinapoleonischen Sache wurde, bis sie schließlich auf eigenem Grund und Boden in der Völkerschlacht bei Leipzig zu den stärkeren Bataillonen der Alliierten übergingen. Ein ähnliches Hin und Her von Loyalitäten hat sich in vielen kleineren deutschen Ländern ereignet. Das Bayreuth Jean Pauls, zu Preußen gehörig, wird 1806 von den Franzosen besetzt, wobei sich die französischen Bundesgenossen, «besonders der Württemberger», schlechter betrugen als die Franzosen selbst, wie die Bayreuther Adlige Caroline von Flotow berichtet. Aber als die Franzosen Ende 1810 abziehen und die Stadt an Bayern übergeht, empfindet sie immerhin: «Die bairische Regierung ist doch wenigstens eine deutsche.»

All dies war an und für sich nichts Neues für die Deutschen. Napoleon hatte im Grunde nur wiederbelebt, was als Kampf zwischen Fürsten und ihren Söldnerheeren sich auch schon in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts ereignet hatte und in oft noch viel extremerem Maße. In den ‹Dämmerungen für Deutschland›, in Bayreuth geschrieben, gab Jean Paul das Beispiel der Pfalz im Dreißigjährigen Kriege, in dem sie viermal ihr «wechselnder Apostat und Renegat geworden» und setzte es zu dem «Mitdienen deutscher Bundeskontingente» unter Napoleon in Beziehung. Aber er tat es nicht um der Analogie, sondern um des Unterschiedes willen: «Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts kann dergleichen nicht mehr verschmerzen, noch verschulden.» Denn es gibt einen Fortschritt für ihn, und «gibts irgendwo in der Weltgeschichte Fußstapfen eines Fortschrittes der Menschheit: so sind sie auf den Wegen zur Freiheit so wie zum Lichte». Das öffentliche Bewußtsein der Nationen, auch der deutschen, hat sich verändert; den Motor zu dieser Veränderung aber sieht Jean Paul, seiner eige-

nen Mission als Schriftsteller angemessen, in der «Erfindung der Buchdruckerei». Zuvor «gab es nur Länder-Zentra voll Licht und Wärme», und Licht und Wärme dieser Art stellten nur Ausstrahlungen von den Herrschern der Länder dar. «Jetzt aber», so schreibt er, «ist auf der Erde nicht mehr Brennspiegellicht, sondern Tageslicht». Das Buch, das geschriebene und gedruckte, also das verbreitete Wort ist das Medium der Freiheit, und die «neue Erde» wird «durch die Bücher weniger abhängig von einem Gesetzgeber als sonst die alte». Auf diese Weise dehnt sich die «moderne Freiheit durch die Gesetzbücher bis zu Kolonien, Negern und Juden und Erbunterthänigen aus». Es ist eine Summe des Fortschritts in seiner Zeit, die Jean Paul hier von seinem besonderen Blickwinkel als Bürger der Kulturnation Deutschland gibt, von jenem Deutschland aus, das, wie er selbst an der gleichen Stelle schreibt, «überhaupt mehr Idee als Land» ist, das aber im «Kriegsfeuer» doch die Herzen zu entzünden vermag: «Jetzt hat sich Vaterlandsliebe und Deutschlandsliebe durch einerlei Leiden mehr zu Einer Liebe eingeschmolzen.»

Jean Pauls Gedanken sind getragen von der Überzeugung, daß Kultur und insbesondere eben das gedruckte Wort Fortschritt bewirken können durch die Veränderung des öffentlichen Bewußtseins. Aufklärung als die Verbreitung der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben beginnt also, ihre Früchte zu tragen, gestützt auf die große, über die Zeiten perfektionierte Erfindung aus dem 15. Jahrhundert: im Jahre 1800 hatte sich im Bereich des deutschen Reichs gegenüber der Mitte des Jahrhunderts die Buchproduktion verfünffacht. Bücher sind für Jean Paul Horte der Freiheit und für deren Grundlage, die auf dem Naturrecht basierenden Gesetze, denn sie lassen sich gegenüber jeder persönlichen Willkür beim Worte nehmen, sei es als Verfassungen, als Code Napoléon oder als Entwurf zu Reformen. Jean Paul differenziert in seiner Einschätzung nicht nach kriegerischen Parteien, und er gehörte zu denen, die bei aller Kritik an Napoleon ihm doch die Achtung als Mittler revolutionärer Ideen und Kodifizierer von allgemeinverbindlichen Gesetzen nicht versagen konnten. Selbst die preußischen Reformen, auf die Jean Paul in seiner genaueren Bestimmung der modernen Freiheit anspielt, stellten ja im Grunde Reaktionen auf Konzepte dar, die Napoleon selbst zu bieten hatte. Das eigentliche Thema von Jean Paul aber ist die Kontinuität und Nützlichkeit der Kulturnation Deutschland. Was er als «Vaterlandsliebe» bezeichnet, gilt noch der Heimat, dem eigenen, kleine-

ren Teil des größeren Landes, sei es nun Sachsen oder Preußen, Bayern oder Österreich. Die «Deutschlandsliebe» hingegen gilt dem Ganzen, der Idee einer «schöneren Gemeinschaft» als derjenigen gemeinsamer Leiden, einer Gemeinschaft, die sich in der Sprache und der Kultur an erster Stelle manifestiert. Und käme es je zu einer Universalmonarchie – «man drohte der Erde schon oft Universalmonarchien» – so wären, meint Jean Paul, «Allseitigkeit», «Weltsinn» und «Kosmopolitismus» der Deutschen am ehesten geeignet, auf deren höchstem Throne zu sitzen. Das gedruckte Wort aber soll der Hüter und Bewahrer dieser «Allseitigkeit» und der Freiheit sein. Denn «der Buchstabe wird nicht nur nicht roth, auch nicht bleich; das Buch sagt kühn allen alles».

Der Beitrag des Autors gehört in den Zusammenhang des zweiten Bandes seiner Literaturgeschichte ‹Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration› (in Vorbereitung für 1989; der erste Band erschien 1983).

RAINER GRIESSHAMMER

«Geisterfahrer unter Kontrolle?!»

Obwohl der Ton nicht allzu gut gelang, als die Sektgläser zusammenstießen, strahlten doch alle drei: der Autor, ein bekannter Ökologe und Sicherheitsforscher, die Lektorin und der Verlagschef. Jeder hatte auf seine Weise das Gefühl, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, was wiederum die beste Voraussetzung für ein gutes Geschäft ist. Der Autor hatte die Honorarkonditionen hochgetrieben und sich eine hohe Startauflage zusichern lassen. Keine schwere Arbeit, war doch sein letztes Buch monatelang auf den Bestsellerlisten gestanden und hatte eine hohe verkaufte Auflage gehabt. Auch die Äuglein des Verlegers funkelten. Schon das letzte Buch hatte fast im Alleingang den mittelgroßen Verlag aus seinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten befreit und zudem monatelang für unbezahlte Werbung für den Verlag gesorgt. Eine Rezension jagte die andere, und der Verlagsname stand auf jeder Bestsellerliste. Was der Autor nun in seinem Buch schreiben wollte, war dem Verleger zwar etwas unklar, aber die Lektorin verstand ihre Arbeit, und sie hatte ihm zugesichert, daß das Buch im Trend liegen würde, und daß das vom Autor vorgelegte Exposé nur das Beste erwarten ließe. Ein bißchen trauerte sie den Zeiten nach, als sie

wirklich noch fertige Manuskripte *vor* Vertragsabschluß auf den Tisch bekommen hatte. Heute gab es dagegen nur Manuskripte von *unbekannten* Autoren, die freien Mitarbeitern des Verlags zum Lesen übergeben wurden, und Vertragsabschlüse mit *bekannten* Autoren, die erst mit dem Vertrag in der Tasche und dem Garantiehonorar auf dem Konto anfingen zu schreiben. Auftragsarbeiten wie in der normalen Wirtschaft, Produzenten eher als Schreiber.

Gleichwohl wußte sie, daß der Autor ein Fachmann auf seinem Gebiet war und darüber hinaus die seltene Gabe hatte, übergreifend zu denken und verständlich zu schreiben. Der Titel des geplanten Buches lautete: ‹Die Gefährlichkeit komplexer Produktions- und Anwendungssysteme.› Es sollte eine theoretische Abhandlung über komplexe Systeme wie Atomkraftwerke, Weltraumwaffen oder gentechnologische Anwendungen werden und aufzeigen, daß es hier jeweils zwangsläufig organisatorisch-technische Mängel oder menschliches Versagen gebe, und dies irgendwann einmal zum Kollaps führen würde. Mithin sollte es ein interessantes Buch werden, das zudem verschiedene Leserkreise ansprechen würde: die technikkritischen Leser, die Umweltschützer (Atomkraftwerke) und die Friedensbewegten (Weltraumwaffen). Der Autor hatte sich auf die Vorschläge der Lektorin hin auch noch bereiterklärt, bei der Gentechnologie ein bißchen Ethik, künstliche Befruchtung und Genomanalyse von Arbeitnehmern ‹hineinzumischen›, so daß sich das Buch auch noch an kirchliche Kreise, Frauen und generell an Arbeitnehmer wenden würde.

Das Buch sollte im Herbst des nächsten Jahres erscheinen, gerade rechtzeitig zur Buchmesse. Aus diesem Grund hatten Verleger und Lektorin den Autor auch mehr überredet als überzeugt, das Buch schon in sieben Monaten, bis Ende April des nächsten Jahres, abzuliefern.

Da der Autor ein sehr beschäftigter Wissenschaftler war, der zwar gut schreiben, aber schlecht planen konnte, wurde er drei Monate später von dem Anruf der Lektorin, die ihm ein Gutes Neues Jahr wünschte, etwas erschreckt, denn er hatte noch keine einzige Zeile geschrieben. Aber die Lektorin erkundigte sich nur beiläufig nach dem Fortgang seiner Arbeiten, sie wollte mit ihm eigentlich nur über das Cover und den Klappentext auf der Rückseite des Buches sprechen. Der Umschlag sollte wie üblich vorproduziert werden, und die dafür notwendigen Arbeiten würden etwas mehr Zeit beanspruchen. Man einigte sich nach einigem Hin und Her auf ein Photo einer supermodernen Automobilproduk-

tion, bei der Elektromobile computergesteuert und ohne menschliche Begleitung den Transport vom Lager zur Produktionshalle gewährleisten. Ein gespenstisches Bild, Fahrzeuge ohne Fahrer, der «Unfall» lag schon bildlich in der Luft, die Assoziation an Geisterfahrer nahe.

Flugs wurde auch der Titel des Buches geändert. Er hieß jetzt ‹Geisterfahrer unter Kontrolle?›, und der ursprüngliche Titel wurde leicht abgewandelt zum Untertitel: ‹Über die Gefährlichkeit komplexer Produktions- und Anwendungssysteme.›

Der Autor hatte auch schon mit großer Resonanz einige Vorträge über die ‹Neuen Gefahren der Technik› gehalten. Beim nächsten schon etwas ungeduldigen Anruf der Lektorin – es war nun schon Mitte März – vereinbarte er deshalb eine Lesereise, die der Verlag für den Spätherbst organisieren würde. Leseorte lägen vor allem an Standorten von AKWs, von Großforschungsanstalten wie Jülich und Karlsruhe und von molekularbiologischen Zentren wie in Heidelberg.

Mitte April muß der Autor der Lektorin gestehen, daß er leider recht im Verzug sei, so daß sie ihm eine Verlängerung bis Ende Mai zugestand, nicht ohne ihm noch einen Termin zur Vertretersitzung am 23. Juni abzuringen. Dort sollte er das fertige Manuskript präsentieren.

Als er Ende Mai immer noch nichts vorgelegt hatte, konnte er den eingeschalteten Verleger nur mit dem Hinweis trösten, daß er das Manuskript schon auf Textverarbeitung geschrieben habe, und der Verlag die Diskette mit dem fertigen Text nach Durchsicht der Lektorin direkt an die Druckerei geben könne – zeitaufwendiges Setzen, Erst- und Zweit-Korrektur würden entfallen, das Buch könne immer noch Anfang September ausgeliefert werden.

Zur Vertretersitzung am 23. Juni erschien er mit einem mulmigen Gefühl im Magen und einer leeren Diskette, was dieser natürlich nicht anzusehen war. «Meine Damen und Herren», sagte er unter schadenfrohem Gelächter, «das Manuskript ist fast fertig, leider hat gestern abend das Programm gesponnen, so daß ich es nicht ausdrucken konnte». Als er versprach, dieses sehr praktische Beispiel über das Versagen komplexer Systeme gleich ins Vorwort aufzunehmen, hatte er die Vertreter schon auf seiner Seite, und das war gut so. Denn die Verlags-Vertreter reisen – oft schon vor Druck der Bücher – bei den Buchhandlungen herum und akquirieren Vorbestellungen. Manuskriptauszüge oder Exposés sind hier eine wichtige Hilfe, aber fast noch mehr helfen die persönliche

Überzeugung der Vertreter und das persönliche Gespräch mit dem Buchhändler.

Am Ende seines Vortrags hielten die Vertreter auf Nachfragen des Verlegers Kärtchen mit Zahlen hoch oder riefen diese in die Runde, eine Szene, die den Autor gleichermaßen an Preisrichter beim Eistanzen und an große Warenbörsen erinnerte. Die Lektorin klärte ihn auf, daß mit dieser Abstimmung tatsächlich so etwas wie sein Kurswert ermittelt werde. Die Vertreter würden *schätzen,* wieviel sie verkaufen könnten, und da die Schätzungen insgesamt so hoch gewesen seien, könne man jetzt die hohe Erstauflage noch einmal anheben.

Mit der Entwicklung im Verlag und im Buchhandel konnte der Autor sehr zufrieden sein. Die Erstauflage wurde heraufgesetzt, die Vertreter schwärmten von dem Buch, und die Buchhändler orderten wie wild, umso mehr, als der Name des Autors ja schon allein für guten Verkauf bürgte. Wie beim letzten Mal würden sie die Bücher wie warme Semmeln direkt neben der Ladenkasse stapeln. Angesichts der hohen Vorbestellungen geriet auch der Verleger ins Schwärmen, der ‹nächste Renner› kündigte sich an. Sofort setzte er die Erstauflage ein drittes Mal hoch, setzte den Buchhändlerrabatt für Großbestellungen herunter (45% ab 100 Stück) und schaltete Großanzeigen weit über den normalen Werberahmen eines Buches hinaus. So wurde das Buch von Tag zu Tag erfolgreicher, obwohl der Autor noch keine einzige Zeile geschrieben hatte. Den Gedanken, das Ganze hinzuwerfen, hatte er wieder fallen gelassen, denn auch ihn verführten die hohen Vorbestellungen. Bei einem Nettoverkaufspreis von ca. zwanzig Mark und 10% Honorar und seiner garantierten Erstauflage von 20000 würde er mindestens 20000 mal 20 mal 0,10 gleich 40000 Mark verdienen. Nach Abzug der Unkosten und Steuern würden etwa 20000 Mark übrig bleiben.

Allerdings hatte der Autor noch keine Zeile geschrieben, und in vier Wochen wollte er den langverschobenen Urlaub mit seiner Freundin antreten. «Horch», sagte er, «wenn ich noch zwei Wochen mehr habe, wird das Buch wirklich ein Knüller. Bis dahin muß ich Tag und Nacht arbeiten, aber dann machen wir auch keinen Urlaub, sondern eine Weltreise». So wurde alles umgeplant, privat und im Verlag. Um Zeit zu sparen, versprach er, genau 320 Seiten zu schreiben und diese in der Textverarbeitung schon richtig zu formatieren. In der Druckerei werden immer 16 Seiten zu einem Bogen montiert, und so ist es wichtig, daß die

Gesamtseitenzahl des Buches exakt durch 16 teilbar ist. Dem hat der moderne Autor nachzugeben. Da der Autor aber auch ansonsten den vielfältigsten Wünschen nach Veranstaltungen und anderen Arbeiten nachgab, rückte der nun unwiderrufliche Abgabetag, der 15. Juli, näher, ohne daß er mehr als die Skizzen auf dem Blatt hatte, die er schon für die Abfassung des Klappentextes gemacht hatte. Anfang Juli schaffte er es noch, eine ‹Rezension› zu schreiben, da der Verlag – wie alle anderen Verlage auch – möglichen Rezensenten nicht nur das jeweilige Buch, sondern auch eine dazu vorgefertigte Rezension beilegte, um den Journalisten «das Handwerk zu erleichtern», wie der Verleger sagte. «Um den Journalisten das Handwerk zu legen», wie der Autor dabei immer still dachte.

Die persönliche Krise, in die der Autor geriet, soll hier nicht ausgeführt werden: Am 14. Juli hatte er außer dem Vorwort und der Einleitung nichts geschrieben, am nächsten Tag sollte er das Manuskript bzw. die Diskette abgeben, und am übernächsten Tag wollte er mit seiner Freundin zur Weltreise aufbrechen. Er kapitulierte. Setzte sich ein letztes Mal an den Schreibcomputer und schrieb einen herzerweichenden Entschuldigungsbrief an Lektorin und Verleger. Da er dramatische Effekte liebte, formatierte er den Brief so, daß auf der Diskette zuerst zwölf Seiten Vorwort und Einleitung kamen, dann dreihundertzwei Seiten «Nichts» und zum Schluß der vielseitige Entschuldigungsbrief. Ohne weitere Erklärung kündigte er der Lektorin telefonisch einen Brief an. Auf dem Flughafen steckte er die Diskette in einen wattierten Umschlag, adressierte den Brief und schrieb – in einer plötzlichen Regung – noch auf eine abgerissene Ecke der Flugscheinumhüllung mit großen Buchstaben «VERZEIH». Als er dies mit dem Brief in den Briefkasten gesteckt hatte, überkam ihn ein Gefühl der Leere und der Erleichterung.

Die Lektorin konnte auch durch das offensichtlich schnell dahingeschriebene «VERZEIH» nicht getröstet werden. Auch sie hatte ihren Urlaub um vier Wochen verschieben müssen, mußte noch den nächsten Tag, einen Samstag, opfern und mußte erstmals mit Textverarbeitung und Computer arbeiten. Bis dahin hatte sie sich immer erfolgreich davor gedrückt. Den ihr sowieso unsympathischen EDV-Beauftragten konnte sie erst am Spätnachmittag erreichen. Er zeigte ihr kurz das Gerät und war von den ersten Seiten auf dem Bildschirm begeistert. «Der versteht auch was vom Computer», sagte er über den Autor, «schon die Literaturstellen sind richtig

gesetzt, die Überschriften fett gedruckt und mit den richtigen Befehlen für den Satzcomputer versehen. Die brauchen in der Druckerei die Diskette nur noch in die Maschine zu schieben, und ab geht die Post». Mit diesen Worten entschwand auch er und ließ die Lektorin allein zurück, die zu ihrer Befriedigung mit dem Gerät recht gut zurechtkam und die Einleitung fertig las. Da der Autor ihr vor vier Wochen versprochen hatte, daß alles «fix und fertig» sei, hoffte sie, am nächsten Tag in einem 12-Stunden-Marathon das Manuskript zu erledigen. Der Streß hatte ihr freilich zugesetzt, am nächsten Tag spürte sie schon eine Grippe im Anmarsch und war völlig zerschlagen, als dem Bildschirm nichts mehr zu entlocken war, weil sie mit dem Gerät nicht zurechtkam. Kurz entschlossen schrieb sie eine Aktennotiz an den Verleger, das Manuskript sei gut, aber sie habe nicht mehr die Zeit gehabt, es auf orthographische Fehler durchzusehen, allerdings kämen die bei dem Autor sowieso kaum vor.

So nahm alles seinen Lauf.

Angesichts des Zeitdrucks verzichtete der Verleger auf eine weitere Korrektur und schickte alles mit Eilbrief an die Druckerei, die durch diverse andere Eilaufträge vor der Buchmesse überlastet war. Der Setzer überprüfte nur die ersten vier Seiten und die letzten vier Seiten, ohne aber den Text zu lesen. Das tat er nie. Die Umschläge waren auch schon fertig, und so konnte gerade noch rechtzeitig zur Auslieferung das Buch fertig produziert werden. Überflüssig zu sagen, daß der Verleger das Buch nur anblätterte und die Lektorin nach ihrem Urlaub einen Arbeitsstapel auf dem Schreibtisch vorfand und das Buch des Autors auf die Seite legte. Zwei Wochen war sie im Urlaub mit der Grippe im Bett gelegen, und dafür machte sie den Autor verantwortlich.

Die energische Frau in der Presseabteilung des Verlags prahlte intern seit Jahren damit, daß sie die Bücher, die sie anpreisen sollte, sowieso nicht lesen würde. «Das verwirrt nur», sagte sie, «in Vorwort, Einleitung und Klappentext steht das Wesentliche und genau das muß ich ja weitertragen». Hinzu kam die vorgefertigte Rezension durch den Autor, die ihr die angeschriebenen Journalisten meist aus den Händen rissen. Die Pressereferentin wählte – wegen der Startauflage – den großen Presseverteiler, tütete die Bücher mit vorgefertigter Rezension ein und gab alles zur Post.

Parallel dazu lief die Auslieferung des Buches über Groß- und Zwischenhändler an die Buchhandlungen ab. Dort wurde das Buch entweder mit Hunderten von anderen Büchern ungelesen ins

Regal gestellt oder gleich neben der Kasse in großen Stapeln aufgebaut.

Die Buchmesse verlief für den Verlag sehr zufriedenstellend. Wie auch in den letzten Jahren war bis zur Buchmesse im Grunde schon alles gelaufen, man ging eigentlich nur noch zum «Sehen und Gesehen werden» hin, und weil ein Verlag präsent sein mußte. Einige Buchhändler hatten sich zwar beschwert, daß bei einigen wenigen verkauften Exemplaren der Druck im Mittelteil schiefgegangen sei, und daß sie neue Bücher hätten nachbestellen müssen, weil alle anderen schon vergriffen waren. Aber was machten schon zwanzig Fehldrucke, wenn 20000 Bücher innerhalb von sechs Wochen verkauft worden waren.

Als Autor und Freundin nach langer Reise in Frankfurt am späten Samstagabend landeten, erwischten sie gleich einen Anschlußzug, und beim Umsteigen konnte der Autor noch ein Provinzblatt kaufen, die größeren Zeitungen waren schon ausverkauft. Er wollte wieder etwas Heimat schnuppern. Beim Lesen erstarrte er plötzlich: Stand doch da unter der Rubrik ‹Neue Bücher› der Klappentext des Buches, das er nicht mehr hatte schreiben können. Er beruhigte sich aber mit dem Gedanken, daß die Klappentexte oft schon vor Fertigstellung der Bücher in die Presse gerieten. Am Wochenende konnte er im Verlag niemand erreichen, aber die am Sonntag im Hauptbahnhof gekauften Zeitungen verwirrten ihn völlig. Neben diversen kleinen und großen Anzeigen für sein nicht geschriebenes Buch fand er in neun Zeitschriften sieben Rezensionen des Buches und das Buch selbst gar auf Platz 8 der Bestsellerliste mit der in Klammern geschriebenen Zahl 9, was bedeutete, daß das Buch letzte Woche auf Platz Neun gestanden hatte und sich offensichtlich nach vorne schob.

Schon bei seinem letzten Buch war der Autor bestürzt über die Rezensenten gewesen. Als Naturwissenschaftler hatte er sofort eine Statistik über die 75 (!) Rezensionen erstellt: 33% der Rezensenten hatten wortwörtlich den Klappentext abgeschrieben, 39% hatten die vorgefertigte Rezension des Verlags voll oder gekürzt übernommen, etwa 10% hatten das Buch zusammen mit anderen Büchern vorgestellt, wobei pro Buch nur weniges geschrieben, aber offensichtlich auch dies aus Klappentext oder Rezension übernommen wurde, und nur 8% oder (in absoluten Zahlen) sechs Zeitungen hatten echte Rezensionen gebracht, davon wiederum waren drei letztlich Zusammenfassungen der anderen drei. Von den 75 Rezensenten hatten also wahrscheinlich nur drei sein Buch

oder zumindest Teile davon fundiert gelesen: die der führenden linksliberalen und der konservativen Zeitung, sowie ein Journalist der führenden Wochenzeitschrift. Aber was – um Gottes willen – sollten die neuen Rezensionen bedeuten, wo doch das zugehörige Buch gar nicht erschienen war.

Am Montagmorgen kaufte er in aller Frühe am Kiosk seine geliebte Linkszeitung und fand dort die erste ‹richtige› Rezension, die allerdings sein Buch verriß, wobei immer wieder Passagen aus der Einleitung sinnentstellend aus dem Zusammenhang gerissen waren. «Einmal Erfolgsschriftsteller» geworden, hieß es, «hat sich der Autor dem Markt angepaßt und schreibt ein Buch mit linker Technikkritik bei einem konservativen Verlag». Dann folgten einige persönliche Angriffe, die er schnell überflog, denn es war kurz vor Neun und die Buchhandlungen öffneten. In der ersten war sein Buch «ausverkauft», ihm wurde schlecht, in der zweiten Buchhandlung lag genau noch ein Buch, das er heftig und schnell aufschlug. Er erkannte den Ausdruck seiner Diskette: 12 Seiten Einleitung, dreihundertzwei Leerseiten und – kurz bevor er ohnmächtig zusammensackte – sein sehr persönlich gehaltener Entschuldigungsbrief an die Lektorin.

Verleger und Lektorin waren bestürzt zu hören, daß der Autor mit einem Nervenzusammenbruch in ein Krankenhaus eingeliefert worden war. «*Das* war wohl zuviel für ihn», sagte der Verleger, «kommt aus dem Urlaub zurück, steht auf Platz 9 und diese Woche schon auf Platz 5».

Dann aber verfinsterte sich sein Blick: «Wieso haben die führenden Blätter noch keine Rezension gemacht?», fragte er und griff zum Telefon. Einen schlechten Beigeschmack hatte es schon, aber auch die anderen Verlage taten «Es», und das entschuldigte ja vieles. «Es» war der sehr dezent-direkte Hinweis, daß die führenden Blätter sich zu 60% aus Anzeigen finanzieren und daß der Verlag für seine Anzeigen in diesen Zeitungen auch etwas erwarten könne.

Der Rezensent der linksliberalen Zeitung war angeekelt, als ihm der Chefredakteur eröffnete, er «müsse» eine Rezension schreiben. Um sein linksliberales Gewissen nicht zu sehr zu belasten und um es mit dem Chefredakteur nicht zu verderben, schloß er wieder einmal einen seiner «historischen Kompromisse»: Er übernahm die vom Verlag vorgefertigte Rezension. So hatte er *eine* und doch nicht *seine* Rezension geschrieben.

Der Rezensent der konservativen Zeitung tobte. Das hatte er besonders gern: Ein «linker» Autor schrieb eine Technikkritik und

der Verlag drohte mit den üblichen «kapitalistischen» Marktmethoden. Das bestätigte ihn in seiner Ansicht, daß es den Linken letztlich nicht um Weltverbesserung ging, sondern um den eigenen Vorteil und die Macht, aber alles schön hinter dem ideologischen Mäntelchen verstellt. So schrieb er eher eine bissige Polemik über den Autor als über das Buch, obwohl er natürlich der Einleitung desselben einige Passagen entnahm.

Im Wochenblatt war es üblich, daß eine bekannte Persönlichkeit – eingekleidet in mehr oder weniger philosophische Gedanken – die Hauptrezension der Woche schrieb, und es traf sich gut, daß der Verleger auf der Buchmesse den scheidenden Vorsitzenden des Wirtschafts- und Handelsverbandes getroffen hatte, der im Verlag eine Biographie schreiben wollte. Der Verbandsvorsitzende schrieb Bedenkliches, über Wirtschaft, über Technik, über Wirtschaftskritik und über Technikkritik, stellte die Grundaussage des Autors in Zweifel und überschrieb seinen Artikel mit ‹Geisterfahrer unter Kontrolle!› – ; mit einem Ausrufezeichen endend statt mit einem Fragezeichen. «Der Autor», schrieb er, «verwechselt individuelle Fehler wie die des einsamen Autofahrers, der bei Nacht und Nebel auf die falsche Fahrbahn gerät, mit dem Scheitern komplexer Systeme, zu dem es eben nicht kommt, weil es dagegen Mehrfachsicherungen und Mehrfachkontrollen gibt. Die komplexen Systeme sind also beherrschbar. Ich kann dieses Buch dennoch empfehlen, weil es auch Technikgeschichte schreibt und eine bedenkenswerte, wenngleich letztlich falsche Position geradezu in Idealform vertritt und hinreißend geschrieben ist. Ich jedenfalls habe das packende Buch Seite für Seite verschlungen.»

Das reichte, um das Buch ‹Geisterfahrer unter Kontrolle? – Über die Gefährlichkeit komplexer Produktions- und Anwendungssysteme› auf Platz 1 der Bestsellerliste zu bringen.

HANS-GEORG BECK

Von der Byzantinistik betört

Weder der Name Friedrich Schillers, der doch bedeutsame byzantinische Quellentexte deutsch veröffentlicht hat, wohl weil er – Idealist, der er war – bei seinen Lesern Interesse daran unterstellte, noch der Name Johann Wolfgang Goethes, der als einer der ersten die künstlerischen Valeurs der byzantinischen Ikone gewürdigt

und darüber hinaus die klassische Hochzeit Helenas und Faustens, gestützt auf spätbyzantinische volkstümliche Erzähler auf die Burg der Villehardouins hoch über Sparta versetzt hat, und erst recht nicht der Name Walter Wolfgang Goethes, des Enkels, der einem späten Byzantiner, dem Kardinal Bessarion, sogar eine Monographie gewidmet hat: – nichts von all dem konnte der Byzantinistik jenen elitären Hautgoût verleihen, der in den postmodern möblierten Etablissements der renommierten Geisteswissenschaften den gesellschaftlichen Status bestimmt und der festlegt, wer dazu gehört und wer nicht. Denn kein tiefsinnniger Humanist hat der Byzantinistik je die begehrte edle Einfalt und stille Größe bescheinigt, die zur Andacht stimmt, noch kein des Gottes voller Deuter der Geschichte je in den Histörchen der Byzantiner den großen, Klassik verbürgenden Atem der Weltgeschichte gespürt. Einladungen ins Mittelalter schlagen einen großen Bogen um Byzanz; Mittelalter findet nur in der Mitte statt, und Byzanz liegt verloren an den unwirtlichen Rändern.

Um so erstaunlicher dann wohl die Tatsache, daß diese wenig gehätschelte Wissenschaft im Abseits doch immer wieder Adepten findet, denen sie etwas zu bedeuten scheint. Unterliegen sie irgend einem diskreten Charme, der den vornehmeren Nachbarfächern fehlt? Oder was kann es sonst sein, das sie betört?

Von August Heisenberg, einem der Väter der Münchener Byzantinistik (1869–1930), erzählte man sich vor Jahren, er habe gelegentlich behauptet, daß wohl jeder, der sich mit Byzantinistik befasse, einen Ruck ins geistig Absonderliche getan haben müsse. Es ist nicht überliefert, ob er Namen genannt hat. Sollte er angesichts der außerordentlichen wissenschaftlichen Erfolge seines Sohnes Werner sein eigenes wissenschaftliches Treiben nur noch als Absurdum betrachtet haben? Aber auch der Nobelpreisträger Werner Heisenberg hat keines der Welträtsel gelöst. Und eignet seiner Physik nicht ebenso viel vom großen, zwecklosen Glasperlenspiel Hermann Hesses wie jeder ernsthaft betriebenen Byzantinistik?

Sollte Heisenberg das Absonderliche nicht im Fach, sondern in seinen Vertretern gesucht haben, so hat er sich doch gehütet, Namen zu nennen. Aber es mag erlaubt sein, nach solchen Namen zu fragen, die längst zur Geschichte der Byzantinistik gehören. Hat etwa eine abstruse geistige Verfassung Hieronymus Wolf, den Schulmeister, Humanisten und Bibliothekar der Fugger aus dem «rhätischen» Öttingen (1516–1580) zur Beschäftigung mit der Byzantinistik verleitet? Wie es mit der geistigen Gesundheit dieses

Mannes bestellt war, ist natürlich nur noch schwer auszumachen. Wir haben als einigermaßen zuverlässige Quelle nur seine Selbstbiographie, die allerdings von verblüffender Offenheit ist. Vieles spricht dafür, daß er ein rasch vereinsamter Eigenbrötler war, leidend unter krankhafter Hypochondrie. Er verlor seine Mutter schon in frühester Kindheit, nicht durch den Tod, sondern weil sie für lange Jahre in einer Irrenanstalt untergebracht werden mußte. Schon als kleiner Junge, so möchte er uns glauben machen, wurde er von einer schielenden Magd «angesteckt», und «der Mond in Opposition zum Merkur» habe sein Auge verzerrt. Später, als Rektor der Schule im thüringischen Mühlhausen, fühlte er sich von allem möglichen Spuk bedrängt, und wieder einige Jahre später als Schulheimleiter in Nürnberg war er bald fest davon überzeugt, daß man ihn langsam vergiften wollte: Würmer und Spinnen tummelten sich in seinem Essen, der Wein, den man Ihm kredenzte, schäumte auf verdächtige Weise, und die Medikamente aus der Apotheke erweckten höchstes Mißtrauen. Krämpfe und Magenbeschwerden nahmen derart überhand, daß er nur noch einen Wunsch kannte: weg von Nürnberg, trotz allen guten Zuredens seiner patrizischen Gönner in der Reichsstadt. Einen insgesamt unerfreulichen Aufenthalt in Paris – die Stadt stank, und die Pariser Fischküche fand er widerlich! – beendete er fluchtartig, aus Angst, gewisse «Obskuranten» könnten ihn an der Sorbonne als Ketzer denunzieren – er kam ja aus dem reformierten Basel angereist – und er würde als solcher auf dem Scheiterhaufen enden.

Doch dies alles hat nicht das geringste damit zu tun, daß Wolf, nachdem er bisher nur den griechischen Klassikern gefrönt hatte, sich mit 40 Jahren plötzlich den byzantinischen Historikern zuwandte. Am Anfang stehen Handschriften. Die Handschrift besitzt auch im 16. Jahrhundert noch etwas vom überwältigenden Zauber, den sie im 15. Jahrhundert ausgeübt hat. Um in den Besitz einer alten griechischen, lateinischen oder auch hebräischen Handschrift zu gelangen, scheute man weder Mühen noch Kosten und mitunter nicht einmal kriminelle Handlungen. War man aber, wie immer, Besitzer einer solchen Handschrift geworden, so wurde man ihrer doch nicht so recht froh, bevor man nicht einen versierten Gräzisten oder Latinisten gefunden hatte, der den Text wirklich lesen konnte und ihn, falls er griechisch war «mit der Latinität beschenkte» und dieses Werk dann für den Druck fertig machte. Nicht wenige Humanisten verdienten sich mit solchen Tätigkeiten ihr täglich Brot; und wenn die Widmungsepistel an den Besitzer

der Handschrift, die man an den Anfang des Bandes setzte, prächtig genug ausfiel, konnten sie mit einem erheblichen Sonderhonorar rechnen.

So standen die Möglichkeiten, als 1553 bis 1555 ein früherer Prokurist (Faktor) des Fuggerschen Handelshauses bei den Kupferminen im damals ungarischen Neusohl, der klassische gebildete und humanistisch interessierte Hans Dernschwam († 1568), im Gefolge einer kaiserlichen Gesandtschaft an den Hof des Sultans zu seinem persönlichen Vergnügen eine Reise nach Konstantinopel und Kleinasien unternahm. Von da brachte er seinem früheren Dienstherren Anton Fugger (1493–1560) Handschriften der byzantinischen Historiker Joannes Zonaras und Niketas Choniates mit. Was lag näher, als den Gräzisten im Dienste der Fugger, eben den Bibliothekar Hieronymus Wolf, der bei Hans Jakob Fugger, dem Neffen Antons, angestellt war, mit der Übersetzung und Edition der Byzantiner zu betrauen? Wolf war von diesem Auftrag keineswegs entzückt, denn was ein echter klassischer Philologe ist, kann byzantinisches Griechisch nur perhorreszieren; dies schuldet er seinem Ruf. Wenn sich Wolf dann trotzdem an die Arbeit machte, so nicht zuletzt deshalb, weil er auf das zu erwartende Sonderhonorar nicht verzichten zu können glaubte. Die Bezahlung bei Hans Jakob war keineswegs fürstlich, und dieser Fugger liebte es nicht, wenn Wolf um eine Aufbesserung einkam. Tatsächlich zahlte dann Anton Fugger für die beiden Bände und natürlich für die schöne Epistola dedicatoria «ad magnificum et generosum virum D. Antonium Fuggerum, Kirchpergae et Weissenhorni dominum, Caesareae Majestatis a consiliis» volle 372 Gulden, bedeutend mehr also, als die 100 Gulden Jahressalär bei Hans Jakob, und immer noch mehr als die 300 Gulden Salär, die Hieronymus Wolf wenig später als Rektor von Sankt Anna in Augsburg bezog.

Man sieht es mit voller Deutlichkeit: Am Anfang der Wolfschen Byzantinistik steht nicht krankhafte Hypochondrie oder sonst irgend eine Abartigkeit, sondern ein sehr gesunder Geschäftssinn und stehen eben jene famosen Handschriften, die ein dringendes Recht darauf hatten, möglichst rasch publiziert zu werden. Die deutsche Byzantinistik, sofern sie weiterhin Wolf ihren Vater nennen will, entstammt prosaisch-biederen Verhältnissen.

Einmal materiell besser gestellt, wollte Wolf von den Byzantinern nichts mehr wissen. Als bald nach dem Erscheinen des Choniates Anton Fugger von Wolf auch eine Edition des spätbyzantinischen Historikers Gregoras haben wollte, gab Wolf seine Unlust

so deutlich zu erkennen, daß ihm der alte Herr freundlicherweise ins Gesicht sagte, er habe ihm wohl für die ersten zwei Byzantiner zu viel bezahlt. Daraufhin übernahm Wolf die Aufgabe doch noch, obwohl nur weitere 100 Gulden dabei heraussprangen.

Gelegentlich nimmt man für die Geburt der Byzantinistik im 16. Jahrhundert auch die politische Aktualität dieser Studien in Anspruch. Auf der Suche nach Informationen über die Türken, die jetzt auch den Westen zu bedrohen anfingen, habe man erkannt, daß dafür die byzantinischen Historiker die beste Quelle seien; ihre Edition sei also einem dringenden politischen Bedürfnis entgegengekommen. Auch Hieronymus Wolf wird für diese Gedankenreihe in Anspruch genommen. Tatsächlich spielt Wolf in seinen Vorreden auf dieser Klaviatur: Er rät dazu, die Türken keineswegs zu unterschätzen, und warnt vor allem die Deutschen, nicht in den Fehler der Byzantiner zu verfallen, d. h. die Abwehrkraft der Monarchie zu schwächen und dem Partikularismus Tür und Tor zu öffnen. Doch es kann kein Zweifel bestehen, daß derartige Überlegungen Wolf nicht etwa zur Inangriffnahme seiner byzantinischen Editionen veranlaßten, sondern sich im besten Fall im Laufe der Arbeit einstellten. Und daß sich Wolf mit solchen Gedanken bewußt in den Dienst der Habsburgischen Monarchie gestellt habe, scheint mir vollends ein voreiliger Schluß zu sein.

Echter Aktualität dagegen verdankt im 16. Jahrhundert ein anderer Zweig der Byzantinistik seine Entstehung. Man kann sie die theologisch-patristische oder auch die gegenreformatorische nennen. Die deutschen Reformatoren, allen voran Luther selbst und Melanchthon, hatten ein Interesse daran, sich für ihre Reformpläne auf das Vorbild der byzantinischen Orthodoxie berufen zu können und zu diesem Zweck die Kirche der Väter mit der byzantinischen gleichzusetzen. Die Orthodoxie war ja bisher der bedeutendste Antagonist des Papsttums gewesen. Die Katholiken fühlten sich herausgefordert, und um zu einem Ende zu kommen, zu dem man natürlich nicht kam, galt es in den Quellen Umschau zu halten, d. h. bei den alten griechischen Kirchenvätern, von denen die wichtigsten der frühbyzantinischen Epoche angehörten. So kam es zu einer patristisch-theologischen Byzantinistik, die bald einen bedeutsamen Aufschwung nahm.

Es überrascht nicht, daß sie an einer der Hochburgen der Gegenreformation, an der Universität Ingolstadt, besondere Pflege fand. Unter den Jesuiten, die damals in Ingolstadt das Sagen hatten, findet sich eine ganze Anzahl von Editoren byzantinisch-theologi-

scher Texte. Gewiß war ihre Wissenschaft konfessionell engagiert; aber sie nahmen dieses Engagement so ernst, daß die Wissenschaftlichkeit darüber nicht zu kurz kam. Carl Prantl, der Historiker dieser Universität, der dort mit Vorliebe «Jesuitennullen» ausmacht, nennt unter diesen Nullen keinen einzigen dieser Frühbyzantinisten, anerkennt also doch ihre Leistung. Unter ihnen befindet sich auch der Niederländer Petrus Canisius (1521–1597), der Herausgeber der Schriften des mächtigen alexandrinischen Patriarchen Kyrillos und zugleich der gegenreformatorische «Apostel Deutschlands», der als solcher schließlich sogar heiliggesprochen wurde, eine Ehrung, die den übrigen Byzantinisten der Frühzeit auch nicht annähernd eingeräumt wurde. Im Gegenteil: Hieronymus Wolf fand seinen Namen auf dem ‹Index librorum prohibitorum› der römischen Inquisition vom Jahre 1559; alle von ihm publizierten Werke verfielen dem Verdikt. Wolfs Kommentar: «Was soll ich dazu sagen, daß mich der Bannstrahl des Papstes getroffen hat? Nun ist mein Name mit blutigen Lettern gebrandmarkt. Würde ich in die Hände dieser Gegner fallen, müßte ich unter Folter und Blut mein Leben lassen. Das hat man vom Bücherschreiben.»

Nicht besser erging es dem Westfalen Johannes Löwenklau (1541–1594), dem Begründer der byzantinischen Rechtsgeschichte. Auch er steht «cum omnibus operibus» auf dem Index in der ersten Klasse der Ketzer. Wahrscheinlich haben die beiden Namen in erster Linie deshalb ihren Weg in dieses Bücherverzeichnis gefunden, weil ihre Werke in der anrüchigen Stadt der Ketzer, in Basel, erschienen waren. Wo Hieronymus Wolf «konfessionell» zu plazieren ist, ergibt sich nicht einmal eindeutig aus seiner Selbstbiographie. In erster Linie war es ihm darum zu tun, sich «herauszuhalten». Ketzer, das paßt besser auf Löwenklau, der allzu deutlich es mit den Reformierten hielt; er brachte es wohl auch sonst zu keinem bemerkenswerten Grad von Tugendhaftigkeit – jedenfalls nicht, sofern man den Schandmäulern der Zeit glaubt. Er steht also besser auf dem Index und in den Annalen der großen frühen Byzantinisten als im ‹Catalogus sanctorum Dei›, etwa gar neben Petrus Canisius.

Doch die byzantinische Rechtsgeschichte hat im Laufe von Jahrhunderten aufgeholt und die Schwächen des Löwenklau wettgemacht: Im Jahre 1947 wurde der erst 1902 verstorbene Professor für römische (und byzantinische) Rechtsgeschichte, der Mailänder Contardo Ferrini, von Papst Pius XII. als Seliger zur Ehre der Altäre erhoben, nachdem der Mailänder Freund der Familie Ferri-

ni, Achille Ratti, der spätere Pius XI., alle einleitenden Schritte veranlaßt hatte. Ferrini hat auch in Berlin studiert, und der große Zachariae von Lingenthal sah in ihm einen seiner Lieblingsschüler, dem er dann auch testamentarisch seinen handschriftlichen Nachlaß vermachte. Der byzantinischen Rechtsgeschichte eröffnen sich damit neue Perspektiven, die von ihren modernen Vertretern offenbar noch nicht ausgelotet sind.

Den Bezug zwischen Byzantinistik und hoher religiöser Spiritualität, und zwar sozusagen Byzantinistik um der Spiritualität willen, gibt es längst vor Contardo Ferrini. Damit verhält es sich so: Die vorhin erwähnte theologisch-patristische Byzantinistik hatte zwar ihre erste Blüte im 16. Jahrhundert in Süddeutschland, nahm aber im 17. und 18. Jahrhundert in Frankreich einen neuen höchst beachtlichen Aufschwung, der nun viel weniger von gegenreformatorischen Motiven bestimmt war als vielmehr vom neuen Eifer im Dienste der historischen Theologie ganz allgemein. Neben einer Reihe von Vertretern der verschiedensten religiösen Orden stehen hier im Vordergrund die Benediktiner der 1618 gegründeten Kongregation von St. Maur, also die Mauriner.

Es ist entgegen anders lautenden Darstellungen festzuhalten: Die Gründung verfolgte keine wissenschaftlichen Zielsetzungen, etwa gar Byzantinistik, sondern alles beherrschend die religiöse Kontemplation. Kontemplation aber als «Beruf», diese Erfahrung haben alle sogenannten kontemplativen Orden gemacht, hat ihre eigene Problematik. Es geht um die Frage, womit der Kontemplative sich beschäftigen soll in jenen Phasen des Tagesablaufes, in denen der Höhenflug der Beschauung seiner innersten Natur nach zu pausieren gezwungen ist. Das Problem hat z. B. schon Synesios († ca. 413), als er noch Heide war, in seinem ‹Dion› abgehandelt. Er lehnt es ab, nach dem Beispiel der ägyptischen Mönche seiner Zeit, von den Höhen der Kontemplation zum Korbflechten hinabzusteigen und dort zu pausieren. Ein solcher Abstieg zum rein «Banausischen» scheint ihm viel zu weit zu gehen und den Wiederaufstieg zur alten Höhe zu gefährden. So empfiehlt Synesios, der Humanist, nicht Korbflechten, sondern die Beschäftigung mit der griechischen klassischen Literatur. Die Oberen der Mauriner aber empfehlen ihren Mönchen die Beschäftigung mit den Theologen des christlichen Altertums und damit auch des frühen Byzanz. Doch dies ist jetzt nicht mehr die einfache «lectio divina» der alten Ordensregeln, sondern zugleich, als Voraussetzung für eine erbauliche Lesung, die Erarbeitung eines kritisch einwandfreien Textes

und seine Edition. Die Mauriner waren überzeugt, daß ein solches Vorgehen dem religiösen Leben der Mönche sehr wohl zugute komme. Und so reihen sich die Namen aneinander: d'Achéry, Durand, Gerberon, Mabillon, Martène, Montfaucon, Ruinart usw. Auch heute noch kommt kein Gelehrter an ihnen vorbei; aber von den meisten von ihnen berichten die Annalen der Kongregation, daß sie nicht nur große Gelehrte, sondern zugleich exemplarische Religiosen gewesen seien. Byzantinistik also nicht nur um des Geldes der Fugger oder um der Polemik in der Gegenreformation willen, sondern auch als Vorstufe hoher christlicher Spiritualität.

Das wissenschaftliche Renommé dieser Mauriner beruht nicht zuletzt auf ihrem kritischen Umgang mit den Handschriften. Die Handschrift als solche besitzt zwar nicht mehr den mythischen Reiz der vergangenen Jahrhunderte, aber entbehrlich ist sie deshalb keineswegs, und immer wieder tauchen Rarissima auf, die herrisch nach Veröffentlichung verlangen und selbst Nichtbyzantinisten zu engagieren vermögen. Im Jahre 1734 starb in Frankfurt der Ratsherr und Schöffe der Reichsstadt Zacharias Konrad Uffenbach, einer der fleißigsten und bedeutendsten Büchersammler seiner Zeit. In kurzer Frist brachte er es auf etwa 15000 Bände. Dazu kamen etwa 2000 Handschriften der verschiedensten Sparten des Wissens. In seinen späteren Jahren sah er sich aus familiären Gründen veranlaßt, seine Bibliothek zu veräußern, die bald in alle Winde versteigert wurde. Eines der wichtigsten Stücke erwarb die Ratsbibliothek der Stadt Leipzig: die nach damaliger Kenntnis einzige vollständige Handschrift des Zeremonienbuches des byzantinischen Hofes aus dem 10. Jahrhundert. Sie kam vermutlich aus der berühmten Bibliothek des Ungarnkönigs Matthias Corvinus († 1490). Ein solcher Text konnte nicht rasch genug publiziert werden, und so wurde 1740 der Extraordinarius der Universität Leipzig, Johann Heinrich Leicht, mit Edition und Übersetzung beauftragt, ein Mann, der eben damals eine Arbeit über die Bibliothek des Photios veröffentlichte. Allerdings starb Leich schon 1750. Jetzt erging der Auftrag zur Fortführung an einen anderen Extraordinarius, den Professor Johann Jakob Reiske (1716–1774).

Reiskes Lehrauftrag lautete auf Arabisch. Doch dafür erhielt er zunächst nur eine verschwindende Besoldung, und als man merkte, daß sich die Zahl seiner Studenten in allzu bescheidenen Grenzen hielt, strich man selbst diese kleine Summe. Was Wunder, daß Reiske nach diesem neuen Auftrag griff, für den er doch ein be-

scheidenes Honorar erwarten durfte. Erst im Jahre 1758 bekam er das Rektorat der Nikolai-Schule übertragen, jenes «Brett, das ihm Gott im Schiffbruch seiner zeitlichen Wohlfahrt zuwarf». Reiske war mit seiner Edition schon 1754 fertig und hatte damit ein Werk abgeschlossen, das den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügte und ihm einen hohen Rang in der Geschichte der Byzantinistik sicherte.

Doch wie kam er, der Arabist, zu dieser Art von Byzantinistik? Er hatte zunächst ohne jede Neigung mit der Theologie begonnen; was davon blieb, war eine Vorliebe für orientalische Sprachen. Um sich in diesen Fächern zu vervollkommnen, ging er ins Mekka der damaligen Orientalistik, nach Leiden. Doch nur durch servile Schreibarbeiten bei Professoren und durch Nachhilfeunterricht konnte er sich zur Not über Wasser halten. Schließlich riet man ihm, etwas «Ordentliches», d.h. Medizin zu studieren. Er tat es und promovierte sogar in diesem Fach, natürlich mit einer Arbeit über arabische Medizin. Eine Praxis hat er nie ausgeübt, und so blieb ihm die Not treu. Also kehrte er endlich nach Sachsen zurück, nun entschlossen, neben seinem geliebten Arabisch sich stärker auf griechische Texte zu konzentrieren, vor allem auf griechische Redner, auch solche der Spätantike. Das war eine gewisse Vorbereitung auf Byzanz, doch das Griechisch des Kaisers Konstantin VII., des Verfassers des Zeremonienbuches, behagte ihm so wenig wie Wolf das des Chronisten Zonaras.

Aber schließlich fand er im Gegensatz zu Wolf eine sachkundige Helferin, nachdem das Zeremonienbuch unter Dach und Fach war. Im Jahre 1755 heiratete der nun Vierzigjährige, der bis dato als misogyn gegolten hatte, eine junge, knapp zwanzigjährige Tochter eines protestantischen Pastors, Ernestine Christine Müller. Er brachte ihr – faute de mieux? – Latein und Griechisch bei, und zwar so gründlich, daß sie in Kürze imstande war, ihm bei der Herausgabe weiterer griechischer und byzantinischer Texte entscheidend zu assistieren. Bald konnte sie auch selbst frühbyzantinische Texte edieren, z.B. den Redner Libanios des 4. Jahrhunderts. Gotthold Ephraim Lessing, mit dem Paar befreundet, dankte Reiske einmal brieflich für eine übersandte Publikation beider und fügte hinzu: «Erlauben Sie mir, daß ich noch meine Empfehlung an dero Frau Gemahlin hinzufügen darf, der wir bei einem so mühseligen Werke so viel zu danken haben. Die Aufgabe ist gelöst, ob ein Gelehrter heiraten soll, wenn es viele solche Frauen gibt.» Reiske war über dieses Lob für seine Frau nicht sehr glücklich; er

fürchtete, es könnte ihr nicht wohl bekommen. Doch Ernestine Christine genoß es offensichtlich, ja sie hat sich wohl in den großen Lessing verliebt. Die schon damals allwissenden akademischen Klatschmäuler beiderlei Geschlechts wußten nach Reiskes Tod bald von einer unmittelbar bevorstehenden Heirat Lessings mit der Witwe. Aber daran war nichts. Lessing starb schon 1781, und Ernestine Christine überlebte ihn um fast zwanzig Jahre. Möglich, daß das Urteil Lessings angesichts der Verehrung, die ihm Frau Reiske immer schon entgegengebracht hatte, etwas schöngefärbt war.

Doch kaum weniger hochgestimmt urteilte der damals hochangesehene französische Gräzist J. B. d'Ansse de Villoison (1753–1805), – er scheint Frau Reiske auf einer Reise nach Mitteldeutschland kennengelernt zu haben. Er nennt sie «antianeira», ein Beiname, den in der Antike auch die Göttin Athene trägt, den man mit «eine Frau, die ihren Mann stellt» übersetzen könnte. Jedenfalls könne man «die hohe Geistes- und Herzensbildung in einem so schönen Körper kaum genugsam loben». Ernestine Christine blieb im übrigen auch als Witwe der Byzantinistik treu. Sie publizierte die Übersetzung verschiedener byzantinischer Texte, z. B. auch des Liebesromans aus dem 12. Jahrhundert ‹Hysmine und Hysminias› eines Eustathios Makrembolites. Byzantinistik, so könnte man sagen, «erheiratet», – ein Fall offenbar mit Seltenheitswert; und doch kaum seltener als Byzantinistik durch erbliche Belastung, d. h. übergehend vom Vater auf den Sohn. Davon weiß ich kein Beispiel anzuführen.

Große Gelehrsamkeit «in der Ehe», oder wie es manche sehen wollen «trotz der Ehe», hat immer schon erstaunt. Beispiel für die Größe und das Erstaunen zugleich der Großmeister der Byzantinistik im Frankreich Ludwigs XIV. ist Charles Dufresne sieur du Cange (1610–1688). Er gab eine viel versprechende juristische Laufbahn auf, wohl in erster Linie, weil ihn der Elan der historisch-philologischen Studien seiner Zeit mit sich riß. Byzantinistik aus purer Begeisterung – auch dies scheint es zu geben. Als Gelehrter brachte es Ducange auf ein Dutzend gewaltiger Folianten, als Familienvater auf zehn Kinder und, dank der reichen Mitgift seiner Frau, auch noch auf zwei Lakaien. Einer seiner Biographen vermerkt verblüfft: «Comment peut-on avoir tant lu, tant pensé, tant écrit et avoir été cinquante ans marié et père d'une nombreuse famille?» Wohl gefragt. Aber es fehlt: Comment peut-on avoir été cinquante ans mariée? War es ein Trost, daß Ludwig XIV. nach

dem Tod von Ducange seinen vier verbliebenen Kindern in Anerkennung der Verdienste des Vaters eine Pension von 2000 livres aussetzte?

Um noch einmal auf die Handschriften und ihre Anziehungskraft zurückzukommen, so sind die Raritäten inzwischen seltener geworden, haben aber an Wert nichts eingebüßt. Freilich, der wichtige Fund wird mehr und mehr zur Glückssache, d.h. wenn man nicht mehr findet, muß man erfinden. Damit ist der Fälscher gefordert, materiellen Gewinn sowohl wie wissenschaftliches Renommé kann er erwarten. Ein gelegentlicher Fälscher, allerdings mit hohem wissenschaftlichen Niveau, war Karl Benedikt Hase (1780–1864). Er studierte in Jena Griechisch, machte sich aber auch mit Neugriechisch und etwas Arabisch bekannt. Damit war in Jena kaum etwas zu verdienen, und so machte sich Hase im Jahr 1801 auf den Weg und ging zu Fuß nach Frankreich. Doch auch Paris schien nichts bieten zu wollen, so daß sich der junge Deutsche entschloß, in die Armee Napoleons einzutreten. Bevor es so weit war, traf er zufällig auf der Straße jenen Mameluken Jussuf, den Bonaparte aus Ägypten mitgebracht hatte. Hase nahm die Reste seiner arabischen Errungenschaften aus Jena zusammen und begrüßte diesen Jussuf auf Arabisch. Daß dies beeindruckte, ist klar; und Hases Glück war, wenn nicht gemacht, so doch bestens eingefädelt. Jussuf brachte ihn auf Umwegen in Verbindung mit dem schon im Zusammenhang mit Ernestine Christine Reiske erwähnten Gräzisten Villoison. Dieser führte ihn in die griechische Paläographie ein und verschaffte ihm schließlich eine Stelle an der Nationalbibliothek.

Dies im Jahre 1805. Hier konnte man vermutlich angesichts der Handschriftenräubereien des Ersten Konsuls jeden gut gebrauchen, der ein wenig Griechisch verstand. 1818 wurde Hase Professor für griechische Paläographie und Neugriechisch, und 1830 sogar Akademiemitglied. Er hatte sich längst einen vorzüglichen Namen als Herausgeber griechischer und byzantinischer Texte gemacht, als er im Jahre 1816 einen Brief des russischen Grafen Nikolai Rumjancev († 1826) erhielt, der 1814 seinen Dienst als Kanzler des Zaren quittiert hatte und sich nun ganz seiner Begeisterung für die Frühgeschichte Rußlands widmen konnte. Der Graf bat Hase, doch in den griechischen Handschriften der Bibliothèque Nationale Umschau zu halten nach byzantinischen Autoren mit Nachrichten über die Russen. «Ce sera me rendre un service essentiel, et je ne demande pas mieux que de le reconnoitre.» Hase

wurde hellhörig; wie immer, wenn Geld winkte. Aber er fand in der Bibliothek nichts, womit er den Grafen hätte wirklich befriedigen können.

So entschloß er sich, «pour ces messieurs Pétropolitains» selbst kreativ tätig zu werden. Er schuf mit großem Geschick einige poetische, historisch undefinierbare Fragmente im schönsten byzantinischen Griechisch. Jedenfalls fanden mehr als eineinhalb Jahrhunderte byzantinischer Studien an diesem Text sprachlich nichts Wesentliches auszusetzen. Er fügte diese Fragmente seiner vorzüglichen Ausgabe des Leon Diakonos an als Ergänzungen von dessen Bericht über die Eroberungen des Fürsten Vladimir in Südrußland im 10. Jahrhundert. Da ist die Rede von einer Überquerung des Djeper im Winter über dicke Eisschollen hinweg, sodann von unsäglich schwierigen Märschen in schrecklichen Schneestürmen und schließlich von Kämpfen gegen irgendwelche Barbaren. Weil man im Verfasser einen byzantinischen Platzkommandanten auf der «gotischen» Krim vermutete, bekamen die Fragmente die Bezeichnung ‹Toparcha goticus›. Die Fragmente stehen jeder Deutung offen, und dementsprechend streben die Kommentare weit auseinander. Das wirklich Konkrete daran ist der russische Winter. Es ist, als hätte man statt Djeper Beresina zu lesen und als befände man sich wirklich im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Die Kommentatoren hatten eineinhalb Jahrhunderte damit zu tun, um alles «richtig» einzuordnen. Nur Karl Krumbacher waren die Texte nicht geheuer. Aber es dauerte nach Krumbacher nochmals etwa 80 Jahre, bis Ihor Ševčenko in einem Geniestreich der Kritik dem Zauber ein Ende machte und Hase als den Fälscher erwies – mit Argumenten, die zu widerlegen wohl niemand imstande sein wird.

Andere Fälscher im 19. Jahrhundert hatten wesentlich weniger Erfolg als Hase. Daß ein gewisser Petzholdt im Jahre 1839 seiner Ausgabe des authentischen Aphthonios, eines Theoretikers der Rhetorik aus frühbyzantinischer Zeit, einen gefälschten Traktat über den Dialekt der Dichterin Sappho hinzufügte und ihn dem Byzantiner Gregorios Pardos aus dem 12. Jahrhundert zuteilte, brachte dem Fälscher nichts. Schon nach drei Jahren war er entlarvt. Gründlicher ging der Grieche Konstantinos Simonides (1820–1867) vor. Er kam als junger Mann in den Verdacht, seine Eltern vergiften zu wollen, um schneller zu seinem Erbteil zu kommen. Die Verdächtigungen scheinen bedrohlich geworden zu sein, so daß er auf den heiligen Mönchsberg Athos auswich. Ein

alter Mönch lehrte ihn, die alten Schriftzüge der Athoshandschriften zu entziffern, und bald gelang es ihm, diese Schriftzüge auch täuschend nachzuahmen. Ein weiterer Schritt: Er schnitt aus den alten Handschriften unbeschriebene Blätter heraus, die seinen Täuschungsabsichten weiter dienlich werden konnten. So ausgerüstet verließ er den Athos und bereiste ganz Europa. Manchmal waren es alte echte Texte, die er kopierte und verkaufte, meist jedoch fälschte er munter darauf los. Selbst der berühmte Kodikologe Konstantin Tischendorf (1815–1874) fiel einmal auf ihn herein. Aber immer wieder wurden seine Fälschungen entlarvt, und so zog er sich schließlich nach Ägypten zurück, wo er 1867 starb.

Die Chancen für Fälscher, auch für genialische, werden mit den folgenden Jahrzehnten immer geringer. Die Analysen von Schrift und Schreibmaterial machen es immer schwerer, glaubhaft zu bleiben. Und was insbesondere die Byzantinistik betrifft, erwarten ohnedies nur noch sehr wenige einen Aufsehen erregenden Fund. Auch die Byzantinistik verliert an Abenteuerlichkeit! Doch die Romantik muß darüber nicht auch verloren gehen. Beispiel Karl Krumbacher, der große Erneuerer und Organisator der byzantinischen Studien in Deutschland (1856–1909).

Krumbachers Weg in die Byzantinistik war kein unmittelbarer Einstieg des Abiturienten in ein etabliertes Universitätsfach, genannt mittel- und neugriechische Philologie oder dergleichen, das es ja noch gar nicht gab. Er erzählt uns selbst in der Vorrede zu seinen gesammelten Aufsätzen, wie er zur Byzantinistik fand. Er habe das Gymnasium in Kempten verlassen, nicht nur mit den obligaten guten Kenntnissen in Latein und Griechisch, die ihn für das Studium der Altphilologie wie herkömmlich prädestinierten, sondern zugleich mit einer «vorerst völlig stillen Liebe» zum neuen Griechenland, und zwar nicht «zum alten im neuen», sondern schlicht zum modernen Hellas des 19. Jahrhunderts. Schon in Kempten nämlich waren ihm Heftchen mit Schilderungen der Freiheitskämpfe der Griechen gegen die Türken in die Hände gefallen, – Kämpfe, die ja kaum eine Generation zurücklagen. Sobald er aus seiner Kemptener Enge, wo man «leibhaftige Griechen kaum vom Hörensagen kannte», ausbrechen konnte, «reich an Begeisterung und arm an Kenntnissen», um in München eben Altphilologie zu studieren, war es sein sehnlichster Wunsch, möglichst rasch an diese leibhaftigen Griechen heranzukommen. Dazu bot die Münchener Studentenschaft die beste Gelegenheit, denn in dieser Stadt des Philhellenismus studierten nicht wenige junge

Griechen. Bald verband ihn mit einer ganzen Reihe von ihnen eine dauerhafte Freundschaft. Er ließ sich von ihnen tausend Fragen nach dem Leben im modernen Griechenland beantworten und vor allem in die neugriechische Sprache einführen, die er bald beherrschte. Er las an neugriechischen Büchern, was immer er in München davon auftreiben konnte. Und dies war der Umweg, auf dem er zur Byzantinistik kam; denn diese junge neugriechische Literatur lebte zu einem Teil von der Erinnerung an die großen Zeiten des byzantinischen Reiches. Romantische Freundschaften also, die den Beginn eines reichen wissenschaftlichen Lebens bestimmen.

Von Karl Krumbachers Nachfolger August Heisenberg will die Mär wissen, er sei zwar zum Studium der klassischen Philologie von Marburg nach München gekommen, habe aber zufällig die Ankündigung einer Vorlesung des Privatdozenten Karl Krumbacher gelesen, in der ‹Rhodische Liebeslieder› versprochen wurden. Dieses Thema schien ihm offenbar mehr versprechend als irgendwelche Übungen zu Pindar oder den Vorsokratikern. So sei es eben zur Bekanntschaft mit der Byzantinistik gekommen, und dieser sei er dann auch treu geblieben. Die Saga ist ohne Zweifel hübsch. Freilich möchte ich glauben, daß diese sogenannte rhodische Liebespoesie in einer Zeit, da die Studenten begannen, Baudelaires ‹Fleurs du Mal› zu lesen, zu harmlos war, um allein für sich ein künftiges Gelehrtenleben zu bestimmen. Vielleicht war es ganz einfach das Unbekannte, das Neue, das den jungen Mann aus Deutschlands biederem Norden anzog. Warum kann es nicht – und dies mag für manchen Byzantinisten der neueren Zeit gelten (Verfasser dieser Zeilen ausgenommen) – das Mißvergnügen am zunächst erkorenen ›klassischen‹ Fach gewesen sein, das Mißvergnügen am tausendmal Wiedergekäuten, der Aufbruch zu neuen Ufern? Es ist kaum auszuschließen, daß für manchen von ihnen die Herrlichkeit des Mittelalters, wie sie in schöner Einengung auf heimische Mediokrität verabreicht wurde, eben doch zu deutlich verriet, daß sie «aus zweiter Hand» war, und daß es sich anbot, den Originalen nachzugehen. Und andere könnten erkannt haben, wie groß die Gefahr des Musealen für alles emporstilisierte Klassische werden kann, und wie fruchtbar dagegen dekadente Kulturen sein können. Ob sie dann in der Beschäftigung mit dieser Dekadenz ihre Befriedigung fanden, bleibt eine andere Frage. Von geistiger Abnormität verrät dies alles jedenfalls nichts. Und von solchen Abnormitäten scheint bei unserem kurzen Streifzug durch die Ge-

schichte der Byzantinistik kaum noch etwas übrig geblieben zu sein. Geblieben ist ein biederes Fach ohne große Ruhmestitel, aber auch ohne große Exaltiertheiten (wahrscheinlich auch ohne Schwermut, der vielleicht ein verborgener Charme dieses Faches zugänglich sein könnte). Und das ist schade! Schade auch deshalb, weil wohl auch hier gelten könnte, was ein großer Physiker einmal über das Institute for Advanced Study in Princeton bedauernd geäußert hat: «Es gibt zu wenig Verrückte hier!»

KARL CHRIST

Jacob Burckhardt und die Geschichte der römischen Kaiserzeit

Werk und Lehre stehen bei Jacob Burckhardt (1818–1897) in einem besonderen Zusammenhang. Die wenigen größeren Monographien, die er selbst publizierte, – die sogleich Aufsehen erregende ‹Zeit Constantins des Großen› (1853, ^{2}1880. Neuausgabe C. H. Beck, München 1982), der ‹Cicerone› (1855, ^{6}1893), der zum anspruchsvollen Handbuch der Italienreisenden des 19. Jahrhunderts werden sollte, aber auch zum «Geschmacksvormund» (C. Justi), ‹Die Kultur der Renaissance in Italien› (1860) und ‹Die Baukunst der Renaissance in Italien› (1865), die am Beginn der modernen Renaissanceforschung und noch heute in deren Mittelpunkt stehen – verschafften dem Autor sogleich in den verschiedensten wissenschaftlichen Sparten ein ungewöhnliches Prestige.

Wie aus Burckhardts eigenhändigen «Personalien» hervorgeht, hat er selbst jedoch seinem «Lehramt» als Professor der Geschichte und später zusätzlich auch der Kunstgeschichte an der Universität Basel (seit 1858) den Vorrang vor allen literarischen Unternehmungen eingeräumt, einem «Lehramt, in welchem die beharrliche Mühe durch ein wahres Gefühl des Glückes aufgewogen wurde. Die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls glaubte er, den Bedürfnissen einer kleineren Universität gemäß, weniger in der Mitteilung spezieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen, als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt» (Werke I, 1930, IX).

Aus dieser intensiven Lehre sind sowohl die posthum veröffentlichten vier Bände der ‹Griechischen Kulturgeschichte› (1898–1902)

hervorgegangen als auch die sogenannten ‹Weltgeschichtlichen Betrachtungen›, jene Vorlesung ‹Über das Studium der Geschichte› (erstmals 1868/9 gehalten), deren Entstehung und Inhalt nun durch die Forschungen von Peter Ganz erschlossen wurden (Verlag C. H. Beck, München 1982). Aus Burckhardts Vorlesungen stammen schließlich auch die ‹Historischen Fragmente› (1929), eine kleine Auswahl inhaltlich wie stilistisch besonders ausgefeilter Einleitungen oder Glanzpunkte seiner Kollegs. Den ganzen Reichtum dieser weitgespannten Lehrtätigkeit haben dann freilich erst die sieben Bände der großen Burckhardt-Biographie Werner Kaegis (1947–1982) sowie einige Spezialuntersuchungen aufzeigen können.

Trotz dieser, in den letzten Jahren erfreulicherweise erneut intensivierten Bemühungen um Burckhardts Vorlesungen ist deren Gehalt noch keineswegs ausgeschöpft. Dies gilt insbesondere für die ‹Geschichte des Altertums›, die Burckhardt in ihrem ganzen Umfang las (1854/5), sowie für die ‹Geschichte der römischen Kaiserzeit›, die er schon 1848/9 und 1851/2 jeweils vierstündig als Hauptvorlesung vortrug. Wie ungewöhnlich umfassend dabei die Vorbereitungen für seinen freien Vortrag waren, zeigt allein schon die Tatsache, daß der einschlägige Bestand im Basler Jacob-Burckhardt-Archiv einen Kern von 372 Blättern im Quartformat sowie einige Hundert Beiblätter und zahlreiche weitere, ein- und angeklebte Zettel enthält.

Das ganze Manuskript dokumentiert anschaulich, mit welch außerordentlicher Energie Burckhardt alle wesentlichen antiken Quellen dieser Epoche studiert, zum Teil übersetzt, kritisch reflektiert und nach seinen leitenden Ideen zusammengestellt und ausgewertet hat. Wie er rund zwanzig Jahre später an Friedrich von Preen schrieb, tröstete ihn «die Gewißheit, daß ich allgemach eine schöne Portion unabhängiger Wahrnehmungen über das Altertum rein aus den Quellen gewonnen habe, und daß ich weit das meiste, was ich zu geben habe, als mein Eignes werde geben können». Dort im Hinblick auf die ‹Griechische Kulturgeschichte› gesagt, gilt Burckhardts Feststellung nicht weniger für seine frühe Vorlesung über die ‹Geschichte der römischen Kaiserzeit›.

Als Ziel seines Kollegs hatte Burckhardt von Anfang an einen Gesamtüberblick über die Zeit zwischen Augustus und Constantin ins Auge gefaßt, bei der Wiederholung im Wintersemester 1851/2 wurde dann der Zusammenhang mit der ein Jahr später erscheinenden Monographie über ‹Die Zeit Constantins des Großen› be-



Jacob Burckhardt
Zeichnung von Theodor Bissegger (1888)

sonders eng. Im Rahmen dieser Perspektiven war impliziert, daß Burckhardt das traditionelle Schema einer Ereignisgeschichte mit Elementen verband, die heute, zumindest teilweise, als strukturgeschichtliche Partien zu bezeichnen sind, und daß er ferner ganz bewußt die Geschichte des Christentums in seine Darstellung einbezog. Schon in seiner Einleitung wies Burckhardt zudem darauf hin, daß für ihn in der Kaiserzeit die Geschichte einer Gesellschaft und einer Zivilisation im Vordergrund standen. Und bereits hier stellte er in einer Randglosse fest: «Die Geschichte wird wesentlich Kulturgeschichte.» Gerade darin dürfte wohl einer der Gründe für seine frühe Fixierung auf diese Epoche liegen.

Auch am geschichtlichen Rang des historischen Prozesses, den er zu behandeln hatte, ließ Burckhardt keine Zweifel aufkommen. Er ordnete die Entwicklung und Leistung des Imperium Romanum in die weitesten Zusammenhänge und in sein spezifisches Bild der Geschichte Alt-Europas ein. Die historische Kontinuität zwischen dem Imperium, dem Christentum und der germanischen Welt war für Burckhardt «die größte Erinnerung der Weltgeschichte» überhaupt.

Die Fülle der Einzelheiten von Burckhardts «unabhängigen Wahrnehmungen» kann hier nicht ausgebreitet werden; die Feststellung muß genügen, daß zu nahezu jedem römischen Kaiser, jedem Mitglied des regierenden Hauses, allen bedeutenden Persönlichkeiten, Autoren, Künstlern, Philosophen der Epoche durchaus persönliche Reflexionen und Wertungen vorliegen. Im Falle des Augustus distanzierte sich Burckhardt zum Beispiel konsequent von den kritischen Urteilen Gibbons und Niebuhrs, um die grundsätzliche Frage aufzuwerfen: «Wer kann August[u]s' Inneres beurteilen? Wer kennt die Einsamkeit auf dem Thron?»

In der Disposition des Kollegs folgte einem sehr ausführlichen, ziemlich ausgewogenen Tiberius-Abschnitt dann völlig überraschend ein gerade durch den Kontrast zum Vorhergehenden äußerst wirkungsvolles Kapitel ‹Christus›. Burckhardt, der zehn Jahre zuvor der Theologie und der Kirche den Rücken gekehrt hatte, gab darin seine persönliche, historische Sicht der Entsagungen, Heilungen, Wunder und Lehren Christi. Er gestaltete schon das Wirken und die Forderungen Christi zur fundamentalen sittlichen, gesellschaftlichen und religiösen Antithese der Welt des Imperiums: «Und während alles nur genießen will, geht er [Christus] seinem Leiden und Opfertod entgegen.» Von dieser Christus-Perspektive aus sollte später eine direkte Linie zu Burckhardts Apotheose der Einsiedler und Mönche als «Helden der Wüste» im ‹Constantin› führen.

Schon in die Erörterung der Regierung des Augustus hatte Burckhardt einen eindrucksvollen Querschnitt über «das augusteische Zeitalter» eingelegt, in dem er die Dichtung der Epoche, vor allem Horaz' Satiren und Episteln, aber auch Ovid, als Quelle der Lebensformen, des Lebensgefühls, der charakteristischen Phänomene von Gesellschaft und Kultur benützte. Verbunden damit war ein Versuch, die archäologischen Denkmäler und Bauten des augusteischen Rom zu einem packenden Gesamtbild zu vereinigen, das Burckhardts persönliche Eindrücke widerspiegelte. Was dort

nur knapp angedeutet wurde, ist dann in einem zweiten Querschnitt, den Burckhardt zu Beginn des römischen Adoptivkaisertums am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. gab, breiter ausgestaltet worden.

Unter der Überschrift ‹Culturgeschichtlicher Überblick des I. und II. Jahrhunderts› findet sich in Burckhardts Materialien ein überwältigendes Zitatenmosaik, das die verschiedenen Aspekte seiner Sicht fundierte. Priorität hatten dabei «das Gefühl des allgemeinen Verfalls», die «Demoralisation von oben», der Luxus auf den verschiedensten Gebieten, wobei zum Beispiel der Tisch als «ganzes System der Vergnügung» geschildert wurde. Priorität hatten auch die Ermittlung der «Lebensphilosophie» wie die Besprechung der literarischen und künstlerischen Produktionen, endlich eine weitgefächerte Analyse der philosophischen und religiösen Entwicklungen. Zu Recht bemerkte Werner Kaegi zu diesem Teil: «Interessant ist dieser ganze Abschnitt vor allem aus methodischen Gründen. Wer hat vor Burckhardt in dieser Weise Kulturgeschichte geschrieben? Bei Voltaire, bei Gibbon, bei Niebuhr sucht man solche Kunst vergeblich. Alles ist hier plastisch und konkret, farbig und anschaulich ... der Glanz strahlt aus dem antiken Texte selbst.» (Jacob Burckhardt, III, Basel 1956, 317).

Tatsächlich ist vieles von dem, was heute unter den Kategorien der Kultur-, Mentalitäts- und Gesellschaftsgeschichte oder unter jenen der historischen Anthropologie gefordert wird, bei Burckhardt zumindest ansatzweise und in einer gewiß sehr persönlichen Gestalt bereits vorhanden. Dabei zeigt sich vor allem in der Gesamtbewertung des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erneut Burckhardts entschiedene Gegenposition zu Gibbon. Hatte dieser die Epoche der Adoptivkaiser und der Antonine gleichsam als eine goldene Folie für das Einsetzen von ‹Decline and Fall› benutzt, so ging Burckhardt sehr viel stärker von den negativen Phänomenen aus. Er konstatierte das Fehlen einer moralisch-religiösen Basis, die bloße Nachblüte in Bildung und Kunst, den Fortbestand der Sklaverei, die Korruption des Beamtentums und die großen Kriege. Charakteristisch für Burckhardt ist die prägnante Formel: «Es war lauter vertuschte Gefahr.»

Gleichwohl idealisierte auch er die römischen Herrscher dieser Epoche. Trajan und Hadrian wurden besonders gerühmt, selbst Antoninus Pius. Marc Aurel aber war für ihn «der letzte Heros des Altertums». Je näher Burckhardt dann dem dritten Jahrhundert n. Chr. kam, desto breiter überlappten sich die Partien mit den

entsprechenden Kapiteln des ‹Constantin›. Nach Severus Alexander schilderte Burckhardt zum Beispiel in einem Exkurs «das Heidentum und seinen Verfall», die Vermischung der Religionen, die Ausbreitung der Mysterienkulte und des Christentums, kurz einer großen Ouvertüre gleich die Leitthemen des ersten Teils der folgenden Monographie. Mit dem Laurentius-Hymnus des Prudentius, der klassischen Huldigung an Rom aus christlicher Sicht, ließ Burckhardt die Vorlesung schließlich ausklingen.

Auch später kehrte er immer wieder zu dieser Grundkonzeption der Geschichte der römischen Kaiserzeit zurück. Noch in der kulturgeschichtlichen Mittelaltervorlesung der achtziger Jahre hieß es: «Man hege pflichtgemäßen Respekt vor dem römischen Reich: Keine Dynastie der Welt hat fünf Herrscher nacheinander aufzuweisen, wie die von Nerva bis auf Marc Aurel (bloße Erbdynastien leisten dies unmöglich), und eine Reihe von Rettern wie die von Claudius Gothicus bis auf Diocletian.» (Historische Fragmente. Ed. E. Dürr. Stuttgart 1957, 31).

Man wird Burckhardts Kolleg über die Geschichte der römischen Kaiserzeit nur dann gerecht, wenn man berücksichtigt, daß es einige Jahre vor der Publikation von Theodor Mommsens ersten drei Bänden der ‹Römischen Geschichte›, die bis zu Caesar reichten, und mehr als drei Jahrzehnte vor dem Erscheinen von deren fünftem Band, der dann «Die Provinzen von Caesar bis Diocletian» behandelte, konzipiert wurde. Die Verbindung von politischer Geschichte und Kulturgeschichte, die Burckhardt gab, sollte auch von Mommsen, freilich in bescheideneren Dimensionen, verwirklicht werden. Dessen politische Pädagogik lag Burckhardt jedoch ebenso fern wie die starke Betonung der verfassungsrechtlichen und ökonomischen Aspekte, die einst Johann Jacob Bachofen so sehr provozierten. Umgekehrt wurden Burckhardts religionsgeschichtliche Partien lange Zeit nicht übertroffen; es ist verständlich, daß ihn seine speziellen Interessen geradezu mit innerer Notwendigkeit zum Constantin-Thema geführt hatten.

Wer vier Generationen nach Burckhardt die Geschichte der römischen Kaiserzeit, inmitten einer alles andere als neuhumanistisch geprägten Umwelt, gestalten will, sieht sich zunächst einer völlig veränderten Quellenlage gegenüber. Die Ordnung der Archive der Vergangenheit ist gerade für diesen Bereich, insbesondere bei Inschriften, Münzen und Papyri, in einer Weise fortgeschritten, die sich der große Einzelgänger des 19. Jahrhunderts wohl kaum vor-

stellen konnte. Weiter läßt die Intensivierung der wissenschaftlichen Produktion Synthesen, wie sie Burckhardt erstrebte, nahezu unmöglich werden. Durch Mommsens Geschichte der römischen Provinzen, Rostovtzeffs ‹Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich›, die Sammelwerke moderner Spezialisten und durch Einzelleistungen hohen Ranges rückten zudem völlig neue Fragestellungen und Methoden in den Vordergrund.

Allein diese Gesamtentwicklung forderte auch ihren Preis. Das Spezialistentum der wissenschaftlichen Institutionen und des Teamworks erstickte weithin die Impulse zu einer vollen Entfaltung persönlicher Prioritäten, wie sie für Burckhardt und für die ‹Klassiker› der Altertumswissenschaften einst konstitutiv waren. Wenn Burckhardt noch heute zu den wenigen Historikern zählt, die bei jeder neuen Lektüre neue Einsichten eröffnen und neue Anregungen geben, so spricht dies ebenso für die ungebundene Vitalität seiner wissenschaftlichen Existenz wie für seine außerordentlichen sprachlichen Qualitäten.

Der junge Basler Dozent, der sich zunächst politisch exponiert, dann aber für seine Person die «Apolitie der Besten» gewählt hatte, kannte die Intensität des kleinstädtischen Lebens nicht weniger als die Dynamik der modernen Großstaaten. Er sah deshalb auch den Antagonismus der historischen Formationen Polis und Imperium schärfer als viele seiner Nachfolger. Es kam hinzu, daß er völlig im Fluidum des Imperiums lebte, schon von Kind an ein ungewöhnliches Interesse an Altertümern aller Art zeigte und ein besonderes Organ für Kunst und Religion des Imperiums besaß, nicht zuletzt aber den Vorzug der Autopsie zahlreicher Denkmäler Italiens und erst recht Roms, dessen kaiserzeitliches Bild er so plastisch vermitteln konnte, wie dies durch das Wort allein überhaupt möglich war.

In dem breiten Strom der Forschung sind gewiß manche Urteile aus Burckhardts Vorlesung revidiert worden, schritt der unendliche Instanzenzug der Geschichtswissenschaft Generation um Generation fort. Doch nicht wenige von Burckhardts so entschiedenen Wertungen hatten Bestand, darunter auch jene:

«Rom ist an allen Enden die bewußte oder stillschweigende Voraussetzung unseres Anschauens und Denkens; denn wenn wir jetzt in den wesentlichsten geistigen Dingen nicht mehr dem einzelnen Volk und Land, sondern der okzidentalen Kultur angehören, so ist dies eine Folge davon, daß einst die Welt römisch, universal war und daß diese Gesamtkultur in die unsrige übergegangen ist. Daß

Orient und Okzident zusammengehören, daß sie eine Menschheit bilden, verdankt die Welt Rom und seinem Imperium.» (Historische Fragmente. Ed. E. Dürr. Stuttgart 1957, 13f.).

HERMANN BENGTSON

Hundert Jahre Handbuch der Altertumswissenschaft

Wer an unseren Universitäten ein Seminar für klassische Philologie oder ein altertumskundliches Seminar betritt, dem werden die schwarzgebundenen Bände im Lexikonformat mit den goldenen Streifen am Rücken nicht verborgen bleiben. Es sind viele Dutzende, sie alle gehören zum Handbuch der Altertumswissenschaft. Man findet sie überall, nicht nur bei uns in Deutschland, sondern auch in den altertumskundlichen Bibliotheken der übrigen europäischen Länder und darüber hinaus in den einschlägigen Instituten in Übersee, in den USA, in Japan, Australien und Südafrika. Sie bilden das Rückgrat der Institutsbibliotheken, und niemand, der sich mit speziellen Studien auf dem Gebiet der Altertumskunde beschäftigt, kann sie entbehren.

Die Bände des Handbuchs sind der Initiative des Verlags C. H. Beck entsprungen: Vor einhundert Jahren, 1886, hat das Handbuch zu erscheinen begonnen, Grund genug, daß man sich jetzt seines Ursprungs und seiner Entwicklung erinnert. Am Anfang stehen die Namen des Verlagsinhabers Oscar Beck und des ersten Herausgebers Iwan Müller. Ihrem Unternehmen sei hier ein Gedenkwort gewidmet.

Die Anfänge des Handbuchs fielen in eine Zeit, in der sich die altertumskundlichen Studien im Aufstieg befanden. Theodor Mommsen (1817–1904) war der allgemein anerkannte Führer, seine Römische Geschichte gehörte zur Lektüre der Gebildeten, und sein ‹Römisches Staatsrecht› zog gewissermaßen die Summe der Erkenntnisse aus einem fruchtbaren Gelehrtenleben. Es war dies eine Zeit, in der die deutsche Altertumswissenschaft führend war, auch auf dem Gebiet der Archäologie. Was lag näher, als ein Werk zu schaffen, das den Stand der Altertumswissenschaft in Einzeldarstellungen zusammenfaßte. Um über die Konzeption eines derartigen Werkes Klarheit zu gewinnen, holte sich Oscar Beck Rat bei den Münchener Klassischen Philologen. Es waren dies Karl von

Halm, Konrad Bursian und Eduard Wölfflin. Alle drei waren durch Werke hervorgetreten, die in der Wissenschaft einen guten Klang hatten: Halm durch eine Anzahl von Ausgaben lateinischer Autoren, Bursian durch seine ‹Geographie von Griechenland›, Eduard Wölfflin hatte seit 1884 das ‹Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik› erscheinen lassen, eine Vorarbeit für den großen ‹Thesaurus linguae Latinae›, der 1894 zu erscheinen begann, gleichfalls ein Jahrhundertwerk, das auch heute noch nicht vollendet ist.

Die leitende Idee bestand darin, ein Handbuch zu schaffen, das die Ergebnisse der Klassischen Philologie, der Alten Geschichte und der Staatsaltertümer in übersichtlicher Form darstellen und Studierenden wie Gymnasiallehrern und Universitätsdozenten die Grundlagen ihrer Wissenschaft vermitteln sollte. In der Tat haben die ersten Bände des Handbuchs diesen Zweck erfüllt. Sie hatten den Vorzug der Kürze und der Übersichtlichkeit; wer sie aufschlug, konnte sicher sein, Auskunft über die wesentlichen Fragen seines Faches in ihnen zu finden. Die Verfasser waren sich dessen bewußt, für einen Leserkreis zu schreiben, der sich über die Grundlagen der Altertumswissenschaft orientieren wollte – es war kein Wunder, wenn die Handbuchbände in keiner Gymnasialbibliothek fehlten! Und die Verbindung zwischen Gymnasium und Universität kam auch dadurch zum Ausdruck, daß mehrere Gymnasiallehrer unter den Autoren zu finden waren. Bei kärglichem Gehalt und geringer Freizeit haben nicht wenige Gymnasiallehrer ihre Ehre dareingesetzt, ihr Bestes zu leisten und der Wissenschaft zu dienen, die sie sich zu ihrem Lebensberuf erwählt hatten. Sie taten es aus Idealismus und aus Begeisterung für das Klassische Altertum, das damals das Vorbild vieler Menschen gewesen ist. Man kann sich heute nur schwer vorstellen, welches Maß an Idealismus die Verfasser der einzelnen Handbücher besessen haben; sie lebten in einer Zeit, in der die geistige Arbeit hoch geschätzt wurde, sie trug gewissermaßen ihren Lohn in sich selbst, denn große Reichtümer waren mit den Handbüchern nicht zu erwerben, und nur die Verfasser der Literaturgeschichten haben durch die Neuauflagen ihr Gehalt wesentlich aufbessern können.

Als sich Verleger und Berater über die Konzeption des Handbuchs klar geworden waren, hatte man keinen Herausgeber. Doch auch diese Schwierigkeit ließ sich beseitigen. Der ordentliche Professor für Klassische Philologie und Pädagogik an der Universität Erlangen Iwan Müller erklärte sich bereit, die Herausgeberschaft

zu übernehmen. Man schrieb das Jahr 1886. Es ist das Jahr, in dem König Ludwig II. den Tod fand und die Regierung in Bayern auf den Prinzregenten Luitpold überging.

Iwan Müller war ein Sohn der Stadt Wunsiedel im Fichtelgebirge, ebenso wie Jean Paul und der Student Karl Ludwig Sand. Müllers Vater war Inhaber einer Pianofortefabrik. Von Iwan Müller selbst wissen wir, daß in seiner Jugend Fréderic Chopin, von den böhmischen Bädern kommend, bei ihm zu Hause in Wunsiedel in vollendeter Weise auf dem Flügel gespielt hat. Übrigens war auch Müller ein vorzüglicher Klavierspieler, und als er wegen seines hohen Alters auf die wissenschaftliche Arbeit verzichten mußte, blieb ihm die Musik eine Trösterin. Müller war ein langes Leben beschieden, 1830 geboren, verstarb er 1917 in München. Er war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; der Prinzregent Luitpold hatte ihn durch die Verleihung des persönlichen Adels hoch geehrt, und als Iwan Ritter von Müller steht er in den Annalen der Akademie. Sein Nachfolger in München, Albert Rehm, hat ihm im Jahrbuch der Akademie 1918 einen ehrenvollen Nachruf geschrieben. In Wunsiedel hält eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus sein Andenken lebendig.

Nach seiner Berufung von Erlangen nach München hat Müller einen großen Teil seiner Arbeitskraft dem Handbuch gewidmet. Seine eigene Produktion hat er zurückstellen müssen. Die Schriften der Akademie verzeichnen nur wenige Beiträge seiner Feder. Sie sind vor allem dem Mediziner Galenos gewidmet.

Den Kern des Handbuchs bildeten von Anfang an die griechische und die römische Literaturgeschichte. Man hatte für sie zwei namhafte klassische Philologen als Autoren gefunden, den Gräzisten Wilhelm von Christ und den Latinisten Martin Schanz. Dazu kamen die ‹Griechische Geschichte› von Robert Pöhlmann und die ‹Römische Geschichte› von Benedictus Niese. Die historischen Darstellungen haben eine weite Verbreitung gefunden. Das Werk Pöhlmanns war mit dem Blick auf die politischen Verhältnisse seiner eigenen Zeit geschrieben. Klerikalismus und Sozialismus waren dem Verfasser ein Greuel. Seine Darstellung war ein Werk der politischen Bildung, und der Verfasser durfte es sogar erleben, daß sein Werk ins Russische übersetzt wurde. Das Buch hat fünf Auflagen erzielt. Und die Mitarbeit des hervorragenden Inschriftenkenners Adolf Wilhelm ist dem Buch sehr zustatten gekommen. Der Verfasser der ‹Römischen Geschichte›, Niese, war ein vorzüglicher Kenner der Materie, sein Handbuch hatte er in weni-

gen Monaten niedergeschrieben. Literarischen Ehrgeiz hatte er zwar nicht, aber das Buch war im höchsten Grade zuverlässig. Es hat mehreren Generationen von Studierenden als Wegweiser gedient. Die fünfte Auflage hat der Rostocker Althistoriker Ernst Hohl (1923) bearbeitet. Das Honorar, so hat mir Hohl versichert, reichte gerade aus, um den Keller für den Winter mit Kohlen zu füllen.

Es hat nicht wenige Studierende gegeben, die sich die Handbuchbände für die eigene Bibliothek angeschafft haben. Beliebt waren die knappen Inhaltsangaben der Literaturgeschichten. Da sie alles Wesentliche enthielten, fand der Student in ihnen den Überblick, den er für das Examen brauchte.

Als Kenner der Realien ließ Müller einen Band über die griechischen Privataltertümer erscheinen (1887, 2. Aufl. 1893). Da in ihm die Ergebnisse der Archäologie nur am Rand berücksichtigt waren, ist er bald von anderen Büchern überholt worden. Anders der Band von Hugo Blümner über die römischen Privataltertümer (1911). Das Buch ersetzte einen älteren Beitrag von Moritz Voigt. Dieser stand in einem Sammelband, enthaltend die Staats- und Rechtsaltertümer sowie die Kriegsaltertümer der Römer, die Hermann Schiller, Gymnasialdirektor und Professor in Gießen, verfaßt hatte. Er war im Jahre 1887, in zweiter Auflage 1893 erschienen. Als Ganzes ist dieser Band auch heute noch nicht ersetzt. Eine hervorragende Leistung war die ‹Topographie der Stadt Rom› (1889, 2. Aufl. 1901). Verfasser war der kgl. Gymnasialdirektor Professor Dr. Otto Richter in Berlin. Das Buch hat immer noch keine adäquate Nachfolge gefunden, es müßte nach den neueren Ausgrabungen von Einar Gjerstad neu geschrieben werden.

Noch zu Lebzeiten Müllers hatte sich eine bedeutende Veränderung der wissenschaftlichen Situation vollzogen. Es erschienen die Forschungen von Wilamowitz, Eduard Norden und Eduard Meyer, die ein neues Zeitalter der Altertumswissenschaft eröffnet haben. Man mußte versuchen, ihre Ergebnisse in das Handbuch aufzunehmen. Es war natürlich nicht leicht, hier den rechten Ausgleich zu finden.

Die große Fülle der Arbeiten auf dem Gebiet der Klassischen Philologie machte eine Neubearbeitung der ‹Griechischen Literaturgeschichte› notwendig. Nach dem Tode von Wilhelm von Christ (1906) haben Wilhelm Schmid (Tübingen) und Otto Stählin (Erlangen) das Werk neu bearbeitet. Die sechste Auflage erschien 1912, die siebente Auflage begann 1929 zu erscheinen. Sie war

beträchtlich erweitert worden. Mit dem fünften Band kam sie 1948 zum Abschluß. Sie war bis zu Thukydides und Demokrit gelangt. Die griechische Literatur des 4. Jahrhunderts v. Chr. muß man immer noch im alten Christ nachschlagen. Hans Herter, ein Schüler Schmids, wollte die Lücke schließen, doch hat er diesen Band nie geschrieben. Er hätte Platon und Aristoteles enthalten sollen, aber diese Aufgabe erwies sich als zu schwer, selbst für einen versierten Klassischen Philologen. Erschienen sind dagegen die beiden Bände der nachklassischen Periode des Griechentums. Sie umfassen die Zeit von 320 v. Chr. bis Justinian (530 n. Chr.) und sind in den Jahren 1920 und 1924 herausgekommen, eine hervorragende Leistung in einer Zeit, die der Wissenschaft alles andere als günstig war. Sie verdienen hohe Anerkennung, denn etwas Vergleichbares hat die Wissenschaft in dieser Zeit nicht aufzuweisen.

In der Neubearbeitung von Schmid-Stählin war die Griechische Literaturgeschichte so umfangreich geworden, daß sie als Hilfsmittel für die Studierenden nicht mehr in Betracht kam. Herausgeber und Verlag waren über diese Entwicklung wenig glücklich. Es war nur zu wahrscheinlich, daß der Abschluß des Werkes in immer weitere Ferne rückte, und es erhob sich überhaupt die Frage, ob diese Erweiterung sinnvoll sein würde.

Doch damit sind wir den Ereignissen vorausgeeilt. Iwan von Müller hatte im Jahre 1913 mit Rücksicht auf sein hohes Alter die Herausgeberschaft des Handbuchs niedergelegt. An seine Stelle trat der Althistoriker Robert von Pöhlmann, doch nur für eine kurze Zeit, denn er starb bereits 1914. Erst nach dem Ersten Weltkrieg, im Jahre 1920, konnte der Verlag in Walter Otto (geb. 1878 in Breslau, gestorben 1941 in München) einen neuen Herausgeber gewinnen. Mit seiner Person beginnt eine neue Ära des Handbuchs. Walter Otto, ein Schüler Ulrich Wilckens, ein universalhistorisch geschulter Geist, sah es als seine Aufgabe an, die weithin antiquarische Betrachtungsweise des Handbuchs durch die historische zu ersetzen. Außerdem erweiterte er das Handbuch, indem er nicht nur den Alten Orient, sondern auch Byzanz in den Kreis der Betrachtung einbezog. Selbst an eine Erweiterung durch Bände über die Germanen hatte er gedacht, doch ist es hierzu nicht mehr gekommen.

Zwanzig Jahre lang hat das Handbuch im Mittelpunkt von Ottos Arbeit gestanden. Bei ihm zu Hause türmten sich die Korrekturen zu Bergen, und es sind wohl nur wenige Arbeitstage vergangen, an denen Otto nicht ein ausführliches Telephongespräch mit

dem Verlag über Angelegenheiten des Handbuchs geführt hätte. Sein Partner im Verlag war Dr. Georg Sund, der mit unendlicher Geduld auf seine Wünsche und Anregungen eingegangen ist. Dazu kam noch eine ungewöhnlich reiche Korrespondenz, die Otto ganz allein bewältigte. Nicht wenige Werke sind der Initiative Ottos zu verdanken. Genannt sei hier nur die ‹Geschichte der griechischen Religion› von Martin P. Nilsson (das Erscheinen des abschließenden zweiten Bandes hat Otto jedoch nicht mehr erlebt). Auch die ‹Griechische Grammatik› von Eduard Schwyzer war ein Glücksgriff, wie er nicht alle Tage vorkommt. Besonders interessiert war Otto an der von ihm angeregten ‹Kulturgeschichte des Alten Orients›. Unter seiner lebhaften Anteilnahme konnte er den Band ‹Kleinasien› von Albrecht Götze (über die Hethiter) und Arthur Christensen (über die Iranier), sowie das Werk von Hermann Kees über Ägypten herausbringen.

Doch es fehlten auch negative Erfahrungen nicht. So mußte sich Otto wiederholt darüber beklagen, daß immer wieder Autoren ihre Verträge nicht erfüllten. Sie erklärten sich durch ihre akademischen Verpflichtungen für überfordert und vertrösteten Verlag und Herausgeber auf die Emeritierung. So ist beispielsweise der Band über Syrien und Palästina von Albrecht Alt (Leipzig) nicht geschrieben worden, doch bieten die drei Bände seiner ‹Kleinen Schriften› hierfür einen gewissen Ersatz.

Seine Pflichten als Herausgeber nahm Otto sehr ernst. Manuskripte und Korrekturen versah er mit einer Fülle von Hinweisen und Ermahnungen. Dies ging so weit, daß manche Autoren mutlos wurden und nahe daran waren, ihre Arbeit am Handbuch einzustellen. Außerdem war es nicht leicht, seine geradezu änigmatische Handschrift zu entziffern.

Walter Otto starb am 1. November 1941, dreiundsechzig Jahre alt. Über zwanzig Jahre lang hatte er das Handbuch geführt, und zuletzt hatte er noch ein ‹Handbuch der Archäologie› in Angriff genommen, das jedoch unter seiner Leitung über den ersten Band nicht hinausgediehen ist.

Bevor wir uns der weiteren Entwicklung zuwenden, sollen hier noch zwei Namen von Wissenschaftlern genannt werden, die sich um das Handbuch große Verdienste erworben haben. Es sind dies Martin von Schanz und Georg Busolt. Schanz hat eine ‹Römische Literaturgeschichte› verfaßt, die von den Anfängen bis in das 6. Jahrhundert n. Chr. führt; eine hervorragende Leistung, die in der Altertumswissenschaft schwerlich Ihresgleichen findet. In sei-

nen späteren Jahren (Schanz starb im Jahre 1914) wurde seine Arbeit durch eine fortschreitende Erblindung erschwert. Er versicherte sich der Hilfe des jungen Paulfranz aus Münnerstadt, der nach dem Tode von Schanz vom Verlag angestellt wurde. Hier hat er noch viele Jahre lang nützliche Arbeit geleistet. Auch sein Name verdient an dieser Stelle genannt zu werden.

Den letzten Band der ‹Römischen Literaturgeschichte› hat Carl Hosius (Würzburg) vollendet, die christliche Literatur hat Gustav Krüger (Gießen) bearbeitet. Die beiden ersten Bände der Römischen Literaturgeschichte liegen in 4. Auflage von Carl Hosius vor, der 3. Band in der 3. Auflage von dem gleichen Verfasser. Das Werk ist auch heute noch ohne Konkurrenz.

Ein Wort des Gedenkens gebührt schließlich noch Georg Busolt (1850–1920). Bereits im Jahre 1887 hatte er seine griechischen ‹Rechts- und Staatsaltertümer› erscheinen lassen, eine zweite Auflage wurde in den neunziger Jahren notwendig. Eine dritte, nunmehr unter dem Titel ‹Griechische Staatskunde› erschien in den Jahren 1920 und 1926. Der zweite Band war von Heinrich Swoboda (Prag) bearbeitet worden. Der ungeheure Fleiß Busolts ist dem Werk sehr zustatten gekommen, es fehlte jedoch die gesamte Entwicklung im Hellenismus.

Zwar wollte Walter Otto eine Darstellung des hellenistischen Staatsrechts verfassen, aber er ist nicht zur Niederschrift gekommen.

Nach Ottos Tod blieb das Handbuch zunächst ohne Herausgeber, erst im Jahre 1953 konnte in Hermann Bengtson, Professor der Alten Geschichte in Würzburg, ein neuer Editor gewonnen werden. Bengtson hatte nach einer ‹Einführung in die Alte Geschichte› (1949) für das Handbuch eine ‹Griechische Geschichte› geschrieben (1950). Damit konnte eine schon seit langer Zeit empfundene Lücke geschlossen werden. Dieser Band hat es inzwischen auf fünf Auflagen gebracht, dazu kommen noch sieben Auflagen einer Sonderausgabe, die den Text ohne die Anmerkungen enthält.

Als seine wichtigste Aufgabe betrachtete es der neue Herausgeber, die griechische und römische Literaturgeschichte zu erneuern, aber hier ergaben sich große Schwierigkeiten, da sich niemand zutraute, das Gesamtgebiet der griechischen oder der römischen Literatur zu bearbeiten. Der Herausgeber traf im Jahre 1956 in Pisa mit dem Latinisten Eduard Fränkel zusammen, der nach seiner Emigration Regius Professor in Oxford geworden war. Fränkel

war der Ansicht, die großen Zeiten der Latinistik seien vorüber und etwas Vergleichbares wie seinerzeit die Schulen von Eduard Norden in Berlin, Friedrich Leo in Göttingen und Richard Heinze in Leipzig gebe es nicht mehr. Fränkel hatte die Lage im ganzen richtig beurteilt, und so ist es kein Wunder, wenn wir bisher keine neue Römische Literaturgeschichte bekommen haben. Auch Carl Becker hat die römische Literaturgeschichte im Francke-Verlag (Bern) nicht fertigstellen können. Der Verlag C. H. Beck hat sich jedoch inzwischen bemüht, jüngere Autoren für die römische Literatur zu gewinnen. Eine vollständig neue Darstellung der römischen Literaturgeschichte, herausgegeben von Reinhart Herzog und Peter Lebrecht Schmidt, ist in Vorbereitung.

Nicht wenige neue Bände sind in den jüngstvergangenen dreißig Jahren seit 1953 erschienen. Hier sind vor allem die Namen von Hans-Georg Beck, Herbert Hunger, Max Kaser, Josef Martin und Werner Huß zu nennen. Auch Kurt Lattes Buch über die römische Religionsgeschichte hat einen hohen Standard. Es sollte an die Stelle des klassischen Bandes von Georg Wissowa über ‹Religion und Kultus der Römer› treten, doch hat die unverminderte Nachfrage zu einem Neudruck der zweiten Auflage Wissowas (1971) geführt. Neben Lattes Werk ist der Band auch heute noch ganz unentbehrlich.

Die antike Rechtsgeschichte hat Max Kaser durch zwei grundlegende Werke bereichert, durch das ‹Römische Privatrecht› (2 Bände) und das ‹Römische Zivilprozeßrecht›.

Für das Byzantinische Handbuch hat Hans-Georg Beck ein volldokumentiertes Buch ‹Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich› geschrieben, für die byzantinische Literatur einen Band mit dem Titel ‹Geschichte der byzantinischen Volksliteratur›. Diese Bände, insbesondere der zuletztgenannte, bilden zusammen mit dem Werk von Herbert Hunger einen gewissen Ersatz für die immer noch nicht erneuerte ‹Geschichte der byzantinischen Literatur› von Karl Krumbacher (2. Aufl. 1897). Hungers Werk führt den Titel ‹Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner› (2 Bände). Der Abriß der byzantinischen Geschichte bei Krumbacher durch Heinrich Gelzer ist im Jahre 1940 durch das Buch von Georg Ostrogorsky (Belgrad) mit dem Titel ‹Geschichte des byzantinischen Staates› nicht nur ersetzt, sondern weit übertroffen worden. Ostrogorskys Werk hat einen großen Widerhall in der historischen Forschung gefunden, es liegt seit 1963 in dritter Auflage vor.

Ein Glücksfall war die ‹Griechische Grammatik› von Eduard Schwyzer (2 Bände, 1939 und 1950, der zweite Band bearbeitet von A. Debrunner). Als würdiges Gegenstück ist die ‹Lateinische Grammatik› zu nennen. Den Band über die Syntax und Stilistik hat nach den Vorarbeiten von Johann Baptist Hofmann der Redaktor am ‹Thesaurus linguae Latinae› Anton Szantyr geschrieben, ein Werk von mehr als tausend Druckseiten (1965). Dazu kommt als eigener Band die ›Lateinische Laut- und Formenlehre› von Manu Leumann, gleichfalls ein Band von 700 Seiten (1977). Beide Bände bestechen durch die Fülle des Materials, durch die Kritik und die vorbildliche Darbietung des Stoffes. Die Wissenschaft hat sie mit hoher Anerkennung aufgenommen.

Für die griechische und römische Literatur in gleicher Weise wertvoll ist Josef Martin ‹Antike Rhetorik. Technik und Methode› (1974). Nachdem der Verfasser die Korrekturen gelesen hatte, ist er kurz vor seinem 90. Geburtstag abberufen worden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Herausgeber nach seiner ‹Griechischen Geschichte› auch ein Handbuch über die ‹Römische Geschichte› geschrieben hat (1967, 3. Aufl. 1982). Das Buch ist an die Stelle der ‹Römischen Geschichte› von Niese-Hohl getreten. Bengtsons Buch führt bis zum Jahre 284 n. Chr. Der Band über die Spätantike von Alexander Demandt steht vor der Drucklegung.

Eine sehr erfreuliche Ergänzung des Handbuchs ist die ‹Geschichte der Karthager› von Werner Huß (Bamberg). In ihr ist die vielschichtige Literatur verarbeitet, die seit dem Werk von Meltzer und Kahrstedt (Berlin 1879, 1896, 1913) erschienen ist.

Von grundsätzlicher Bedeutung waren die Bände von Alan E. Samuel ‹Greek and Roman Chronology› (1972) und von Richard N. Frye ‹The History of ancient Iran› (1984). Die beiden Bände haben in der wissenschaftlichen Welt eine weite Verbreitung gefunden.

Das Handbuch bedarf ständiger Ergänzung und Erneuerung. So müßte der Band ‹Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer› von Johannes Kromayer und Georg Veith (1928) erneuert werden, vor allem im Hinblick auf die neueren Forschungen zur Militärgeschichte der römischen Kaiserzeit. Außerdem müßte das Kriegswesen des Alten Orients eine eingehende Berücksichtigung erfahren.

Von den Bänden, die nicht geschrieben worden sind, sollen hier nur zwei angeführt werden, die ‹Griechische Münzkunde› und die ‹Griechische Landeskunde›. Die erstgenannte hatte Willy Schwa-

bacher übernommen, die zweite Ernst Kirsten. Obwohl die beiden Forscher auf reiche Vorarbeiten zurückblicken konnten, sind die Werke nicht zum Abschluß gelangt.

Schließlich sei hier noch erwähnt, daß das ‹Handbuch der Archäologie› aus dem ‹Handbuch der Altertumswissenschaft› ausgegliedert worden ist. Herausgeber ist Professor Ulrich Hausmann in Tübingen.

Hier soll nicht die Summe einer hundertjährigen Arbeit am Handbuch gezogen werden, vielmehr ist nur eine Skizze seiner Geschichte beabsichtigt. In dem Werk spiegelt sich die Entwicklung der Altertumswissenschaft wider. Die Wissenschaft bedarf der Kontinuität. Hierfür zu sorgen ist eine wichtige Aufgabe des Handbuchs der Altertumswissenschaft.

ULRICH HAUSMANN

Über Inhalt und Zweck archäologischer Handbücher

Der Handatlas in bürgerlichen Hausbibliotheken pflegte so unhandlich zu sein, daß er in meiner Familie stets nur ‹Fußatlas› genannt wurde. Handbücher haben ihren Namen auch nicht von ihrer Handlichkeit, aber sie sollten immerhin mit den Händen regierbar sein und dennoch eine ganze Welt – oder doch zumindest einen beträchtlichen Ausschnitt von ihr, ein Stück vom Kosmos der Wissenschaften, enthalten.

In Industrie, Handel und Gewerbe sind Handbücher etwas weitaus Banaleres: meist nur Auflistungen, Adressenverzeichnisse, den ‹directories› englisch-amerikanischer Art verwandt. Eigentlich soll wohl die Bezeichnung ‹Handbuch› etwas sehr praktisches aussagen, nämlich die Verfügbarkeit eines größeren Komplexes, sei er nun aus Wirtschaft, Verwaltung oder Wissenschaft, etwas was man rasch zur Hand nehmen kann. Die ‹Zuhandenheit› als Terminus der Existenzphilosophie ist nicht weit davon entfernt angesiedelt. Vom Handbuch, besonders dem wissenschaftlichen, der Form nach durchaus verschieden ist nach gemeiner Auffassung die Enzyklopädie oder das Reallexikon. Bei beiden ist die Unhandlichkeit schon vom Umfang her mitinbegriffen. Es bedarf meist eines eigenen Transportmittels, um eine Enzyklopädie im ganzen zu

bewegen, nicht wegen des Formats, sondern wegen der Vielzahl der Bände.

Dies ist jedoch beileibe kein ausschließlicher Unterschied zum Handbuch, besonders, wenn man an Iwan Müllers Handbuch der Altertumswissenschaft im Verlag C.H. Beck denkt, für das man inzwischen auch schon einen eigenen Wagen braucht, um es zu transportieren. Das Handbuch der Archäologie, ursprünglich eine Abteilung (VI) des ‹Müller›, hat sich abgesondert und führt ein selbständiges Dasein, ist noch überschaubar, was aber besondere Gründe hat, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Der eigentliche Unterschied des Handbuchs als Typus zur Realenzyklopädie liegt indessen woanders: in der systematischen Darstellung gegenüber der lexikalischen Aufbereitung des Stoffes in alphabetisch angeordneten Lemmata. Aber darin erschöpft sich fast schon der Unterschied. Streng genommen verstehen sich beide als ‹Enzyklopädie› eines Wissenschaftsbereichs, etwa im Sinne von August Boeckhs berühmter ‹Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften› (1877). Letztendlich sind die Hauptstichwörter in Paulys Realenzyklopädie auch umfangreiche Abhandlungen. Dennoch ist der Informationsstil ein anderer: dort Stoffkonzentration in der sprachlichen Form einer reinen Informationsübermittlung, teilweise im Telegrammstil, ohne die Absicht, Zusammenhänge und Verzweigungen darzustellen, die höchstens durch Verweise auf andere Stichwörter sichtbar gemacht werden. Demgegenüber befleißigt sich das Handbuch methodisch fundierter Disposition und Systematik sowie erörternder, diskursiver Darstellung, die der stofflichen Dichte nicht entbehren soll, ja das Bestreben hat, viel Material einzubringen und durch gute Literaturlisten und Anmerkungen dem Leser nachzuweisen und zu erschließen. Wenn hier vom Leser gesprochen wird, so geschieht dies mit voller Absicht: Handbücher sollen nicht nur benutzt werden wie Reallexika, sondern wollen, jedenfalls streckenweise, gelesen sein. So jedenfalls der Ehrgeiz von Verfassern und Herausgebern.

So weit so gut. Was aber sollen uns archäologische Handbücher? Ist die Archäologie, bzw. das, was diese Wissenschaft betreibt und erforscht, überhaupt in Handbüchern darzustellen, gleichsam auf Flaschen zu ziehen? Entzieht sich nicht gerade die Komplexität dieser Wissenschaft, die ohnedies schwierig genug eindeutig zu definieren ist, einer Bearbeitung in Handbuchformat? Eine Wissenschaft, die sich sowohl ganz allgemein mit den mate-

riellen Hinterlassenschaften von Kulturen beschäftigt als auch mit Kunst, beide wiederum der Geschichte unterworfen, der philologischen Methode verpflichtet, weil es für große Strecken eine nichtmaterielle sprachlich-literarische Überlieferung in den Mittelmeerkulturen gibt, die ebenfalls neben den Monumenten und zum Teil für sie historischen Quellenwert besitzt. Andererseits sind für die formale Erschließung der Kunst ästhetische Kriterien und entsprechende Methoden zu ihrer Erfassung notwendig. Wie soll das in ein Handbuch eingebracht werden?

Oder ruft womöglich die Archäologie geradezu nach einer handbuchmäßigen Aufarbeitung? Erfordert ihre Aspektvielfalt nicht eine Aufgliederung in verschiedene systematische Ansätze, die vielleicht in einem Handbuch besser zu realisieren sind als in alphabetischen Lemmata eines Reallexikons? Etwa die Darstellung von geschlossenen Kulturen wie des Vorderen Orients, Ägyptens, Behandlung von topographischen Fragen, von Siedlungs- und Städtewesen, Aufarbeitung von Gattungen der bildenden Kunst im Bereich der beiden eigentlichen antiken Kulturen, der griechischen und der römischen, aber ebenso der Randgebiete? Aber lauert da nicht schon wieder der Teufel im Detail der Disposition? Kann man das Römische so glatt vom Griechischen trennen oder umgekehrt? Wächst, nicht nur in der Kunst, das eine aus dem anderen hervor, und umfaßt das Imperium Romanum geographisch und ethnisch nicht Griechenland und den hellenistischen Osten? Gibt es nicht ein hoffnungslos inkompatibles Nebeneinander von kulturgeographischen, kunstgattungsspezifischen, ästhetischen, mythologischen und religionswissenschaftlichen Ebenen, die sich einer Darstellung im Rahmen eines Handbuchs entziehen?

Um hierauf zu antworten, empfiehlt sich eine historische Besinnung auf die Anfänge archäologischer Handbücher. Vorläufer sind die ‹Thesauri› und Sammelwerke der Holländer des 17. und 18. Jahrhunderts (J. G. Graevius; J. Gronovius), sind dann aber vor allem dem Geist der Aufklärung entsprechend die französischen Enzyklopädisten, unter ihnen für die antike Kunst besonders Diderot, aber auch die Werke von Peiresc, Montfaucon und des Comte de Caylus. Die Titel der Hauptwerke der beiden letzten Autoren sind symptomatisch für das Programm des Benediktiners Montfaucon ‹L'Antiquité expliquée et representée en figures›, 10 Bände, Paris 1719, und der ‹Recueil d'antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques et Romaines›, 7 Bände, Paris 1752–68, von Caylus. Waren die älteren Thesauri, etwa des Holländers Graevius, noch ganz

auf die römischen Altertümer, allenfalls auf die Siziliens, gerichtet, so die der Franzosen auf die gesamte Antike, die bei Caylus noch eigens aufgefaltet ist in Ägyptisch, Etruskisch, Griechisch und Römisch. Die Einbeziehung der vorklassischen Kulturen einschließlich der Phönizier und Perser sollte noch bis zu Winckelmanns Geschichte der Kunst Gültigkeit behalten. Vermehrt um den Alten Orient, der damals noch außerhalb des Blickwinkels lag, entspricht diese Gliederung mit der Einbettung der griechisch-römischen Geschichte in die des Vorderen Orients und Ägyptens genau dem modernen Ansatz des 20. Jahrhunderts, dem Konzept von Eduard Meyer und seinen Schülern Ulrich Wilcken und Walter Otto.

Bezeichneten die Sammelwerke des 17. und 18. Jahrhunderts bis einschließlich Caylus den Gegenstand ihrer Forschungen als ‹Altertümer›, so wird durch Winckelmanns Interesse an der Geschichte der antiken Kunst erstmals die ‹Kunst› als Inhalt der Archäologie thematisiert. Dies blieb bis weit in das 20. Jahrhundert hinein bestehen. Das erste ‹Handbuch› des 19. Jahrhunderts, das von Karl Otfried Müller, ist als eines der ‹Archäologie der Kunst› ausgebracht und hat diesen Titel unverändert durch drei Auflagen (1830; 1835 u. 1848), die letzte mit Zusätzen von F. G. Welcker nach Müllers frühzeitigem Tode, beibehalten. Es enthält gleich zu Beginn die bemerkenswerte Definition von ‹Kunst›, die hier in Erinnerung gerufen sei: «Die Kunst ist eine *Darstellung,* d.h. eine Tätigkeit, durch welche ein Innerliches, Geistiges in die Erscheinung tritt.» Schon vorher (1767–1804) hatte kein geringerer als Christian Gottlob Heyne akademische Vorlesungen über die ‹Archäologie der Kunst des Altertums› gehalten. Sie sind 1822 postum unter diesem Titel nach mangelhaften Mitschriften und einer vom Autor herrührenden Gliederung veröffentlicht.[1] Sehr wahrscheinlich stammt auch der Titel noch von ihm, so daß Heyne als Erfinder der Formulierung gelten darf.

Ein Handbuch der ‹Archäologie der Kunst› ist dann nochmals im Verlauf des 19. Jahrhunderts versucht worden, nachdem ein entsprechender Plan von Otto Jahn im Verlag von K. Reimer, Leipzig, Anfang der 60er Jahre nicht hatte verwirklicht werden können. Im Jahre 1880 erschien in Leipzig postum dessen erster Teil ‹Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst› von dem Heidelberger Professor Carl Bernhard Stark. In der Einleitung gibt der Verfasser eine Definition der Archäologie der Kunst und macht zum ersten Mal den Versuch, das Verhältnis der Ar-

chäologie zur Klassischen Philologie, zur Ästhetik und Kunsttheorie sowie zur allgemeinen Kunstgeschichte genauer zu bestimmen; Gebiete, an welchen die Archäologie ja partizipiert, ohne mit einem der drei zur Deckung zu kommen. Hier wirkte bereits die bekannte Formulierung Alexander Conzes nach: «Wo sich der Querdurchschnitt der Klassischen Philologie und der Längendurchschnitt der Kunstwissenschaften kreuzen, da und genau da liegt das Gebiet der Klassischen Archäologie.»[2]

Der nächste Schritt, nochmals unter dem Titel einer ‹Archäologie der Kunst›, führt am Ende des Jahrhunderts als Abt. VI des ‹Müllerschen Handbuchs der Altertumswissenschaft› bereits ins Verlagshaus Beck: Karl Sittl's Band von 1895 ‹nebst einem Anhang über die antike Numismatik› mit einem Atlas in Querformat, der sich bewußt auf Zeichnungen zur Illustration der Kunstdenkmäler stützt und das neue Bildmedium der Photographie kategorisch ablehnt. Mit diesem bereits bei Erscheinen nicht nur wegen der Abbildungstechnik veralteten Werk befinden wir uns dennoch rein formal gesehen in der Geburtsstunde des heutigen Handbuchs der Archäologie.

Aber es mußte das neue Jahrhundert anheben, daß sich ein dem damaligen Stand der Wissenschaft adäquater Ansatz für ein archäologisches Handbuch entwickeln konnte. Wiederum als Band VI des ‹Handbuchs der Klassischen Altertumswissenschaft› projektiert, wurde 1913 ein frischer Anfang für ein auf fünf Bände angelegtes ‹Handbuch der Archäologie› gemacht. Kein geringerer als Adolf Furtwängler sollte federführend sein. Nach seinem frühen Tod (1907) übernahm Heinrich Bulle die Herausgabe. Der Plan ist in der durch die Ungunst der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg allein erschienenen 1. Lieferung niedergelegt. Er ist in großen Zügen der gleiche, auf den dann beim nächsten Anlauf, wiederum kurz vor Ausbruch eines Weltkrieges, 1939, Walter Otto als Herausgeber mit Bd. VI, 1 zurückgriff. Schon 1913 ist die Behandlung der antiken Kunst im Rahmen der Kulturen Ägyptens, Vorderasiens, aber auch Mittel- und Nordeuropas vorgesehen gewesen, das Ganze unter der übergreifenden Thematik ‹Geschichte der Kunst im Altertum›. Zeitlich reichte diese Abteilung von der Vorgeschichte bis in die christliche Spätantike.

Von besonderem Interesse dürfte der projektierte 4. Band gewesen sein, der die systematische Denkmälerkunde, von Stoff und Technik zu Form und Stil fortschreitend, dann Ikonographie (Gegenstände der Darstellung) und Zweckbestimmung behandeln

wollte. Zwei Kapitel über Künstler und Käufer, Künstler und Beurteiler, muten uns in ihrem Ansatz zur Kommunikationslehre sehr modern an. Band 5 sollte Abbildungen und Tafeln, natürlich jetzt in Photoklischees, enthalten.

Von den Vorarbeiten des Anlaufs aus dem Jahre 1939 hatte sich durch den Krieg soviel gerettet, daß Georg Lippold die ‹Griechische Plastik› im Jahre 1950 herausbringen konnte. Andreas Rumpf, der für Pfuhl und Rodenwaldt eingetreten war, rekonstruierte sein im Krieg zerstörtes Manuskript über Malerei und Zeichnung (erschienen 1953). Der 2. Teil von Abt. VI (1954) enthielt vorgeschichtliche Kulturen Nord- und Mitteleuropas sowie des Mittelmeerraumes einschließlich der Begegnung mit dem indischen Kulturkreis.

Der bisher letzte Start zur Fortführung des Handbuchs der Archäologie 1969 gab die Verbindung mit dem Handbuch der Altertumswissenschaft (HdA) auf und verzichtete außerdem auf eine systematische Bandzählung, die an sich bereits mit der Lieferung von Rumpf aufgegeben worden war. Das Handbuch in seiner neuen Form bietet sich nun nach dem Band ‹Allgemeine Grundlagen der Archäologie› als Monographienreihe zu Themen dar, die sich nach Charakter und Forschungsstand zu einer zusammenfassenden Bearbeitung eignen. Einige Gebiete der Archäologie einschließlich der antiken Kunstgeschichte haben inzwischen eigene handbuchartige Materialaufarbeitungen gefunden, wie z. B. die griechische Vasenmalerei in den Büchern von Beazley und Trendall sowie in neueren Malermonographien der Kerameus-Reihe im Zabern-Verlag, so daß eine erneute Behandlung im Rahmen des Handbuchs wenig sinnvoll erscheint. Dagegen kommen die verstreuten Denkmäler der antiken Plastik einer zusammenhängenden Behandlung im Handbuch entgegen. Dem entspricht die Neubearbeitung der griechischen Plastik durch Fuchs und Floren (Bd. 1, 1987 ersch.) und die Konzeption der gattungsorientierten Aufbereitung der römischen Plastik, von welcher die Römischen Sarkophage von Koch und Sichtermann 1982 erschienen sind. Römische Staatsreliefs, Porträts und Grabreliefs sind in Arbeit. Dem Sondergebiet der antiken Glyptik (Gemmen) ist der Band von Zazoff gewidmet (1983). Daneben war es an der Zeit, die Archäologie des Vorderen Orients neu und den hier besonders spektakulären Grabungsergebnissen folgend aufzuarbeiten. Nach Vorderasien I von Hrouda (1971) sind zwei Bände über Palästina im Druck, solche über Syrien und Cypern in Vorbereitung.

Das Handbuch der Archäologie ist offen für weitere Bereiche, die sich in zusammenfassender Form vorlegen lassen, mögen sie nun Denkmälergattungen umfassen oder Kulturen, die für die klassische Archäologie von besonderer Bedeutung sind. So ist ein Band über die Hallstattkultur und das Früh-Latène und ihre Beziehung zum Mittelmeerraum in Vorbereitung.

Zum Abschluß unserer Betrachtung sei festgehalten: Handbücher können und sollen weder problemorientierte Monographien noch Kataloge oder Corpora ersetzen. Sie sollen dagegen die Übersicht über die vielfach zerstreuten Denkmäler bestimmter geographischer und gattungsspezifischer Bereiche erleichtern, jeweils die Geschichte ihrer Erforschung und ihrer Bewertung darlegen und sie in die betreffenden historischen Zusammenhänge einordnen. Das geht natürlich nicht ohne kritische Methode der Beurteilung des Bestandes und Zustandes, bei Kunstwerken der Fragen der Überlieferung, Echtheit und Ergänzung, der typologischen und stilistischen Bestimmungen, bzw. der Klärung regionaler, topographischer, siedlungskundlicher Gesichtspunkte, kurz nicht ohne Berücksichtigung des gesamten neueren archäologischen Problemhorizontes. Vollständigkeit in der Denkmälerkenntnis sollte nach Möglichkeit vorausgesetzt werden, sie im Handbuch in extenso zu dokumentieren, macht seine Benutzung und Lektüre zum Alptraum. Dennoch sollte der Zugang zum Material gewiesen und in der Kunst mehr als nur ‹Meisterwerke› vorgeführt werden. Schlüsselstücke auszulassen ist genauso ein Sakrileg wie Materialanhäufung um jeden Preis. Handbücher sind keine Corpora, sondern sollen am Material und mit dem Material ein Bild der historischen Zusammenhänge und der aus diesen resultierenden Problematik vermitteln. Daß Handbücher auch der Einführung, Übersicht und ganz allgemein jeder Art von Information dienen, wer wollte das leugnen und wer wollte sie darob schelten?

Anmerkungen

1. Vgl. K. Fittschen: Heyne als Archäologe, in: Der Vormann der Georgia Augusta. Ch. G. Heyne z. 250. Geb. Sechs akademische Reden. Göttingen 1980, 37f. u. W. Schiering, in: Allgemeine Grundlagen der Archäologie (HdArch 1969) 35f.
2. Über die Bedeutung der Klassischen Archäologie. Antrittsvorlesung Wien 1869, S. 5.

HERMANN MÜLLER-KARPE

Weltarchäologie

Ob vorneuzeitliche Weltgeschichte ein Thema geschichtswissenschaftlicher Forschung sein und damit universale Menschheitsgeschichte geschichtswissenschaftlich fundiert werden kann, hängt wesentlich davon ab, ob es gelingt, archäologische Hinterlassenschaften aller menschlichen Kulturbereiche und -traditionen so systematisch zutage zu fördern und in ihrer chronologischen Ordnung sowie ihrer funktionalen, sozialen, ökonomischen und religionskundlichen Bedeutung zu erhellen, daß daraus ein zusammenhängendes raumzeitliches Gefüge historischer Kulturerscheinungen mit Regionalkontakten und Traditionen erkennbar wird. Dies betrifft die Zeitalter nachantiker, antiker und früher Hochkulturen, deren historische Stellung zueinander erst durch ein Hinzunehmen der außerhalb dieser Geschichtsräume verbreiteten (nicht durch Schriftquellen erhellten) Kulturen zu beurteilen ist, sowie – erst recht – die den frühen Hochkulturen des 3. Jahrtausends vorangehenden Zeitalter, bis hin zu den Anfängen menschlicher Kultur und Geschichtlichkeit.

In den letzten Jahrzehnten hat die archäologische Landesforschung in nahezu allen Erdgebieten beträchtliche Fortschritte erzielt. Die dabei eingeschlagenen Wege sind vielgestaltig und oft überaus kompliziert, die dadurch ausgelösten Diskussionen und Kontroversen aufwendig und zeitraubend, die Ergebnisse manchmal auf den ersten Blick spektakulär, meistens aber erst langsam durch mühevolle Detailstudien aus der erdrückenden Fülle von Befunden zu gewinnen. Dieser Verlauf landesarchäologischer Forschung brachte zwangsläufig eine immer stärkere Spezialisierung in regionaler (und dazu oft noch in weiterer) Hinsicht mit sich, weil der verfügbare Fundbestand immer reichhaltiger und die Methoden zu seiner Ordnung und Interpretation immer differenzierter wurden. Diese Spezialisierung ist für die Lebendigkeit und das Voranschreiten der Forschung gerechtfertigt und notwendig. Ein einfaches Nebeneinandersetzen von Regionalarchäologien führt aber noch nicht zu dem, was füglich als Weltarchäologie bezeichnet werden und die eingangs herausgestellte methodologische Voraussetzung für eine geschichtswissenschaftliche Fundierung von vorneuzeitlicher Weltgeschichte bereitstellen kann. Dafür ist vielmehr entscheidend, daß das Erkenntnisinteresse primär auf die

Gesamtmenschheit in ihren archäologischen Kulturhinterlassenschaften gerichtet wird. Insofern entspricht Weltarchäologie – und damit das Forschungsanliegen vorneuzeitlicher Weltgeschichte – erkenntnistheoretisch der Art, in der neuzeitliche Weltgeschichte als geschichtswissenschaftliches Forschungsanliegen betrieben wird. Auch da ergibt sich Weltgeschichte nicht durch ein Nebeneinandersetzen von Regionalgeschichten, sondern indem von vorneherein die Gesamtmenschheit in ihren historischen Erscheinungen und Bewegungen, Kommunikationen und Isolationen in das Blickfeld gerückt wird. Für die vorneuzeitlichen Zeitalter können wir außerhalb der durch Hochkulturen bezeichneten Geschichtsräume aus den archäologischen Zeugnissen nur in beschränktem Maße historische Erkenntnisse erwarten; diese aber haben – gegenüber Rückschlüssen sprachgeschichtlicher oder ethnologischer Art oder allgemeinen soziologischen, entwicklungspsychologischen oder kulturanthropologischen Spekulationen – den Vorzug, auf authentischen Zeugnissen zu beruhen.

Verglichen mit den ständig sich vermehrenden Ergebnissen archäologischer Regionalforschung sind in den letzten Jahrzehnten weltarchäologische Bemühungen nicht in wünschenswertem Umfang und möglicher Systematik in Angriff genommen und gefördert worden. Dies mag angesichts der Faszination einer archäologischen Beschäftigung mit Einzelkulturen und konkreten Einzelerscheinungen verständlich sein, zumal dem Prinzip wissenschaftlichen Forschens mehr die Erhellung von konkret Einzelnem gemäß ist als den Blick auf die Gesamtheit einschlägiger Erscheinungen zu richten. Dennoch kann nicht fraglich sein, daß der weltarchäologische Betrachtungsansatz seine methodologische Berechtigung hat, ja, daß in dem Maße, in dem Weltarchäologie möglich ist, die Verpflichtung erwächst, sie in gebührender Weise zu betreiben und ihre Ergebnisse zum Tragen zu bringen. Freilich ist das auf die Menschheit als Ganzes abzielende Erkenntnisanliegen einem partikulären nicht prinzipiell vorzuziehen und diesem gegenüber als übergeordnet einzustufen, sondern nur als etwas Zusätzliches anzusehen. Wenngleich nicht unmittelbar im Zuge eines wissenschaftlichen (auf Partikulares und Kategoriales bezogenen) Forschens liegend, entspricht das ganzheitliche Erkenntnisinteresse zutiefst dem Wesen des Menschen als Person: über das Einzelne hinaus Phänomene als Ganzes in den Blick zu bekommen. In besonderer Weise gilt dies für das Phänomen des Menschen in seiner Geschichtlichkeit und von da her für die Menschheitsgeschichte als Ganzes.

Dieses seit alters bestehende allgemeine Erkenntnisanliegen hat heutigentags in zweierlei Hinsicht eine Intensivierung erfahren, zum einen durch die unserer Zeit gemäße Forderung, eine die Gesamtmenschheit umfassende Geschichtskonzeption geschichtswissenschaftlich, d. h. durch authentische Zeugnisse zu begründen, und zum anderen durch die unsere Gegenwart wesentlich kennzeichnende Tatsache, daß sich die heutige Menschheit durch die technischen, zivilisatorischen und militärischen Gegebenheiten in neuartiger Dringlichkeit als Einheit und Schicksalsgemeinschaft erfährt und von da her an der historischen Dimension dieser gesamtmenschlichen Einheit und Schicksalsgemeinschaft lebendiges Interesse besteht.

Da es neben den regionalarchäologischen Forschungsstätten nirgends ein Institut gab, das sich eigens der so gefaßten Weltarchäologie widmete, wurde dafür anläßlich des hundertfünfzigjährigen Bestehens des Deutschen Archäologischen Instituts 1979 eine Kommission für Allgemeine und Vergleichende Archäologie gegründet, die 1980 ihre Arbeit als Institut in Bonn aufnahm. Indes gelang es nicht, diesem eine personelle und materielle Ausstattung zu verschaffen, die erwartet worden war und erforderlich gewesen wäre. So zeigte sich nach wenigen Jahren, daß das mit großem Elan begonnene Forschungsprogramm dieses Instituts, das sowohl gezielte Ausgrabungen an dafür geeigneten Plätzen als auch systematische Denkmälereditionen, kritische Einzelstudien zusammenschauender Art und Kolloquien über einschlägige Themen umfaßte, in der konzipierten Weise nicht wünschenswert konsequent verwirklicht werden konnte. Mag diese Erfahrung für die unmittelbar Betroffenen, aber auch mittelbar für alle von der Notwendigkeit einer institutionellen Förderung weltarchäologischer Forschung Überzeugten schmerzlich sein, so bleibt die Hoffnung, daß ein solcher Ausbau innerhalb des traditionsreichen Deutschen Archäologischen Instituts in Zukunft doch noch erfolgen wird, oder daß andere Forschungsstätten mit angemessener Ausstattung entstehen – in Deutschland oder andernorts –, wo Weltarchäologie in einer zu wünschenden Weise und in der notwendigen Breite getrieben werden kann.

Hier geht es nicht nur um das Erkenntnisinteresse einer archäologischen Forschungsdisziplin, sondern um einen Beitrag zu dem heute angestrebten Geschichtsbewußtsein. Die Archäologie hat auch in der Vergangenheit ihren Beitrag zur Veranschaulichung und Verlebendigung des Geschichtsbewußtseins geleistet, als die-

ses wesentlich der Nation oder dem Kulturkreis galt. Heute, da es geboten erscheint, im lebendigen Geschichtsbewußtsein, über Nation und Kulturkreis hinaus – diese nicht übergehend, sondern einbindend – die Menschheit als Ganzes zur Geltung kommen zu lassen und Weltarchäologie in der Öffentlichkeit längst das ihr gebührende Interesse findet, sollte weltarchäologische Forschung von seiten des (bzw. eines) Staates die institutionelle Förderung erhalten, ohne die sie die von ihr erwartete Aufgabe nicht erfüllen kann.

EGON FRIEDELL

Der Schatten der Antike

Aus dem unvollendeten
Teil der ‹Kulturgeschichte des Altertums›
Herausgegeben von Heribert Illig

> Ob du gelebt hast, erfährst du erst nach dem Tode.
> *Tertullian*

Die glühendste Sehnsucht jedes Griechen, ob Dichter oder Demagog, Arzt oder Athlet, Ringer oder Rhetor, war Ruhm, genauer gesagt: Nachruhm. Er ist bereit, für das Vaterland zu sterben, aber nicht als unbekannter Soldat, vielmehr ist es der Hauptanreiz und Lohn der Tapferkeit, das verkünden die Kriegslyriker immer wieder vernehmlich, daß er sich damit einen ‹Namen› macht. *So rühmt* Tyrtaios, *der spartanische Feldherr und Dichter:* Er ist, obschon unter der Erde, unsterblich.

Burckhardt: «Die Ruhmsucht ist eines derjenigen Mysterien der griechischen Nation, welche diese am meisten von anderen Völkern unterscheidet.»

Der älteste Liederdichter, der Ephesier Kallinos, *weiß* bereits: Niemand entgeht dem Tode. Darum stirb lieber. *Aber* ruhmlos stirbt, wer zuhause stirbt.

Sogar der Weltenrichter und Menschenfeind Heraklit *stimmt hier ein:* Eines wählen die Edlen statt alles andern: Nie verlöschenden Nachruhm.

Taten zu begehen, deren Träger noch in den spätesten Tagen genannt werden, war der hellenische Traum: Herakles oder Hero-

strat: das gilt ihm gleich. Dieser Wunsch ist dem gesamten Volke in ausschweifendem Maße erfüllt worden. Eine andere Form der Unsterblichkeit kannte der Grieche nicht, und weil er sie wollte, ist sie ihm geworden. Als Schatten wandeln sie noch immer auf dieser Erde und jedermann weiß ihre Namen. Die europäische Kulturgeschichte ist die Geschichte des griechischen Nachruhms, des Schattens der Antike, aber sie liegt auch wie ein Schatten *über der griechischen Geschichte*.



Egon Friedell
Zeichnung von Emil Orlik

Leben im Hellenismus

Das Leben wird privat: Das Glück im Winkel, die kleinen Freuden des Alltags und die großen Schmerzen der Liebe *werden* als Sinn des Lebens *empfunden*.

Es war eine Blütezeit der Frauenemanzipation. Nach Polybios herrschte in ganz Griechenland «aus Leichtsinn und Habgier» das Zweikindersystem.

Die Mode kennt pikante Brustgürtung, Fächer, aber nicht klappbar, breitkrempige flache oder Zuckerhüte. Bei G. zählt der Schustermeister eine Menge Schuharten auf, *gebräuchlich sind* kostbare Lederziselierung, raffinierte Schnürung.

Aus Menander erfährt man, daß die jungen Mädchen dünn wie Binsen waren und ebenso schwach.

Man kopiert Alexander. Er trug übrigens, nach dem Alexandermosaik, dem Goldmedaillon «Alexander mit der Lanze» und anderen *Abbildungen* zu schließen, einen kleinen Backenbart. Ein Seleukide wollte ihn wieder einführen, erreichte aber nur, daß er dadurch zur Kuriosität wurde und fortan der Mann mit dem Bart hieß, und bewies damit auch in dieser extrem monarchistischen Zeit, daß die Mode eine absolutere Macht ist als jedes Königtum. Der Bart der Philosophen hängt mit ihrer chargierten Weltverachtung zusammen. Blond *war* Modefarbe, auch bei Stutzern. In der Komödie *trugen* alte Herren Bart, die junge Generation *ging* bartlos.

Die sprichwörtliche Üppigkeit der Boioter *überliefert uns* Polybios: «Es gibt viele Boioter, die den Monat mit mehr Gelagen besetzt haben, als er Tage hat.»

Aus Theophrasts ‹Vornehmtuer› erfährt man, daß Hunde aus Lakonien, Honig vom Hymettos, Tauben aus Sizilien, Paviane *die Tafel krönten;* man bezog Gebäck aus Kappadokien *und* Rauchfleisch aus Lykien, *wie wir* Pommersche Lebkuchen.

Das Silphion, *eine Würzpflanze,* kommt langsam aus der Mode. Neu sind hingegen Rosengerichte. Athenaios *nennt ein Rezept:* Die zerriebenen Blätter *kommen* mit Geflügelhirn, Eidotter, Olivenöl, Pfeffer *und* Wein aufs Feuer.

Glühwein *und* Bier waren üblich.

Nur noch Pferdesport. *Zum* Schulsport *gehörte:* Turnfeste, Fechten, Bogenschießen, sogar Geschützbedienung. *Es existierten* Schülerverbindungen, Examina, Prämien, Chöre, *die nach* Notenschrift *sangen,* Koedukationsschulen, Büchereien.

Parkanlagen *entstanden* nach persischem Muster. Die ‹theoria› *dazu war: Sie soll* weder persisches Jagdrevier noch ägyptische Nutzpflanzung *sein, sondern eine* Philosophenschule, *also ein* Gar-

ten. Auch das Museion *in Alexandria, Vorbild aller späteren Lehr- und Forschungsstätten, war dementsprechend angelegt.* In Alexandria *umfaßten* die teils öffentlichen, teils königlichen Gärten ein Viertel des Areals. In Antiochia *erstreckten sich* kilometerlange Gartenstraßen mit Springbrunnen, Weinlauben, Bädern *und* blumenumrankten Erfrischungspavillons.

Das Heiligtum des Pan, das Paneion, war in Alexandria auf einem künstlichen Hügel errichtet, zu dem ein Serpentinenweg führte und von wo man, ein selbst für die hellenistische Zeit überraschender Natursinn, eine herrliche Aussicht genoß. In der erotischen Dichtung klagen Liebende den Bäumen und Felsen ihr Leid, und die stumme Natur fühlt mit.

Bei Antiochia befand sich der riesige Lustgarten Daphne mit Wäldern von Lorbeerbäumen und Zypressen, Springbrunnen und Kunstbächen. *Dort produzierten sich* Rennfahrer, Pantomimiker, Flötistinnen, *die unseren* Chansonetten *entsprachen,* auch von demselben Ruf *waren,* ‹syrische› *Künstler mit dem gleichen Ansehen wie bei uns* englische Jockeys, russisches Ballett, französische Operette; Jongleure, Akrobaten, Taschenspieler, Knockabouts, Puppentheater, Improvisatoren, Feuerfresser, Schwerttänzer.

In Eleusis, der Ostvorstadt von Alexandria, war eine ganze Vergnügungsstadt mit Bühnen, Buden, Tanzlokalen, Restaurants, Absteighotels, Music-halls, Lustgärten und Kunstteichen.

Der ‹Etholog›, *ein* Charakterkomiker, führte Chargen vor, der Hilarode *als* Bänkelsänger heitere und rührende Chansons. Ein solches ernstes Kabarettstück war ‹Des Mädchens Klage›, eine Arie, von der ein großes Stück auf einem Papyrusblatt entdeckt wurde: Ein Mädchen singt des Nachts ungehört vor der Tür des treulosen Geliebten von ihrer heißen Leidenschaft, Verzweiflung, Eifersucht, demütigen Hingabe, in schlichtesten und ergreifendsten Worten. Lebhafte musikalische Untermalung ist hinzuzudenken.

Athenaios *berichtet von der* Prozession des zweiten Ptolemäerkönigs. Man sah unter anderem einen Wagen mit einer riesigen Grotte, aus der ununterbrochen Tauben flatterten, Milch und Wein floß; Gespanne von Elefanten, Straußen, Kamelen; Meuten exotischer Hunde; Panther, Luchse, fremd*artige* Vögel; einen weißen Bären und ein Nashorn, damals noch eine große Seltenheit; einen haushohen goldenen Dreifuß; einen riesigen vergoldeten Alexander; 3000 prächtig geschmückte Stiere; Dutzende von Wagen mit mythologischen Darstellungen, teils Maskierte, teils Wachspup-

pen und Automaten; den Beschluß machte der Aufmarsch der gesamten Heeresmacht: Gegen 60000 Fußsoldaten und über 20000 Reiter in Paradeuniform. 300 Kitharaspieler machten Musik und selbst die Polizisten, die den Kordon bildeten, waren als Silenen verkleidet.

Theater waren überall, sie begleiteten sogar die Heere. Euripides in Mesopotamien *mag gewirkt haben* wie Shakespeare im Irak.

Cäsar

Als er einmal zu Pferde nach Rom zurückkehrte und das Volk *murrte,* versuchte er *die* heikle Situation mit einem Scherz *zu entspannen:* «Ich heiße Kaiser, nicht Rex», denn es gab eine Familie *dieses Namens.* Aber Kaiser wurde mehr als Rex.

Wer war Julius Cäsar? Seine Geschichte enthält größere Wunder als die Odyssee. Die abenteuerlichen Fabeln Homers werden zu einfachen, übersichtlichen, rationalistischen Begebenheiten, wenn man sie neben die Taten und Leiden Cäsars hält. Er war der wahre Märchenheld des Altertums, nicht Achill oder Odysseus. Seine Schicksale sind unverständlich, und kein Dichter könnte sie erfinden. Sie sind unglaublich und unwahrscheinlich, weil sie vom Leben gedichtet wurden.

Er war eine Personalunion von Feldherr, Staatsmann, Literator, Kavalier, *wie sie* nur einmal noch, in Rokokoausgabe, *in der Gestalt* Friedrich des Großen *aufgetreten ist.*

Er nahm Mosaikfußböden *mit* ins Feld, *trug* erfundene prachtvolle Kostüme, *liebte* Spiele, Bauten, Sklaven, Silber, Kunstwerke und vor allem Juwelen und die dazugehörigen Frauen. Cassius Dio *nannte ihn:* Erotikotatos. Die Soldaten sangen bei dem gallischen Triumph: «Gallien unterwarf der Cäsar, den der Nikomedes (König von Bithynien) unterwarf» und «Bürger, hütet eure Weiber, unser Kahlkopf zieht durchs Tor». Dieser eine Fall wurde allgemein geglaubt, aber Curios des Älteren Bemerkung: «Der Mann aller Weiber und das Weib aller Männer» ist offenkundige Gemeinheit.

Er konnte frugal sein, war aber ein Viveur. Wenn Sueton *sagt,* daß er einmal, zu Gast geladen, von altem Öl, das alle ablehnten, besonders reichlich nahm, so beweist *dies* nur seinen großen Takt. In seinem Zelt in Gallien standen immer reiche Tafeln gedeckt.

Daß er im Trinken sehr mäßig war, wird aber sogar von seinen Gegnern hervorgehoben, die einzige Debauche, der er nicht *angeklagt wurde. Er* brauchte sehr wenig Schlaf, reiste nachts.

Seine Schnelligkeit in allem: *darin manifestierte sich* das Genie. *Dieser Zug war* neu, *er findet sich wieder bei* Napoleon: Märsche, Mobilisierungen, Diagnosen; Prognosen auf Jahrhunderte; *seinen* ‹bellum gallicum› würde man noch mehr bewundern, wenn man wüßte, in wie kurzer Zeit *er geschrieben wurde, vermutet* Generalstabschef Hirtius; Reden, *die auf* Cicero *wirkten,* als würden Meistergemälde ins beste Licht gerückt; Stenographie.

Sein gänzlich unrömischer Mangel an Grausamkeit, sein unpatrizischer Mangel an persönlicher Empfindlichkeit, *den* Cicero *hervorhob:* Du pflegst nichts zu vergessen außer Beleidigungen, und sein überhaupt unantiker Mangel an Rachsucht floß zum größten Teil aus Indifferenz, einer hohen und heitern Menschenverachtung.

Er übte Milde als Prinzip. Wer nicht wider mich ist, *ist für mich.* Bei Shaw erscheint er geradezu als eine Art Christ. Sein Cäsar ist nicht etwa imposant durch die Riesenhaftigkeit seiner Dimensionen, sondern durch die Wohlproportioniertheit seiner Dimensionen, die außer ihm niemand hat. Und nie hat Shaw die Ironie poetischer verkörpert als hier: in der Ironie des Genies, das die Welt durchschaut. «Tout comprendre c'est tout mépriser», korrigiert einmal Nietzsche; etwas von diesem ‹mépris› für alles hat dieser Julius Cäsar, aber dies macht ihn nicht etwa zum Menschenfeind, sondern gibt ihm einen Zug von unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit. Vor ihm nivelliert sich die Menschheit, und so ist er gewissermaßen ein Christ: «vom andern Ende her».

Lebensekel *durchzog seine letzten Jahre. Er* entließ die hispanische Leibwache *aus der Überzeugung heraus:* Lieber fallen als immer fürchten. *Er wußte,* daß er für das, was Natur und Ruhm ihm zu bieten hätten, schon lange genug *gelebt habe. Sein Motto: Aut Caesar aut nihil, wandelte sich ihm zu* «Auch Cäsar ist nihil».

Seine Widmung «de analogia», *immer das Gleiche,* an Cicero, nach Eroberung Frankreichs und Belgiens, *erinnert an* Friedrich den Großen und Voltaire. «Du hast die Schätze der Redekunst entdeckt und als erster verwandt ... Du hast Triumphe errungen, die die größten Feldherrn überstrahlen, denn es ist mehr wert, die Schranken des Geistes zu erweitern als die Grenzen des Reiches.»

Seinen Stil *prägten:* Tiefgang und Tempo, Dichte, Eleganz und Nacktheit. Cicero *rühmte:* «Schmucklose und lichtvolle Knappheit», *was* von Cicero sehr objektiv *gesehen war,* da er nie schmucklos und knapp, vielmehr oft und gern überschmückt und bauschig war. Quintilian: «Caes. eodem animo dixisse, quo bellavit». Vauvenargues: «La netteté est le vernis des maitres» *(Die Klarheit ist der Firnis der Meister).*

Das bis zum Überdruß zitierte Wort Goethes von den Römern Shakespeares, die lauter «eingefleischte Engländer» seien, trifft im negativen Sinne völlig zu: sie sind keine Römer. Im positiven Sinne jedoch nicht so ganz, denn Shakespeare war in der Tat bemüht, historische Römer zu schildern, nur wurden es nicht die historischen, sondern eben nur Römer, wie man sie sich zur Zeit Shakespeares vorstellte: ‹klassische›, ‹antike›. Vielleicht hat es aber überhaupt niemals klassische Römer gegeben, und jene starren Bildsäulenmenschen, die man sich darunter vorstellt, waren vielleicht schon ein frommer Wunsch der Spätrömer selber, geboren aus dem Pessimismus der sinkenden Epigonen. Bestimmtes läßt sich nicht mehr entscheiden. Eines jedoch steht fest, daß nämlich die Römer zur Zeit Cäsars nichts Römisches im traditionellen Sinne mehr an sich hatten. Im Gegenteil, sie waren vermutlich viel ‹moderner› als wir selber: undisziplinierter, unübersichtlicher, neurasthenischer. Man kann daher sagen, daß Shakespeares ‹Julius Cäsar› eine doppelte Historie ist, eine historische Historie.

Shakespeare hatte sich offenbar ganz willenlos erfüllen lassen von der republikanischen Ideologie, wozu übrigens der Freiheitskampf Hollands auch Zeitanalogien bot.

Shakespeare brachte die allgemeine Ansicht *über Cäsar auf die Bühne:* größenwahnsinnig, großsprecherisch, abergläubisch, gespielt furchtlos. Shaw: «Es hat Shakespeare keine Überwindung gekostet, aus rein technischen Gründen Cäsar hinunterzudichten, um Brutus hinaufzudichten», Brandes: «Eine armselige Karikatur».

Nietzsche bemerkte in ‹Ecce homo›: «Wenn ich meine höchste Formel für Shakespeare suche, so finde ich immer nur die, daß er den Typus Cäsar konzipiert hat.»

Von Aberglauben kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil all die schrecklichen Omina bei Shakespeare wirklich stattfinden.

«Was kann vermieden werden, das sich zum Ziel die mächtigen Götter setzten? Ich gehe dennoch aus, denn diese Zeichen, so gut wie Cäsarn, gelten sie der Welt.»

«Von allen Wundern, die ich je gehört, scheint mit das größte, daß sich Menschen fürchten, da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal aller, kommt, wann er kommen soll.»

«Gar wohl weiß die Gefahr, Cäsar sei noch gefährlicher als sie. Wir sind zwei Leu'n, an einem Tag geworfen, und ich der ältere und schrecklichste.»

Sein Schwanken zwischen dem Entschluß zu gehen, nicht zu gehen, zu gehen und dessen verschiedenartigste Motive ist dann ein echt shakespearisches Seelengemälde und außerdem dramatische Spannung. Da die Lit*erar*historiker keine Schauspieler sind, Shakespeare aber einer war, so verstehen sie nicht, was diesem überlassen und aufgegeben ist. Die Sprünge und Löcher zum Beispiel in der Szene, bevor er in den Senat geht, sind für reiches Spiel ausgespart. Das Genie in seiner Paradoxie und Harmonie, Einmaligkeit und Allheit ist undarstellbar. Darum wählte Shakespeares nachtwandlerisch sicherer Geist die einzig mögliche Form: Einen Zug in überlebensgroßem Relief, der sicher im historischen Cäsar auch da war.

Man vergleiche Shakespeares pittoreskes magisches Gemälde des Schauers vor der eigenen Größe mit dem gekleckstem meßbudenhaften des *Hebbelschen* Holofernes: es verhält sich wie die Moritat zur echten Ballade.

Die menschliche Tragödie Cäsars: Er stirbt mit den Worten: Et tu Brute? Antonius: «Da brach sein großes Herz», Undank *erwies sich* stärker als Verräterwaffen. Geheimnisvoll und wundervoll ist nun auch, daß dieser Colossus, wie selbst sein Todfeind Cassius ihn nennt, an Gebrechen: Fallsucht, einseitiger Taubheit, nervösen Zuständen leidet. Es ist, und zwar wiederum, diesmal ganz körperlich sinnfällig, der Widersinn der Macht gezeigt.

Es ist freilich nicht der historische Cäsar, der von höchster Anmut, Schlichtheit, Geschmeidigkeit, Feinheit, Helle, Tausendgestaltigkeit und Humanität war, es ist von Anfang an nur der Cäsar von Philippi, der Schatten Cäsars, aber ein ungeheurer, die geisterhafte Überwirklichkeit und Unwirklichkeit des Weltbezwingers, des Nachtgeborenen, und nochmals gesagt, der Widersinn der Macht in ihrer gewaltigsten Menschwerdung, die die Geschichte sah. Shakespeare, dessen Held Brutus ist, durfte gar nicht mehr geben als ein Blitzlicht, ein Erzbild, sogar ein hohles, die Vision eines Kolosses, eines Weltalps. Nie ist das Gespenstische, Gezeich-

nete des Tatmenschen erschütternder und schreckhafter umrissen worden. Dieser Mann kommt geradewegs aus der Hölle, bestimmt, ja bereit, wieder hinabzufahren.

Und er hinterließ eine Erdhölle.



Egon Friedell

Zur ‹Kulturgeschichte des Altertums›

Egon Friedell konzipierte das Gegenstück zu seiner höchst erfolgreichen ‹Neuzeit› zweiteilig: ‹Ägypten und Vorderasien› konnte 1936 zwar nicht mehr in Deutschland, aber immerhin in der Schweiz erscheinen. Von Teil 2, von ‹Hellas und Rom› aber waren erst zwei der drei Kapitel abgeschlossen, als die deutschen Nationalsozialisten den ‹Anschluß› Österreichs durchsetzten. Der in Deutschland verbotene Autor entschied sich für den Freitod und stürzte sich sechzigjährig am 16. 3. 1938 aus dem Fenster.

Walther Schneider berichtete später, Friedells Haushälterin habe das Manuskript aus dem von der Gestapo versiegelten Arbeitszimmer herausgeschmuggelt; in einem Brief schrieb er allerdings, Friedell selbst habe ihm noch das Manuskript übergeben. Über Mittelsmänner gelangte eine unvollständige Fassung zum Phai-

don-Verlag nach London, der 1940 eine norwegische Übersetzung in Oslo herausbrachte.

Die deutsche Erstausgabe konnte erst nach dem Krieg – 1949 – erscheinen. Sie enthielt auch jene Passagen der beiden Kapitel, die für die norwegische Ausgabe noch nicht vorgelegen hatten. Walther Schneider verzichtete jedoch darauf, auch die gerettete Kurzfassung des letzten, nicht mehr ausgearbeiteten Kapitels ‹Der Schatten der Antike› mit aufzunehmen. Statt dessen betitelte er den Torso als ‹Kulturgeschichte Griechenlands›, obwohl die hellenistische Epoche fehlt, dafür aber die frühen Römer, Etrusker, Kelten und Perser behandelt werden.

Diese seitdem vergessene Kurzfassung tauchte erst im Nachlaß von Walther Schneider wieder auf. Mit ihr gewinnt die ‹Kulturgeschichte des Altertums› ihre ursprünglich gedachten Konturen. In den 40 Abschnitten des abschließenden Kapitels werden die Diadochenkämpfe und die großen philosophischen Schulen Griechenlands geschildert. Von Kunst und Alltag in hellenistischer Zeit greift die Darstellung auf Rom über, dessen Weg bis zu den ersten Kaisern verfolgt wird. Die römische Zivilisation – vom Katapultbau bis zu Nachtigallenzungen – findet ihren Widerpart in israelitischen Religionsformen. Bereits mit dem Tod Jesu endigt nach Meinung Friedells das Altertum; das nun einsetzende Mittelalter sei keiner geschichtlichen, nur einer religiösen Darstellung zugänglich.

Friedell notierte mit feinem Bleistift für jedes Kapitel 10 bis 20 Absätze, vom lapidaren Namen einer Schlacht über stichwortartige Aufzählung bis hin zu halbseitiger, ausgefeilter Abhandlung, und ergänzte sie um präzise Hinweise auf Quellenmaterial – alles ohne ersichtliche Korrekturen. Die endgültige Gliederung durch Zwischenüberschriften hätte er wohl zuletzt festgelegt.

Die ausgewählten Passagen – neben dem Prolog zwei weitere der 40 Abschnitte – erscheinen erstmals im Druck; der besseren Lesbarkeit halber wurden vom Herausgeber kursiv gesetzte Ergänzungen eingefügt, Friedells Rückgriffe auf eigene Schriften berücksichtigt und die Quellenhinweise gestrichen. Hervorhebungen Friedells wurden unterstrichen.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Annemarie Kotab, Kufstein.

CHRISTIAN HABICHT

Zur Situation der klassischen Studien in Deutschland um 1763

Das Jubiläum eines 1763 gegründeten und 225 Jahre nach seiner Gründung florierenden Verlagshauses lädt dazu ein, auf die Zeit seiner Anfänge zurückzublicken. Wenn dieses Haus einen Teil seines Ansehens der Pflege des klassischen Altertums verdankt, mag es dem Altertumsforscher gestattet sein, an einiges von dem zu erinnern, was sich auf diesem Felde zur Gründungszeit zutrug, und von denen zu sprechen, die den klassischen Studien damals eine neue Bahn brachen. Vor allem zwei Männer «wirkten mächtiger als alle, die begonnene geistige Strömung in die Richtung des Altertums zu lenken», Gotthold Ephraim Lessing und Johann Joachim Winckelmann. Und eben die Zeit um und nach 1763 war für den einen wie für den anderen hierin von besonderer Bedeutung. Beide waren damals auch Anwärter auf eine Stelle am preußischen Hof, und hätte einer von ihnen sie erhalten, so hätte Berlin um einiges früher, als es dann geschah, das Zentrum altertumswissenschaftlicher Studien werden können.

Eben im Jahre 1763 wurde, nach siebenjährigem Kriege, Friede zwischen den europäischen Mächten geschlossen. Der Friedensschluß, jedenfalls das herausragende Ereignis des Jahres in Mitteleuropa, weckte in Lessing den Wunsch, vertrauter mit der Antike zu werden. Er, der im Februar in der Hauptstadt der besonders umkämpften Provinz Schlesien, als Sekretär des preußischen Generals und Gouverneurs Friedrich Bogislaw von Tauentzien, den Breslauern das Ende des Krieges verkündete, faßte damals den Plan, in Italien die Antike zu studieren und Griechenland zu besuchen. Dazu kam es nicht; nach dem Besuch Potsdams im Sommer dieses Jahres, bei dem Tauentzien von seinem König hoch dekoriert, er selbst nicht weiter beachtet wurde, blieb Lessing noch für längere Zeit im Dienste des Generals. Als er ihn 1765 verließ, verzichtete er auch auf einen anderen Weg, näher mit dem Altertum bekannt zu werden, indem er es ausschlug, Aufseher des Kasseler Antikenkabinetts und Professor am Karolineum zu werden. Er war aber damals noch mit der ‹Laokoon› betitelten Abhandlung beschäftigt, deren Entwurf schon Ende 1762 oder im Frühjahr 1763 niedergeschrieben worden war, jener berühmten Studie, die ihren Ausgangspunkt von der so benannten (Lessing nur durch

Kupferstiche bekannten) antiken Statuengruppe und von Bemerkungen Winckelmanns zu ihr nahm. Versuche von Freunden, Lessing für den Antikendienst des Berliner Hofes zu gewinnen, scheiterten 1765 am Widerstand des Königs, der Lessing einen vierzehn Jahre zurückliegenden persönlichen Konflikt mit Voltaire nachtrug.

Einer dieser Freunde dagegen, Moses Mendelssohn, erfuhr gerade im Jahre 1763 die Gunst Friedrichs des Großen und zugleich hohe akademische Ehre. Er erhielt das Schutzprivileg als preußischer Untertan und den Preis der Preußischen Akademie der Wissenschaften für seine ‹Abhandlung über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften› – vor dem Mitbewerber Immanuel Kant. Sein von Platon inspirierter ‹Phädon› war im September 1763 in Rom Winckelmanns Lektüre: «eines von den besten Büchern, welche ich gelesen habe; schade, daß er ein Deutscher ist, würde der Potsdamische Held sagen.»

Die Erwähnung des preußischen Königs kommt hier bei Winckelmann nicht von ungefähr. Im Februar dieses Jahres hatten Berliner Freunde, wohl noch ohne Wissen Friedrichs, bei ihm angefragt, wie er sich zur Aussicht einer Berufung an den Berliner Hof stelle – es war die gleiche Position, für die etwas später auch Lessing in Betracht gezogen wurde. Im Herbst aber sah Winckelmann die Sache, in der sich nichts weiteres getan hatte, als erledigt an und äußerte Zweifel, daß der König wirklich an seine Berufung gedacht habe, «zumal ich Deutscher bin, der ihm nur zum Erschießen gemacht zu sein scheint». Das ist, wie schon die Mendelssohn betreffende Äußerung, eine bittere Klage über die Zurücksetzung der Deutschen gegenüber den Franzosen am Hofe und in der Akademie Friedrichs II. Mit ihr stand Winckelmann nicht allein.

In eben den Monaten, in denen er für den Hof in Berlin im Gespräch war, kam er jedoch in Rom zu der ihm gemäßen Stellung. Die päpstliche Regierung ernannte ihn im April zum Oberaufseher aller Altertümer in und um Rom. Im Wettbewerb mit vielen anderen verdankte er den Erfolg, neben seinem Ansehen, der Fürsprache zweier mächtiger Kardinäle, Albani und Spinelli; der letztere starb nur wenige Tage nach Winckelmanns Ernennung. Winckelmann faßte damals den Entschluß, für immer in Rom zu bleiben, und wurde bis zum Jahresende nicht müde, dies zu beteuern: «Mein Entschluß ist gefaßt, niemals aus Rom zu gehen.» «Ich entsage gerne allem Glanz in Deutschland.» «Rom zu verlassen, ist: mich von meinem Liebsten trennen.» «Ich habe nun-

mehr meine Hütte auf ewig in Rom aufgeschlagen.» «Ich entsage also der Thorheit des Hofes.» «... daher ich auf Deutschland völlig und willig Verzicht gethan.»

Es war noch in den letzten Tagen des gleichen Jahres 1763, daß in Dresden das Werk erschien, das ihn unsterblich machen sollte, die ‹Geschichte der Kunst des Alterthums›. Gewidmet war es dem Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, der erst Anfang Oktober dem verstorbenen Vater nachgefolgt war. Er hat Werk und Widmung nicht mehr gesehen, denn er selbst starb schon am 17. Dezember. Winckelmann erfuhr dies in den ersten Tagen des neuen Jahres, und in seinen Briefen wird sofort deutlich, daß er, entgegen allen anderslautenden Versicherungen, eben doch auf eine Tätigkeit in Deutschland gehofft hatte. Noch am 28. Dezember schrieb er unter Hinweis auf die in Rom erhaltene Beförderung: «Ich habe seit der Zeit meine niedrige Hütte aufgeschlagen, wo man mir wohl will, um in diesem Lande der Menschlichkeit meine Jahre, ferne vom Kriegsgeschrei und in Ruhe, zu genießen», doch schon eine Woche später, am 4. Januar 1764, an denselben Empfänger über den Tod des Kurfürsten: «Unersetzlicher Verlust, durch welchen ich zugleich auf immer von Sachsen getrennt bleibe, wohin mich, mit heimlicher Verläugnung aller hiesigen Vortheile, ein fast unüberwindlicher Zug rief.» Und wenige Tage darauf an einen anderen: «Meine Geschichte der Kunst ist vor Weihnachten an's Licht getreten, dem seligen Kurfürsten zugeschrieben, welcher sie nicht gesehen hat. Ich verliere also, was ich zu hoffen hatte, und begebe mich zugleich aller Hoffnungen auf Sachsen.»

Auch dies war jedoch nicht Winckelmanns letztes Wort; bis zum Jahresende 1764 besagen briefliche Äußerungen, daß Freunde weiterhin für seine Berufung nach Dresden tätig waren und er selbst solchen Hoffnungen nicht ganz entsagt hatte. Im Vordergrund stand allerdings von Mai bis Juli 1764 der Plan einer Griechenlandreise, und als er sich zerschlagen hatte, war es der preußische Hof, der immer stärker in Winckelmanns Blickfeld rückte. Das geschah zunächst durch Gerüchte, der König wolle ihn berufen, die er unwirsch als «sehr ungegründete Rede» und ihm überdies nicht zusagend zurückwies, bis er dann im Mai 1765, auf Grund einer momentanen Unzufriedenheit mit seinen Verhältnissen («hier in Rom ist weiter nichts zu haben»), den Gedanken an ein «ständiges Etablissement» äußerte. Daß er dabei jetzt selbst an Berlin dachte, zeigt die überraschende Ankündigung, der König in Preußen solle

das erste Exemplar seiner ‹Monumenti antichi inediti› erhalten; überraschend deshalb, weil er ihn nur wenige Jahre zuvor den «Schinder der Völker» genannt hatte. Eine Zeit lang hoffte er auch, Friedrich den Großen vor dem Jahresende in Rom begrüßen zu können, dann dachte er daran, nach Abschluß des Werkes selbst nach Berlin zu reisen, «sonderlich wenn der jetzige König in Preußen noch am Leben sein wird». Er schrieb aber Anfang Juli auch, er hoffe nach Fertigstellung der ‹Monumenti› «für mein Alter gesorgt zu haben, und dasselbe in Rom beschließen zu können», und im August klagte er im Hinblick auf Berlin: «Alles wird französisch.»

Da erfuhr er am 29. August, «daß der König in Preußen mich in seine Dienste verlanget». Der Buchhändler Friedrich Nicolai (ein enger Freund Lessings und Mendelssohns) habe im Auftrag des königlichen Vertrauten, des Obersten Quintus Icilius, geschrieben, ihm sei die Stelle eines Aufsehers der Bibliothek, des Münz- und Altertümerkabinetts zugedacht, eben die, auf der der König Lessing nicht sehen wollte. Winckelmann hatte erst kürzlich erfahren, daß Icilius kein anderer war als sein Studienfreund aus Hallenser Tagen, Carl Gottlieb Guichardt. Er hatte das sogleich anderen Freunden mitgeteilt, darunter dem ihm besonders nahestehenden Heinrich Wilhelm von Stosch. Dieser hatte Verbindungen zum Hof und eben in diesem Frühjahr die von seinem Onkel ererbte kostbare Sammlung antiker Gemmen (die Winckelmann katalogisiert hatte) an den preußischen König verkauft. Er war gewiß nicht unbeteiligt an dem Versuch, Winckelmann zu gewinnen, und dieser selbst war vielleicht nicht ganz so ununterrichtet, wie es nach den veröffentlichten Briefen scheint, hatte er doch am ersten Tage dieses Jahres 1765 einem anderen Freund geschrieben: «Von Potsdam habe ich weiter keine Nachricht, ich kann auch jetzt fernerhin an keine Änderung gedenken ... Ich habe mich umständlich gegen den Herrn von Stosch ... erkläret, denn es gehet derselbe nach Potsdam zum Könige.» Im April trug er seinem Studienfreund Marpurg in Berlin einen herzlichen Gruß auf an zwei beim König angesehene Männer, Mendelssohn und Nicolai, «mir geschätzte Namen».

Der Ruf nach Berlin kam ihm daher wohl nicht ganz unerwartet. Es wäre sonst auch schwer erklärlich, daß er schon am Tage darauf an von Stosch schrieb, er habe ihn angenommen, und wieder einen Tag später Nicolai so antwortete: «Ich habe den hohen Ruf, welcher mir durch Ihre Vermittelung geschehen, überleget,

und nehme ihn an.» Es war ihm angedeutet worden, er könne mit einem Gehalt von 1500 oder 2000 Talern rechnen, und an die Bewilligung von 2000 Talern knüpfte er seine Zusage. Bis Mitte Oktober rechnete er mit seiner baldigen Abreise, ehe er am 18. Oktober erfuhr, daß der König seine Gehaltsforderung abgelehnt habe. Es hieß, er habe entschieden: «Für einen Deutschen sind tausend Taler genug.»

So scheiterten 1763 bzw. 1765 die Bemühungen weitsichtiger Männer, die beiden Gelehrten nach Berlin zu ziehen, die damals am wirkungsvollsten für die Antike warben und deren Wirkung vielleicht eben deshalb so groß war, weil sie nicht Fachgelehrte im engeren Sinne waren. Winckelmann blieb in Rom, so sehr von Stosch sich auch weiterhin bemühte, seine Berufung nach Berlin doch noch zu erreichen; Lessing wandte sich anderen Interessen zu. Beide waren nicht nur fast gleichzeitig Anwärter auf dieselbe Stelle gewesen, sondern für beide hatte auch eben damals die antike Statuengruppe des Laokoon und seiner Söhne fast eine Schlüsselfunktion für ihre Sicht des klassischen Altertums. Winckelmann hatte sich schon 1755 zu ihr geäußert und sie als exemplarisch für die «edle Einfalt» und die «stille Größe» hingestellt, die er als das eigentliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke erkannt zu haben glaubte. Eben daran knüpfte 1762 oder 1763, vor dem Erscheinen von Winckelmanns ‹Geschichte›, Lessing am Beginn seines ‹Laokoon› in Zustimmung und Kritik an. Seine Überlegungen über das Verhältnis von Dichtung und bildender Kunst führten ihn auch auf die Frage, wann die antike Malerei die Perspektive gekannt habe, und nach einigen Bemerkungen hierzu fährt er fort: «Doch ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punkt zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winckelmanns versprochener ‹Geschichte der Kunst› die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf.» In der 1766 gedruckten Ausgabe hat Lessing selbst die Anmerkung beigefügt: «Geschrieben im Jahre 1763.»

Wenig später war die ‹Geschichte› in seinen Händen. «Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben.» In den letzten Stücken (26–29) seiner alsdann unvollendet abgebrochenen Abhandlung folgt noch eine Auseinandersetzung mit Winckelmann und besonders mit dessen Behandlung der Laokoongruppe. Gegenüber Winckelmanns Datierung in die Zeit Alexanders des Großen kommt Lessing, dank einer sorgfältigen Auslegung des Pliniustextes, der sie und ihre Künstler nennt, zu einer wesentlich

späteren Datierung in die frühe Kaiserzeit. Heute weiß man, daß er damit dem Richtigen ganz nahe kam. Wenn es für Winckelmann feststand, daß die Gruppe aus der Zeit der höchsten Vollendung der griechischen Bildhauerkunst stammen müsse und deshalb um Jahrhunderte älter sei als das Epos des Vergil, das ihren Gegenstand beschreibt, so neigte Lessing der umgekehrten Annahme zu, daß die Künstler den Dichter nachgeahmt hätten. Die ‹Aeneis› und der ‹Laokoon› stehen einander zeitlich nahe, aber die Frage der Priorität ist auch heute, nach 225 Jahren, unter den Sachverständigen noch strittig.

In den Jahren 1763 bzw. 1764 hatten sowohl Lessing wie Winckelmann die Absicht, nach Griechenland zu reisen. Winckelmann plante eine solche Reise nochmals 1767 und hatte damals auch den Gedanken, in Olympia (‹Elis› von ihm genannt) auszugraben. Er wußte noch nicht, daß die heilige Stätte gerade damals, 1766, von Richard Chandler aus Oxford wiederentdeckt worden war. Keiner von beiden, weder Winckelmann noch Lessing, hat Griechenland je gesehen, doch ist Lessing später wenigstens nach Italien gekommen. Beide kannten die antiken Autoren so genau, wie es für die Gebildeten jener Tage die Regel war. Winckelmanns Arbeiten zeigen dies auf Schritt und Tritt, für Lessing lehrt es vor allem der ‹Laokoon›, in dem er sich selbst als einen mitbegreift, «der seinen Homer innehat». Im ersten Entwurf der Abhandlung hatte er die Seiten nur zur Hälfte beschrieben, um Platz für Anmerkungen seiner Freunde Mendelssohn und Nicolai zu lassen. Beide verdankten ihre wesentlichen Kenntnisse der klassischen Sprachen dem Rektor des königlichen Gymnasiums zu (Berlin) Kölln, Christian Tobias Damm. Damm war «einer der ersten unter den deutschen Gelehrten, welche die Vorzüglichkeit der griechischen Sprache und Litteratur gegenüber der römischen und die Nothwendigkeit der Nachahmung griechischer Muster für die Hebung unserer nationalen Bildung betonte». Es ist gewiß mehr als ein Zufall, daß bei ihm einst (1735/36) auch Winckelmann in die Schule gegangen war. Im gleichen Jahr wie Winckelmanns ‹Geschichte der Kunst des Altertums› erschien von Damm zu Berlin eine ‹Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte der ältesten griechischen und römischen Welt›.

Lessing wie Winckelmann haben Zeit ihres Lebens nicht so sehr um Anerkennung kämpfen müssen wie um eine auskömmliche und sorgenfreie Existenz. In dieser Hinsicht waren die den klassischen Studien Obliegenden ungünstiger gestellt als andere Gelehr-

te. Winckelmann hat dies in einem der letzten Briefe, die er geschrieben hat, ausgesprochen. Im Januar 1768 schrieb er an den um die Universität Göttingen und um die humanistischen Studien hoch verdienten Minister Münchhausen in Hannover: «Es scheinet, man wolle mir die Anwartschaft auf eine der obersten Stellen der Vaticana geben, die man ‹Custodi› nennt, weil man befürchtet, ich möchte, wie man hier denkt, bei einer guten Gelegenheit ut canis ad vomitum zurückkehren, da man wohl einsieht, daß die kritische Kenntniß der griechischen Gelehrsamkeit nur allein in mir bestehet; so sehr sind wir heruntergekommen, und dieses ist die Frucht von der Erziehung, die in der Pfaffen Händen ist und bleiben wird. Mathematiker wachsen uns wie die Pilze hervor, und im fünf und zwanzigsten Jahr kömmt diese Frucht zur Reife, ohne viele Unkosten, wenn zu jenem Studio funfzig und mehr Jahre und entweder ein großer Beutel, oder der freie Gebrauch einer großen Bibliothek [erfordert] wird, und in Deutschland gibt dasselbe nirgends als in G. Brod.»

Heute finden viel mehr Altertumswissenschaftler, wenn auch nicht alle, die es verdienten, ihr Brot und ein sicheres Auskommen. Aber es ist kein Geheimnis, daß sie und alle Vertreter der Geisteswissenschaften gegenüber Mathematikern und Naturwissenschaftlern weiterhin die gleichen Handicaps haben wie zu Winckelmanns Zeit. Und im Vergleich zu jenen tun sie sich auch schwerer bei Mäzenen und Stiftern. Um so mehr Dank wissen sie den Verlagen, die sich auch heute noch ihrer Hervorbringungen annehmen. Und damit ist diese Betrachtung an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt.

WOLFGANG ZORN

Zwei Jahrhunderte Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung im deutschen Umfeld

Im Jahre 1763 erwarb der gebürtige Sachse Karl Gottlob Beck in der freien Reichsstadt Nördlingen die Buchdruckerei samt Verlag, aus der die C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung hervorgehen sollte. Im Jahr zuvor hatte der als Geschichtsschreiber rührige spätere Stadtpfleger Paul v. Stetten d.J. seine ‹Geschichte der adeli-

gen Geschlechter in der freien Reichsstadt Augsburg› veröffentlicht, eine Familiengeschichte des Augsburger Patriziats seit dem Mittelalter. 1779/88 ließ er seine ‹Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg› folgen. Um dieselbe Zeit veröffentlichten in Norddeutschland der Berliner Manufakturunternehmer Ernst Gotzkowsky 1768 seine Selbstbiographie ‹Geschichte eines patriotischen Kaufmanns› und der Osnabrücker Regierungsrat Justus Möser 1770 seine ‹Patriotischen Phantasien› sowie 1780 seine ‹Osnabrückische Geschichte›. Das waren Anfänge der Literatur über Sozialgeschichte und im Falle Stetten zugleich der Wirtschaftsgeschichtsschreibung, im Falle Möser zugleich der historischen Volkskunde in deutscher Sprache.

Geschichtsschreibung, die Kunst der Muse Klio, hatte es schon in der Antike gegeben. Der Wunsch nach Überlieferung eigenen Tatenruhms oder nach Bestätigung bestehender Ordnungen durch hohes Alter, die Urneugier angesichts der Vergangenheit, die Suche nach der Natur des Menschen aus beschriebenen Verhaltensweisen früherer Generationen waren erkennbare Motive. Es erscheint uns heute erstaunlich, daß dieses Interesse an Geschichte jahrtausendelang die Vergangenheit des wirtschaftlichen Erwerbs und des sozialen Gruppenlebens im Alltag unbeachtet ließ. Man muß sich dazu in Erinnerung rufen, daß noch das europäische Mittelalter und die Frühneuzeit keine selbständige Wirtschaftswissenschaft und erst recht keine vom politischen Denken trennbare Soziologie kannten. Wie in der Antike bedeutete ‹Ökonomie› noch im 17. Jahrhundert Betriebswirtschaftslehre besonders des Agrarbetriebs; Wirtschaftsethik und Wirtschaftsrecht waren Sache der Theologen und Juristen. Erst das staatsbezogene merkantilistische Denken suchte und erkannte dann den Raumzusammenhang der Volkswirtschaft, zunächst als Praxislehre. Erst seit François Quesnays ‹Tableau économique› von 1759 und seit Adam Smith' ‹Wealth of Nations› von 1776 erschien solche Großwirtschaftslehre auch als wissenschaftliche Theorie. Die beiden klassischen Leitwerke der eigenständigen modernen Volkswirtschaftslehre stammten von einem Arzt und einem Professor der Moralphilosophie. Sie erkannten Wirtschaft in einem großen Land und in der erschlossenen Welt als ein von Staat und Politik trennbares System mit eigenen natürlichen Gesetzlichkeiten, und sie verlangten Freiheit für diese in Abschüttelung merkantilistischer Gängelung. Hinter beiden Ideenkreisen stand der weltliche Rationalismus des Aufklärungsjahrhunderts, dort in Verbindung mit empirischer Biologie, hier

mit Sozialpsychologie. Quesnay wie Smith haben jeweils drei gesellschaftliche Hauptgruppen als Träger der entscheidenden Funktionen im Wirtschaftsprozeß herausgestellt. Sie können insofern auch als Väter einer von wirtschaftlichen Strukturen hergeleiteten analytischen Soziologie gelten; deren Beginn mag zugleich in der Daueropposition der Intelligenz gegen die politischen Autoritäten liegen, wie sie bei Smith und bei Rousseau, dem Autor des ‹Gesellschaftsvertrages› von 1762, endgültig hervortrat.

Auch für diese Wissenschaft war die Lösung von theologischer Überlieferung sowie eine kritische Trennung von primär politischem Denken wesentlich. So mußte das weltöffentliche Auseinandertreten von staatlicher und von gesellschaftlicher Ordnung mit dem Obsiegen der modernen gesellschaftlichen Ordnung in der großen Französischen Revolution von 1789 notwendig diesen Wissenschaftsprozeß beschleunigen. Vor allem durch Voltaires kultursoziologische Ausdeutung wurde der Horizont des Fortschrittsglaubens dabei ein universalhistorischer.

In der engeren Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung wirkten sich diese Anregungen auch in England und Frankreich erst seit den späten 1750er Jahren aus. Die weiträumiger als Stetten, Gotzkowsky und Möser ausgreifende deutschsprachige Fachliteratur beginnt in kennzeichnender Weise mit einer Übersetzung von Adam Andersons ‹Historical und Chronological Deduction of the Origins of Commerce› von 1763/64, die 1773–79 bei Hartknoch in Leipzig erschien. Es folgten der Braunschweiger Geschichtsprofessor und Smith-Anhänger August Ferdinand Lueder mit einer ‹Geschichte des Holländischen Handels› nach einem Buch von Elie Luzac 1788 und der Hallenser Professor des Staats- und Lehnrechts Friedrich Christoph Jonathan Fischer mit einer stoffreichen ‹Geschichte des deutschen Handels›, Hannover 1785–92. Die auffällige Rolle des tertiären Wirtschaftssektors erklärt sich offenbar aus der frühliberalen Zeittendenz von Quesnay und Smith. Die ‹Physiokratie› des ersteren und die einsetzende ‹Bauernbefreiung› führten dann unmittelbar zu ähnlichem Interesse an der Agrargeschichte: 1799–1802 erschien in Görlitz von dem dortigen Senator, Juristen und Sprachforscher Karl Gottlob (v.) Anton eine erste ‹Geschichte der deutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis zu Ende des 15. Jahrhunderts›, die freilich nur bis zur Mitte des 14. reichte. Die Art dieses fleißigen Quellensammlers, die mittelalterliche Agrarwelt darzustellen, war dem physiokratischen Wirtschaftsdenken gegenüber eine altertümliche, weil

die Verfassungsgeschichte des Feudalzeitalters ohne Kritik abbildende: Sie lenkte damit letztendlich in die Bestätigung des traditionellen deutschen Ständestaates zurück.

Schon in den Anfangsjahrzehnten deutscher wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Literatur zeigt sich also auch in Büchern überörtlicher Thematik eine doppelte, eine progressive und eine konservative, Orientierung. Die erstere ging großenteils auf westeuropäische Anstöße zurück. Die letztere erhielt dadurch eine natürliche Stütze, daß alle hier genannten Autoren mit Ausnahme Gotzkowskys hauptberuflich Juristen waren. Erst das 19. Jahrhundert sollte auch in Deutschland Fachhistoriker und Volkswirte dafür hervortreten sehen.

Der Vormärz, die Jahrzehntespanne bis zur ‹bürgerlichen Revolution› von 1848/49, zeigte in Deutschland auf dem wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Felde wenig Bewegung. Die praktisch ausgerichtete ‹Nationale Ökonomie› Friedrich Lists nahm zwar liberale Züge der Zeit von Bauernbefreiung und Gewerbefreiheit auf, verstand sich aber zugleich als System für das Industrialisierungsland Deutschland im Sinne von ‹Los von England!› und los von seiner als kosmopolitisch angegriffenen klassischen Volkswirtschaftslehre. Frühromantische Berührungen mit der Historischen Rechtsschule, die dem allgemeinen Naturrecht die nationale Besonderheit der Rechtsgestaltung aus dem jeweiligen ‹Volksgeist› entgegenstellte, sind unverkennbar. Hegels Geschichtsphilosophie verstand diesen Volksgeist als Teilverwirklichung eines geschichtsgestaltenden Weltgeistes, sie ordnete aber idealistisch die Erwerbswelt der bürgerlichen Gesellschaft der höheren Ebene des der Allgemeinheit dienenden Staates unter. Eine dramatische geistesgeschichtliche Spannung entstand, als Marx und Engels in ihrem ‹Kommunistischen Manifest› von 1848 Hegels System mit ihrer Geschichtslehre des historischen Materialismus auf den Kopf stellten. Von ihren Anhängern sind diese sozialistischen Führer aus dem preußischen Rheinland gelegentlich nicht nur als bahnbrechende Wirtschaftstheoretiker und Soziologen, sondern auch als Neubegründer einer vertieften Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung gerühmt worden.

Diese These rief nach dem Ersten Weltkrieg den streitbaren konservativen Historiker Georg v. Below mit der Gegenbehauptung auf den Plan, die Ausgangspunkte der deutschen wissenschaftlich-wirtschaftsgeschichtlichen Literatur hätten vielmehr in der roman-

tischen Richtung der Geschichtsschreibung schon vor dem Auftreten von Marx und Engels gelegen. Seinem Buch über die ‹Deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zur Gegenwart› (1916, 2. Aufl. 1924) fügte er einen Aufsatz bei, in dem er bei dem Brandenburghistoriker Georg Wilhelm v. Raumer bereits 1837 und 1851 unabhängige Formulierungen einer ökonomischen Geschichtsauffassung (ohne Klassenkampfthese) nachwies. Belows Meinung hatte dadurch vermehrtes Gewicht, daß er selbst ein ausgewiesener Kenner mittelalterlicher Agrar- und Gewerbegeschichte war. Er wirkte stärker als in dieser Frage durch seine heftige Ablehnung der Einbeziehung der Soziologie in die Geschichtswissenschaft. Die Brücke zur deutschen Volkswirtschaftslehre des Jahrhunderts zu schlagen erleichterte ihm die Entfaltung der Historischen Schule der Nationalökonomie, die er als Tochter der Historischen Rechtsschule und der lokal- und territorialgeschichtlichen Einzelforschung ansah.

Über die ältere Historische Schule der Professoren Hildebrand, Roscher und Knies und über die jüngere oder sozialethische Historische Schule um Gustav v. Schmoller, Lujo v. Brentano, Werner Sombart und den ‹Verein für Socialpolitik› und seinen angeblichen ‹Kathedersozialismus› ist viel geschrieben worden. 1843 und 1854 erschienen Programmschriften von Roscher und von Knies über ‹Staatswirtschaft› bzw. ‹Politische Ökonomie› nach ‹geschichtlicher Methode›. Die Gruppe setzte sich in immer deutlicheren Gegensatz zur theoretischen ‹klassischen› Volkswirtschaftslehre und wollte Theorie nur aus der empirischen Untersuchung der Wirtschaftsgeschichte und der durch sie gelehrten Einzelerfahrung ableiten. Sie blieb aber schon durch die Fakultätsgrenzen von der eigentlichen, weitgehend auf den Rankeschen Historismus festgelegten Historikerzunft geschieden. 1874 erschien von Roscher eine ‹Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland›, seit 1879 von dem Innsbrucker Professor der politischen Wissenschaften Th. Inama v. Sternegg eine erste ‹Deutsche Wirtschaftsgeschichte›, die in vier Bänden bis zum Ausgang des Mittelalters reicht. Die Absicht der geschichtlichen Methode erstreckte man immer mehr auch auf die von den politischen Historikern ausgebildete kritische Quellenforschung. Schmoller und seine Anhänger taten es diesen an Ansturm auf die Archive gleich und häuften Berge von Dokumentationen auf. Seit 1892 gab Schmoller die gewaltige Quellenedition der ‹Acta Borussica, Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert›, mit mehreren rein wirtschaftsge-

schichtlichen Bändereihen, heraus. Das war nicht zufällig ein Hohes Lied des Hohenzollern-Merkantilismus. Bismarck war bekanntlich nach der ‹Gründerkrise› 1878/79 zum Sozialistengesetz und zu neomerkantilistischer Außenwirtschaftspolitik umgeschwenkt.

Der Stolz auf den auch im Ausland anerkannten Erfolg der ‹deutschen Schule der Volkswirtschaftslehre› wurde im Kaiserreich kaum durch wissenschaftliche Gegenveröffentlichungen von Marxisten in Frage gestellt. Hingegen blieb der Sieg über die ‹westliche› klassische Ökonomie schon in Österreich ein halber, weil die ‹österreichische Schule› von Carl Menger in Wien, die ‹Grenznutzenschule›, subjektivistische oder psychologische Schule, sie scharfsinnig weiterbildete. In einem Methodenstreit mit Menger von 1883 bestritt Schmoller den Sinn von abstrakten Theorien mit Gesetzesableitungen naturwissenschaftlicher Art; es gelang ihm jedoch nicht, gegenüber einer weltweiten problembewußteren Mehrheit der Wirtschaftswissenschaft die Überlegenheit seines ‹speziellen› geschichtlichen Erkenntniswegs zu beweisen. So hinterließ er den Eindruck eines verengten Wissenschaftsverständnisses und der Begrenzung seiner Ergebnisse auf wirtschaftspolitische Kunstregeln nach Art des Merkantilismus.

Ein Vorzug der jüngeren Historischen Schule, den sie übrigens als Gemeingut ‹evolutionistischer Wissenschaft› (E. Salin) mit dem bekämpften Marxismus teilte, war die Betonung einer unlösbaren Verbindung von Wirtschafts- und Sozialgeschichte über die Preis- und Lohnthematik hinaus. Die Schriften des Vereins für Socialpolitik wurden für die spätere Sozialgeschichtsschreibung eine wahre Quellenfundgrube empirischer Soziologie, genauer Soziographie, über zahlreiche Gruppen der Mittel- und Unterschichten bis in die Alltagsgeschichte hinein. Schmoller meinte, die Volkswirtschaftslehre stehe zwischen den angewandten Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften, zu denen er die Gesellschaftslehre und überhaupt die Sozialwissenschaften rechnete; er wollte aber Ökonomie und Soziologie gemeinsam einer einheitlichen ethischen Wertung unterworfen wissen. Damit zog er einen weiteren Graben gegenüber der modernen westlichen Soziologie im Gefolge Auguste Comtes, die von der Wesenseinheit aller Wissenschaft ausging und in der naturgesetzlichen Dynamik einer ‹sozialen Physik› einen gesellschaftlichen Fortschritt zu ‹positiver› Ordnung und Humanitätsreligion erblickte. Auch innerhalb der Historischen Schule blieb Schmollers Festlegung auf traditionsverbunden-sitt-

lich wertende Sozialwissenschaft nicht unangefochten. Sombart und Max Weber vertraten eine wertfreie Wissenschaft, da Werturteile stets subjektiv seien. Dieser Werturteilsstreit wurde 1893 zum zweiten Methodenstreit, in dem schließlich Webers Auffassung der ‹Sozialökonomie› obsiegte. Dieser war es, der die Historische Schule aus einer drohenden Sackgasse herausführte, indem er eine Brücke zwischen empirischer Geschichte und wirklicher Theorie baute. Sombart brachte das 1930 in die Formel von den drei Nationalökonomien: Auf die richtende und die ordnende, d.h. quantitativ-theoretische sei die verstehende in Gestalt der geisteswissenschaftlichen gefolgt, die als historische Sozialwissenschaft allgemeine Kulturzusammenhänge systematisch begreife. Weber zeigte zugleich den methodischen Ausweg aus dem Ersticken in unüberschaubaren Einzeltatsachen durch das geistige Ordnungsmittel des Idealtyps. Die herrschende Richtung des idealistischen Historismus in der politischen deutschen Geschichtsschreibung fand sich nicht durch Webers Rückzug von der Schmollerschen Staatsverklärung angezogen, dafür aber durch das Verstehensprinzip und den historischen Wertrelativismus. Nicht zuletzt wurde Webers Zurückführung wirtschaftlichen Verhaltens auf Wirtschaftsgesinnung und religiöse Grundanschauungen als idealistische Hilfestellung gegen den historischen Materialismus begrüßt.

Aus dem weiteren Bereich der Sozialgeschichte gliederten sich in der Blütezeit der Historischen Schule die zwei Fächer der historischen Volkskunde und der Kulturgeschichte aus. Der ursprüngliche Theologe Wilhelm Heinrich Riehl begann 1851 eine ‹Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik› zu veröffentlichen, in der er auch Naturgesetze des Volkstums aufdecken wollte. Tatsächlich bezog er aber in romantisch-konservativer Grundhaltung geradezu eine Gegenstellung zu Comtescher positivistischer Soziologie. Die Volkskunde siedelte sich schrittweise zwischen Kulturgeographie und literarischer Germanistik an. Die Verflechtung mit der Kulturgeschichte als anderem Fach für nichtpolitische Geschichte löste sich immer mehr durch die universalgeschichtlichen und modern-psychologischen Interessen führender Kulturhistoriker. Der Fachhistoriker Karl Lamprecht hatte 1885/86 mit einem Buch über ‹Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter› Quellenforschung im Sinne der Historischen Schule ausgebreitet, legte aber in seiner seit 1891 erscheinenden ‹Deutschen Geschichte› unter dem Einfluß Wundtscher Sozialpsychologie Zeitalterstufen des ‹Seelenlebens› zugrunde.

Nicht allein die politische Historikerschaft sah auch darin einen Einbruch naturwissenschaftlichen Gesetzesdenkens und eines soziologischen Positivismus in die Domäne der ‹allgemeinen Geschichte›. Gerade Below machte sich zum heftigsten Vorstreiter gegen Lamprechts Programm einer ‹Kultur- und Universalgeschichte›.

War das 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg in seiner Wissenschaftsgeschichte ein naturwissenschaftlich-technisches und zugleich besonders in Deutschland ein historisches und philosophisches, so hatte die Wirtschafts- und Sozialgeschichte daran ihren vollen Anteil. Scharen von hauptberuflichen Wissenschaftlern befaßten sich mit ihren Themen, wenn auch relativ wenige auf allgemeinhistorischen Lehrstühlen der philosophischen Fakultäten. Im deutschen Sprachraum gab es 1914 die erste Professur für Wirtschaftsgeschichte in Prag und für Verfassungs-, Verwaltungs-, Wirtschaftsgeschichte und Politik in Berlin, das erste besondere Wirtschaftsarchiv in Köln, die Fachzeitschrift Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. In München hatten seit 1891/92 als Vertreter der Historischen Schule v. Brentano und Lotz staatswirtschaftliche Lehrstühle inne, doch erschienen Brentanos Schriften selten in Münchner Verlagen. Auch der 1889 verselbständigte und nach München übergesiedelte Verlag C. H. Beck pflegte neben Rechts- und allgemeiner Geschichtswissenschaft diese Gebiete kaum. Als aber 1918, als einer der großen Verlegererfolge Oskar Becks, das Buch des Kultursoziologen Oswald Spengler ‹Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte› erschien, waren Lamprechtsche Gedankengänge darin deutlich sichtbar. Auch die Wirtschaftsgeschichte fehlte nur im Münchner Verlagskatalog. Es war der in Nördlingen verbliebene Teil der alten Firma, die C. H. Beck'sche Buchhandlung, die 1919 die Geschichte der wichtigen Nördlinger Lodweberei verlegte.

Nach der deutschen politischen und moralischen Katastrophe von 1945 bedurfte die Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung im ganzen weniger der ‹Entnazifizierung› als die politische, da sie sich abgesehen von der Agrargeschichte keiner besonderen Förderung erfreut hatte. Soziologische Fragestellungen waren bekanntlich weitgehend verdrängt worden. Nun wurde im sowjetischen Zonenanteil Restdeutschlands der Marxismus-Leninismus ideologische Vorgabe des in diesem Zusammenhang geförderten Faches. In den Westzonen setzte sich eine Wirtschaftspolitik der Sozialen

Marktwirtschaft durch, die weitgehend der aus der Weltwirtschaftskrise erwachsenen Keynes'schen ‹Makroökonomie› folgte, einer funktionalistischen Theorie, die staatliches Eingreifen zur Erhaltung freier Wirtschaftssysteme in Krisenzeiten vorsah. Das gleichzeitig entstandene lebhafte Interesse an Konjunkturgeschichtsforschung fand eine entscheidende Stütze an der Entfaltung der wissenschaftlichen Statistik; aus der Verbindung von stark mathematisierter Wirtschaftstheorie und statistischem Masseneinsatz elektronischer Datenverarbeitung entstand die Ökonometrie. Die ‹deutsche› historische Schule verlor durch die wissenschaftliche (Ost- und) Westintegration an Überlebenskraft gegenüber neoklassischer und postkeynesianischer Wirtschaftstheorie. Nur scheinbar gewann sie durch die Grundlagenkrise der Geschichtswissenschaft in den 1960er Jahren, eine kennzeichnende Äußerung des damaligen Umbruchs im politisch-sozialen Bewußtsein der Bundesrepublik. Die stärkste Erschütterung traditioneller Geschichtspflege ging dabei vom neuen Vordringen der Sozialwissenschaften vor allem von Amerika her aus. Daß diese in Deutschland in den 1960er Jahren in einen neuen inneren Positivismusstreit gerieten, milderte die Bedrohung des selbständigen Fachbestands der Geschichte nur wenig. Die Universitäten suchten den Angriff zunächst durch rasche Neuangliederung von neuen Lehrstühlen für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte aufzufangen. 1961 entstand neben dem Historikerverband eine deutsche Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1971–76 als Ergänzung des gängigen Geschichtshandbuchs das erste deutsche ‹Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte›. Ziemlich bald aber wurde klar, daß die allgemeine Zeitbewegung für Demokratisierung und für offenbare gesellschaftliche Relevanz der Wissenschaft auch da grundsätzliche Inhaltskritik auslöste. Sie neigte zu radikaler Sozialethik und kreiste besonders in der Studentenschaft jahrelang um einen westlichen Neomarxismus. Dauerhafter freilich blieben die Wirkungen der ‹amerikanischen› und der ‹französischen Schule›, die beide ebenfalls die Betonung wirtschaftlicher und sozialer Strukturen und Prozesse in der Geschichtsschreibung pflegten.

Die Amerikaner blieben dabei in der gewohnten Sonderung der Fächer Economic History, Business History und Social History. Die Gruppe der New Economic History ging von neoklassischer Theorie aus und setzte quantitative Daten bis zur äußersten Grenze der Tragfähigkeit ein. Sie galt daher als Vorhut einer, Geschichte

rückschauend ‹messenden›, Kliometrischen Schule, mit viel Ausstrahlung in einer als Sozialwissenschaft verstandenen Geschichtsforschung. Ihre gewagteste Neuerung war die Konstruktion einer non-factual oder hypothetical history in Parallele zur tatsächlich geschehenen. Die eher stärker in England gepflegte New Social History setzte ähnlich die Kliometrie ein, doch fehlte ihr eine entsprechend strikte ‹makrosoziologische Theorie›; überhaupt waren für sie soziale Prozesse stärker qualitativer Natur und mit wertfrei-quantitativ dargestellten ökonomischen schwer koordinierbar. Der Zugang der französischen Schule um die Zeitschrift ‹Annales-Économies-Sociétés-Civilisations› war zum großen Teil ein anderer. Sie befaßte sich hauptsächlich mit der Zeit vor 1789 und nicht eigentlich bevorzugt mit Wirtschaftsgeschichte. Die angestrebte interdisziplinäre Synthese im Sinne einer *histoire totale* hatte ihre Kernfächer in Soziologie und Anthropologie, bezog aber auch Bevölkerungsgeschichte, Kulturgeographie, Wirtschaftskunde, Psychologie, Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte ein. Deutliche Wurzeln waren Comtescher Positivismus und Emile Durkheims Lehre vom Kollektivbewußtsein. Die Autoren waren meist quellenkundige Historiker und in Zurückhaltung gegenüber strenger Theorie manchmal Vertretern der deutschen Historischen Schule ähnlich. Was sie völlig von diesen unterschied, war jedoch ihre Abwertung des idealistischen Historismus und der politischen Staatsgeschichte als einer kurzatmigen Oberflächengeschichte zugunsten der Geschichte der Tiefenstrukturen von ‹langer Dauer›. Das Schulhaupt Braudel sah mit Recht in der deutschen Verknüpfung älterer Sozialgeschichte mit Rechts- und Verfassungsgeschichte wie bei Otto Brunner einen konservativeren Grundzug. Ähnlich wie Lamprecht gestalteten die Franzosen auch Allgemeingeschichte als Geschichte von Sozialverhältnissen und Mentalitäten, und sie verwiesen auch da die politischen Ereignisse gern in bloße Chronikanhänge.

Ökonometrie, ‹Annales› und Neumarxismus kamen der ausgerufenen Reformbedürftigkeit der Geschichtswissenschaft in Deutschland entgegen. Unter Anführung von Hans-Ulrich Wehler wurde, mit gleichbetitelter Programmschrift von 1973, ‹Geschichte als historische Sozialwissenschaft› proklamiert und als Mittel der Gesellschaftsveränderung verstanden. Die um ein neues Zentrum für interdisziplinäre Forschung gruppierte Bielefelder Schule suchte ihren theoretischen Standpunkt etwa zwischen Marx und Max Weber und zwischen den Philosophen Habermas und

Popper. Sie begründete 1975 die Zeitschrift ‹Geschichte und Gesellschaft›. Während die Verbreitung der Kliometrie in der Bundesrepublik beschränkt blieb, erlangte diese Richtung moderner Sozialgeschichte bis über die politische ‹Wende› von 1982 hinaus erheblichen Einfluß. Ihr jüngstes Leitwerk, Wehlers ‹Deutsche Gesellschaftsgeschichte›, erscheint seit 1987 im Verlag C. H. Beck. Es ließe sich insofern deutschen Merkmalen zuordnen, als es von einer gleichrangigen Bedeutung von Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte mit Herrschaftsgeschichte ausgeht und bald in ausführliche Erörterungen innenpolitischer Vorgänge der Zeit eintritt. Wehlers Ablehnung traditioneller Staatshistorie gilt also auch da vor allen Vorrangansprüchen für die Außenpolitik.

Die Gruppe um ‹Geschichte und Gesellschaft› traf nicht nur auf eine Gegenbewegung der politischen Geschichtsschreibung (mit Wiederbetonung der amtlichen Aktenberichte) und auf wirtschaftspolitische Bevorzugung neoklassischer Theorie, sondern seit Mitte der 80er Jahre wider Erwarten auch auf eine teils revolutionär auftretende Gegnerschaft einer Bewegung ‹Geschichte von unten›. Deren Ursprung lag vor allem in England, wo Laienhistoriker auch aus dem ‹nichtliterarischen› Volk in sogenannten Geschichtswerkstätten unmittelbare Erinnerung an typisches Alltagsleben im mehr oder minder örtlichen Heimatumkreis zusammentrugen. Dabei wurde vor allem ‹oral history›, die unmittelbare Tonbandaufnahme der persönlichen Erzählung, als Quelle benützt, oft jede Theorie verworfen und mancher methodische Rückschritt in Kauf genommen. Eine feministische Geschichtsrichtung mit bewußter, oft pazifistisch-ökologischer Frauensicht schloß sich an. Der Altmeister der DDR-Wirtschaftsgeschichte Jürgen Kuczynski suchte die Strömung, mit wenig Erfolg im Westen, mit einer mehrbändigen ‹Alltagsgeschichte des deutschen Volkes› seit 1600 als Wasser auf die Mühlen marxistischer Geschichtslehre zu nutzen. Die Bielefelder sahen vor allem die Gefahr des Rückfalls aus kritischem Rationalismus in verschwommene soziale Kleinwelt-Nostalgie, andere erblickten mit Grund Tendenzen eines gewaltlosen Anarchismus. Von Rousseaus ‹Zurück zur Natur› und der Romantik her tauchten Ideenbruchstücke in neuen Partnerschaften dieses jüngsten, vom sozialwissenschaftlichen Ansatz wieder wegstrebenden Sozialgeschichtseifers auf.

In der mehr als zweitausendjährigen Geschichte der Geschichtsschreibung seit Herodot ist der Zweig der Wirtschafts- und Sozial-

geschichte immer noch ein junger Trieb aus Kräften eigentlich modernen Denkens und Empfindens. Durch die Verflechtung seiner Entstehung und Entwicklung mit jener der systematischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften formierte sich ein ‹interdisziplinäres› Fach, das sich doch auch keinesfalls aus dem Gesamtzusammenhang des Vergangenheitsfachs Geschichte lösen konnte und durfte. Das bedeutete gerade in Deutschland, wo der Graben zwischen Geistes- und Naturwissenschaften auch in der akademischen Organisation besonders tief ausgehoben wurde, Herausforderung und Belastung, aber zugleich einen eigentümlichen Reiz für Forscher, Autoren und Leser, die kritischen Fleiß und theoretische Denkarbeit zugleich schätzen. Wo der Auseinandersetzung um Dualismus oder Einheit der Wissenschaft aus Fachüberheblichkeit oder Resignation aus dem Wege gegangen wird, muß die Beschäftigung mit Wirtschafts- und Sozialgeschichte ihre eigentliche Fruchtbarkeit verlieren. Auch in diesem Falle wird sie aber aus dem allgemeinen Geschichtsbild nicht mehr auf ihre Anfangsrolle im 18. Jahrhundert zurückverdrängt werden können. Erst recht ausgeschlossen ist ihr Stilrückzug in die Zeit vor dem Aufkommen quellenkritischer Geschichtswissenschaft. Wenn heute inmitten einer hochtechnisierten Gesellschaft ein durch unsere Religion vermeintlich nicht voll befriedigtes Bedürfnis nach sogenannten postintellektuellen Mythen angemeldet wird, so muß die Wirtschaftsgeschichte schon von der starken inneren Rationalität ihres Stoffgebiets her eher ein Fach weltlicher Entmythologisierung bleiben. Ein seit 1969 weit verbreitetes englisches Buch über technologischen Wandel und industrielle Entwicklung in Westeuropa seit 1750 trägt zwar den Titel ‹Der entfesselte Prometheus›, es verwendet aber den antiken Mythos vom Feuerbringer «vorbedacht» zur Rechtfertigung moderner Problembewältigung mittels angewandter Erfindungen. Auch die Wiederbelebung uralter Angstmythen gegen die Industriewelt muß wirtschaftsgeschichtliche Forschung nicht als solche verunsichern, sondern nur nachdenklicher machen.

Mythenvermittlung im besonderen Bereich der Sozialgeschichte hat ein doppeltes Gesicht. Geschieht sie kritisch-analysierend als Teil der historischen Mentalitätserforschung, so vermag sie wie in interessanten Werken der ‹Annales›-Schule Einsichten in Motive des Gruppenverhaltens beizutragen. Anders liegt es mit bewußter Einbringung von Mythen in die Stoffdarbietung zwecks historischer ‹Sinnstiftung› für die Gegenwart, zur aktuellen Selbstbestäti-

gung der Gruppenbedeutung und Festigung der Gruppenidentität. Wo bildhaftes Begreifen, unmittelbar erleuchtende ‹Schau› am Lernen aus gemeinsamer Vergangenheit beteiligt werden soll, droht auch der Sozialgeschichte der Verlust wissenschaftlicher Denkstrukturen überhaupt. Irgendwann und irgendwo fällt sie dann leicht in die Netze von Nationalismus und Rassenüberheblichkeit, in Bauernmythos oder heroisierenden Proletariermythos oder andere derartige Verklärungen, wenn nicht in Ersatzreligionen.

Allerdings braucht das grundsätzliche Festhalten an Erkenntnis durch systematische Forschung für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte keine besondere Beschränkung ihrer anschaulichen Darstellung zu bedeuten. Der auch durch unsere Fernsehkultur mit genährte Wunsch nach allgemeinverständlichen, phantasieanregenden Bildern und Zeichen anstelle schwieriger Lesetexte, Theorien und Verlaufsmodelle fordert zwar auch dieses Doppelfach heraus. Es teilt aber in dieser Hinsicht trotz seiner interdisziplinären Mehrlast Rolle und Chancen des vielgestaltigen Gesamtfachs Geschichte ohne Sonderweg in eine künstliche Randlage oder Spezialistenecke hinein. Mit guter innerer Notwendigkeit ist Beschäftigung mit Geschichte auch in unserer nach wie vor zu Verwissenschaftlichung strebenden Gegenwart nicht ein alleiniges Feld ganzer oder halber Wissenschaft geworden. Sie bedarf sogar als solche des Umfelds der vielen ‹Laienfreunde›, die in ihr nicht nur Belehrung und auch nicht nur Nutzanwendung suchen, sondern auch Anregung der Erinnerung, Gemütsbewegung, Lese- und Schaulust. So hat die Wirtschafts- und Sozialgeschichte ihren Platz auch im Museum und – unabhängig vom verbreiteten fachwissenschaftlichen Katalog – in der Ausstellung, in Roman, Theater und Film behalten. Sie braucht ihren Anteil an diesen ansprechend erzählenden Formen einer teils ja nur ungefähren Vermittlung gerade deshalb, weil Strukturgeschichte und erst recht Kliometrie in diesem weiteren Umkreis sonst leicht einen Eindruck von Öde und einen Anlaß der vielberedeten Geschichtsmüdigkeit schaffen können. Auch da wird das Bild wohl das Wort ergänzen, das gedruckte Wort aber nie ersetzen können. Wer das Fach Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in dieser oder jener Gestalt zu vertreten hat, wird daher die Rolle von Buchverlagen zu schätzen wissen, die es noch auf sich nehmen, der Fachwissenschaft und einem weiteren Leserkreis zugleich zu dienen. Noch heute gibt es in ihnen zum Glück Unternehmer, die Gewinn und Verlust nicht einseitig unter nur kaufmännischen Gesichtspunkten sehen.

WOLFGANG RÖD

Kontinuität und Diskontinuität in der Philosophiegeschichte

Wer den Weg der Philosophie durch die Jahrtausende überblickt, wird nicht nur bemerken, daß dieser Weg streckenweise sich wie eine landschaftsbeherrschende Heerstraße, streckenweise aber wie ein steiniger Karrenweg ausnimmt; er wird nicht nur verwirrt sein durch die oft unübersichtlichen Windungen und Verzweigungen dieses Wegs; sondern er könnte vielleicht sogar den Eindruck gewinnen, daß es sich gar nicht um einen einzigen Weg handelt, sondern daß er sich bald irgendwo verliert und daß bald einige Zeit später ein neuer Weg sich abzuheben beginnt. Wenn es sich so verhielte, wäre die Situation in der Philosophiegeschichte ähnlich wie in der Wissenschaftsgeschichte, wo häufig ebenfalls nicht von einer kontinuierlichen Entwicklung ausgegangen, sondern angenommen wird, daß es wissenschaftliche Revolutionen gegeben habe, in denen sich der Rahmen der wissenschaftlichen Theorienbildung radikal änderte.

Auch in der Entwicklung der Philosophie scheint Diskontinuität zu herrschen, mindestens auf den ersten Blick. Gibt es nicht wirklich Zäsuren, nach denen in der Philosophie nichts mehr so war wie vorher? Man braucht nur an Descartes zu denken, der im methodischen Zweifel mit dem Realismus der natürlichen Einstellung brach und mit dem Grundsatz «Ich denke, also bin ich» das selbstbewußte Ich zum Ausgangspunkt seines Systems machte, um die Annahme einer kontinuierlichen Entwicklung der Philosophie als fragwürdig zu empfinden. Andere Beispiele tiefgreifender Zäsuren der Philosophiegeschichte lassen sich unschwer finden. Besonders folgenschwer war sicherlich die «Umänderung der Denkungsart», die Kant vornahm und die er mit der kopernikanischen Wende in der Astronomie verglich. Angesichts solcher Beispiele scheint kaum bezweifelt werden zu können, daß im Verlauf des Wegs der Philosophie neue Gedanken aufgetreten sind, die im vollen Wortsinn epochemachend waren.

Trotzdem erweist sich bei genauerer Prüfung der Anspruch unbedingter Originalität, mit dem manche philosophische Neuerungen vorgetragen wurden, als keineswegs selbstverständlich. Immer wieder nämlich läßt sich zeigen, daß das Neue nicht absolut neu, sondern in älteren Auffassungen angelegt war. Um das frühe-

re Bild nochmals aufzunehmen: Der Weg der Philosophie reißt nirgends vollkommen ab und nirgends beginnt er völlig unvermittelt von neuem, sondern stets lassen sich Verbindungen finden, und seien sie auch nur unscheinbare Pfade.

Im folgenden soll ein einzelnes Beispiel den Gedanken illustrieren, daß alles Neue in der Geschichte der Philosophie vor dem Hintergrund einer wesentlich stetigen Entwicklung zu sehen sei.

Als Descartes darauf aufmerksam gemacht wurde, daß sein Grundsatz «Ich denke, also bin ich» fast wörtlich schon bei Augustinus zu finden sei, zeigte er sich überrascht, daß ein Gedanke, den er für durchaus neuartig hielt, weit älter als tausend Jahre sein sollte. Er begann sogleich in den Werken des Kirchenvaters zu blättern, um die Berechtigung jenes Hinweises zu prüfen. Der rückwärts blickende Philosophiehistoriker wird angesichts dieser Antizipation eines im Bewußtsein der Originalität vorgetragenen Gedankens weit weniger überrascht sein als Descartes, wenn er sich vergegenwärtigt, in wie vielen Fällen sich das vermeintlich Neue als vorweggenommen durch frühere Auffassungen erweist. Im Falle des ‹Cogito ergo sum› hat die Forschung eine ganze Reihe anderer Antizipationen dieses Gedankens auffinden können. Wenn nicht nur im Falle von Descartes' erstem Prinzip, sondern allgemein das vermeintlich Neue sich als abhängig erweist von früheren Ansätzen, in denen es sich allmählich anbahnte, dann wird die Kategorie des Neuen fragwürdig: Von etwas Neuem scheint immer nur in relativem Sinne gesprochen werden zu können.

Philosophen haben allerdings ihre Gedanken immer wieder in der – offenbar ehrlichen – Überzeugung ihrer Neuartigkeit vorgetragen. Descartes gehörte zu dieser Art Philosophen, und darum ist es aufschlußreich zu sehen, wie er auf den Hinweis der Vorwegnahme seines obersten Grundsatzes reagierte. Obwohl er nicht umhin konnte, die weitgehende Übereinstimmung seiner Formulierung mit Augustinischen Wendungen einzuräumen, hielt er den Anspruch aufrecht, einen wesentlich originellen Gedanken vorgetragen zu haben. Seine Begründung klingt überzeugend. Sie läuft darauf hinaus, daß Gedanken niemals für sich allein, sondern immer nur im Zusammenhang mit anderen Gedanken Bedeutung haben, letzten Endes im Zusammenhang eines Systems. Bei Augustinus habe das ‹Cogito› einen ganz anderen Stellenwert, sofern es einem im wesentlichen theologischen Kontext angehöre, während es bei ihm, Descartes, in einem philosophischen Zusammen-

hang stehe und dazu diene, genuin philosophische Sätze abzuleiten. Außerdem scheint das ‹Cogito› bei Augustinus nicht in dem Sinne Grundsatz zu sein, daß aus ihm andere Sätze gefolgert werden könnten, wie es in der Cartesianischen Philosophie geschieht. So gesehen, scheint Descartes' Grundsatz in der Tat ein neuer Gedanke zu sein. Seine Neuartigkeit liegt allerdings nicht in seinem unmittelbaren Inhalt, sondern in seiner systematischen Funktion.

Wenn ein Gedanke als neu gelten darf, sofern er durch den Kontext, dem er angehört, eine neuartige Funktion erhält, dann verschiebt sich die Frage nach der Möglichkeit origineller Leistungen im Bereich der Philosophie von einzelnen Gedanken auf Zusammenhänge von Gedanken, insbesondere auf Systeme. Sie muß nun lauten: Gibt es philosophische Systeme, die nicht durch Weiterentwicklung älterer Ansätze entstehen, sondern die einen völligen Bruch mit der Vergangenheit darstellen?

Auf den ersten Blick könnte man geneigt sein, diese Frage zu bejahen. Wiederum aber zwingt die Berücksichtigung der historischen Zusammenhänge zu einer Relativierung: Auch in der Entwicklung systematischer Konzeptionen zeigt sich viel mehr Stetigkeit, als bei oberflächlicher Betrachtung vorhanden zu sein scheint. Auch Systeme haben eine Vorgeschichte, bahnen sich allmählich an, auch wenn sie ihre definitive Gestalt erst durch die Leistung einzelner erhalten.

Das Beispiel der Cartesianischen Philosophie kann das veranschaulichen. Obwohl Descartes für sein System Originalität in Anspruch nahm, zeigt der Vergleich mit den Überlegungen Augustins, daß die Übereinstimmung auch im Hinblick auf den systematischen Zusammenhang viel größer ist, als Descartes einzuräumen bereit war. War er also im Unrecht, wenn er einen fundamentalen Unterschied seiner und der Augustinischen Philosophie unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhangs der Gedanken behauptete?

Niemand wird ernstlich bezweifeln, daß in Descartes' Philosophie wirklich etwas Neues zum Ausdruck kommt. Wenn dieses Neue aber weder im obersten Prinzip als solchem noch im systematischen Zusammenhang der metaphysischen Grundgedanken gefunden werden kann, dann wird die Frage dringlich, wo es zu suchen sei.

Offensichtlich ist es die Zielsetzung der Cartesianischen Philosophie, in der sich etwas Neues, früher so nicht Dagewesenes

zeigt. Sie besteht darin, den Erkenntnisanspruch der modernen Naturwissenschaft zu erörtern und wenn möglich zu rechtfertigen. Die mathematische Physik schien ja das alte Ideal sicherer Wirklichkeitserkenntnis in einer bisher nicht für möglich gehaltenen Weise erreichbar zu machen. In diesem Sinne herrscht in der Phase der Etablierung der neuzeitlichen Naturwissenschaft ein ausgeprägter Erkenntnisoptimismus. Wissenschaftler und Philosophen waren vielfach überzeugt, daß die Wissenschaft nicht nur immer neue Bereiche erobern, sondern auch imstande sein würde, das menschliche Verhalten durch Rationalisierung auf eine neue, vermeintlich sichere Grundlage zu stellen.

In dieser Situation schien der Philosophie vor allem die Aufgabe zuzufallen, die eindrucksvollen Leistungen der neuen Wissenschaft begreiflich zu machen. Dabei wurde der Charakter wissenschaftlicher Theorien zwar mißverstanden, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die in bestimmter Weise interpretierte Wissenschaft die zeitgenössische Philosophie nachhaltig beeinflußte. Wenn die Wissenschaft, wie man überzeugt war, das leistete, was bisher stets von der Philosophie erwartet worden war – nämlich das Wesen der Wirklichkeit zuverlässig zu erkennen –, dann konnte es nicht mehr Aufgabe der Philosophie sein, sozusagen in Konkurrenz mit der Wissenschaft ebenfalls nach Wirklichkeitserkenntnis zu streben. Ihre Aufgabe schien nur mehr darin bestehen zu können, den Erkenntnisanspruch der Wissenschaft zu prüfen, seine Voraussetzungen aufzuzeigen und womöglich zu begründen.

Hier zeigt sich also in der Tat etwas Neues. Die neue Betrachtungsweise erweist sich offensichtlich als bedingt durch das Auftreten der modernen Wissenschaft, also durch einen historisch kontingenten Faktor. Erst wenn die Wissenschaft in dieser bestimmten Gestalt und mit diesem bestimmten Erkenntnisanspruch konstituiert ist, kann ja gefragt werden, wie und unter welchen Bedingungen Erkenntnis, wie sie die Wissenschaft anstrebt, möglich ist. Der Charakter der Philosophie ändert sich mit der Zielsetzung, die die Systematisierungsbemühungen leitet, und diese hängt ab von einer Tatsache, die historisch bedingt ist: dem Aufkommen der mathematischen Naturwissenschaft. Mögen daher auch strukturelle Übereinstimmungen moderner und älterer Philosophien festzustellen sein, und mag auch dieser oder jener Satz – wie das ‹Cogito ergo sum› – früher antizipiert worden sein; auf Grund der Orientierung der neuzeitlichen Philosophie unterscheidet sie sich von allen Formen des älteren philosophischen Denkens

und läßt sich daher nicht als bloße Verlängerung älterer philosophischer Tendenzen verstehen.

Die Rolle, die in dem hier gewählten Beispiel die Wissenschaft spielt, haben in anderen Fällen die Religion, das Recht, die Politik, die Ökonomie gespielt. Es ist kein Zufall, daß jene Philosophen, die an der Entwicklung ‹neuer› Konzeptionen entscheidenden Anteil hatten, oft nicht nur, manchmal nicht einmal ursprünglich Philosophen, sondern Wissenschaftler, Juristen, Theologen, Ökonomen usw. waren. Immer wieder waren es Bereiche wie die hier genannten, die der Philosophie Anlaß gaben, unter neuen Gesichtspunkten die Zusammenhänge ihrer Probleme neu zu sehen.

Entwickelt sich die Philosophie, und namentlich die Metaphysik, vor allem unter dem Einfluß von Veränderungen in anderen Bereichen, namentlich aber unter dem Einfluß von Veränderungen im Bereich der Wissenschaft, dann scheint aus Diskontinuitäten in diesen Bereichen auf die Diskontinuität auch der Entwicklung der Philosophie geschlossen werden zu können. Tatsächlich reichen aber derartige Einflüsse nicht so tief, daß sie Diskontinuitäten im Kernbereich der Philosophie bzw. der Metaphysik zur Folge hätten, die den Namen der Philosophie mehrdeutig werden ließen. Insbesondere zeigt sich, wenn man auf jenen fundamentalen Bereich der Philosophie zurückgeht, der ‹Erste Philosophie› (*Prote philosophia, Prima philosophia*) heißt, eine Stetigkeit, die von Veränderungen der oben angedeuteten Art nicht aufgehoben wird. Seit jeher standen Fragen nach den Bedingungen, unter denen sich diese oder jene Art von Erkenntnis und letztlich Erkenntnis überhaupt als möglich begreifen lassen, im Mittelpunkt der Philosophie. Diese Problematik durchzieht unter dem Titel einer Ersten Philosophie wie ein roter Faden die Geschichte der Philosophie, indem sie im Wandel spezieller Gesichtspunkte, von Methoden und Prinzipien auch die auf den ersten Blick unterschiedlichsten Konzeptionen verbindet. Die wesentliche Intention des philosophischen Denkens bleibt somit erhalten, auch wenn sich die Bedingungen, unter denen sie zur Geltung kommt, ändern.

Das Neue, das im Verlauf der Geschichte der Philosophie zweifellos zutage trat, gehört somit nicht dem Bereich der Grundfragen an, die im wesentlichen gleich bleiben, sondern muß auf der Seite der Antworten gesucht werden. Damit soll nun aber nicht geleug-

net werden, daß auch die fundamentalen Fragen der Ersten Philosophie durchaus eine Entwicklung erkennen lassen, sofern sie nach und nach klarer gestellt und von äußerlichen Zutaten gereinigt wurden.

Die Unterscheidung zwischen einem Moment der Stetigkeit und einem Moment der Veränderlichkeit macht es möglich, einerseits von der Neuartigkeit von Gedanken und Gedankensystemen zu sprechen, die im Verlauf der Geschichte auftraten, andererseits aber den Zusammenhang des Neuen mit älteren Auffassungen, ja seine Bedingtheit durch die Traditionen der früheren Philosophie anzuerkennen. Gleichzeitig läßt sich so ein Paradox entschärfen, das sich aus der philosophiegeschichtlichen Kontinuitätsthese zu ergeben scheint. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß es schlechthin Neues nicht gebe, dann scheinen spätere Auffassungen nur als Entfaltungen älterer Ansätze aufgefaßt werden zu können. Letzten Endes scheint man annehmen zu müssen, daß der wesentliche Gehalt der gesamten Philosophie schon in ihren Anfängen sozusagen keimhaft angelegt gewesen sei. Das ist offensichtlich inakzeptabel. Umgekehrt aber hat auch die Anerkennung revolutionärer Brüche in der Geschichte der Philosophie, bewirkt durch das Aufkommen absolut neuartiger Ideen, eine unannehmbare Konsequenz: Es scheint unter dieser Voraussetzung nicht mehr möglich zu sein, von *der* Philosophie zu sprechen, sondern der Name der Philosophie wird streng genommen mehrdeutig. Die Philosophen der verschiedenen, voraussetzungsgemäß voneinander durch radikale Brüche getrennten Epochen wären daher eigentlich nicht Vertreter derselben Disziplin, d.h. sie hätten gar nicht über dieselben Probleme diskutiert.

Das Dilemma läßt sich entschärfen, wenn man einsieht, daß die Schritte, die die Philosophie seit ihren Anfängen bis in unsere Zeit getan hat, als Schritte eines einheitlichen Weges zusammenhängen, und daß dieser Weg, ungeachtet aller ephemeren Abweichungen und gelegentlichen Abirrungen aufs ganze gesehen eine einheitliche Richtung erkennen läßt. Gleichzeitig verläuft er aber nicht immer auf derselben Ebene, sondern erreicht über höhere oder niedrigere Stufen verschiedene Niveaus. Ohne Bild: Die Einheit der Philosophiegeschichte beruht auf der Konstanz der zentralen Problematik; die Unterschiede philosophischer Konzeptionen hängen mit den variablen Bedingungen zusammen, unter denen jeweils versucht wurde, die fundamentalen Probleme zu bewältigen.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt nochmals die Carte-

sianische Philosophie, so zeigt sich deutlich, daß sie wesentlich mit der fundamentalen Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis zu tun hat. Das ‹Cogito ergo sum› ist Ausgangspunkt eines Weges, der über die Bestimmung des Ich als endlicher geistiger Substanz zur Erkenntnis Gottes als Garant von Urteilen auf Grund deutlicher Begriffe – d.h. vor allem wissenschaftlicher Urteile – führt. Offensichtlich ging es Descartes vor allem um den Erkenntnisanspruch der mathematischen Naturwissenschaft. Das allgemeine Problem der Möglichkeit von Erkenntnis nahm für ihn unter dem Einfluß von Bedingungen, die für seine Zeit charakteristisch waren, eine bestimmte Gestalt an. (Daß daneben noch eine Reihe weiterer Voraussetzungen eine Rolle spielten, die die Konkretisierung der fundamentalen Problematik beeinflußten, ist ebensowenig zu übersehen wie der Umstand, daß alle diese Bedingungen ihrerseits eine Vorgeschichte hatten.)

Nur relativ auf eine kontinuierliche Entwicklung läßt sich also von philosophischer Originalität sprechen. Zweifellos gibt es das Neue, aber es ist niemals absolut neu. Auch das so verstandene Neue taucht nicht plötzlich auf, sondern wird allmählich angebahnt, um eines Tages im Denken eines Philosophen, der die Zusammenhänge tiefer, klarer und umfassender begreift, fest umrissene Gestalt anzunehmen.

Die Einsicht in das Verhältnis von Kontinuität und Originalität hat Konsequenzen für die Philosophiehistorie. In erster Linie erweist sich eine sozusagen punktuelle philosophiehistorische Untersuchung als notgedrungen provisorisch. Selbstverständlich lassen sich philosophische Auffassungen unabhängig vom geschichtlichen Kontext, namentlich unabhängig von ihrer Vorgeschichte, darstellen, aber in diesem Falle wird der weitere Entwicklungszusammenhang gewöhnlich stillschweigend vorausgesetzt. Versucht man dagegen, die größeren Entwicklungszusammenhänge überhaupt auszublenden, dann kann man zwar versuchen, diese oder jene philosophische Auffassung in direkter Interpretation hermeneutisch zu erschließen, man verstellt sich aber die Sicht auf wesentliche ihrer Aspekte. Wo die Konzentration auf einzelne philosophische Entwürfe vorherrscht (wie z.B. in der Existenzphilosophie), ist keine Philosophiegeschichte im umfassenden Sinne entstanden, wie sie etwa unter den Bedingungen der Hegelschen oder der neukantianischen Philosophie gedeihen konnte.

Gleichzeitig erweisen sich bei Berücksichtigung des beschriebe-

nen Verhältnisses von Stetigkeit und Veränderung in der Geschichte der Philosophie nicht nur die Höhepunkte der philosophischen Entwicklung als wichtig. Es ist ebenso nötig, den Weg der Philosophie sozusagen auch durch die Niederungen zu verfolgen, durch die er streckenweise geführt hat und die durchschritten werden mußten, wenn man einem bestimmten Ziel näherkommen wollte.

Schließlich hat als wichtige Folge der angedeuteten Betrachtungsweise die Forderung zu gelten, die Geschichte der Philosophie, soweit dies die Sache verlangt, mit Wissenschaftsgeschichte, Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte usw. in Verbindung zu bringen. Obwohl es einen Bereich autonomer philosophischer Probleme gibt, deren Vernachlässigung die Preisgabe der Philosophie im eigentlichen Wortsinn bedeuten würde, ist nicht zu übersehen, daß die Auseinandersetzung mit jenen Problemen meist unter Bedingungen stand, die mit Beziehungen zwischen der Philosophie und anderen Disziplinen bzw. Kulturbereichen zu tun haben.

Die Anerkennung eines autonomen Kernbereichs philosophischer Fragen bewahrt die Philosophiehistorie vor der Versuchung dieser oder jener Art von Reduktionismus. Weder wird sie, wenn sie auf dem Boden der angedeuteten Auffasssung steht, bereit sein, in philosophischen Ideen lediglich einen Überbau über der sozio-ökonomischen Basis zu sehen, noch wird sie in der Art der ideologiekritischen Sicht die philosophischen Gedanken lediglich als Masken andersartiger, namentlich mythischer oder theologischer, Vorstellungen deuten wollen.

Die Philosophiehistorie wird vielmehr, wenn sie davon ausgeht, daß die Geschichte keine Sprünge macht und daß gleichzeitig doch Neues (als relativ Neues) möglich ist, den Verflechtungen der Philosophie mit anderen Bereichen der Kultur nachgehen können, ohne dabei die Selbständigkeit des philosophischen Denkens zu leugnen. Sie läßt Versuche sinnvoll erscheinen, die Originalität philosophischer Konzeptionen hervortreten zu lassen, ohne dabei deren Zusammenhang mit früheren Auffassungen aus den Augen zu verlieren. Sie erlaubt schließlich als wichtige Extrapolation im Hinblick auf die weitere Entwicklung der Philosophie die Annahme, daß die Stetigkeit, die sich in der Geschichte aufweisen läßt, auch die Gegenwart mit der Zukunft verbinden wird. Solange es eine Philosophie gibt, wird allerdings mit neuen Gedanken zu rechnen sein – Gedanken, die sich inhaltlich natürlich nicht vorher-

sagen lassen, von denen aber anzunehmen ist, daß sie, solange es überhaupt Philosophie in unserem Sinne gibt, jener Stetigkeit verpflichtet sein werden, die die Philosophie ihrer eigentlichen Problematik verdankt.

GÜNTER STEMBERGER

Aufgaben und Ziele der Judaistik

Im Jahr 1763, als der Verlag Beck in Nördlingen entstand, gab es noch keine Judaistik als objektive Wissenschaft, die sich mit allem Jüdischen im weitesten Sinn befaßt hätte. Wohl aber entstanden gerade damals einige wichtige Voraussetzungen. Im selben Jahr gewann Moses Mendelssohn den Preis der Preußischen Akademie zu Berlin mit seiner ‹Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften› und schrieb den ersten Dialog seines ‹Phädon› über die Unsterblichkeit der Seele, der ihn weit über die Grenzen Deutschlands berühmt werden ließ. Damit war erstmals ein Jude anerkannter Gesprächspartner der literarischen und philosophischen Szene Deutschlands geworden. Aber auch in den traditionellen jüdischen Wissensdisziplinen tat sich damals Entscheidendes. In Wilna scharte der Gaon Elija Schüler um sich, die sich der kritischen Erforschung der rabbinischen Literatur hingaben; zugleich erschienen gerade damals wichtige rabbinische Werke in Übersetzung: so hatte Johann Jacob Rabe gerade seine deutsche Übersetzung der Mischna veröffentlicht (Onolzbach 1760–1763), und auch die große Sammlung von lateinischen Übersetzungen jüdischer Werke durch Biagio Ugolini, der 34bändige Thesaurus, näherte sich seiner Vollendung (1744–66).

Aus diesen und anderen Ansätzen entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten die ‹Wissenschaft des Judentums›, ein innerjüdischer Versuch, die verschiedensten Aspekte der jüdischen Geschichte und Literatur wissenschaftlich aufzuarbeiten. Anfangs hatte der ‹Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden›, 1819 im Kampf um die Emanzipation des Judentums und auch die wissenschaftliche Anerkennung seiner Leistungen gegründet, von einer jüdisch-theologischen Fakultät an der Universität geträumt; sein wichtigster Vertreter, nämlich Leopold Zunz, dachte hingegen schon von Anfang an an einen jüdischen Lehrstuhl in einer philosophischen Fakultät. Nur darin schien ihm die Objektivität und

Unabhängigkeit von den traditionellen religiösen Gemeindeautoritäten in der Erforschung aller Aspekte des Judentums, insbesondere seiner Geschichte und Statistik (d.h. Soziologie) wie auch seiner Literatur gewährleistet. Als Kompromiß mit der politischen Realität kam es zur Gründung jüdisch-theologischer Seminare in Breslau, Berlin, Budapest und Wien. Der Wunsch von Zunz, diese Wissenschaft des Judentums in einer philosophischen Fakultät einzuführen, blieb hingegen ein Traum.

Wenn auch nicht so gewollt, war die Wissenschaft des Judentums de facto zu einer innerjüdischen Veranstaltung geworden. Nur selten engagierten sich auch nichtjüdische Forscher, einen objektiveren Umgang mit den jüdischen Quellen zu finden. Der hervorragendste Vertreter dafür ist Hermann Leberecht Strack, der in seinen letzten Jahren im Verlag Beck seine verlegerische Heimat gefunden hatte. Selbst anfänglich aus der pietistischen Judenmission gekommen, hat er sich immer mehr zum Verteidiger des Judentums gegenüber antisemitischen Angriffen entwickelt. Vor allem aber ist er mit seiner ‹Einleitung in den Talmud›, erstmals in bescheidener Form in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig 1887 erschienen, später erweitert als ‹Einleitung in Talmud und Midrasch›, ab der 5. Auflage 1920 bei Beck verlegt und hier in neuem Kleid noch immer beheimatet, einer der Väter einer objektiven Erforschung der talmudischen Traditionsliteratur geworden; wie sehr ihn auch jüdische Kreise anerkannten, belegt u.a. die Tatsache, daß die auch heute noch immer nachgedruckte englische Auflage bei einem jüdischen Verlag erschien. In Theologenkreisen bekannter ist hingegen der von ihm initiierte, von P. Billerbeck erarbeitete ‹Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch› (1922–1928, Indexband 1961). Dieses wiederholt neu aufgelegte Standardwerk ist heute in gewisser Beziehung problematisch; das liegt aber weniger am Werk als vielmehr an der üblichen steinbruchartigen Weise seiner Benützung und hängt natürlich auch mit einem heute kritischeren Zugang zu rabbinischen Quellen und einem schärferen Bewußtsein für die Problematik zwischenreligiöser Vergleiche zusammen.

Eine Judaistik im eigentlichen Sinn ist im deutschen Sprachraum erst im Gefolge des Holocaust nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Heute gibt es judaistische Institute an den Universitäten Berlin, Frankfurt, Köln und Wien, kleinere judaistische Abteilungen auch in München und Freiburg jeweils im Rahmen der philosophischen Fakultäten, Instituta Judaica mit beschränkterer Ziel-

setzung an theologischen Fakultäten (evangel. in Tübingen und Münster, kathol. in Luzern).

Die Zielsetzungen der Judaistik und die Abgrenzung der Disziplin sind nicht überall dieselben, sondern weithin durch geschichtliche Gegebenheiten bedingt. Hier seien nur knapp einige Unterschiede zwischen Israel und dem deutschen Sprachraum aufgezeigt. Am breitesten ausgebaut ist die Abteilung ‹Jüdische Studien› an der Hebräischen Universität in Jerusalem; ihre einzelnen Departments umfassen alles, was auch in Europa zur Judaistik zählt: Bibel, hebräische Sprache, hebräische Literatur, Geschichte des jüdischen Volkes, Jüdisches Denken, Talmud, Jiddisch. Doch ist die Spezialisierung so weit fortgeschritten, daß man jede dieser Teildisziplinen als selbständige Studien- und Forschungsrichtung wählen kann; erlaubt die Spezialisierung auch eine viel intensivere Beschäftigung mit einzelnen Teilaspekten als dies normalerweise in Europa der Fall ist, so verhindert sie andererseits eine Gesamtschau jüdischer Kultur und Geschichte, deren Grundkenntnis einfach als durch die israelische Schulbildung und den täglichen Lebensvollzug gegeben vorausgesetzt wird.

Nicht zu übersehen sind zwei für Israel charakteristische Aspekte. Der erste betrifft die Grenzziehung zu den religiösen Institutionen. Das Studium eines Bereichs der Judaistik bildet nicht zum Rabbiner aus: dies ist ausschließlich Sache der traditionellen Talmudschulen, der Jeschibot. Da diese gewöhnlich keine eigentlichen Bibelstudien betreiben, können diese im Rahmen der jüdischen Studien entsprechend ausgebaut werden; andererseits sind die Interessen in talmudischen Studien zwischen religiösen und universitären Institutionen weithin sauber verteilt: die Universitäten konzentrieren sich vor allem auf textkritische Forschungen und Studien zum palästinischen Talmud bzw. zu Midraschim (den Bibelkommentaren der Rabbinen); der babylonische Talmud hingegen als die religiöse Autorität schlechthin bleibt in seinen religiös-inhaltlichen Aspekten zum Großteil eine Domäne der Jeschibot. Das zweite Charakteristikum jüdischer Studien, v. a. der jüdischen Geschichte einschließlich der Archäologie Israels, ist der von ihnen erwartete Beitrag zur Erhaltung jüdischer Identität und zum Aufbau eines israelischen Staatsbewußtseins. Dies erklärt auch das ausgeprägte archäologische und historische Interesse vieler israelischer Politiker (man denke nur an Mosche Dayan oder Yigael Yadin). Ein gewisser Positivismus in Israel geschriebener Darstellungen jüdischer Geschichte (wie auch der dreibändigen, von Haim Hillel

Ben-Sasson herausgegebenen jüdischen Geschichte, deren deutsche Ausgabe im Verlag C. H. Beck erschienen ist) hängt ebenfalls mit dieser staatstragenden Funktion zusammen.

Im deutschen Sprachraum muß die Judaistik (wie im Prinzip auch in anderen Ländern außerhalb von Israel) sich mit allen Aspekten des Judentums von den Anfängen des biblischen Israel bis zur Gegenwart befassen. Entsprechend der Herkunft der meisten Institute aus orientalistischen Seminaren und natürlich auch entsprechend den tatsächlichen Gegebenheiten ist der Zugang hier stark philologisch: ein gründliches Studium der hebräischen Sprache in all ihren geschichtlichen Entwicklungsstufen einschließlich des heute in Israel gesprochenen Hebräisch ist die Basis der gesamten Ausbildung, ergänzt durch Aramäisch und, je nach Spezialisierung, Arabisch, Jiddisch, Jüdisch-Spanisch und andere jüdische bzw. für die Geschichte des Judentums notwendige Sprachen.

Im Studium von Geschichte, Literatur und Religion des Judentums liegt gewöhnlich ein wesentlicher Schwerpunkt in Antike und Mittelalter als Basis der gesamten weiteren Entwicklung und als Verstehenshorizont auch des heutigen Judentums; sehr enge Querverbindungen zur Bibelwissenschaft (mit dieser auch eine gewisse Aufgabenteilung), zur klassischen Philologie und zur alten Geschichte ergeben sich hier notwendig.

Eine Konzentration auf das ‹alte Fach› ist vielfach auch durch theologische Wurzeln der Judaistik gegeben. Von dieser wird unter anderem eben auch ein Beitrag zu einem besseren Verständnis der historisch-geistigen Umwelt des Neuen Testaments und des frühen Christentums erwartet. Dieser Gesichtspunkt ist auch heute noch sehr stark, auch wenn es der Judaistik primär um ihren Gegenstand an sich gehen muß, deshalb z. B. auch rabbinische Texte nicht gleich im Blick auf ihre theologische Verwertbarkeit zu studieren sind, sondern zuerst einmal als literarische Werke, als Ausdruck jüdischen Selbstverständnisses einer bestimmten Zeit sowie als Geschichtsquellen zu untersuchen sind. Das ist nicht gegen die ‹dienende Funktion› der Judaistik wie so manch anderer kleiner ‹Orchideenfächer› im heutigen Forschungsleben gerichtet; eine solche Funktion kann aber erst dann voll geleistet werden, wenn sich die Disziplin ihrer Selbständigkeit deutlich bewußt ist, was heute im deutschen Sprachraum als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann.

Die Entstehungsgeschichte der Judaistik in unseren Breitengraden hat unvermeidlich dazu geführt, daß sie sich auch mit der

Erforschung von Geschichte und Hintergründen des Antisemitismus zu befassen hat, mit der Entwicklung der christlich-jüdischen Beziehungen, mit dem Judentumsbild in der deutschen Literatur, dem jüdischen Erbe deutsch-jüdischer Dichter und Schriftsteller und dergleichen mehr. Im allgemeinen ist hier die sprachliche Kompetenz des Judaisten nicht gefragt; so sind dergleichen Themen natürlich kein Monopol der Judaistik, sondern ihr mit der Geschichte, der Zeitgeschichte, der Politologie, der Soziologie, der Germanistik und anderen Fächern gemeinsam. Soweit gründliche Kenntnisse einer größeren historischen und literarisch-religiösen Tradition zum Verständnis dieser Phänomene unabdingbar sind, vermag die Judaistik sicher auch hier ihren Beitrag zu leisten; sie bleibt sich aber immer auch dessen bewußt, daß hier erst die aus anderen Wissenschaftsdisziplinen stammende Fachkompetenz und Methodenvielfalt zu brauchbaren Ergebnissen führen kann. Gerade ‹kleine Fächer› müssen ihren Bereich von den verschiedensten Seiten her abstecken und werden dadurch oft gezwungen, über den engen Bereich der direkten Fachkompetenz hinauszugehen, sich als Amateur auf Fragen einzulassen, die der jeweils ‹zuständige› Fachmann wegen fehlender Sprach- oder sonstiger Kenntnisse einfach nicht angeht. Ein ständiges gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen den einzelnen Fachdisziplinen ist hier selbstverständlich, ein fruchtbares Judaistikstudium daher auch nicht ohne ein breites Spektrum von Nebenfächern möglich. Es muß allerdings auch als Tatsache anerkannt werden, daß die faktische Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Disziplinen im allgemeinen noch nicht jenen Grad erreicht hat, der zu wünschen wäre.

Sobald man jemandem die Frage erklärt hat, was Judaistik ist und was ein Judaist macht, begegnet man bald einmal der Frage nach Sinn und Nutzen solcher Studien. Direkte berufliche Verwertbarkeit des Studiums ist eher die Ausnahme; allerdings hat man sich auch bei traditionellen Brotstudien inzwischen daran gewöhnen müssen, daß sie nicht unbedingt goldene Berufsaussichten mit sich bringen. Ich will hier nicht vom Wert des Wissens an sich sprechen, auch nicht von der Aufgabe der Judaistik im Konzert der Wissenschaften, in dem sie zwar gewiß nicht die erste Geige spielt, aber doch zum Gesamteindruck beiträgt. Ein Punkt muß hier aber ganz deutlich gemacht werden: bei aller Verpflichtung der Judaistik auf die objektiven Methoden jeder echten Wissenschaft ist ihr in einem größeren Umfang als anderen Disziplinen eine grundlegend humanistische Aufgabe eigen. Man kann einen Gegenstand

auf Dauer nicht studieren, ohne eine innere Sympathie dafür zu haben und ohne diese auch weiter zu vermitteln. Grundlegende Kenntnisse des Judentums, seiner Geschichte und seiner Traditionen sollten dazu beitragen, dem Antisemitismus den Boden zu entziehen, sollten damit aber auch viel allgemeiner die Bereitschaft wecken, den Anderen, den Außenseiter in unserer Gesellschaft nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung zu betrachten, Vielfalt als Grundlage der Schönheit zu sehen, kurz, zu mehr Toleranz zu führen. Wissen als Weg zu innerer Bildung zu sehen mag zwar heute als weltfremd und utopisch gelten, die Aufgabe bleibt jedenfalls gestellt und ist die vornehmste Rechtfertigung einer Wissenschaft wie der Judaistik.

WILFRIED BARNER

Über die Unentbehrlichkeit

Brief an einen Freund aus der Historikerzunft

Lieber Freund,

was Sie mir neulich im Gespräch fast melancholisch entgegenhielten, ist mir jetzt noch wiederholt durch den Kopf gegangen: über die gegenwärtige publizistische Konjunktur Ihrer Zunft seien Sie durchaus nicht nur begeistert. Sie überfordere das Fach – meinen Sie –, wecke wieder einmal falsche Erwartungen und lenke von anderem Wichtigen ab. Überdies würden manche Ihrer Kollegen, in beiden ‹Lagern›, mit Verlockungen konfrontiert, denen sie fachlich nicht gewachsen seien. Ich kann das gewiß nur bedingt beurteilen. Aber so, wie Sie es äußern, leuchtet es mir schon ein. Der ‹Historikerstreit›, das Gerangel um die Geschichtsmuseen in Bonn und Berlin, die ‹Historikerkommission›, der die Ehre zuteil wurde, sich mit Waldheims Kriegsvergangenheit zu befassen – das alles betrifft ja im Grunde nur einen sehr begrenzten Ausschnitt dessen, was Geschichtswissenschaft faktisch betreibt. Und Sie sind der Ansicht, repräsentativ sei er keinesfalls. Der Reizbegriff ‹Historikerstreit› hat mir ohnehin von vornherein nicht eingeleuchtet. Sofern überhaupt ‹Historiker› beteiligt sind, handelt es sich ja zunächst um ‹Zeitgeschichtler›, und längst ist evident, daß es vorrangig um Wertsetzungen und Wertverschiebungen gegenwärtiger Politik geht, dabei auch um konkrete Machtpositionen.

Immerhin hat sich eine Deutlichkeit des Gegenwartsbezuges herauspräpariert, die einer erneuten Reflexion über die Prämissen des Fachs auch dienlich sein kann. Wäre derlei in meinem Fach, der Wissenschaft von der deutschen Literatur, so ausgeprägt denkbar? Wäre es wünschenswert, und zwar nicht als abgehobener Methodenstreit, sondern zunächst als ein Streit über bestimmte geschichtliche Erscheinungen? Gewiß, es gab in den 60er und 70er Jahren die ‹Klassikerschelte›, es gab die emphatische Wiederentdeckung vernachlässigter ‹fortschrittlicher› Autoren, und komplementär etwa das Eintreten für die Dignität mittelalterlicher Literatur; und es gibt soeben – von einem einflußreichen Kritiker initiiert – den Streit um den schriftstellerischen Rang Heinrich Manns; da ist sofort wieder Politik im Spiel. Es wird über Gesinnung gehandelt. Also doch nicht eigentlich über Literatur?

Unser Gespräch hat mir einen Gedanken wieder zum Bewußtsein gebracht, der den Status unserer wissenschaftlichen Gegenstände betrifft und den gewissermaßen ‹ontologischen› Stellenwert dessen, was wir über unsere Gegenstände an Erkenntnissen erarbeiten und publizieren: in der ‹allgemeinen› Geschichte (sei es mehr ‹politische› oder Sozialgeschichte oder auch Mentalitätsgeschichte) und in der Literaturgeschichte. Seit Jahren gibt es in Ihrem wie in meinem Fach – freilich unter Beteiligung von nur relativ wenigen – die höchst lebhafte und auf hohem Niveau geführte Diskussion über Status und Möglichkeiten der Geschichtsschreibung. Zu den wichtigsten Resultaten gehört sicher, gegen einen falschen Objektivitätsanspruch gerichtet, das Insistieren auf der ‹konstruktiven› Tätigkeit aller Geschichtsschreibung. Es gehört hierzu die Aktualisierung der alten Einsicht in die notwendige Fiktionalität, ja in den potentiell künstlerischen Charakter aller Historiographie. Natürlich stehen einander die Positionen der sogenannten ‹Erzähler› von Geschichte und die der ‹Analytiker› nach wie vor oft noch unversöhnlich gegenüber. Für das interessierte Publikum entscheidet sich die Frage an den konkreten Beispielen, den Umsetzungen. Und hier scheint in Ihrem Fach das Bedürfnis nach historiographischen ‹Summen› neuerdings fast unerschöpflich (Verleger scheinen es jedenfalls dafür zu halten, und ich frage mich bisweilen, wer in Ihrem Fach alle die ‹Synthese›-Großunternehmungen durch schreibende Beteiligung am Leben zu halten vermag).

Mir stellt sich hier die Frage der ‹Unentbehrlichkeit› noch von einer ganz anderen Seite her. In der Theoriedebatte über Geschichtsschreibung hat das, worauf ich ziele, eine auffallend margi-

nale Rolle gespielt. Alle Literaturgeschichtsschreibung ist gegenüber den literarischen Werken, um die es ja eigentlich geht, sekundär, wenn nicht tertiär. Zwar gehören zur Konstituierung der historischen Literaturwissenschaften im 19. Jahrhundert die großen historiographischen ‹Muster› eines Gervinus, Hettner, Scherer und anderer notwendig hinzu, in Spanien Menendez y Pelayo, in Italien de Sanctis – auffallend hierbei die besondere Rolle der ‹eigentlichen› Historiker. Und Literaturgeschichten haben bis in die Gegenwart hinein literarische Geschmacksentwicklungen zugleich repräsentiert und mitgeprägt; faktisch läßt sich ihre Wirkung ja vom Schulunterricht an beobachten.

Und doch ist ein anspruchsvoller Umgang mit ‹Antigone› oder ‹Hamlet›, mit ‹Don Quichote› oder dem ‹Werther›, mit Goethes Gedichten oder auch mit ‹Effi Briest› oder mit ‹Endspiel› auch möglich ohne näheren Kontakt mit Literaturgeschichtsschreibung. In ihr scheinen die Werke – hier steckt zugleich ein vieldiskutiertes Methodenproblem – als einzelne Werke nachgerade zu verschwinden; oder sie ‹stören› die großen historiographischen Linien. Ich formuliere es einmal bewußt naiv, aber einer wohl sehr verbreiteten Auffassung entsprechend: Jenseits der Literaturgeschichtsschreibung (und der sie notwendig fundierenden Einzeluntersuchungen) gibt es immer noch das Andere, das Eigentliche, dem die Literarhistorie allenfalls ‹dienen› kann: die Literatur.

Ist hier Geschichtswissenschaft, stelle sie sich in Monographien und Aufsätzen oder auch in Historiographie dar, nicht doch auf eine andere Weise ‹unentbehrlich› und verfährt auch kräftig so? Ich verenge die Frage jetzt bewußt einmal auf Historiographie als auf ein ohne Zweifel repräsentatives Genre. Natürlich basiert sie nach zünftigem – wenn auch nicht unbestrittenem – Verständnis zuletzt auf den ‹Quellen›, und sei es in noch so abgeleiteter Stufung. Aber diese Quellen bleiben doch stets Quellen für etwas Übergeordnetes, für Ereignisse, Prozesse, Strukturen. ‹Ilias› oder ‹Minna von Barnhelm› oder ‹Krieg und Frieden› sind nicht primär Quellen für etwas anderes, auch wenn der Reichtum ihrer Sinnmöglichkeiten gerade durch historische Arbeit und durch Verknüpfung mit geschichtlichen Strukturen erst erschlossen werden kann. Aber das sind Grade des Verstehens.

So betrachtet, scheint Geschichtsschreibung im Sinne Ihrer Zunft etwas anderes zu repräsentieren, und zwar lange vor der Begründung der Disziplin ‹Historie› selbst. Was wir über den Peloponnesischen Krieg wissen, wissen wir bekanntlich zu einem

wesentlichen Teil aus Thukydides. Ja für nicht wenige *ist* Thukydides der Peloponnesische Krieg. In der Literaturgeschichte – denken wir an Sophokles oder Aristophanes – existiert nichts Vergleichbares. Es ist eben nicht von ungefähr, daß Friedrich Schlegel, als er der Winckelmann der Literaturgeschichte zu werden versuchte, erst einmal scheiterte.

Natürlich läßt sich die radikale Position begründen – und sie ist ja vertreten worden –, wonach (politische oder wie auch immer) Geschichtsschreibung und Literaturgeschichtsschreibung gleichermaßen ‹unmöglich› sind. Die Geschichte beider Disziplinen – wenn ich sie so vereinfacht einmal nebeneinanderstellen darf – deutet auf anderes. Worin gründet das offenkundige Bedürfnis nicht nur der Fachgenossen, (vor allem deutsche) Geschichte immer wieder neu als historiographische Manifestation zu lesen? Ich frage das absichtlich mit einer gewissen Vagheit. Vielleicht sind die Literarhistoriker, gemessen an der Eigenwertigkeit der Literatur, in der Tat ‹entbehrlicher›, als es ‹die› Historiker im Hinblick auf Geschichte sind. Ich habe hier vernachlässigt, daß bei der aktuellen Konjunktur Ihrer Disziplin die deutsche Geschichte fast schon wieder auf bedenkliche Weise dominiert – sicher nicht repräsentativ für das, was an europäischer, ja an Universalgeschichte sich im Fach tatsächlich durchgesetzt hat. Auch in den Literaturwissenschaften, namentlich der germanistischen, fehlt es immer noch erheblich an europäischer oder gar weltliterarischer Weite des Blicks. Aber daß sich eine öffentliche Diskussion je derart auf deutsche Literaturgeschichte einengen könnte wie der ‹Historikerstreit› auf jüngere deutsche Geschichte, ist mir unwahrscheinlich. Ist es so ganz falsch, hier von einer Art Doppelidentifikation zu sprechen? Die Konzentration auf das national Eigene wird gesteigert durch das Bewußtsein, im Fach ‹den Gegenstand selber›, die Geschichte ‹selber› zu repräsentieren – in einer Weise, die dem Literarhistoriker von vornherein verwehrt wäre, da es jenseits seines Tuns immer noch ‹die Literatur› gibt, die auch einen anderen, genuinen Zugang gestattet. Das ist die andere Seite von Entbehrlichkeit, die vielleicht auch mehr – Freiheit läßt. Aber welche Art von Freiheit? Hier bin ich noch im Zweifel. Wir sollten darüber noch einmal reden.

Mit nachbarlichen Grüßen von ‹Zunft› zu ‹Zunft›

Ihr Wilfried Barner

KARL ROBERT MANDELKOW

Unwissenschaftliche Nachschrift zur Hamburger Ausgabe der Briefe von und an Goethe

«Im Auslegen seid frisch und munter!/Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.» Dieser Goethesche Zweizeiler aus den ‹Zahmen Xenien› scheint sich über diejenigen lustig zu machen, die das ‹Auslegen› von Texten zu ihrem Beruf gemacht haben. Den der Auslegung Unfähigen wird hier – so eine mögliche ‹Auslegung› dieser Zeilen – der Rat gegeben, dem Text etwas ‹unterzulegen›, was er nicht enthält. Daß dieser Zweizeiler auch noch eine andere ‹Auslegung› erlaubt, davon später.

‹Mein Beruf als Ausleger›: unter diesem Titel veröffentlichte 1899 Heinrich Düntzer, Verfasser von rund hundert ‹Erläuterungen zu den deutschen Klassikern›, eine streitbare Autobiographie, in der er sich gegen Kritik und Verleumdung seitens der Philologenzunft zur Wehr setzt, die ihn zur komischen Figur hatte machen wollen, die er bis heute, ungerechterweise, sprichwörtlich geblieben ist. Daß der ‹Ausleger› oder ‹Kommentator› unter Dilettantismusverdacht geriet, hat Gründe. Der Kommentator gilt als ‹Schmalspur›-Editor in Analogie zum ‹Schmalspur›-Theologen, dessen Studienziel Religionslehrer ist und der sich nicht den Anforderungen der Erlernung des Hebräischen unterwerfen muß. Philologe im emphatischen Sinne ist man erst, wenn man in mühsamer Entzifferung von Handschriften einen Text mit Lesarten ‹konstituiert› hat. Nicht von ungefähr hat Max Weber in seinem berühmten Vortrag ‹Wissenschaft als Beruf› von 1919 das Beispiel der Textphilologie gewählt, um die Berufung zum wahren Wissenschaftler zu demonstrieren: «Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle der Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das ‹Erlebnis› der Wissenschaft nennen kann.» Nach diesem strengen Urteil bliebe dem Kommentator, der sich auf die Konjektur des Textphilologen verlassen muß, das ‹Erlebnis› der Wissenschaft verschlossen. Im strikten Gegensatz etwa zur unbestrittenen Geltung des juristischen oder theologischen Kommentars, blieb der Kommentator von Klassikern im Zwielicht des Halbwissenschaftlichen.

Unterstützt wurde dieses Urteil in Deutschland durch ein bildungsbürgerliches Elitebewußtsein, das die Kommentierung von Klassikertexten als schulmeisterliche Bevormundung des Lesers betrachtete. So begrüßte es Herman Grimm in einem 1887 erschienenen Aufsatz über die Konzeption der Weimarer Goethe-Ausgabe, daß in ihr von einer «Kommentierung der Texte abgesehen worden ist». Der Leser, so die Begründung, «darf nur dem Dichter allein gegenüberstehen, wenn er von der innersten Kraft seiner Sprache ergriffen werden soll». Noch 1939 polemisierte Ernst Beutler in seiner ‹Faust›-Ausgabe: «Erläuterungen sind insgemein Entzauberungen, also Tod der Dichtung. Der Standpunkt des Herausgebers war deshalb, je weniger Anmerkungen, um so besser für den Leser, und das um so mehr, als das eigentlich Problematische in den Kapiteln der Einleitung erörtert und gedeutet ist.» In der Einleitung oder im Nachwort, so eine lange herrschende Tradition von Klassikerausgaben, nimmt sich der Herausgeber die Freiheit, dem Leser autoritär seine Lösung des Problematischen der Werke anzubieten. Ein Dazwischenreden des Kommentators in einzelne Textstellen würde die Aura des Werkes zerstören, gilt doch nach Beutler für den ‹Faust› noch «mehr als für jedes andere Werk, daß Dichtung Vision ist und weder ein logisches noch ein metaphysisches System». Spätestens durch diese Begründung wird deutlich, daß Darbietungsformen von Klassikerausgaben abhängig sind vom jeweils herrschenden Literaturbegriff. Mit der Abkehr von der Vorstellung, daß große Dichtung grundsätzlich ‹Vision› sei und ‹Verzauberung› eine wünschenswerte Lesehaltung, bekam auch der Kommentar eine neue Aufgabe und eine neue Funktion.

Bekanntlich ist in der gegenwärtigen Editionspraxis von Klassikerausgaben die Kritik am Kommentar umgeschlagen in dessen oft beängstigende Eskalation. Es gibt kaum einen jungen Germanisten heute, der – wenn er Glück hat – nicht an einem Kommentar arbeitet, und sei es für Texte der höchst verdienstvollen Reclam-Ausgaben. Der Kommentar ist endgültig wissenschaftsfähig geworden. Dies signalisierte auch die ‹Kommission für germanistische Forschung› der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die 1970 und 1972 zwei Kolloquien über ‹Probleme der Kommentierung› veranstaltete. Zu dieser Entwicklung hat wesentlich die von Erich Trunz begründete und herausgegebene Hamburger Ausgabe der Werke Goethes beigetragen, deren erster Band 1948 erschien und die 1960 abgeschlossen wurde. Sie repräsentierte einen neuen Ty-

pus von Studienausgabe, in der die alte strenge Zweiteilung von Einleitung und Kommentar aufgelöst und der Einzelerläuterung breiter Raum gegeben wurde.

Das Vorbild dieser Ausgabe, deren außergewöhnlicher Erfolg mitgetragen war von der nach 1945 einsetzenden Goethe-Renaissance, hatte ich vor Augen, als der Verleger Christian Wegner, nach Zustimmung von Erich Trunz, mir 1958 die Herausgabe der Briefe Goethes in einer vierbändigen Ergänzungsausgabe zur Hamburger Ausgabe anvertraute. Goethe war für mich, wie für die meisten meiner Generationsgenossen, ein wichtiges Bildungserlebnis gewesen, und ich hatte bei meinem akademischen Lehrer Hans Pyritz ein nicht ungünstig beurteiltes Referat über den ‹West-östlichen Divan› geschrieben, hatte mich dann jedoch dem Bannkreis dieses Autors entzogen und mich ganz und ausschließlich dem modernen Roman zugewandt. Der unerwartete Auftrag, Goethes Briefe zu edieren und zu kommentieren, kam für mich seinerzeit dem Ansinnen einer Vernunftehe gleich, ja schien ein Verrat an der Welt von Joyce, Dos Passos, Gide, Huxley und Virginia Woolf, die den Horizont meiner Staatsexamensarbeit über Hermanns Brochs ‹Tod des Vergil› und meiner Dissertation über dessen ‹Schlafwandler›-Trilogie gebildet hatten und die zugleich befreiender Anschluß wurde an eine in Deutschland lange verdrängte Tradition. Hatte ich geglaubt, mit dem Abschluß meines Studiums Goethe glücklich entronnen zu sein, so ereilte mich jetzt ein anscheinend unentrinnbares und zugleich typisch deutsches Schicksal: Heimkehr zu Goethe. Daß mein Weg zu Goethe über die Moderne führte, habe ich immer als einen besonderen Glücksfall empfunden. Die in der deutschen Bildungstradition begründete und von der marxistischen Erbetheorie übernommene und lange Zeit hartnäckig verteidigte Antithese von Klassik und Moderne habe ich immer als eine verhängnisvolle Beschneidung der Möglichkeit von Korrespondenzerfahrungen zwischen vergangener und moderner Kunst als einer Quelle jeder schöpferischen Aneignung angesehen.

Die Situation eines Neulings auf dem weitverzweigten Feld der Goetheforschung kann durch einen bekannten Satz von Karl Marx aus ‹Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte› treffend umschrieben werden: «Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf den Gehirnen der Lebenden.» Aus dem Dunkel dieser ‹toten Geschlechter›, die sich wie ein Alp auf die Goetherezeption gelegt hatten, tauchte jetzt auch Heinrich Düntzer auf und

klagte sein Mitspracherecht ein, und eine Heerschar anderer ‹Ausleger› folgte ihm. Ein Zufall führte mir wenig später einen ‹Lebenden› zu, dessen Hirn noch nicht durch den Alp der Goethe-Tradition belastet war, einen zwanzigjährigen Studenten der Literaturwissenschaft im vierten Semester, einen sogenannten Heimatvertriebenen, der sein Leben bislang in Flüchtlingslagern und Internaten verbracht hatte und mit seinem ersten Referat im Hauptseminar Aufsehen machte. Das etwas leichtfertige Vertrauen, das Wegner und Trunz mir entgegengebracht hatten, gab ich an Bodo Morawe weiter und übertrug ihm in Eigenverantwortung die Auswahl und den Kommentar der Jugendbriefe bis 1768. Meine Vernunftehe mit Goethe war jetzt um einen Adoptivsohn erweitert, und wir drei suchten uns, so gut es ging, zu arrangieren.

Die eigentliche Schwierigkeit, mit der wir in der Anfangsphase unserer Arbeit konfrontiert wurden, war die Beantwortung der Frage, was eine Auswahlausgabe der Briefe Goethes leisten soll und kann. Für die Werke schien diese Problematik nicht vorhanden zu sein. Die strukturale Analyse der Werke stand im Zentrum des literaturwissenschaftlichen Interesses der fünfziger Jahre, der Brief hingegen war als eigenständige literarische Gattung noch so gut wie unentdeckt und wurde allenfalls als willkommenes Hilfsmittel für die Werkinterpretation herangezogen. Der Abwertung des Briefs speziell im Bereich der Goethe-Forschung hatte Friedrich Gundolf Vorschub geleistet, der in der Einleitung zu seinem ‹Goethe› die Briefe und die Gespräche des Dichters an die Peripherie des Goetheschen Werkkosmos verwiesen und erklärt hatte: «Statt der Werke dürfen sie nicht gelten.» Das war 1916 berechtigter Widerspruch gegen den wilhelminischen Goethekult, der das Leben des ‹Olympiers› verherrlichte und die Werke aus dem Leben zu erklären suchte. Dieser Zurücksetzung des Briefes entsprach in den fünfziger Jahren die entschiedene Absage an alle biographisch-genetischen Erklärungsmodelle, für die der Brief seit jeher eine der wichtigsten Quellen geblieben ist. Nur in den Goethe-Arbeiten von Ernst Beutler hatten der Brief und das Gespräch einen hohen Stellenwert, und die von ihm veranstaltete Artemis-Gedenkausgabe enthielt dementsprechend vier Brief-Bände, für uns eine nicht unbeträchtliche Hürde, wollten wir dem etwas Eigenes, ja Neues entgegenstellen. Gerade die Brief-Bände der Beutlerschen Ausgabe jedoch zeigten, daß der Innovationsspielraum für Herausgeber und Kommentatoren von Dichterbriefen eng begrenzt ist. Gundolf schien immer noch Recht zu behalten, wenn es im Anschluß

an den oben zitierten Satz bei ihm weiter heißt: Goethes Briefe «sind das lebensvollste Zeugnis für den zeitlichen Goethe, d.h. nicht für sein Schaffen, sondern für seine Wirkung, nicht für den Seher, sondern für den gesehenen Goethe, für seine Stellung unter den Zeitgenossen und deren manigfaltige Verhältnisse zu ihm».

Da saßen wir nun, an den Rand gedrängt von den Werkinterpreten und gewaltig eingeschüchtert durch die Vorarbeit aller ‹toten Geschlechter›. «Im Auslegen seid frisch und munter!/Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.» In der Auseinandersetzung mit der herrschenden Praxis der Werkinterpretation hatten wir freilich längst herausgefunden, daß produktives ‹Auslegen› immer ein ‹Unterlegen› ist, kein negativer Tatbestand, wie viele meinen, sondern vielmehr das Kriterium jeder innovativen Aneignung und Interpretation überhaupt. Dieser später im gelehrten Jargon der Hermeneutik als ‹Horizontverschmelzung› zwischen angeeignetem Gegenstand und dem Subjekt der Aneignung bezeichnete Sachverhalt setzte einen neuen Blick auf die Goetheschen Briefe voraus, eben jenes Goethesche «Legt ihr's nicht aus, so legt was unter». Was aber war hier unterzulegen, was zugleich uns als Subjekte der Auslegung mitdefinierte? Das schien allerdings eine völlig unsinnige und unangemessene Frage für Kommentatoren von Brieftexten, die – so die herrschende Praxis – sich asketisch auf die Erklärung und Erläuterung von Sachverhalten zu beschränken und nicht ihre irrelevante Subjektivität zu Geltung zu bringen hatten. Dieses Verdikt aufzuheben halfen uns zwei Erfahrungen, die eine hermeneutische Situation im oben angedeuteten Sinne möglich machten: Die eine entstammte der eigenen Alltagspraxis, die andere dem Umgang mit der modernen Literatur und der wissenschaftlichen Reflexion über sie. Die Alltagserfahrung war die der Adressatenbezogenheit von Briefaussagen, die jeder, der Briefe schreibt, an sich selber machen kann, die bei Goethe jedoch in einem extremen Maße signifikant ist. Die literarische Erfahrung war die Entdeckung des Perspektivismus im modernen Roman und der ihm folgenden Erzähltheorie. Aus der Gebrauchsgeschichte der Goetheschen Briefe war abzulesen, daß dieser Adressatenbezug in der Regel negiert wurde. War für die Werkanalyse die Herausarbeitung der unverwechselbaren Individualität des einzelnen Werkes längst zu einer Selbstverständlichkeit geworden, so galt für die Benutzung der Briefe weiterhin die Übereinkunft: Goethe ist Goethe. Man unterschied zwar auch hier den jungen, den klassischen und den alten Goethe, aber innerhalb eines Zeitabschnittes waren

die Briefaussagen kompatibel. Wir stellten dagegen in mühsamer Detailarbeit fest, daß es in den Briefen Goethes Stil- und Aussagemuster gibt, die jeweils nur einen Briefwechsel charakterisieren. Diese Schreibmuster haben eine erstaunliche Konstanz und Kohärenz, ihre Charakteristik wurde zur wichtigsten Aufgabe unserer ausführlichen Einführungen in die verschiedenen Korrespondenzbeziehungen des Dichters.

Bodo Morawe hat in der ‹Methodischen Nachbemerkung› zu dem von ihm herausgegebenen dritten Band der Briefe die Grundprämisse unserer Kommentararbeit verallgemeinernd auf die Poetik der Gattung Brief überhaupt ausgeweitet: «Zu den Gattungseigentümlichkeiten des Briefes gehört, daß er thematisch, sprachlich und stilistisch auf den jeweiligen Partner zugespitzt ist; Perspektivismus, thematische Beschränkung auf bestimmte Weltausschnitte, Stilkonstanz im Hinblick auf einen und Stilvariation im Hinblick auf verschiedene Adressaten sind seine (zumindest tendenziell vorhandenen) poetologischen Gesetze. Es dürfte kein Zufall sein, daß es die Romanistik war, die in diesem Sinne wesentlich Hinweise zur Gattungstheorie gegeben hat. Nach Hugo Friedrich findet sich das von Cicero verwirklichte Gesetz des Briefes noch im Mittelalter gültig: es besteht in der ‹Anpassung an den jeweiligen Adressaten und in den daraus sich ergebenden Stil- und Tonvariationen›. Dieses Gattungsmerkmal des ‹adressatenbezogenen Stilwandels› ist dann – unabhängig von Friedrich – auch an einem deutschen Autor des 18. Jahrhunderts (Lichtenberg) beobachtet worden. Es erweist sich als ein im Sinne Goethes fruchtbares Aperçu, um dessen Brief-Œuvre mit literarästhetisch relevanten Mitteln zu beschreiben.»

Die Entdeckung des Perspektivismus als eines poetologischen Gesetzes der Goetheschen Briefe fand für mich eine überraschende Parallele in der Beschäftigung mit der Wirkungsgeschichte Goethes, deren Einbeziehung in den Kommentar bereits bei der Vorbereitung des ersten Bandes sich als unabdingbar notwendig erwies. Die Irritation der Zeitgenossen durch das widerspruchsvolle und wandlungsreiche Phänomen Goethe führte schon sehr früh zu seiner Kennzeichnung als ‹Proteus›, die fortan ein Leitmotiv seiner Rezeptionsgeschichte werden sollte bis hin zu dem berühmten Gespräch zwischen Lotte und Riemer in Thomas Manns Roman ‹Lotte in Weimar›. Diese aus der Kommentararbeit erwachsene Beobachtung, für die die Beschäftigung mit dem Erzählperspektivismus des modernen Romans meinen Blick geschärft hatte, motivierte

mich zu einem ersten programmatischen Aufriß einer Rezeptionsgeschichte Goethes, die denn auch das Thema meiner Amsterdamer Antrittsvorlesung ‹Der proteische Dichter. Ein Leitmotiv in der Geschichte der Deutung und Wirkung Goethes› im Jahr 1961 – noch vor Erscheinen des ersten Briefbandes – wurde. Ohne daß mir dies damals schon bewußt war, hatte ich mir damit ein zweites Forschungsfeld eröffnet: die Rezeptionsgeschichte Goethes in Deutschland. Sie blieb zunächst ein Nebenschauplatz meiner Interessen, bot jedoch für das ‹Hauptgeschäft› der Kommentararbeit völlig neue Perspektiven durch die Erweiterung und Ergänzung der produktionsästhetischen um eine rezeptionsgeschichtliche Dimension der Erläuterungen. Die Einbeziehung rezeptionsästhetischer Fragestellungen, die in der Literaturwissenschaft erst Ende der sechziger Jahre zu einer methodischen Neuorientierung führte, brachte mich auf die Idee, der vierbändigen Ausgabe der Briefe Goethes eine zweibändige der Briefe an ihn folgen zu lassen. Der unternehmungsfreudige Verleger Wegner stimmte zu und schenkte mir zum Einstand die dreibändige Heckersche Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter aus seinem Privatbesitz. Die an Goethe gerichteten Briefe sind nicht nur unverzichtbarer Bestandteil seiner Korrespondenz, sie sind auch unvergleichliche und unschätzbare Dokumente der zeitgenössischen Wirkungsgeschichte des Dichters. Von den über 20000 erhaltenen Briefen an Goethe ist knapp die Hälfte im Druck erschienen, der größere Teil in den rund 50 Einzelbriefwechseln, der Rest an zahllosen, oft nur schwer zugänglichen Druckorten verstreut. Da ich nur auf bereits gedruckte Texte zurückgreifen wollte und konnte, wurde es mein Ehrgeiz, das bekannte Material durch Neuentdeckungen zu vermehren. Tatsächlich blieben diese Bemühungen nicht erfolglos. Die chronologische Darbietung der von mir schließlich ausgewählten 700 Briefe an Goethe ermöglicht einen einzigartigen Einblick in die polyperspektivische Entfaltung und Entwicklung eines Autorbildes, wie keine beschreibende Darstellung sie lebendiger und authentischer wird erreichen können.

Mit dem 1969 erschienenen zweiten Band der Briefe an Goethe war das Goethe-Briefwerk der Hamburger Ausgabe abgeschlossen. In meinem Rechenschaftsbericht zu diesem Band findet sich das Eingeständnis, daß das ganze Unternehmen «einer vielleicht schon altmodisch gewordenen Liebhaberei für den Gegenstand Goethe» seine Existenz verdanke. Ein Jahr später folgte ich von Leiden einem Ruf nach Hamburg und sollte in dem neuen

akademischen Kontext die Bestätigung meiner sicher etwas melancholischen Bemerkung im Rechenschaftsbericht bekommen. Goethe- und Klassikkritik standen auf der Tagesordnung der Studentenbewegung und der kritischen ‹Reform›-Germanistik, und dem Goethe-Kult der Adenauerschen Restaurationsepoche wurde eine schroffe Absage erteilt. Eine Ausgabe der Briefe Goethes war keine besonders gute Empfehlung für einen akademischen Amtsantritt in der Bundesrepublik im Jahre 1970, und ein kleiner, an einem Wochenende geschriebener Aufsatz über Wirkungsgeschichte mußte den Goethe-‹Fehltritt› wettmachen. Hermann Bahr hat 1921 den damals noch jungen Berufsstand des Goethephilologen als eine «neue Menschenart» bezeichnet, die ihr Leben in der mönchischen Klausur des Weimarer Archivs dem selbst- und zeitvergessenen «Dienst an Goethe» geweiht haben. Bahrs Fazit: «Ein fast erhabenes, rührendes, leicht ans Lächerliche streifendes Geschöpf mit faustischen Zügen.» Kaum einer meiner philologischen Generationsgenossen wird sich in dieser Charakteristik wiedererkennen können oder wollen, dennoch trifft sie ein Wahrheitsmoment, das den Preis benennt, der bei der Übernahme langfristiger Editionsvorhaben zu zahlen ist. Morawe und ich waren allerdings keine Archiv-Philologen, dazu fehlten uns die höheren Weihen der Textphilologie. Wir handelten auch nicht, wie jene Weimarer Goethephilologen, im Auftrag irgendeiner Instanz, es sei denn der des Verlegers. Auch Erich Trunz, das sei hier mit Dankbarkeit erwähnt, ließ uns völlige Freiheit. Wir hatten auch kein Bewußtsein der ‹gesellschaftlichen Relevanz›, wie es später hieß, unserer Tätigkeit.

Ebenso war uns jede Form früherer Goetheverehrung fremd, ja verhaßt. Was uns antrieb war ausschließlich Spaß an der Sache und ein beträchtliches Maß an persönlichem Ehrgeiz. Daß auch Liebe mit im Spiel gewesen ist, glaubten Freunde später aus meinen Kommentartexten herauslesen zu können. Diese für das Ende der fünfziger Jahre typische privatistische Haltung wurde auf eine erste Belastungsprobe gestellt, als wir 1960 mit einer Delegation Hamburger Studenten zur Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft nach Weimar fuhren, unsere erste Begegnung mit dem anderen Teil Deutschlands und unser erster Kontakt mit der marxistischen Literaturwissenschaft und deren Erbeverständnis. Das notorische Überlegenheitsgefühl damaliger westdeutscher Studenten gegenüber ihren ostdeutschen Kollegen wich bald dem Erstaunen über einen alternativen Umgang mit Goethe, der Befremden und Neid

zugleich bei uns auslöste. Die Tagung 1960 stand, was wir wohl hörten aber nicht verstanden, im Zeichen des sogenannten Bitterfelder Weges. Nach einem Jahrzehnt relativ friedlicher Koexistenz zwischen westlichen und östlichen Goethebildern standen seit Beginn der sechziger Jahre auch in der Goethe-Gesellschaft in Weimar die Zeichen auf Sturm, der Mauerbau 1961 ratifizierte die radikale Abgrenzungspolitik der DDR gegenüber dem Westen. War für uns die Beschäftigung mit Goethe eine reine Privatsache, über die wir uns oft genug auch lustig machen konnten oder die wir mit ironischer Distanz betrachteten, so belehrten uns in Weimar unsere ostdeutschen Kollegen mit Pathos, daß die Aneignung und Verbreitung des größten deutschen Dichters in ihrem Lande eine Angelegenheit von höchster gesellschaftlicher Wichtigkeit sei, ein nationaler Auftrag, den zu erfüllen die Staatsorgane der DDR großzügig beträchtliche Mittel bereitgestellt hätten. In einer Diskussion über Goethes ‹Wanderjahre› hörten wir zu unserer Überraschung, daß nur diejenigen, die das klassische Erbe (ein bis dahin uns fremder und neuer Begriff) durch ihr tätiges Eingreifen praktisch verwirklichten, befugt seien, sich auf dieses Erbe zu berufen. Die ‹Wanderjahre› waren mir während meines Studiums vor allem durch Vergleiche mit der Struktur des modernen Romans wichtig und interessant geworden. Ich wagte es, diesen Aspekt in der Diskussion zu erwähnen und wurde daraufhin als ein typischer Vertreter des in der DDR längst überwundenen ‹Formalismus› eingestuft und damit – da mir bisher jede Praxiserfahrung in der tätigen Umsetzung Goethes fehlte – kognitiv entmündigt. Morawe reagierte auf diese Herausforderung besonders allergisch und lief seitdem in dem neuen Kultort des klassischen Erbes Weimar nur noch barfuß herum. Dennoch war die erste Begegnung mit dem Faktum, daß es auf deutschem Boden zwei radikal unterschiedliche Goethe-Bilder gab, ein wichtiger Anstoß der Selbstreflexion, der für meine weitere Arbeit allerdings erst sehr viel später entscheidende Folgen haben sollte.

Szenenwechsel 1968! Ich vertrat im Sommersemester dieses Jahres Paul Böckmann in Köln und logierte in der Wohnung Morawes, der als Korrespondent des Westdeutschen Rundfunks allabendlich im Radio vor Ort engagiert über die Ereignisse des Pariser Mai berichtete. Ich hielt eine Vorlesung über Heinrich Heine und erläuterte dessen Verabschiedung der ‹Goetheschen Kunstperiode›. In Morawes Arbeitszimmer hingen Poster von Karl Marx und Rosa Luxemburg und die Bände seiner Goethebibliothek wa-

ren unauffindbar in die zweite Reihe gestellt. Das Losungswort ‹Perspektivismus›, die Prämisse unseres Brief-Kommentars, war dem Ruf nach Eindeutigkeit gewichen, und die westdeutsche Germanistik blies zum Kampf gegen den ‹Pluralismus› in der Wissenschaft. Zugleich begann die längst überfällige Theoretisierung unseres Fachs. Diese ‹Methodendiskussion› erreichte Mitte der siebziger Jahre auch das Arbeitsfeld der Brief-Edition. Den Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft über ‹Probleme der Kommentierung› folgte 1975 ein Kolloquium über ‹Probleme der Brief-Edition›. Im Vorwort zur Dokumentation der Vorträge und Diskussion schreibt Karl Heinz Borck: «Als literarische Gattung, historisches Dokument mit spezifischem Quellencharakter und nicht zuletzt auch als editorisches Problem hat der Brief gerade in letzter Zeit die wachsende Aufmerksamkeit einer Reihe von Fachwissenschaften auf sich gezogen. Dennoch ist die Forschungssituation auf diesem Gebiet weniger durch vorweisbare Ergebnisse charakterisiert als durch Aufgaben und Fragestellungen, denen nachzugehen sich als notwendig erwiesen hat.» In dem umfangreichen Band ist die Hamburger Ausgabe der Briefe von und an Goethe nicht erwähnt. Sie war also kein «vorweisbares Ergebnis» der «in letzter Zeit wachsenden Aufmerksamkeit» auf die literarische Gattung Brief und seiner Edition. Als Teilnehmer an der Tagung hat mich das damals nicht allzu sehr bekümmert. Goethe war mir ferngerückt und mit ihm die Brief-Ausgabe, die zudem verlegerisch heimatlos geworden war, nachdem der Christian Wegner Verlag aufgehört hatte zu existieren. Erst ihre Übernahme durch den Verlag C. H. Beck und das Interesse, das meiner Arbeit durch seine Mitarbeiter entgegengebracht wurde, gaben mir das verloren geglaubte und von der Wissenschaft bis dato nicht angenommene Werk zurück. Inzwischen war auch die ‹Aktie Goethe› an der akademischen Börse wieder im Steigen begriffen, und ich mußte mir jetzt von einem Wende-Apostel in einer Rezension des ersten Bandes meines Buches ‹Goethe in Deutschland› den mit Lob verzuckerten Vorwurf gefallen lassen: «Soweit sie referiert und zitiert, kann ich diese kenntnisreiche, angenehm lesbare Arbeit nur loben. Der Verfasser will aber mehr. Er will eine Kritik der Kritik schreiben; dafür nimmt er einen eigenen Standpunkt ein, von dem aus er über die Goetherezeption urteilt.» (Benno von Wiese in: Welt des Buches, April 1981). Dem ‹Ausleger›, dem nach Meinung des Rezensenten die «Kritiker Goethes offensichtlich sympathischer sind als seine idealistischen Verehrer», wurde geraten, das

‹Unterlegen› zu lassen und gefälligst Goethe mit und aus Goethe zu deuten und nicht dem verhaßten ‹Götzen Gegenwart› zu huldigen. Daß jedoch gerade eine intensive Goethe-Lektüre den Weg zur Zeitgenossenschaft mit der eigenen Gegenwart öffnet, war und ist die vielleicht wichtigste Erfahrung, die ich – im Widerspruch zu allen Aposteln eines sogenannten zeitlosen Klassiker-Kults – im Umgang mit diesem Autor und seinem unvergleichlichen Briefwerk habe machen können.

Habent sua fata libelli. So auch Klassikereditionen!

ALBRECHT SCHÖNE

‹Transzendentale Meditation›

Über Gedichte
von Angelus Silesius

I Dein Kärker bistu selbst.

Die Welt die hält dich nicht / du selber bist die Welt /
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

II Die Unruh kombt von dir.

Nichts ist das dich bewegt / du selber bist das Rad /
Das auß sich selbsten laufft / und keine Ruhe hat.

III Ohne warumb.

Die Ros' ist ohn warumb / sie blühet weil sie blühet /
Sie achtt nicht jhrer selbst / fragt nicht ob man sie sihet.

IV Jetzt mustu blühen.

Blüh auf gefrorner Christ / der Mäy ist für der Thür:
Du bleibest ewig Todt / blühstu nicht jetzt und hier.

V Nichts ist jhm selber.

Der Regen fällt nicht ihm / die Sonne scheint nicht jhr:
Du auch bist anderen geschaffen / und nicht dir.

VI Wer in dem Wirken ruht.

Der Weise welcher sich hat übersich gebracht /
Der ruhet wenn er laufft und wirkt wenn er betracht.

VII Der Kreiß im Puncte.
Als GOtt verborgen lag in eines Mägdleins Schoß /
Da war es / da der Punct den Kreiß in sich beschloß.

VIII Die geistliche Goldmachung.
Dann wird das Bley zu Gold / dann fällt der Zufall hin /
Wenn ich mit GOtt durch GOtt in GOtt verwandelt bin.

Verse von vor dreihundert Jahren. Ausgewählt aus einer Sammlung von nahezu 1700 Spruch-Gedichten des gleichen Verfassers mit dem Titel ‹Cherubinischer Wandersmann›. Abgedruckt hier in der Schreibweise des Originals, weil diese ungewohnte Orthographie es erschwert, sie eilig zu überfliegen; weil das veraltete Schriftbild vor Augen führt, daß ihre Mitteilungen von weit her kommen und uns fremd geworden sind. Denn diese Dichtung erreicht wohl nur einen, der sie langsam liest und nachdenkend, sich durch Wiederholung in sie einübt. Gewinn von ihr wird nur haben, wer sie nicht als bloße Bestätigung dessen begreift, was er schon kennt und besitzt, sondern als etwas, das man sich allererst aneignen müßte.

Es beziehen sich diese Verse eines während des 30jährigen Krieges in Breslau geborenen Arztes auf Beobachtungen und Erfahrungen, die wir auf unsere Weise freilich auch noch machen. Nur liest sich, was der *Angelus Silesius* daraus ableitet, anders als die Verordnungen und Rezepte unserer Zeit. Unsere Enttäuschungen, Bedrängnisse und Niederlagen den wirtschaftlichen, politischen, sozialen Zwängen zuzuschreiben, denen wir ohne eigenes Zutun ausgesetzt sind, das haben wir gelernt; hier aber, im ersten Gedicht, stellt einer die radikale Frage (die, die an die Wurzel geht) – an den Gefangenen selber, der sein eigener Aufseher ist, sein eigener *Kärker* und Strick. Und in gleiche Richtung zielt der zweite Text: Was den Menschen eigentlich umtreibt, ihn jagt und hetzt, so gibt er zu bedenken, kommt ihm in Wahrheit nicht von außen zu; ruhelos in sich selber, ist einem *Rad* er gleich, das sich aus eigenem Antrieb dreht.

Solche Besinnung auf sich selbst meint nicht ein selbstsüchtig beifallheischendes, erfolgsbesessenes Handeln. Unser zweckgerichtetes und fremdbestimmtes Verhalten konfrontiert das Sinnbild der blühenden *Rose* im dritten Stück mit der schönen Absichtslosigkeit dessen, was um seiner selbst willen geschieht und getan wird. Wiederum meint solche Absichtslosigkeit nicht Zeit- und Weltvergessenheit, nicht die soziale Isolierung. Wie im vier-

ten Text die Jahreszeit lehrt, daß rechtes Handeln ganz und gar ans *jetzt und hier* gebunden sei, so weisen im fünften Spruch der Regen und die Sonne, die doch nicht sich selber scheint, auf den Dienst am Nächsten als die Bestimmung des Menschen in der Welt.

Daß der auf solche Art weise Gewordene *ruhet wenn er laufft und wirkt wenn er betracht* (sechster Spruch), bleibt freilich eine paradoxe Behauptung. Unser Reden über eine Einheit von Theorie und Praxis mag ihrer dialektischen Form sich nähern. Ihre mystische Tiefe erreicht es nicht. Dieser Dichter aus dem Barockjahrhundert sah die Widersprüche seiner Welt, die in den widersprüchlichen Zeichen der Sprache sich abbilden, aufgehoben erst in der Unermeßlichkeit Gottes, dessen unbegreifliche Menschwerdung sein siebentes Gedicht mit der tiefsinnigen Paradoxie des *Punctes* beschreibt, der den *Kreiß*, das allumfassend Ganze, in sich beschließt. So wird ihm im Gegenzug, mit dem letzten der hier abgeschriebenen Texte, die große Alchimistensehnsucht seiner Zeit nach der Verwandlung von *Bley* in *Gold* zum Gleichnis der Mystikersehnsucht nach der menschlichen Einigung mit Gott, zum Sinnbild der Hoffnung auf die radikale Wandlung des Menschen:

Erst dieser unbegreiflich Verwandelte hätte den *Kärker* verlassen und das *Rad* zum Stillstand gebracht; wäre *ohn warumb* der *Rose* gleich, blühend *jetzt und hier;* ganz bei sich selbst und ganz den *anderen geschaffen;* handelnd und wirkend, indem er *ruhet* und *betracht* – eingetreten in das unbewegte Zentrum des Wirbelsturms.

Auf Gedanken von Platon und Augustin, Thomas von Aquin und Meister Eckhart, Paracelsus und Jakob Böhme gründen sich diese Verse des Schlesiers («Arzt des Leibs und der Seele»). Aus der großen Mutterlauge philosophischer und theologischer, gnostischer und mystischer Traditionen des Abendlandes hat seine dichterische Sprachkraft die Doppelkristalle dieser Alexandriner gebildet. In den Symmetrieverhältnissen ihrer Form, der Kohärenz ihrer Elemente, der Härte des Materials und ihrer kristallenen Klarheit liegt der Wert solcher Gebilde. Nicht ein eitel-anspruchsvolles esoterisches Vokabular gibt den Versen Bedeutung, sondern die unabsehbare Reichweite, die metaphysische Transparenz ihrer ganz einfachen, ganz konkreten Worte. Alles Überflüssige und Zufällige ist da abgefallen, das *Bley* gedankenloser, inflationärer Geschwätzigkeit im Sprachlabor dieses Alchimisten wahrhaft in *Gold* verwandelt.

Sehr kleine Münzen, aber mit hoher Kaufkraft. Es lohnt sich, sie aufzuheben. Eine transzendentale Meditation, die auf die Kapitalhilfe indischer Gurus verzichten möchte, fände hier wohl angemessene Gegenstände.

BARBARA BONDY

«Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist»

Eine Rundfunksendung

Ich will es gleich gestehen, meine lieben Hörer, daß ich diesmal, einigermaßen tollkühn, ein Gedicht ausgesucht habe, von dem ich, jeden Augenblick mehr, überzeugt bin, daß ich es nicht interpretieren kann. Genauer gesagt, daß es uninterpretierbar ist. Es gibt so mitreißend leidenschaftliche Kunstgebilde, die so ganz alles sagen, was sagbar ist, daß sich der Interpret, ein wenig geduckt und ängstlich, gleich wie einer vorkommt, auf den das berühmte Wort des großen Franzosen Paul Valéry zutrifft: «In der Schule und der Universität gerät die Dichtung in die Hände von Mördern» – und im Funk gelegentlich auch, wollen wir gleich passend hinzufügen.

All das gilt immer wieder und in höchstem Maße für die Lyrik Goethes, die Liebeslyrik zumal – und doch habe ich nun einmal dieses eine Stück herausgesucht und muß wohl dazu stehen. Der große Antrieb und der große Reiz war durchaus, daß wir diesen wunderbaren Text wieder einmal hören, aufnehmen, ja vielleicht auch beantworten können.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abegewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet sie? scheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Fasset im Krampf dich, du liegst ihr zu Füßen,
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Tränen,
Fernende Tränen, als wäre sie fern:
Bleib! Noch ists möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch auseinander;
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abegewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Das ist das Gedicht. Es ist eigentlich gar kein Gedicht, sondern ein Stück aus ‹Pandora›, einem kurzen, nicht vollendeten Drama Goethes, ein Versspiel, scheinbar vom Antikisch-Mythologischen ausgehend, indes höchst differenzierte Gefühlslagen des modernen Ichs reflektierend und durchführend. Das jambisch hochrhythmisierte, andeutend reimgebundene Gedicht, diesen lyrischen Monolog gewissermaßen, spricht in der ‹Pandora›, die Goethe selbst meist ‹Pandoras Wiederkunft› nannte, Epimetheus, der Alternde, Träumerisch-Verweilende, sehnsüchtig der Gattin, der göttergleichen Pandora nachsinnend, die ihn einst verließ. Die Pandora-Dichtung soll uns hier nicht beschäftigen, nur den Kontext bieten. Die Arbeit entstand 1807/1808, Goethe näherte sich den Sechzig; auch das eine Phase des Angetastetwerdens, der Verletzungen, der Betroffenheiten. Seit 1806 gehörte Sachsen-Weimar zum Einflußgebiet Napoleons, nach der Schlacht bei Jena war Weimar geplündert worden, Goethes Haus mit den Manuskripten nur mit Mühe gerettet; er hatte in diesen Zeiten der Auflösung ein Zeichen der äußeren Ordnungsstruktur gegeben und seine Christiane Vulpius, die langjährige Haus- und Lebensgefährtin, geheiratet. Und doch, das waren vielleicht nur Randbezirke dieses unendlich offenen und zugleich tief verzweigten Lebens. Licht und Schatten der Leidenschaft zogen immer wieder über ihn hin, bekennend und verrätselnd wie stets hat er später über diese Lebens- und Arbeitsphase gesagt: «‹Pandora› sowohl als die ‹Wahlverwandtschaften› drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus.»

Es würde wenig sagen, wollte man diese Äußerung und die Werke dieser Zeit mit dem Namen einer Freundin in näheren Zusammenhang bringen. Wohl war es die Zeit der Freundschaft zu Minchen Herzlieb, der Neigung zu Silvie von Ziegesar. Die lyrischen Äußerungen sprechen Grundsätzliches aus, rückblickend und vorausschauend, – formulieren das Wissen von Erfüllung und Verlust.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abegewendetem Blick!

Immer wieder ist Trennung die Folge der leidenschaftlichen Begegnung. Das lyrische Ich, das hier spricht, ist wohl das Erfahrene, Wissende, – aber der überaus große Reiz des Gedichts liegt im Zwiespalt: Der Schmerz überwältigt Mäßigung, Verzicht. Fliehe also, doch schließe die Augen, die so unbestochen Glück und Gestalt aufnehmen, – denn:

Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Schön in der letzten Zeile der unbefangen sich steigernde Gebrauch der Verben ‹ziehen› und ‹reißen›, die dann ganz unerwartet im «ewig» aufgehen, so eine Dauer jenseits der realen Situation vielleicht ahnen lassend.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet sie? scheid ich? Ein grimmiger Schmerz
Fasset im Krampf dich, du liegst ihr zu Füßen,
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Höchste Ausdrucksfreiheit, die Reihung: «grimmiger Schmerz», «Krampf», bis zu «Verzweiflung zerreißt dir das Herz». Nach der höchsten Spannung, die zum Zusammenbruch führt, die lösenden Tränen, die, anratend, sich selbst gelten:

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Tränen,
Fernende Tränen, als wäre sie fern:

Und hier, nach dem wunderbar sprachschöpferischen «fernende» Tränen, hier, in der Mitte genau der dritten Strophe, also in der Mitte des ganzen Gedichts, nach Verzweiflung und Tränen stürzt jäh der Stimmungsumbruch über das liebende Ich herein:

Bleib! Noch ists möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Hoffnung steigt auf, daß ein Aufschub zu erreichen wäre. Und fast wider besseres Wissen tritt Beruhigung ein, die Sprache blüht auf zu einer jener unvergleichlichen Goetheschen Zeilen:

Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Das ist im sicheren Indikativ gesprochen, ohne Zweifel und blinde Verzweiflung, weit über diesen eigentlichen Text und seine Aussa-

geabsicht hinausgehend: Wenn das streng Überirdische, «der Nacht unbeweglichster Stern» sich neigen wird, dann der Liebe, dem Gefühl, das Gnade anzieht und Gnade dankend beantworten kann.

Die nächste, die vierte Strophe variiert das Verweilen unter dem Gnadenstern, aber wieder begleitet von der dunkleren Stimme der Vergänglichkeit:

> Fasse sie wieder! Empfindet selbander
> Euer Besitzen und euren Verlust!

Wißt, heißt das, doch akzeptiert und lebt es gemeinsam, im innigen, unaufhebbaren Gefühl: euer Besitzen und euren Verlust!

Und dann ungeduldiger, bewegter, wiederum:

> Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch auseinander;
> Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Indes: Vergänglichkeit des Gegenwärtigen, Erfüllten ist ein Weltgesetz, wenn auch die große Begegnung im Transzendenten, in ganz anderen Bereichen aufgehoben und bewahrt bleibt. Und so muß, um den Kreis zu schließen, die fünfte, die letzte Strophe die Klage wiederholen:

> Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
> Fliehe mit abegewendetem Blick!
> Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
> Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!

Worte einer Zeit, die vergangen ist? Fremde Worte? Ich glaube es nicht. Nach wie vor sind es unsere Worte.

ERICH TRUNZ

Über den Schüttelreim

Meinen ersten Schüttelreim machte ich mit zehn Jahren. Ich weiß es genau, denn es war in Bad Soden am Taunus, und da bin ich nur im Sommer 1915 gewesen, als ich gerade zehn Jahre alt war. Ich saß in der Badewanne, da sagte ich: «Mammi, ich habe eben so einen komischen Quatsch-Vers gemacht:

> Ich fand einmal ein totes Rind
> In einer Flasche rotes Tint.

Ich weiß, daß es nicht rotes Tint heißt, aber ich sage das so, es reimt so schön.» Meine Mutter sagte: «Das ist ein Schüttelreim.» Ich fragte: «Was ist ein Schüttelreim?» Meine Mutter war nicht fürs Definieren, sie belehrte mich lieber durch Beispiele und antwortete also: «Na, das kennst du doch: Birkenwald – wirken bald; Schwesterlein – Lästerschwein; Lumpenpack – Pumpenlack; Schattenriß ...» Begeistert ergänzte ich: «Rattenschiß! Nun weiß ich wie ein Schüttelreim ist, und ich habe gleich noch einen zweiten:

Es war einmal ein totes Reh
In meiner Tasse rotes Tee.»

«Ja, das ist auch einer», sagte meine Mutter, «aber bitte nicht nur tote Tiere!» Seitdem mache ich Schüttelreime.

Der Schüttelreim ist ein Formwitz. Wir wissen, wie Reime im allgemeinen klingen. Jeder kann Reime finden. Nehmen wir zum Beispiel das Wort «Knabe», so reimt darauf Habe, Gabe, labe, trabe, Rabe, Stabe, Wabe usw. Wenn man beim normalen Reim das erste Reimwort am Versende hört, weiß man noch nicht, wie das andere am zweiten Versende sein wird. Anders beim Schüttelreim. Da gibt es nur eine einzige Möglichkeit. Das liegt daran: Es bleibt fast alles gleich, nur etwas, was da ist, wird vertauscht, und zwar nach einer festen Regel. Dies vertauschen nennt man «Schütteln».

Der Schüttelreim uns Labe gibt,
Sobald man solche Gabe liebt.

Hier werden am Ende des 2. Verses das l und das g des ersten Verses vertauscht, alles andere bleibt in den letzten zwei Takten, wie es ist. Und so ist es immer: Die Konsonanten vor den Vokalen der beiden letzten Hebungen werden ausgewechselt.

So lange dieses Leben reicht,
Mach's durch den Saft der Reben leicht.

Wer den ersten Reim hat, kann durch Konsonantentausch den zweiten herstellen.

Und das ist gar nicht schwer. Hat man es einmal im Ohr, so braucht man nicht nachzudenken, man hört sofort, wie der Reim sein muß:

Dämmerlicht – Lämmer dicht
handeln wir – wandeln hier
Sorgen macht – Morgen sacht

kleine Dicke – deine Clique
hundematt – Munde hat
Rauher Degen – Dauerregen
Rasennymphen – Nasenrümpfen
Sehr beschwingt – schwer besingt
leise weicht – Weise leicht
leer gemacht – mehr gelacht
heile Welt – Weile hält usw. usw.

Wenn man das erste Wort hört, klingt in uns das zweite auf. Wer von der Muse geküßt ist, dem fliegt der Schüttelreim zu. Ich kenne Professoren der Literaturgeschichte, die konnten keinen Schüttelreim richtig ergänzen und probierten mühsam herum, als sollten sie sich selbst etwas ausdenken. Und ich habe bescheidene junge Mädchen gehört, denen ihr Sinn für Klang und Wort gar nicht bewußt war, die aber mit spielender Leichtigkeit jeden Schüttelreim sofort richtig ergänzten. Hier zeigt sich, wer etwas kann! Der Schüttelreim enthüllt es. Also: nicht nachdenken! Sich dem Klang überlassen – dann ist der Reim von selbst da.

So mögen nun auch die Leser im Folgenden die Reime selbst machen und – bitte – anderen nicht das Spiel verderben, indem sie diese Reime mit Bleistift oder gar mit dem Kugelschreiber da eintragen, wo jetzt Striche stehn. Immer wieder trifft man Menschen, die an Schüttelreimen Spaß haben, die sollen selbst die Ergänzungen schaffen.

Weil es beim Schüttelreim nur einen einzigen richtigen Reim gibt – wie beim Rätsel nur eine einzige richtige Lösung –, mache ich es im Freundeskreise folgendermaßen: Wenn ich den Schüttelreim spreche, sage ich den zweiten Vers nur bis zu der Stelle, wo der Reim beginnt. Den Rest muß einer der Zuhörer ergänzen. Man kann daraus ein Spiel machen. Einer spricht seine Schüttelverse, und die anderen müssen der Reihe nach den Reim ergänzen. Wer es nicht richtig macht, gibt ein Pfand. Der Schüttelreim als Pfänderspiel – flüstert Ihnen bei diesem Wort nicht schon der Genius ins Ohr «Spender viel»? Und Sie dichten:

Beim Schüttelreim als Pfänderspiel
Dankt man dem Reimespender viel.

Beim Schreiben mache ich es so: Die «geschüttelten» Reime bezeichne ich durch Striche: – – –. Jeder Strich bedeutet eine Silbe. Der Leser muß selbst den Reim bilden. Da ich diese Methode

anderswo noch nie gesehen habe, besitze ich den Stolz des Erfinders und bitte, sie im Folgenden anwenden zu dürfen, denn sie entspricht dem Wesen des Schüttelreims: Er kann und muß mit Sicherheit gefunden werden.

Unser Hausbesitzer in Freiburg, ein belesener alter Herr, hatte viel Freude an Schüttelreimen, doch es gelang ihm nie, einen zu machen, und er fragte, wie es wohl zuginge, daß ich ihm immer wieder neue brachte. Wie «macht» man sie? Meist ist es so, daß man sie plötzlich irgendwo wahrnimmt. Jemand sagt «Segelflieger», und da hören Sie gleichsam wie eine innere Stimme: «Flegel Sieger.» Dazu gehört freilich, daß man erst einmal von dem Schüttelreim-Bazillus angesteckt ist. Wenn das geschehen ist, wird daraus etwas wie eine Krankheit – aber eine harmlose. Zunächst «schüttelt» man dann alles, was man überhaupt spricht und hört (alle Wörter – walle Örter; früh und spät – spüh und frät), doch das legt sich. Nach einiger Zeit meldet sich die innere Stimme nur da, wo ein «richtiger» Schüttelreim sitzt. Denn er sitzt verborgen in irgend einem Satz – man muß ihn dort nur wahrnehmen. Man hebt ihn heraus. Und dann gilt es, ihn anzuwenden.

Wenn ich einen Schüttelreim finde – im Gespräch, auf einem Spaziergang, vor dem Einschlafen –, habe ich meist keinen Bleistift zur Hand. Ich versuche zwar, ihn mir zu merken, doch fast immer habe ich ihn nach kurzer Zeit vergessen. Deswegen habe ich zu meiner Frau gesagt:

Fang ich mein Versgemecker an,
So bilde du den – – –.

Meist also «findet» man Schüttelreime. Man kann sie aber auch «machen». Cordelia und ich hatten uns vorgenommen, für das Gästebuch in Badenweiler ein Gedicht in Schüttelreimen zu schreiben. Nach dem Tee gingen wir in den Wald, neben einander, doch jeder still für sich nachdenkend, mitunter leise murmelnd. Jeder probte dauernd neue Kombinationen. Man wählt zwei Silben und probiert dann die verschiedenen Möglichkeiten der dritten durch. Es dauerte immer nur wenige Minuten, dann heiterte sich die Miene auf, und man teilte dem anderen den neuen Schüttelreim mit. Zunächst sammelten wir nur Reime, dann schrieben wir das Gedicht. Zum Abendessen war es fertig, zwei Seiten lang.

Man muß nicht alles aufschreiben. Unser Spaß war das «Dichten». Wir sind deswegen auch dagegen, daß man etwa ein Reimlexikon der Schüttelreime anlegt. Der Schüttelreim ist keine Litera-

tur. Er ist ein Spiel. Man muß es spielen, allein oder zu zweit – so machten es Cordelia und ich – oder auch zu mehreren. Als ich im Krankenhaus lag und Schmerzen hatte, konnte ich nicht immer lesen, Besuche strengten mich zu sehr an, da begann ich, Schüttelreime zu machen, und die Zeit verging im Fluge. Leise öffnete abends der Arzt noch einmal die Tür. Zuerst bemerkte ich ihn gar nicht. Er sagte: «Sie sind allein und lachen? Ich weiß, daß Sie Schmerzen haben.» «Ich habe Schüttelreime gemacht.» «Ach, wenn ich doch mehr Patienten hätte, die das können.»

Die Reime also «findet» man, das Gedicht aus ihnen «macht» man. Es ist nur in seltenen Fällen ein so langes Gedicht wie das unsere für das Gästebuch. Im Gegenteil: Zum Schüttelreim paßt die Kürze. Zunächst also ist der Reim da, etwa «Möven lachen – Löwen machen». Der ungeübte Schüttelreimer verwendet ihn «irgendwie», z. B.:

Am Strande hört man Möven lachen.
Was wohl im Zoo die ----?

Doch der geübte versucht, beide Zeilen in einen Zusammenhang zu bringen, und zwar einen witzigen, etwa so:

Es können nichts die Löwen machen,
Wenn über sie die ----.

Hier sieht man, daß der Schüttelreim dazu neigt, knapp und pointiert zu sein. Er ist eine Art zweizeiliges Epigramm.

Oft müssen bei gelehrten Sachen
Die geistig Unver----.

Was nützen alle Randgebiete,
Wenn nicht das geist'ge----?

Der Schüttelreim paßt am besten dahin, wo alles ein Spiel bleibt, ein heiteres, witziges und dabei immer formstrenges Spiel. Darum paßt der Schüttelreim nicht zu dem Lyrischen. Ein lyrisches Motiv in Schüttelreimen wird zur Ironie der Lyrik:

Am Wiesenrand im Dämmerlicht
Da drängen sich die ---.

Die Sommerluft die Linde wiegt,
Ein süßer Duft im ---.

Nein, das Wache und Witzige, der Spielcharakter gehören dazu, und das Gedankliche wird durch das Formspiel in die Schwebe gesetzt.

Weil der Schüttelreim knapp und pointiert ist, hat er im allgemeinen nur zwei Zeilen. Und jede dieser Zeilen hat vier Takte. Zwei Takte sind der Anlauf, dann bilden zwei Takte den Reim. Das ist klanglich ausbalanciert, so daß man nach zwei Takten fühlt: Jetzt kommt's.

Die neuen Dichter wagen Lieder,
Die geben alle ----.

Gib mir die Perlenkette bald,
Sonst mach ich dich im ---.

Man sagt, sie seien Sittenstrolche,
Doch eben dies be ----.

So also sieht der «normale» Schüttelreim aus.

Wenn man das Schüttelspiel mit der Gewandtheit eines Akrobaten beherrscht, kann man auch Doppel-Schüttelreime machen. In den sehr heißen Sommertagen des Jahres 1957, als mir mehrere Leute sagten, sie seien so schlapp, daß sie nicht mehr denken könnten, ging ich über den schattenlosen Domplatz in Münster, und mir fielen folgende Verse ein:

Wir haben eine Hitzewelle,
Jedoch ein Mensch von Witze helle
Verlacht nur diese Wellenhitze
Und bleibt bei seinem hellen Witze.

Was ist hier geschehn? Es sind in Vers 3 und 4 die Wörter ausgetauscht und dann noch einmal geschüttelt. – Besonders kunstvoll wird die Sache, wenn man in Vers 3 und 4 die Vokale schüttelt, die in 1 und 2 vorkommen. Das klingt so:

Wo Löwen an den Wegen lagen,
Soll man sich nicht zu ----.
Man sollte solcher Lagen wegen
Sicher lieber in den ----.

Es gibt Schüttelreimer, die auf diesem Gebiet Erstaunliches geleistet haben. Doch da ich – mit dem bescheidenen Stolz des Schüttelreimers – in diesem Aufsatz nur eigene Reime bringe, verzichte ich auf jene fremden Beispiele.

Der Schüttelreim ist, wie wir sahen, fast immer ein Paar-Reim, d. h. in der nächsten Zeile folgt das Reimwort. Das hängt mit seiner Knappheit und Schlagfertigkeit zusammen. Nur ausnahmsweise verwendet man den Kreuzreim. Er erfordert nämlich, daß man die Schlußtakte der Zeilen 1 und 2 im Ohr behält und dann entsprechend 3 aus 1 ergänzt und 4 aus 2:

Zwar fliegt der Mensch heut ferngesteuert
Durchs Weltenall mit Sturmgewalt,
Doch selbst an einen ----
Behält der Wurm die ---.

Es gibt viersilbige Reime «Worte sagen – Sorte wagen» und dreisilbige «Sande liegt – Lande siegt». Das Gemeinsame ist, daß zwischen den Hebungen je eine Senkung steht. Man kann auch Schüttelreime machen, in denen die Senkung zwischen den Hebungen fehlt, die klingen aber nicht so flott. In diesem Falle bestimmen die «Stadtwerke» die «Wattstärke» in Bad «Hersfeld», wo man noch was vom «Vers hält», da der «Weltgeist» uns nicht nur auf das «Geld weist», indes im «Luftschacht» ein «Schuft lacht». Verse mit solchen Schlüssen klingen nicht so schlagkräftig und munter wie die, in denen Hebung und Senkung wechseln.

Schüttelreime müssen rein sein. Denn ein Formwitz (ein Wormfitz) stimmt nur, wenn die Form eingehalten wird. «Kleine Dicke – deine Clique» stimmt genau, auch wenn die Rechtschreibung verschieden ist. Anderseits stimmt nicht «Satze blitzt – Platze sitzt». Natürlich ist es verführerisch, einen Vers zu machen auf den Schüttelreim, der im «Satze blitzt», wo er an seinem «Platze sitzt». Doch genau genommen ergibt es «Blatze» oder «plitzt» und stimmt also nicht. Reime finden ist leicht, Schüttelreime finden ist schwieriger. Unreine Reime lassen sich ertragen, unreine Schüttelreime sind witzlos. Denn es ist ein Spiel, jedes Spiel hat Regeln, und es kommt darauf an, innerhalb dieser Beschränkung Meister zu sein. Dem guten Schüttelreimer fallen so viele reine Schüttelreime ein, daß er auf die unreinen gern verzichtet – aber natürlich gibt es auch da Ausnahmen. Schüttelreime prüft man mit dem Ohr, nicht mit den Augen. «Dauerregen – Rauher Degen»: da steht an der einen Stelle ein h, an der anderen nicht. Gesprochen aber stimmt's genau.

Soviel zum Reim. Und nun noch rasch ein Wort über die Versart. Fast alle Reime, die ich bisher brachte, haben vier Hebungen. Man kann natürlich auch Fünf-Takter machen. Mancher empfin-

det sie als einfacher, denn es ist schwer, knapp zu sein, doch ihnen fehlt die Leichtigkeit und Schlagkraft.

Du nimmst das Leben wie ein Segelflieger,
Doch wisse: oftmals bleibt der Flegel Sieger.

Der Unterschied zu den Viertaktern ist deutlich. Bei diesen hat der Vers 2 freie und 2 reimende Takte, ist also in der Mitte geteilt. Beim Fünftakter ist der Rhythmus anders, man wird nicht so stark auf den Reim hingewiesen, auf diesen aber kommt es an. Der Viertakter ist gleichmäßig rhythmisiert, je 2 Takte gehören zusammen, wie bei volkstümlichen Marsch- und Tanzrhythmen.

Alle bisherigen Beispiele zeigten das muntere Auf und Ab von Hebung und Senkung. Man kann aber auch auf die Hebung zwei Senkungen folgen lassen: «Weise Belehrung – Leise Bewährung.» Vielleicht genügt diesmal ein ganz knappes Beispiel:

Weise Belehrung:
«Prächtige Maler.»
Leise Bewährung:
Mächtige Prahler.

So also klingen Schüttelreime im ³⁄₄-Takt. Sie kommen selten vor. Cordelia und ich haben sie vor allem für unsere «abstrakten Schüttelreime» benutzt. Doch davon später.

Manche Schüttelreimer sehen einen besonderen Reiz darin, Eigennamen im Reim zu verwenden. Beispiele für Personennamen:

Der Erde und des Himmels Grausen
Erfährt der Mensch bei ––––.

Was sprichst du viel von Metternich,
Ich finde sehr viel –––.

Der Literat mit milder Wut
Spricht von Ottilie –––.

Dies kleine Blatt, das Storm gefaltet,
Hat er in schöner ––––.

Oder Ortsnamen:

Im Schwarzwald stöhnt ein Gast bei Hitze: «O,
Ich wäre heut so gern in –––.»
Indes sagt dort ein Gast am Wattenmeer:
«Ach, wenn ich auf des Schwarzwalds –––.»

Mit den Namen im Schüttelreim kommen wir zu einem Gebiet, das noch ganz unbekannt ist, dem Schüttelreim in der Werbung. Ich habe ihn noch niemals in Werbetexten gefunden. Und fortwährend fallen mir welche ein. Etwa:

Nimm Babypuder Vasenol,
Das tut gewiß der ---.

Wenn Cordelia und ich in der Gegend von Freiburg spazierengingen, fanden wir in den ländlichen Gasthäusern Bierfilze. Auf der einen Seite war eine grimmige Wildkatze zu sehn, auf der anderen Seite stand «Ganterbier». Dann schrieben wir neben das zähnefletschende Tier:

Worauf hat wohl der Panther Gier?
Auf Menschenblut? Nein – (bitte wenden!)

Wenn man den Bierfilz umwandte, fand man dann den Schüttelreim. In diesem Falle erlaubten wir uns einen unreinen Reim – ausnahmsweise! Welche Wirkung würden wohl Schüttelreime in der Werbung haben? Man bedenke:

Ein Schüttelreim, im Klang gelungen,
Hat oft im Ohre ----.

Es gibt weit weniger Schüttelreime als Reime, das ist bedingt durch die Gesetzlichkeit des Schüttelreims. Der Schüttelreimer also ist eingegrenzt, doch in diesen Möglichkeiten sich frei zu bewegen ist sein Vergnügen. Er spielt mit der Form, er spielt mit den Wörtern. Wer spielt, gilt in dieser Welt der ernsthaften zielstrebigen Menschen nicht viel. Als mir jemand sagte, meine Schüttelreime könnten vielleicht bekannt werden, antwortete ich:

Mir wird bei solchem Ruhme bang,
Er wirkt wohl wie ein ---.

Deswegen haben die Schüttelreimer eine Neigung zum Pseudonym. Mir ist, als erfinde die Sprache von sich aus diese Kombinationen, die den seltsamen Doppelreim ergeben. Deswegen werden Schüttelreime oft ohne Verfassernamen weitererzählt wie gute Witze. Doch das Weitergeben hat seine Grenze: Schüttelreime sind unübersetzbar. Man kann Gedichte übersetzen, weil genug bleibt, auch wenn der Klang verloren geht. Schüttelreime nicht, denn hier ist der Klang alles.

Schüttelreime sollte man nicht mit «richtigen» Gedichten vergleichen, sie sind immer nur eine komische Abart. Die Schüttelreimerei ist ein Spiel, und dieses ist nur richtig, wenn es Freude macht. Das Spielen ist wichtiger als das Ergebnis. Es ist wie das Burgenbauen an der See: kein Werk für die Dauer, aber eine lustige Beschäftigung. Um diesen Spiel-Charakter noch einmal zu zeigen, bringe ich nun:

Schüttelreime über den Schüttelreim.

Der Schüttelreim dem regen Geist
Von sich aus schon ent – – – .
Unscheinbar er am Orte weilt
Und will, daß man zum – – – .
Man schüttelt es, man hat's geschoben,
Und sieh: es ist ein – – – –,
Der uns zu einem Sporte weist,
Der nur sich aus dem – – – .
Still er an seinem Sitze winkt
Dem Künstler, der mit – – – .
Erst Dichtern, die schon lang gesungen,
Ist ein vollkommner – – – – .
Doch willst du diese Sorte wagen,
So muß du heitre – – – – .
Und wie auch deine Sachen liegen,
Du wirst dabei mit – – – – .
Beachte froh der Worte Sitz,
Dann lernst du diese – – – .
Wenn man die Verse lange siebt,
Dann kommt, was man am – – – :
Daß spielend er der Form genügt,
Die sich der strengsten – – – .
Ein Schüttelreim, im Klang gelungen,
Hat oft im Ohre – – – –,
So daß er süße Labe gibt
Dem, welcher solche – – – .

Schütteln kann man in der Sprache alles, nur das meiste «ergibt nichts», wie die Schüttelreimer sagen. In diesem Punkte bin ich anderer Meinung als die traditionellen Schüttelreimer. Nehmen wir die alltägliche Formel «Auf Wiedersehn», geschüttelt «Auf Siederwehn» – ist das nichts? Fühlt man nicht ein Wehen und dazu

etwas Geheimnisvolles, von wo und wohin es geht? Also: Schütteln Sie gut – «gütteln Sie schut»! Ist da nicht ein hübsches neues Tätigkeitswort verbunden mit einem durch den u-Laut tiefsinnigen Eigenschaftswort? Man kann auch seinen Spaß haben an Reimen, die «nichts» ergeben. Ich nenne sie «abstrakte Schüttelreime». Sie sind nur ein Spiel mit Klängen. Und dann gibt es das Grenzgebiet, wo abstrakte Schüttelreime anklingen an die gewohnte Sprache, ihr sogleich aber wieder entschlüpfen. Wie solche Reime klingen, mag ein Gedicht zeigen, das Cordelia und ich im Schwarzwald gemacht haben.

Lerienfied.

Motto: Geschmeilter Terz ist schmalber Herz,
Gefreilte Teude ist froppelte Deude.

Fockende Lerne
Weiter uns hinkt,
Geisenbahn erne
Brütlich uns singt.

Bonne auf Sergen,
Grüppiges As,
Zwärten mit Gergen –
Spöstlicher Kaß.

Hauender Blimmel,
Salbe, die schwingt,
Gerdenbehimmel
Erne ferklingt.

Vuftende Deilchen,
Wachender Lald,
Wach einem Neilchen
Hachen wir Malt.

Glummende Brocken
Tunten im Al
Lollen uns wocken
Mu einem Zahl.

Hiesige Rumpen
Wärkender Stein,
Klinken in Schumpen
Aden uns lein.

Wängelnde Schlege
Zühren furück,
Treinselig wäge
Glunden voll Stück.

Tadelnde Nanne,
Stunkelnden Fern,
Kein aus der Wanne
Gaben wir hern.

Sebelnde Nonne,
Neine uns scheu,
Wage der Tonne,
Treibet uns bleu.

Mit diesem Gedicht will ich meine Plauderei beschließen. Denn ich glaube, ich habe alle Formfragen, die bei dem Schüttel-Spiel vorkommen, berührt. Und andere als Formfragen gibt es bei ihm nicht.

Schüttelreime gehören zu den kleinen Erheiterungen des Daseins. Aus diesem Grunde teilt der Schüttelreimer die Verse, die er gemacht hat, seinen Freunden mit, denn: «Gefreilte Teude ist froppelte Deude.» Und somit also: «Auf Siederwehn! Weben Sie lohl, gütteln Sie schut!»

NORBERT HUSE
Über ein Capriccio von Guardi

I

Das Venedig der Veduten war fast immer ein Venedig der Touristen. Die Versuche des jungen Canaletto, auch das Innere Venedigs zu zeigen – und zwar im großen Format der Historienmalerei! – und dabei weder über die sozialen Verhältnisse hinwegzusehen noch über das physische Altern der Stadt, waren schnell gescheitert. Schon bald ließ Canaletto die dunklen Wolken aus seinen Bildern wieder abziehen und warmes Sonnenlicht leuchten. In einem zunehmend osmotischen Verhältnis zu seinem Publikum hat er der verklärenden Sicht der Besucher die Stadtkenntnis und das künstlerische Vermögen des ortskundigen Cicerone zur Verfügung gestellt und damit wie kein anderer die Erwartungen, die Erfahrungen und, nicht zuletzt, die Erinnerungen der Venedig-Besucher geprägt. Fast allen Reisenden wird es wie jenem ergangen sein, der auf dem Weg von Karlsbad nach Rom war und seine Eindrücke noch ein Menschenalter später beschrieb, als handele er von einem Bilde Canalettos: «Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere, leicht schwebend, bunt bekleidet, rudernd, betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste, frischeste Bild der venezianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Lokalfarben blendend hervor, und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnismäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in hell gemalt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nötig waren, um die Tüpfchen aufs i zu setzen.»

Ob Goethe 1786 auch unter denen war, die Francesco Guardi über die Schulter blickten, der seine Bilder zum Teil auf dem

Markusplatz, von der Staffelei weg, verkaufen mußte, ist ungewiß. Viel Beifall aber hätte der Maler bei diesem Fremden sicherlich nicht gefunden, für den er – wie für fast alle seine Kunden – kaum mehr gewesen sein wird als ein höchst unzulänglicher Ersatz für den 1768 gestorbenen Canaletto.

Die größten Serien, die Guardi zu malen bekam, waren, kaum zufällig, Kopien nach Stichen, die Andrea Brustolon von den berühmten Bildern des Meisters gefertigt hatte. Die meisten zeigen die venezianische Architektur in Verbindung mit einem Staatszeremoniell, das seinen ursprünglich politischen Sinn längst verloren hatte. Reformer wie Andrea Memmo hatten es deshalb abschaffen wollen, da die hohen Kosten ja nur den Fremden zugute kämen und diese in der Stadt ohnehin genug zu sehen hätten.

Am 7. 10. 1786 war auch Goethe unterwegs zu einem «hohen Amte, das der Doge an diesem Tage, wegen eines alten Türkensieges, abwarten muß», – ein Sieg, der kein geringerer war als der von Lepanto! Der Diarist notierte sich Gewänder, Gerätschaften und Gesichter, freute sich am schönen Wuchs des Dogen und vergaß nicht festzuhalten, daß unter fünfzig *Nobili* nicht eine «einzige vertrackte Gestalt» gewesen sei. Die Selbstdarstellung des Staates war zu einer Veranstaltung geworden, die selbst der für alles Genetische so aufmerksame Goethe nur noch ästhetisch wahrnahm: «Wenn die vergoldeten Barken ankommen, ... am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften, mit den hohen, auf Stangen und tragbaren langen silbernen Leuchtern gesteckten Wachskerzen stehen und drängen und warten, und die langen violetten Kleider der Savii, dann die langen roten der Senatoren auftreten und endlich der Alte im langen goldenen Talar mit dem Hermelinmantel aussteigt, drei sich seiner Schleppe bemächtigen, und dann wieder soviel *Nobili* folgen, alles vor dem Portal einer Kirche, vor deren Türe die Türkenfahnen gehalten werden: so glaubt man auf einmal eine alte, gestickte Tapete zu sehen, aber eine recht gut gezeichnete Tapete.»

Guardis melancholischem Blick erschien Venedig nicht als leuchtendes Bild und auch nicht als fein gewirkte Seidentapete, sondern als eine nicht nur alt gewordene, sondern auch bereits halb verlassene Stadt. Von vorn gesehene Figuren und beschreibbare Handlungen, wie das Münchener Bild sie noch zeigt, werden im Laufe seiner Entwicklung immer seltener, die Menschen verwandeln sich zu anonymen, im Spätwerk dann fast schemenhaften Figurinen, die, von hinten gesehen, einzeln oder in Gruppen die

Stadt durchziehen. Weder Arbeit noch Geselligkeit halten sie auf, aber auch Ziele sind nicht zu erkennen. Die erhöhten Blickpunkte, die Guardi in der Regel wählte, die meist leer gelassenen Vordergründe und eine Malweise, die selbst das Nahe wirken läßt, als sei es von fern gesehen, machen die Distanz unüberbrückbar.

II

Schon im 18. Jahrhundert wurde zwischen wirklichen und imaginierten Stadtansichten unterschieden. Zahlenmäßig behielt die ‹veduta presa dal vero› immer die Oberhand über die ‹veduta ideata›, künstlerisch aber war nicht selten diese die reizvollere Aufgabe. Canalettos ‹vedute ideate› stellten meist prominente Werke der Baukunst ins Zentrum, die dann entweder zeitlich, z. B. als künftige Ruinen, oder aber geographisch in einen unerwarteten Kontext versetzt wurden. Die Verfremdungen waren für jeden nachvollziehbar, der die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Lagunenstadt aufgesucht hatte. Notfalls hätte aber auch die Stadtkenntnis noch ausgereicht, die man sich mittels der geläufigen Stich- und Bilderserien selbst im fernen England erwerben konnte.

Ganz anders bei Guardi. Auch er handelt in seinen *capricci* von venezianischen Bauten, aber nicht von den *prospectus, monumenta* und *magnificenze,* vor denen die Reisenden sich versammelten, sondern von Orten im Inneren der Stadt, die die meisten Fremden auch bei längerem Aufenthalt nicht mit Bewußtsein gesehen haben werden, zumal auch die Vedutisten ihrer nicht achteten. Bis heute gelten ‹vedute ideate› von Guardi deshalb als besonders markante Produkte einer völlig freien, fast narzißtisch mit sich selbst beschäftigten künstlerischen Einbildungskraft.

Für den Maler allerdings scheint das Thema seines Phantasierens nicht dieses selbst gewesen zu sein, sondern die Stadt, in der er lebte. Bei näherem Hinsehen nämlich findet man in jedem dieser Bilder identifizierbare Bauten oder Situationen, die meist im Inneren der Stadt liegen. Nicht zufällig spielen neben Durchgängen halböffentliche Räume wie Palasthöfe und Kreuzgänge eine besondere Rolle. Die Grenzen zwischen der ‹veduta ideata› und der ‹veduta presa dal vero› werden dabei immer durchlässiger.

Auch das Münchener Bild (Abb. auf S. 351) ist mehr als nur eine allgemeine Etüde. Der 60 cm hohe und 43 cm breite ‹Tordurchblick› tauchte um die Jahrhundertwende im Kunsthandel auf. Seit 1967 hängt er in der Alten Pinakothek. Die Entstehungszeit (um



Capriccio
Ölgemälde von Francesco Guardi

1780?) ist strittig, Einverständnis besteht aber darüber, daß das Venedig dieses Bildes frei erfunden sei: «Der Durchblick aus der Tiefe eines verschatteten Torbogens auf eine zum Wasser hinführende sonnenbeglänzte Straßenflucht verwandelte die ursprüngliche Wirklichkeit der Szenerie durch die Zufälligkeit des gewählten

Ausschnitts unversehens in ein gleichsam der frei schöpferischen Phantasie entsprungenes Capriccio ... Tatsächlich läßt sich in unserem Falle weder die vorgestellte topographische Situation noch die vielfach in tänzerischer Haltung aufgefaßte Verhaltensweise der verschiedenen Straßenpassanten mit völliger Sicherheit bestimmen. Vielmehr finden wir ein merkwürdig schwereloses Übergehen von einem Gegenstand zum anderen, wobei trotz des augenscheinlichen Verzichts auf vedutenhafte Treue das Ganze sich dennoch mit Hilfe der mehr oder weniger wirklichkeitsnahen Einzelheiten zu einer unverkennbar venezianischen Straßenszene verdichtet.» (R. Kultzen).

Der Bogen freilich, durch den Guardi uns blicken läßt, ist durchaus identifizierbar (Abb. auf S. 352). Es ist der unter dem Uhrturm, den jeder Venedig-Besucher auf dem Weg zum Markusplatz passiert, den aber nur die wenigsten bemerken. Diesen Bogen hatte Canaletto (Abb. auf S. 353) als Rahmen benutzt, um die Markuskirche mit Dogenpalast und S. Giorgio im Hintergrund besonders wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Für Guardi hingegen war dieser Bogen ein eigener Ort zwischen Stadt und Piazza. Nachdem er in einer Zeichnung den Einblick so gewählt hatte, daß hinten die Logetta sichtbar wurde, ist er für das Münchener Bild auf die



Uhrturm von der Merceria aus gesehen (Ausschnitt)
Stich von Tosini-Lazzari



San Marco
Ölgemälde von Antonio Canaletto

andere Seite der Merceria gewechselt. Anders aber als in der Zeichnung wurde die vorgefundene Situation im Bilde transformiert. An Ort und Stelle treten noch heute San Marco, Dogenpalast und San Giorgio in das Blickfeld. Keines dieser Bauwerke ist in Guardis Bild zu sehen, und doch sind sie alle präsent, denn es gibt ja einen Blick auf das Wasser und eine Folge von Bauten links, unter denen eine Kuppel und ein Palast hinreichend deutlich zu identifizieren sind.

Rechts vorn, im Schatten, erkennt man eine Frauenstatue, die es in der Wirklichkeit an dieser Stelle nicht gibt und wohl auch nie

gegeben hat. Über der Nische zieht eine große purpurfarbene Draperie die Aufmerksamkeit auf sich, über der sich eine Gestalt zu schaffen macht, der die Lichtregie des Bildes zu besonderer Wirkung verhilft. Kennern der venezianischen Geschichte wird diese Stelle aufgefallen sein, muß doch just in diesem Bereich jene legendäre Giustina gewohnt haben, der der Staat in prekärer Lage seine Rettung verdankte: Als Baiamonte Tiepolo und die Seinen sich 1310 in einer Gewitternacht gegen die Regierung erhoben, war der Haupttrupp auf dem Wege zum Dogenpalast schon bis zum Uhrturm vorgedrungen. Auch das Bombardement mit Küchenutensilien aus den Fenstern regierungstreuer Frauen hatte sie nicht aufhalten können, bis im letzten Augenblick der Mörser der Giustina Rossi den Anführer am Kopfe traf und tötete (Abb. auf S. 355). Als die Retterin des Vaterlandes vor dem Dogen stand, erbat sie nur zwei Gnadenerweise: sie und ihre Nachkommen vor Mieterhöhungen zu bewahren und an hohen Feiertagen an ihrem Fenster ein großes Banner mit dem Wappenzeichen des Hl. Markus aushängen zu dürfen.

III

Fast alle *capricci* von Guardi sind auffallend klein. Das Münchener gehört zu den größten. Wo selbst Formate wie 10 x 12 oder 12 x 17 cm vorkommen, wird die Finanzkraft der Käufer nicht sehr groß gewesen sein. Die meisten dieser Bildchen scheinen auch – anders als die Werke Canalettos – zu Lebzeiten des Malers nicht aus Italien herausgekommen zu sein. Von dem impliziten Publikum der Bilder ohne weiteres auf deren wirkliches und dessen Vorstellungen schließen zu wollen, würde freilich eine prästabilierte Harmonie voraussetzen, für die es in den Quellen keinen Anhalt gibt. Soweit die Interessenten für Guardis Kunst bisher namhaft geworden sind, gehörten sie allerdings anderen Schichten an als die maßgebenden Kunden Canalettos. Sie stammten aus dem verarmten Adel oder aus dem Bürgertum. Daraus auf einen verborgenen revolutionären Gehalt von Guardis Bildern zu schließen, wäre aber wohl verfehlt. Sie zeigen, in melancholischer Distanz, ein gebrechlich gewordenes Venedig, aber sie denunzieren es nicht als dekadent, und schon gar nichts ist von einem revolutionären Gegenideal zu erahnen, das in Venedig, wo es einen selbstbewußten Dritten Stand nicht gab, auch jeder gesellschaftlichen Basis hätte entraten müssen. Wichtiger ist wahrscheinlich, daß die meisten der identifizierbaren zeitgenössischen Guardi-Liebhaber Venezianer waren.

Und möglicherweise waren gerade sie auch das Publikum solcher *capricci*, deren Pointen dem normalen Fremden in wesentlichen Zügen unverständlich bleiben müssen. Vielleicht zeigen diese Bilder deshalb, anders als die großen Veduten, im Medium des *capriccio* ein Venedig der Venezianer.



Der Tod des Baiamonte Tiepolo (Ausschnitt)
Ölgemälde eines venezianischen Malers (17. Jahrhundert)

HARTMUT BOOCKMANN

«Uns stockt der blick im aufgeschlagnen buche»

Über ‹Die graeber in Speier› von Stefan George

Die graeber in Speier

Uns zuckt die hand im aufgescharrten chore
Der leichenschändung frische trümmer streifend.
Wir müssen mit den tränen unsres zornes
Den raum entsühnen und mit unserm blut
Das alte blut besprechen dass es hafte·
Dass nicht der Spätre schleicht um tote steine
Beraubte tempel ausgesognen boden . .
Und der Erlauchten schar entsteigt beim bann:

Des weihtums gründer· strenge kronenstirnen·
Im missglück fest· in busse gross: nach Konrad
Der dritte Heinrich mit dem stärksten zepter –
In wälschen wirren· in des sohnes aufruhr
Der Vierte reichsten schicksals: haft und flucht·
Doch wer ihn wegen sack und asche höhnte
Den schweigt er stolz: der orte sind für euch
Von schmählicherem klange als Kanossa.

Urvater Rudolf steigt herauf mit sippe·
Er sah in seinem haus des Reiches pracht
Bis zu dem edlen Max dem letzten ritter·
Sah tiefste schmach noch heut nicht heiler wunde
Durch mönchezank empörung fremdengeissel·
Sah der jahrtausendalten herrschaft ende
Und nun die grausigen blitze um die reste
Des stamms dem unsre treue klage gilt.

Vor allen aber strahlte von der Staufischen
Ahnmutter aus dem süden her zu gast
Gerufen an dem arm des schönen Enzio
Der Grösste Friedrich· wahren volkes sehnen·
Zum Karlen- und Ottonen-plan im blick
Des Morgenlandes ungeheuren traum·
Weisheit der Kabbala und Römerwürde
Feste von Agrigent und Selinunt.

Mit der Geschichte hat es nicht nur der Historiker zu tun. Geschichte ist allgegenwärtig – und das nicht nur in Jahren, wo sie, wie im Augenblick, in Mode steht. Sie ist Gegenstand täglichen Redens und Denkens, von Vorstellungskomplexen, die man zu den Mythen des Alltags rechnen kann, sowie in den Versuchen von Philosophen, von Literaten oder von bildenden Künstlern, die Welt zu verstehen.

Den Historiker erfreuen solche Nachbarschaften, aber sie setzen ihn auch in Verlegenheit. Sie bestätigen ihm den offensichtlichen Nutzen seiner Tätigkeit und nähren die schon längst gehegte Vermutung, seine Wissenschaft wende sich dem Leben im höheren Maße als so manche Gegenwartsdisziplin zu, welche ihren praktischen Nutzen im direkten Zugriff zu erreichen gedachte. Doch hat eine solche Genugtuung ihren Preis. Der in der Art eines Handwerkers operierende Historiker sieht sich einer Konkurrenz ausgesetzt, die ihm keine Chancen zu bieten scheint. Je mehr er sich darauf einließe, mit dem Literaten oder dem bildenden Künstler in einen Wettstreit zu treten, desto hoffnungsloser würde seine Situation. Sollte er versuchen, gegen den großen Entwurf mit Anmerkungen anzugehen, sollte er gegen die Visionen das stellen, wofür die in seinem Fach derzeit gebräuchliche Redeweise das Wort ‹Differenzieren› verwendet? Und vollends lächerlich machen würde er sich dann, wenn er sich dabei ertappen ließe, Dichtern oder Künstlern Fehler nachzuweisen.[1]

Eine hoffnungslose Situation? – Nicht ganz, wenn wir uns darauf besinnen, daß unsere Sache nicht eine Spezialdisziplin ist, sondern eine Dimension des Lebens, daß es also nichts geben kann, worin man nicht den Stoff des Historikers sehen könnte. Der Dichter ist nicht nur der – vielleicht begünstigte – Konkurrent des Historikers; er ist zugleich sein Gegenstand, und seine Visionen müssen es sich ganz unabhängig von ihren ästhetischen Qualitäten gefallen lassen, als Beispiele von Vergangenheitsvorstellungen betrachtet zu werden und vielleicht als eine Summe von halb Gewußtem, falsch Verstandenem und vorurteilsvoll für die Zukunft Erhofftem zu erscheinen.

Stefan Georges Gedicht ‹Die graeber in Speier› findet sich in der 1907 unter dem Titel ‹Der Siebente Ring› erschienenen Gedichtsammlung in der ersten Abteilung, welche die Überschrift ‹Zeitgedichte› trägt.[2] Insbesondere in diesen Gedichten nimmt der Autor die Rolle des Zeitkritikers ein, der die Gegenwart an großen Vergangenheiten mißt und sie als unzulänglich erkennt:

Nur niedre herrschen noch· die edlen starben ·
Verschwemmt ist glaube und verdorrt ist liebe. (S. 32)

Doch liegt der Tod der Edlen nicht nur in jenen weit zurückliegenden Zeiten, in denen noch «Lebensganzheit» möglich war.[3] Auch Nietzsche zählt zu den Edlen, auch der damals so gefeierte Maler Arnold Böcklin und selbst Elisabeth von Österreich, die 1898 ermordete Gemahlin des Kaisers Franz Josef, ein halbes Jahrhundert nach Georges Gedicht die Heldin populärer Filme, welcher der Dichter «der hoheit schauer und den hauch/von weh und wucht» zuschreibt (S. 26). Tief in der Vergangenheit aber ist die große Welt der Trierer Porta Nigra angesiedelt, wo

in der rennbahn
die blonden Franken mit löwen stritten (S. 16).

Ihnen stehen als Repräsentantinnen der schnöden Gegenwart Frauen gegenüber, «die ein sklav zu feil befände» (S. 179).

In dem schon zitierten, diesen Teil des Buches abschließenden Zeitgedicht heißt es:

ich sah die nun jahrtausendalten augen
Der könige aus stein von unsren träumen
Von unsren tränen schwer ... (S. 33)

Diese Verse zielen offensichtlich auf ‹Die graeber in Speier›, und so fragt man sich, ob hier vom Sehen in einem metaphorischen Sinne die Rede ist oder ob der Dichter jene tausendjährigen Augen bei seinem Besuch in Speyer[4] wirklich gesehen hat. Was hätte er im zweiten Falle sehen können? Einerseits die bekannte Grabplatte Rudolfs von Habsburg aus dem ausgehenden 13. Jahrhundert, andererseits die theatralischen Grabdenkmäler Rudolfs und seines Sohnes Albrecht von 1824 und 1843, Produkte also des verachteten 19. Jahrhunderts.[5]

Doch geht das Gedicht über die Gräber von Speyer nicht von Grabplatten oder späteren Denkmälern aus, sondern von den Gräbern selbst. Im Jahre 1900 waren sie geöffnet und war ihr Inhalt untersucht worden. Der Dichter sieht darin eine Leichenschändung, und er beansprucht, diesen Akt zu sühnen, und zwar mit seinem eigenen Blut, wie er zunächst ankündigt, tatsächlich jedoch, wie sich alsbald zeigt, mit seinem Gedicht. Als Antwort auf die Öffnung der Gräber läßt er in einer Art von Vision «der Erlauchten schar» den Gräbern entsteigen:[6]

Des weihtums gründer· strenge kronenstirnen ·
Im missglück fest· in busse gross . . . (S. 22).

Das ist offensichtlich von allen Königen gesagt, von denen das Gedicht handelt, und nicht nur von «Des weihtums gründer», also Konrad II., den George demnach nur mit dem Namen nennt, während sein Nachfolger, Heinrich III., doppelt charakterisiert wird. Der Dichter apostrophiert die starke Machtposition dieses Herrschers sowie seine Einbindung in die italienischen Verhältnisse, die Heinrich III. indessen weder von seinen Vorgängern noch von seinen Nachfolgern unterscheiden.

Spezifischer wird Heinrich IV. dargeboten. Ihn zeichnet der Aufruhr seines Sohnes aus, ein gewissermaßen klassisches Königsdramen-Motiv, sowie ganz allgemein «reichstes schicksal». In der Tat: Heinrich IV. hat an Auf und Ab mehr zu bieten als sein Großvater Konrad II., und das nicht erst für George. So fügt sich der Dichter in eine lebhafte – von Historikern, Publizisten, Dichtern und Malern – schon seit langem geführte Debatte ein. Enge Gemüter und Zeitgenossen des Kulturkampfs hatten Canossa als eine Niederlage dieses Herrschers und als eine Schande angesehen. Da es George nicht um die Durchsetzung eines weltlichen Herrschertums gegen Rom geht und da er in der mittelalterlichen Papstkirche überdies eine Hüterin der Lebensganzheit sieht,[7] braucht er sich auf eine Wertung des königlichen Bußganges nicht einzulassen, sondern kann sich darauf beschränken, den Monarchen angesichts von Hohn wegen dieser Buße stolz schweigen zu lassen. Doch waren es weniger die zeitgenössischen Gegner Heinrichs IV., die ihn wegen dieses Bußaktes verhöhnten – sie sahen in der erfolgreichen Buße vielmehr eine Gefahr für ihre Sache –, und auch das stolze Schweigen hat gerade Heinrich IV. nicht praktiziert. Er hat sich vielmehr des Pamphlets als einer Waffe in so hohem Maße bedient, wie kein mittelalterlicher Herrscher vor ihm.

Über mehr als zwei Jahrhunderte hinwegspringend wendet sich George nun König Rudolf von Habsburg zu:

Urvater Rudolf steigt herauf mit sippe ·

der seinerseits eine Vision hat, die über Maximilian I.,[8] die Reformation[9] («mönchezank»), den Bauernkrieg (?: «empörung») und den Dreißigjährigen Krieg (oder Napoleon?: «fremdengeissel») bis in die Gegenwart des Dichters führt, der Rudolf ganz richtig das

Ende des habsburgischen Reiches prognostizieren läßt, dem – bzw. dessen «stamme» – des Dichters «teure klage gilt» (S. 23). Hier wird offensichtlich verdeckt gegen das preußische Deutschland der Gegenwart polemisiert, und so wächst Rudolf von Habsburg, der im allgemeinen Urteil ja ein für Georges Bedürfnisse ganz ungeeigneter ‹bürgerlicher› König war, eine ungewohnte Rolle zu, in der man vielleicht eher einen staufischen Herrscher hätte erwarten können.

Dieser Dynastie wendet sich der Dichter in der letzten Strophe zu – ohne an die «graeber in Speier» anzuknüpfen, obwohl dort durchaus einige Grabstätten einer Entsühnung im Sinne seines Gedichts bedurft hätten. In Speyer lagen König Philipp von Schwaben sowie eine Tochter Barbarossas und dessen zweite Frau Beatrix begraben, die letzte gewiß eine «Staufische Ahnmutter». Doch meint George mit der «Ahnmutter aus dem süden» wohl doch eher Constanze, die Mutter Friedrichs II.[10] Dieser selbst wird ebenfalls evoziert. Die «Ahnmutter» läßt ihn «an dem arm des schönen Enzio» herbeikommen, also eines der unehelichen Söhne Friedrichs II., der zu den wichtigsten politischen und militärischen Helfern seines Vaters gehört hat, eine Gestalt, welche die Phantasie nicht erst Georges angeregt hatte, da sie zu ähnlichen Assoziationen verlockte wie Konradin.[11] Dennoch nimmt sich Enzio in der Speyrischen Vision des Dichters etwas verwunderlich aus – er ist ja neben seinem Vater der einzige Staufer, der hier mit Namen genannt wird. Zu erklären ist das doch wohl so, daß der Einzug des «Grössten Friedrich» «an dem arm des schönen Enzio» ein wenig an ein im George-Kreis geübtes Ritual erinnert. Wie hätte man nicht an den Meister selbst denken müssen, wenn da von einem Älteren die Rede ist, der am Arm eines schönen Jüngeren daherkommt?

Eine solche Assoziation war aber umso anzüglicher, als es nicht einfach Kaiser Friedrich II. ist, der so eingeführt wird, sondern

Der Grösste Friedrich · wahren volkes sehnen ·

Mit beiden Attributen stellte sich George in eine Tradition. Abgesehen von der anti-preußischen, gewissermaßen gegen Friedrich den Großen gerichteten Spitze, welche das Attribut «Der Grösste» darstellt, wird man wohl an Jacob Burckhardt denken können, der in jenem Staufer den «ersten modernen Menschen auf dem Throne» sah,[12] und man muß sich, was das Sehnen des Volkes betrifft, an die Kaisersage erinnern, deren Held in der Tat zunächst nicht

Barbarossa war, sondern Friedrich II.[13] Doch ist die Wegstrecke beträchtlich, welche die Zeugnisse, die uns diese Sage überliefern, von ihrer emphatischen Apostrophierung durch den Dichter trennt.

Schließlich die letzten vier Verse. Der erste mag nicht frei von ungewollter Komik und zugleich wiederum ein Stück Tradition aus dem 19. Jahrhundert sein: Die Historiker des bürgerlichen Saeculums forderten von ihren Königen große politische Pläne, und so schrieben sie sie ihnen zu.[14] Doch dann erreicht, wie man vielleicht sagen kann, das Gedicht tatsächlich die gewollte Dimension. Es endet in einer Apotheose. Wenn diesem Gedicht eine suggestive Kraft geblieben ist, dann sicherlich dank seinen letzten drei Zeilen. Und das hat gewiß nichts damit zu tun, daß der Sinn dieser Zeilen dem, was man über Friedrich II. begründet sagen kann, nicht widerspricht oder das doch jedenfalls auf den ersten Blick nicht tut. Auf den ersten Blick scheinen die Worte «Morgenland», «Kabbala» und «Römerwürde» oder doch jedenfalls das erste und das letzte dieser Worte nicht unwesentliche Charakteristika der Person und der Herrschaft dieses Kaisers zu bezeichnen. Bei näherem Zusehen haben wir es indessen auch hier mit einer Kunstfigur zu tun und zudem mit einer Figur des 19. Jahrhunderts, das dem Herrscher, wie eben schon gesagt, große Konzeptionen unterzuschieben bemüht war.[15]

Man könnte sich darüber wundern, daß der Autor dieses Gedichts dem alten Muster folgt. Genügten ihm nicht schon die «strengen kronenstirnen», also die Majestät allein, die sich nicht durch Konzeptionen zu legitimieren brauchte? Aber vielleicht ist hier ja auch keine Orient und Okzident vereinende Konzeption angesprochen, sondern bloß die Dekoration der

Feste von Agrigent und Selinunt.

Man weiß einiges von den Hoffesten Friedrichs II.,[16] wenngleich nicht so viel, wie das schließliche Einmünden des Gedichts in diese Feste verspricht, und «Agrigent und Selinunt» sind nur schön klingende Worte. Wenn Friedrich sich in seinem südlichen Reich aufhielt, dann nicht auf der abgelegenen Insel, sondern in Apulien.[17] Wie schon dort, wo der Dichter den «arm des schönen Enzio» beschwört, bringt sich auch hier die Welt zur Geltung, der das Gedicht seine Entstehung verdankt. Die Feste, von denen die Rede ist, fanden weniger im Sizilien des 13. Jahrhunderts als vielmehr um 1900 in Schwabing statt.

Ist damit etwas über das Gedicht gesagt? Triumphiert der Zettelkasten des Gelehrten über den Dichter oder wird dieser durch Bemerkungen wie die vorstehenden nicht einfach verkannt? Aber woran soll man das messen? Am Anspruch des Dichters? Oder an den Erwartungen seiner Leser? Diese zielen – wenn man von einem einzigen Beispiel ausgehen darf – aber auch auf die sachliche Richtigkeit dessen, wovon der Dichter spricht.[18]

Oder zeigt sich auch hier, daß das 19. Jahrhundert die alte Nachbarschaft von Poet und Historiker zerstört hat? Kann, was Fontane in ‹Vor dem Sturm› oder in ‹Schach von Wuthenow› noch gelang, seitdem ästhetisch wie intellektuell nur noch mißlingen, – jedenfalls in Gestalt des realistischen Romans oder des feierlich, auf eine höhere Wahrheit zielenden prophetischen Gedichts? So scheint es zu sein, zumal ja auch die beiden erwähnten Texte Fontanes insofern unter ganz besonderen Bedingungen standen, als sie es mit der Zeit zu tun hatten, in welcher der Dichter geboren war, und mit den unmittelbaren Jahren davor. Wir hätten hier demnach gerade noch einen zeitgeschichtlichen Roman, und für dessen Möglichkeiten gibt es ja auch in unserem Jahrhundert eine Reihe von Beispielen. Kein Wunder, daß Fontane sein Störtebeker-Roman nicht glückte, und ein Glück für den Freund dieses Autors, daß ihm eine Dichtung im Stile Paul Schreckenbachs oder Ernst Wicherts erspart geblieben ist, – denn auf etwas in der Art dieser Epigonen hätte die Sache wohl hinauslaufen müssen. Fontanes Seeräuber wären gewiß nicht weniger anachronistisch geraten als die Welt von Georges «kronenstirnen». Die vom Dichter gemeinte Welt jedoch vertraute darauf, daß Gott am Jüngsten Tage keiner feierlichen und ungestörten Grüfte bedürfe, um seines Richteramtes walten zu können. Sie ging infolgedessen mit Leichen und Gräbern ganz anders um,[19] als man im feierlichen Zirkel eines vermeintlich antibürgerlichen Dichters vor einem dreiviertel Jahrhundert vermutete.

Anmerkungen

1. Oder, mit einem Anhänger Georges zu reden: «Die Historie ... verzichtet täglich mehr auf die Teilnahme am großen Geschehen und begnügt sich mit immer minutiöserem Zerfasern und Sammeln von Fakten oder methodischen Erörterungen.» (F. Gundolf: Wesen und Beziehung. In: Jahrbuch für die geistige Bewegung 1911, S. 17. Hier zitiert nach H. Frenzel: George-Kreis und Geschichtswissenschaft. Diss. phil. Leipzig 1932, S. 10)

2. Ich benutzte die 6. Auflage, 1922.
3. Frenzel (wie Anm. 1) S. 17f.
4. E. Morwitz zufolge (Kommentar zu den Werken Stefan Georges. 1960, S. 229) hat George Speyer im Jahr 1900 bald nach der Öffnung der Grablege besucht.
5. Der Dom zu Speyer. Bearb. v. H. E. Kubach u. W. Haas. 1972, Textband S. 1121f. Hier auch der Hinweis auf die Reliefs mit Königinnen und Kaisern von etwa 1480, die aber wohl nicht in Frage kämen.
6. Zu den Ausgrabungen in den Jahren 1900 bis 1902 ebd. S. 844ff. Wenn Morwitz (wie Anm. 4) S. 229 bemerkt, die Gräber seien auf Wunsch Kaiser Wilhelms II. geöffnet worden, so ist das wohl durch die antipreußischen Ressentiments zu erklären, die von George und seinen Anhängern gepflegt wurden.
7. Auch aus diesem Grunde figuriert unter den Figuren der Zeitgeschichte und zwar unmittelbar vor den ‹graebern in Speier› Papst Leo XIII. (S. 20f.).
8. Morwitz (wie Anm. 4) S. 230 nimmt an, daß der Kaiser sein Vorkommen in dem Gedicht der Namensgleichheit mit dem George-Jünger Maximilian Kronberger zu verdanken habe.
9. Auch in dem ‹Worms› überschriebenen Gedicht im letzten Teil des Siebenten Ringes (S. 202) steht «gezänk» augenscheinlich für die Reformation.
10. Morwitz (wie Anm. 4) S. 230 nimmt an, George meine Beatrix.
11. Siehe nur E. Kantorowicz: Kaiser Friedrich II. 1927, S. 427f. sowie S. 614ff. Das Buch entstammt bekanntlich ebenfalls dem George-Kreis. Gelegentlich ist geradezu behauptet worden, die ‹graeber in Speier› seien so etwas wie die Keimzelle von Kantorowicz' Buch gewesen. Vgl. E. Grünewald: Ernst Kantorowicz und Stefan George. 1982, S. 59ff. Das Buch ist heute wie zum Zeitpunkt seines Erscheinens die beste umfassende Arbeit über Friedrich II.
12. Die Kultur der Renaissance in Italien. Hg. v. W. Kaegi. 1930, S. 2.
13. Siehe nur Kantorowicz (wie Anm. 11) S. 630ff.
14. Es bleibt jedoch die Frage, ob der «Karlen- und Ottonen-plan» tatsächlich ein Konzept meint oder ob nicht «plan» im Sinne von Ebene gemeint ist. Siehe Morwitz (wie Anm. 4) S. 231.
15. In diesem Punkt ist übrigens Kantorowicz (wie Anm. 11) mit seinem Meister ganz einig. Siehe nur S. 195.
16. Ebd. S. 297f.
17. Ebd. S. 295: «... die Geschichte eines glanzvollen staufischen Hofes von Palermo [von Agrigent und Selinunt gar nicht zu reden] gehört ins Reich der Legende. Während der letzten Jahrzehnte seiner Regierung hat Friedrich II. nur ein einziges Mal noch die Insel betreten, um den Aufstand von Messina (1233) niederzuwerfen.»
18. Karl Korn veröffentlichte am 5. November 1977 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung eine Interpretation der ‹gräber in Speyer›, die

hier nur insofern interessieren soll, als der Autor das Gedicht an drei Stellen – irrtümlich – als Vermittler pragmatischer Informationen in Anspruch nimmt. Ganz im Sinne von Georges Leichenschändungs-Klage spricht Korn von «über acht Jahrhunderte unangetasteten Kaiser- und Königsgräbern», obwohl einige Gräber nicht nur von den französischen Truppen des Jahres 1689 geplündert, sondern schon im Mittelalter selbst gestört worden waren. Ebenso ist es wohl das Pathos Georges, das Korn zu der Meinung führt, die Leichname seien nach der Öffnung der Gräber im Jahre 1900 alle zerfallen. Auch meint Korn, daß in dem Gedicht von dem – in Speyer in der Tat begrabenen – Philipp von Schwaben die Rede sei.

19. Vgl. nur R. Elze: Sic transit gloria mundi. Zum Tode des Papstes im Mittelalter. Deutsches Archiv 34, 1978. Was die Gräber von Speyer angeht, so ist hier einschlägig die Bestattung Adolfs von Nassau und Albrechts I. in den Gräbern der Kaiserin Beatrix und von deren Tochter Agnes im Jahre 1309. Da diese Gräber schon 1689 und dann noch einmal 1739 geöffnet worden waren, fanden sich bei der abermaligen Öffnung im Jahre 1900 hier nur völlig durcheinandergeworfene Fragmente; (wie Anm. 5) S. 907, 956f., 968f.

WALTER SALMEN

Raffael und die Musik

Raffaello Santi aus Urbino (1483–1520) war ein Maler und Architekt, der in engem Bezug zur Musikanschauung seiner Zeit stand und die Kunst der Musik vielgestaltig in seinem Werk zur Anschauung brachte, der aber auch als ein ‹göttlich› Verehrter einen elitären Platz in der Musikgeschichte einnehmen konnte. Die Frage nach seiner Bedeutung für die bildnerische Interpretierung von Musikanschauung sowie nach seinem Rang im Leben und Werk von Musikern – insbesondere seit dem späten 18. Jahrhundert – ist somit differenziert zu beantworten. Drei Aspekte zeichnen sich dabei hauptsächlich ab.

Raffael gestaltete zeichnend oder malend Idealvorstellungen seiner Epoche, der Renaissance. Er personifizierte und verdinglichte mythologische, philosophische oder auch theologische Vorstellungen in sinnfälligen Bildern, die gleicherweise aus antiken wie auch christlichen Traditionen heraus in humanistischer Verknüpfung gestaltet wurden. In diesem Formen- und Themenkanon konnte

selbstverständlich die *musica* als höchst zu verehrende Kunst nicht fehlen. Im Unterschied jedoch etwa zu seinem süddeutschen Zeitgenossen Albrecht Dürer, der auch tanzende Bauern, zerlumpte Spielleute und anderes real Vorkommende aus dem Musikleben darstellte, wählte Raffael lediglich Bildgehalte mit Bezug zu Musikalischem aus, die – symbolisch oder allegorisch gemeint – Vorstellungen im allgemeinen, transzendente Gehalte zum Gegenstand haben. Raffael bevorzugte Sinnbilder gegenüber Abbildungen. Er wählte aus den traditionell weitgefächerten Programmen und Motiven beispielsweise die ‹Hochzeit Amors und Psyche›, dargestellt als Göttermahl mit dem Schleiertanz einer Muse nach Art antiker Mänaden, oder ‹Galathea› mit einem Tritonen, der ein Muschelhorn bläst, tanzende Bacchanten mit dem Aulos, die Apokalypse mit den *tremendum* verbreitenden Tuben der Engel oder den ‹Parnassus›. Im letzterem Fresko, das er von 1509 bis 1511 für die Sala della Segnatura im Vatikan ausführte, vereinigte er mehrere Leitbilder und brachte sie in eine damals innovatorische Gestaltung ein. Apoll erscheint als Herr des Berges Parnaß sowie als jugendlicher Gott im Kreise der neun Musen nebst den hervorragendsten Dichtern der Antike und der italienischen Renaissance. Er ist Musagete, jedoch nicht Kitharöde – im Unterschied zu der mit einer Leier dargestellten Dichterin Sappho. Vielmehr streicht er mit zum Himmel gerichtetem Blick eine Lira da Braccio. Dies war um 1500 ein elitäres Streichinstrument für Solosänger, das auf diesem Bilde mit neun statt mit den in der Praxis üblichen sieben Saiten bezogen ist, worin die numerische Symbolik zum Ausdruck gebracht wird, daß Apoll der Führer der neun Musen ist. Erato hält in antikisierender Darstellung die Kithara, Euterpe ein Blasinstrument, das sowohl Teile der altrömischen Tibia als auch der zeitgenössischen Trompete erkennen läßt, Apoll hingegen nimmt die Zeitnähe eines rezitierenden italienischen *cantor alla viola* an. Das Fresko dokumentiert somit die *intenzione antichizzanda* in der Vermischung griechisch-römischer Modelle mit Leitbildern aus der Gegenwart. Es veranschaulicht, enzyklopädisch angelegt, einen wichtigen Aspekt eines humanistischen Weltverständnisses in einer selbstbewußten Figuration. Apoll, der die Augen aufwärts richtet, übernimmt sowohl die Pose des Orpheus, der mit dem Blick nach oben die Natur überwindet, als auch die himmelwärts gerichtete, ins Jenseits lauschende Kopfhaltung der Heiligen Cäcilie, die sich damit von der Welt abkehrt. Als Inspirationsblick ging dieser Gestus später auch markant in die Geschichte des Musikerporträts ein



Die Heiligen Caecilie, Paulus, Johannes Ev., Augustinus und Maria Magdalena
Ölgemälde von Raffael (um 1514)

(siehe z. B. W. Salmen: Musiker im Porträt. Bd. 3, S. 83 oder Bd. 4, S. 53, München 1983).

Raffaels Altarbild der Heiligen Cäcilie gilt seit 1514/1515 als Muster der Vergegenwärtigung einer christlichen Idee von Musik. Herder erblickte darin die «personifizierte himmlische Andacht». Die seit dem 15. Jahrhundert verehrte, von Legenden umwobene

Schutzpatronin der Musik erscheint als verzückt auf die *musica coelestis* horchende Heilige, der sich der Himmel in sphärischen Klängen offenbart. Sie wendet sich ab von den Tönen einer unvollkommenen irdischen Instrumentalmusik, die hinfällig am Boden liegt; lediglich die Orgel ist als Sakralgerät – wenngleich ebenfalls defekt – davon abgehoben. Nur der unbegleitete Gesang der Engel bietet als Vorspiel zur *vita aeterna* höchste Beglückung. Raffael gestaltete in dieser dreifachen Rangstufung von Vollkommenheitsgraden in der Musik und von Läuterungen durch die göttlich legitimierte *ars canendi* restaurierend die christlich-theologische Musikidee mittelalterlicher Prägung mit den Mitteln der Renaissance. Diese bildliche Verknüpfung wurde seither ein unvergessenes Leitbild nicht nur für Cäcilianer und andere zugunsten einer Reinheit der Kirchenmusik wirkende Strömungen, sondern auch für säkularisierte Bildgehalte von der *musica* sowie der dieser Kunst dienenden Genies. Selbst dem konfessionell ungebunden lebenden Richard Strauss kamen 1886 in Dresden «die Tränen bei der Betrachtung dieses herrlichen Kunstwerkes».

Dank diesen sowie etlichen anderen Bildern wurde Raffael nach seinem Tode nicht nur von Bildkünstlern wie etwa Paul Klee im Jahre 1902 als «der Proteus der Malerei» hoch geehrt, auch in die Musikgeschichte gingen seine Meisterwerke als Muster von Schönheit, Harmonie, Vollkommenheit ein.

Raffael wurde von Komponisten, Theoretikern und Interpreten vielmals insbesondere dann als *divino* und höchste Inkarnation des schöpferischen Menschen aufgerufen, wenn es galt, klassische Werte und Normen zu restituieren oder die Idee des Künstlers als eines Erlösers zu exemplifizieren. Er verkörperte die Kunst schlechthin, denn ihm war es gelungen, in Bildern eine ideale Natur zur Anschauung zu bringen, die ebenfalls in einer ihr entsprechenden Musik klingend vergegenwärtigt werden kann. Friedrich Rochlitz war in Leipzig der erste, der im Jahre 1800 in einem Aufsatz in der ‹Allgemeinen Musikalischen Zeitung› diese idealische Übereinstimmung in der Parallelsetzung zu Mozart zu finden vermeinte. Seither ist die Gleichsetzung ‹Raphael und Mozart› aus der Literatur nicht mehr verschwunden. Der Mozart-Biograph Otto Jahn nannte beide Meister ebenso ‹Zwillingsbrüder› wie der schwedische Komponist Franz Berwald 1867 oder Arthur Rubinstein in seinen ‹Erinnerungen› von 1976, worin er Raffael als den «Mozart unter den Malern» apostrophierte wegen der «Schlicht-

heit und Zartheit des Ausdrucks» in beider Werke. Der österreichische Dichter Franz Grillparzer schwärmte 1842 in Versen ‹Zu Mozarts Feier›: «Mit Raphael, dem Maler der Madonnen,/ Steht er deshalb, ein gleich gescharter Cherub,/ Der Ausdruck und der Hüter wahrer Kunst,/ In der der Himmel sich vermählt der Erde.» Neben der Gleichsetzung Michelangelos mit Beethoven behauptete sich diese vereinseitigende Konfrontation zweier Künstler als Muster für ‹Reinheit›, Maß und Ordnung in den Künsten, ohne daß es jemals gelungen wäre, über Anmutungen hinaus korrespondierende Beziehungen oder gar stilistische Gemeinsamkeiten analytisch aufzudecken.

Raffael wurde seit dem Ende des 18. Jahrhunderts von vielen reisenden Musikern in Italien, Dresden oder Paris mit Bewunderung wahrgenommen. Luigi Cherubini stand in Dresden ebenso gebannt vor seinen Bildern wie der preußische Hofkapellmeister Johann Friedrich Reichardt 1802 im Louvre, wo er angesichts der ‹Transfiguration› «selige Tage hohen Kunstgenusses» erlebte. André-Ernest-Modeste Grétry schwärmte dort 1780 über den Maler aus Urbino und pries ihn wiederholt als ein Muster der Vollendung in einer «bestimmten Machart», die überladene Effekte zur «Verführung der Liebhaber» klassizistisch durch Verzicht mied. Robert Schumann stellte 1830 Raffael als «idealen Künstler» mit Händel gleich, Felix Mendelssohn-Bartholdy war im selben Jahr fasziniert von der «Heiterkeit» der Fresken im Vatikan. Peter I. Tschaikowski bewunderte 1873 seine «Tiefe der Konzeption», während Peter Cornelius die «nie zum zweitenmal erreichte Vollendung» resignierend wahrnahm. Dieser sich selbst stets im Schatten Größerer wissende Komponist gab seiner Affinität auch Ausdruck in einem Bildgedicht ‹An Rosa von Milde, zu Raphaels Madonna mit dem Diadem›; er schreibt: «Du Strahl des jungen Tages, nicht zu helle! / Und wehet leiser, zarte Morgenwinde! / Ihr Buschesblätter, neiget euch gelinde, / Kost nicht zu lärmend mit des Äthers Welle! ...» Richard Strauss versuchte 1883 in Dresden ebenfalls interpretierend die Entsprechung eines Gemäldes Raffaels, nämlich der ‹Sixtina›, zu einer Komposition eines Gleichrangigen aufzuspüren: «Mich erinnert das Bild mit seinem Totaleindruck lebhaft an die pp-G-dur-Stelle der Einleitung zur ‹Weihe des Hauses› von L. v. Beethoven, diese Milde, Weichheit und Versöhnung bei aller Großartigkeit des Entwurfes und Gedankens.» Andere Autoren vermeinten seine Pinselführung und Farbgebung in speziellen Kirchenmusiken Cherubinis akustisch zu erleben.

Diese höchste Verehrung des *divino* Raffael durch Musiker schlug sich unter anderem auch darin nieder, daß beispielsweise Johannes Brahms sein nüchtern-biederes Wohnzimmer in der Karlsgasse 4 zu Wien mit der zentral darin aufgehängten ‹Sixtina› schmückte, ja daß dieser Sammler von Stichen und Fotos 25 Gemäldereproduktionen nach Raffael zusammentrug, dagegen lediglich 3 nach Tizian. Offenbar befriedigte auch ihn in seiner starken Sehnsucht nach Vergangenheit und Geborgenheit im konventionell-klassisch gewordenen Formenkanon vorzüglich dieser zu seiner Zeit einseitig serafisch gesehene Maler. Andere Komponisten huldigten ihm, indem sie ihn zum Gegenstand von Opern erwählten, so etwa 1838 in Neapel Pietro Raimondi oder 1894 in Moskau Anton Stepanowitsch Arenski. Fritz Volbach komponierte als sein op. 26 ‹Raffael. Stimmungsbilder für gemischten Chor, Orchester und Orgel›, Adolf Liebeck eine Klavierphantasie ‹Raffael, op. 3›.

Musikgeschichtlich wirksamer als diese letztgenannten Werke über Raffaels Namen wurde indessen der Bildgestalter durch Gemälde, die als programmierte Vorlagen für Kompositionen dienten. Tonangebend hierfür wurde seit dem Jahre 1839 Franz Liszt. Nachdem dieser gefeierte Virtuose sich vorher in Paris mit den bedeutendsten literarischen Zeugnissen seiner Zeit vertraut gemacht hatte, brachte ihm eine Bildungsreise in Mailand ein Schlüsselerlebnis ein. In der dortigen Pinakothek fesselte ihn vor allem das im Jahre 1504 entstandene Gemälde ‹Lo Sposalizio›, das die Verlobung Josephs mit Maria vor dem Hintergrund eines Tempels zum Gegenstand hat. Liszt schrieb nach dem ihn packenden Erleben von Idee und Stimmung dieses Altargemäldes sein erstes Programmstück anhand einer bildlichen Vorlage. Er erfuhr die Korrespondenz der bildenden Künste mit der Musik, ihre Einheit und verborgenen Identitäten. Liszt entdeckte für sich das Ideal einer ‹Academie der Künste› und schrieb an Hector Berlioz: «Meinem staunenden Auge erschien die Kunst in ihrer ganzen Herrlichkeit; es sah sie enthüllt in ihrer ganzen Universalität, offenbart in ihrer ganzen Einheit. Jeder Tag befestigte in mir durch Fühlen und Denken das Bewußtsein der verborgenen Verwandtschaft der Werke des Genies. Raffael und Michelangelo verhalfen mir zum Verständnis von Mozart und Beethoven . . .» Fortan ließ ihn Raffael als Anreger und Lebensbegleiter im Sinne des gesuchten ‹Gleichlaufes› der Künste nicht mehr los. Noch im Jahre 1885 setzte er das Orgelstück ‹Zur Trauung. Geistliche Vermählungsmusik für Or-



Verlöbnis Mariae
Ölgemälde von Raffael (um 1504)

gel und Harmonium› anhand dieses Gemäldes, das wegweisend auch das Titelblatt der Ausgabe der Klavierstücke ‹Années de Pélerinage› von 1858 zierte. Für Liszt erstrahlte Raffael zeitlebens als ein «göttlicher Name» mit «Sonnenglorie». Er bedeutete ihm die

Inkarnation eines christlichen Künstlers. Das Stück ‹Lo Sposalizio› markiert den Anfang einer stattlichen Reihe von Programmusiken, die sich auf Bildwerke beziehen und für ‹höhere Augen› Bildgehalte in sich aufgenommen und integriert haben. Somit ist Raffael auf vielfältige Weise und beziehungsreich in der Musikgeschichte präsent geworden und weiterhin aktuell.

HANNO-WALTER KRUFT

«Meine skandalöse Unbildung»

Über Thomas Manns (Un-)Verhältnis zur bildenden Kunst

Thomas Mann, der Meister der präzisen Wirklichkeitsbeschreibung, hat sich selbst, paradoxerweise, wiederholt als ‹Ohrenmensch› bezeichnet und zu verstehen gegeben, daß er kein ‹Augenmensch› sei. Wie ist dieser Widerspruch zwischen deskriptiver Wirklichkeitsdarstellung mit den Mitteln der Sprache und der Bevorzugung des Musikalisch-Akustischen zu verstehen?

In einem aufschlußreichen Brief an Karl Kerényi vom 5. Dezember 1954, in dem er für die Zusendung von dessen ‹Unwillkürlichen Kunstreisen› dankt, beruft er sich auf Friedrich Schiller und bekennt seine «skandalöse Unbildung» für den optischen Kunstgenuß und ein dezidiertes Nicht-Sehen-Wollen: «Auch für mich ist die Welt des Auges nicht eigentlich meine Welt, und im Grunde *will ich nichts sehen* – wie er.»

Wie paßt diese Absage mit Thomas Manns Beschreibungstechnik zusammen? Wir wollen diese Fragen einengen und lediglich seinen Umgang mit Werken der bildenden Kunst untersuchen, die in seinem Leben und Denken eine untergeordnete Rolle spielten, jedoch in seinem Werk gelegentlich an prononcierter Stelle auftreten.

Man darf Thomas Manns weitgehende Indifferenz gegenüber Werken der bildenden Kunst auf seine norddeutsch-protestantische Erziehung zurückführen. Erst seine Übersiedlung nach München (1894), sein Besuch kunsthistorischer Vorlesungen (1895) und sein Verkehr im Hause Pringsheim (ab 1904) forderten ihm vorübergehend eine erhöhte Beachtung von Werken der bildenden Kunst ab. Am künstlerischen Geschehen seiner Zeit und Umge-

bung hat er in erstaunlich geringem Umfang teilgenommen. So scheint er z. B. in München keinerlei Kontakte zu den Künstlern des Blauen Reiters unterhalten zu haben. Aus seinen autobiographischen Aufzeichnungen und Tagebüchern erfährt man von den «Anstandsbesuchen» eines Bildungsbürgers in den großen Museen, doch gibt es wenige Hinweise auf eine tiefergehende innere Berührung. Anläßlich eines Besuches in der Galerie von Estella Katzenellenbogen in Los Angeles am 18. 5. 1944 notiert er z. B. verständnislos: «Abstraktheiten von Klee.»

Thomas Manns Verhältnis zur bildenden Kunst hat sich über den Jugendstil, Impressionismus und einen gemäßigten Expressionismus nicht hinausentwickelt. Seine frühen Münchner Kunsterlebnisse, vor allem seine Eindrücke im Hause Pringsheim, sind für Thomas Manns künstlerischen Geschmack bestimmend geblieben. 1904 sah er im Musiksaal des Hauses Pringsheim erstmals den großen Wandfries von Hans Thoma (1890/91; heute in der Staatsgalerie Stuttgart), den er in einem Brief an seinen Bruder Heinrich als «unsaglich schön» bezeichnet und nach einer Woche «noch einmal in Ruhe ... betrachten» durfte (27. 2. 1904). Die Atmosphäre glücklicher Menschen in zeitlosen Gewändern oder in völli-



Ludwig von Hofmann, Die Quelle

ger Nacktheit auf dem Thoma-Fries erklärt bereits seine spätere Begeisterung für den Maler Ludwig von Hofmann, dessen Bild ‹Die Quelle› er 1914 erwarb, nachdem er sich brieflich bei dem Maler eingeführt hatte: «Ich bin in Sorge um ein Bild von Ihnen, in das ich mich diesen Winter bis über beide Ohren verliebte ... Ich liebe die hohe, neue festliche Menschlichkeit ihrer Kunst von Jugend auf...» (27. 6. 1914 an Ludwig von Hofmann) Das Bild Ludwig von Hofmanns, das drei Knabenakte zeigt, begleitete Thomas Mann auf allen Stationen seines Lebens. Sorgfältig wird in den Tagebüchern seine jeweilige Hängung festgehalten (heute im Thomas-Mann-Archiv, Zürich). Der Grund seiner Vorliebe wird im Tagebuch am 3. März 1919 näher bezeichnet, als er den Band von Edwin Redslob ‹Ludwig von Hofmann. Handzeichnungen› (Weimar 1918) erwarb: «Bekam den Band Handzeichnungen von L. v. Hofmann, den ich bei Marcks gesehen und mir bestellt hatte. Er enthält eine Studie zu meiner ‹Quelle› u. auch sonst viel schöne jugendliche Körperlichkeit, namentlich männliche, die mich entzückt. Ich liebe sehr seinen Strich und seine arkadische Schönheitsphantasie.»

Von den älteren Künstlern ist es vor allem Dürer, der ihn seit seinem Dürer-Essay (1928) wiederholt beschäftigt. Doch Dürer erweist sich für Thomas Mann als geistige Brücke zu Goethe, Schopenhauer, Nietzsche und Wagner, als Kristallisation der Vorstellung eines «graphischen» Deutschtums und von «Meisterlichkeit».

Man geht kaum zu weit, wenn man Thomas Manns künstlerischen Geschmack als konservativ und seine Kenntnis von Kunstwerken als höchst begrenzt bezeichnet. Thomas Manns tatsächliche Kenntnis von Werken der bildenden Kunst war zufällig oder wurde durch die «Kontaktnahme» mit einem neuen literarischen Gegenstand ausgelöst. Ein persönliches Bedürfnis nach bildender Kunst im Sinne einer inneren Erfahrung scheint zu keinem Zeitpunkt bestanden zu haben. Er besuchte als Bildungsbürger Museen und Ausstellungen, empfand diese jedoch selbst als «Anstandsbesuche» (so über seinen Louvre-Besuch 1926 in der ‹Pariser Rechenschaft›).

Soweit seine Tagebuch-Erwähnungen über Museumsbesuche Rückschlüsse erlauben, war es weniger die Qualität von Kunstwerken, die ihn ansprach, sondern die Stimmung oder das Sujet. Anläßlich eines Besuches in der Alten Pinakothek in München am 22. 12. 1918 «verweilt» er «vor Tizians Karl V. mit Bewunderung

für die Noblesse des Bildes und die Modernität des Gesichtes». Auf dem Hochaltarbild Ghirlandajos aus Santa Maria Novella in Florenz «entzückte mich ein überaus anmutiger jugendlicher Heiliger» (offensichtlich der Evangelist Johannes). Mehrfach erwähnt er «schöne Eindrücke» von Marées' Bildern in der Neuen Pinakothek. Nach einem Besuch im Amsterdamer Van Gogh-Museum am 30. 6. 1939 hält er fest: «Van Gogh-Sammlung, eindrucksvoller Überblick. Der düstere Beginn, der Durchbruch des Lichtes. Das Selbstportrait, sehr wahnsinnig, Tücke der Augen. Leidenschaftliches Bild, Kornfeld mit dunkelblauem Himmel und Krähen. Das berühmte Gelbe Zimmer sagt mir nichts.»

Thomas Manns Verhältnis zu Dürer beruht nicht auf einer primären Berührung durch dessen Werke, sondern ist eine mythisierende Projektion seiner Vorstellung vom «deutschen Künstler, der typisch deutschen Spielart des bildenden Menschen», die er in den ‹Betrachtungen eines Unpolitischen› (1918) so beschreibt: «Was sehe ich? Ich sehe ein etwas seitlich- und vorgeneigtes Antlitz von unvergleichlichem und unverwechselbarem nationalem Gepräge, irgendwie altertümlich holzschnitthaft, nürnbergisch-bürgerlich, menschlich in einem unerhörten und einmaligen Sinne, sittlich-geistig, hart und milde zugleich ...»

In seinem Dürer Gedenkaufsatz von 1928 skizziert Thomas Mann die Wurzeln seines Dürer-Bildes: «Durch das Medium Nietzsche's habe ich Dürers Welt zuerst erlebt ...», um dann eine Brücke zu Goethe, Schopenhauer und Wagner herzustellen. Ihn beschäftigt die «dürerisch-deutsche Charakterwelt». Im Juli 1928 besuchte Thomas Mann die Dürer-Ausstellung in Nürnberg, doch ist nicht bekannt, ob er bei dieser Gelegenheit auch das Dürer-Haus besichtigte, dessen Arbeitszimmer später das Vorbild für die Abtsstube Adrian Leverkühns in Pfeiffering (‹Doktor Faustus›) abgab. Seine zielgerichtete Beschäftigung mit Dürer seit 1943 gehört in den Zusammenhang der Vorarbeiten für ‹Doktor Faustus›.

Thomas Manns Beschäftigung mit Kunstliteratur stand meist oder ausnahmslos im Zusammenhang mit seinen literarischen Arbeiten. Als Beispiel sei die am 18. Januar 1943 begonnene Erzählung ‹Das Gesetz› erwähnt. Am 13. 1. 1943 heißt es im Tagebuch: «Bilder in Kunstbüchern. Michelangelo», am 18. 1. 1943: «Begann vormittags den Moses zu schreiben ... Tagüber viel Beschäftigung mit Kunstbüchern, Michelangelo.» Kunst und Kunstliteratur interessierten Thomas Mann ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der literarischen Verwertbarkeit.

Thomas Manns Technik der Deskription und Montage ist am eindringlichsten von Hans Wysling beschrieben worden. Werke der bildenden Kunst dienten als verläßliche zeitgeschichtliche oder atmosphärische Bildquelle und wurden in den Materialien zu den einzelnen Werken neben Textexzerpten und Bildvorlagen beliebiger Herkunft (Photographien, Illustriertenausschnitte) gleichberechtigt gesammelt. Dabei ging es Thomas Mann weder um die Qualität des Kunstwerks noch um die Qualität der Abbildung, sondern ausschließlich um die Genauigkeit der Bildinformation als Grundlage der Beschreibung. Dieses Zuverlässigkeitsbedürfnis zeigt Thomas Manns Herkunft aus dem literarischen Naturalismus. Das Kunstwerk ist Wirklichkeit aus zweiter Hand und tritt in den Dienst literarischer Fiktion mit dem Anspruch auf Detailwahrheit, d. h. es trägt zur ‹Realisation› bei. Darüber hinaus kann das Kunstwerk die ‹Komposition› stimulieren, indem es inhaltliche Handlungs- oder Deutungsmomente auslöst, wie z. B. Dürers Apokalypse im ‹Doktor Faustus› zur Grundlage von Adrian Leverkühns Oratorium ‹Apokalipsis cum figuris› wird.

Generell wird man feststellen müssen, daß Kunstwerken innerhalb der Arbeitsmaterialien gegenüber Personen, Text- und anderen Bildquellen keine Sonderstellung zukommt. D. h. man darf die Bedeutung von Werken der bildenden Kunst in Thomas Manns Montage- und Deskriptionsverfahren nicht überschätzen. Dennoch ist es aufschlußreich, Beispiele der Beschreibung, die auf Werke der bildenden Kunst zurückgehen, zusammenzustellen. Im folgenden seien einige typische Beispiele angeführt.

Eher zufällig erscheint die Erwähnung von Caravaggios ‹Ruhe auf der Flucht nach Ägypten› der Galleria Doria Pamphilij in Rom in der Erzählung ‹Der Wille zum Glück› (1896). Thomas Mann sah das Bild, das damals als Werk Carlo Saracenis galt, während seines Rom-Aufenthaltes 1896 und nahm in seinem Notizbuch I folgende Eintragung vor: «Galleria Doria, Carlo Saracenis Rast in Ägypten, mit musizierendem Engel.» Unmittelbar darauf läßt er den Maler Paolo Hofmann in ‹Der Wille zum Glück› sagen: «Du findest mich morgen vormittag in der Galleria Doria. Ich kopiere mir Saraceni; ich habe mich in den musizierenden Engel verliebt. Sei so gut und komme hin.» Das Zitat des androgynen Engels weist in die gleiche Richtung wie die spätere Begeisterung für Ludwig von Hofmann. Thomas Mann erweist sich in der Novelle als künstlerisch selbständiger Beobachter, wenn er Paolo Hofmann über den damals negativ bewerteten Bernini sagen läßt: «Gewiß, Bernini entzückt

mich auch noch in den Werken seiner Schüler. Ich begreife seine Feinde nicht. – Freilich, wenn das Jüngste Gericht mehr gehauen als gemalt ist, so sind Bernini's Werke sämtlich mehr gemalt als gehauen.» Thomas Mann erfaßt hier zutreffend künstlerische Gestaltungskriterien von Michelangelo und Bernini.

Die Erzählung ‹Gladius Dei› (1902) zeigt die innere Reaktion des norddeutschen Protestanten Thomas Mann auf die Münchner Kunstszene der Jahrhundertwende zwischen Renaissancismus und Jugendstil. Das inkriminierte Madonnenbild verweist auf Franz von Stuck, dessen Name allerdings nicht fällt. Der Jüngling Hieronymus wird mit dem Savonarola-Porträt des Fra Bartolomeo im Museo von S. Marco in Florenz verglichen: «Im Profil gesehen, glich dieses Gesicht genau einem alten Bildnis von Möncheshand, aufbewahrt zu Florenz in einer engen und harten Klosterzelle, aus welcher einstmals ein furchtbarer und niederschmetternder Protest gegen das Leben und seinen Triumph erging ...» Das Porträt verwandte er ebenfalls für die Personenbeschreibung Savonarolas in seinem Drama ‹Fiorenza› (1905). Ein Kunstblatt des Bildes befindet sich im Arbeitsmaterial zu ‹Fiorenza›. Die Renaissance-Atmosphäre von ‹Fiorenza› fällt in die Zeit, als Thomas Mann im Hause Pringsheim in München eingeführt wurde. Am 27. 2. 1904 berichtete er seinem Bruder Heinrich über eine Pringsheim-Einladung: «Eines Tages fand ich mich in dem italienischen Renaissance-Salon mit den Gobelins, den Lenbachs, der Thürumrahmung aus giallo antico und nahm eine Einladung zum großen Hausball entgegen.» Zahlreiche Reflexe der Einrichtung des Hauses Pringsheim finden sich in der Erzählung ‹Wälsungenblut› (1906) und im Roman ‹Königliche Hoheit› (1909).

Man kann feststellen, daß persönliche künstlerische Eindrücke im Frühwerk Thomas Manns spontaner umgesetzt sind, während in den späten Werken die Vorbilder zielbewußter herangezogen und verarbeitet wurden.

Im ‹Zauberberg› (1924) werden Kunstwerke zum Teil als solche beschrieben, zum Teil in Traumhandlung umgesetzt. Hans Castorps Großvater wird durch das Medium eines «lebensgroßen Bildnisses» beschrieben, dem Max Liebermanns Porträt des Hamburger Bürgermeisters Carl Friedrich Petersen (1891; Hamburger Kunsthalle) zugrunde liegt, das bei den Zeitgenossen auf Kritik stieß.

In der Zimmereinrichtung des Jesuiten Naphta wird als herber Kontrast zur komfortablen Möblierung die plastische Gruppe ei-



Pietà Röttgen (mittelrheinisch, um 1300)

ner Pietà beschrieben, als deren Vorbild die seit 1912 im Rheinischen Landesmuseum in Bonn befindliche ‹Pietà Röttgen› bestimmt worden ist, die Thomas Mann möglicherweise bei seinen Besuchen in Bonn 1919/20 oder durch Vermittlung von Ernst Bertram kannte: «Aber in einem Winkel links von der Sofagruppe war ein Kunstwerk zu sehen, eine große, auf rot verkleidetem Sockel erhöhte bemalte Holzplastik, – etwas innig Schreckhaftes, eine Pietà, einfältig und wirkungsvoll bis zum Grotesken: die Gottesmutter in der Haube, mit zusammengezogenen Brauen und jammernd schief geöffnetem Munde, den Schmerzensmann auf ihrem Schoß, eine im Größenverhältnis primitiv verfehlte Figur mit krass herausgearbeiteter Anatomie, die jedoch von Unwissenheit zeugte, das hängende Haupt von Dornen starrend, Gesicht und Glieder mit Blut befleckt und berieselt, dicke Trauben geron-

nenen Blutes an der Seitenwunde und den Nägelmalen der Hände und Füße. Das Schaustück verlieh dem seidenen Zimmer nun freilich einen besonderen Akzent ...» Hans Castorp findet das Werk «schrecklich gut. Hat man je so ein Leiden gesehn?»

Im ‹Schnee›-Kapitel wird Hans Castorps Frosttraum mit idealen Vorstellungen vom ‹Südmeer› gefüllt; «Menschen, Sonnen- und Meereskinder regten sich und ruhten überall, verständig-heitere, schöne junge Menschheit, so angenehm zu schauen. – Hans Castorps ganzes Herz öffnete sich weit, ja schmerzlich weit und liebend ihrem Anblick.» Sattellos reitende Jünglinge, Bogenschützen, Angler auf Uferplatten machen die Bilderwelt Ludwig von Hofmanns zur Vision. Die Erinnerung an Kunstwerke ist hier nicht nur Grundlage der Beschreibung, sondern formt die inhaltliche ‹Komposition›.

Die Rolle bildkünstlerischer Vorlagen wird im Spätwerk Thomas Manns immer mehr im Dienste seiner Deskriptionstechnik instrumentalisiert. Für die Personenporträts und Innenraumbeschreibungen von ‹Lotte in Weimar› (1939) wurden systematisch zeitgenössische Bildquellen eingesetzt; das Material befindet sich im Thomas Mann-Nachlaß.

Im ‹Doktor Faustus› (1947) ist die Rolle von Bildvorlagen bis in die ‹Komposition› des Romans konstituierend. Die mehrfach untersuchte Verbindung zu Dürer bezieht sich einerseits auf Thomas Manns Projektion eines Künstler- und Deutschen-Bildes auf Dürer, andererseits auf die kompositionelle Umsetzung von Räumen und Bildschöpfungen der Dürerzeit in Orte, Personen und Handlungen des Romans. Doch die Grundhaltung Thomas Manns zur bildenden Kunst ist auch hier die gleiche. Er sagt über Adrian Leverkühn: «Er war ein Verächter der Augenlust, und so sensitiv sein Gehör war, so wenig hatte es ihn von jeher gedrängt, sein Auge an den Gestaltungen der bildenden Kunst zu schulen. Die Unterscheidung zwischen den Typen des Augen- und Ohrenmenschen hieß er gut und unumstößlich richtig und rechnete sich entschieden zu dem zweiten.»

Im Laufe des Romans nimmt Thomas Mann eine zunehmende Identifizierung Adrian Leverkühns mit Dürer vor. Adrian Leverkühns Arbeitszimmer in Pfeiffering, die ‹Abtsstube›, entspricht Dürers Arbeitszimmer in seinem Nürnberger Haus. Als Adrian Leverkühn die symphonische Kantate ‹Doctor Fausti Weheklag› komponiert, gibt ihm Thomas Mann folgende physiognomische Charakteristik: «Was mir zuerst in die Feder kommt, ist die Tatsa-

che, ... daß sein Gesicht ... seit kurzem durch einen dunklen, mit Grau vermischten Bartwuchs verändert war, eine Art von Knebelbart, in den ein schmales Oberlippenbärtchen hinabhing, und der, wenn er auch die Wangen nicht freiließ, doch weit dichter am Kinn, hier aber wieder stärker zu seiten desselben als in der Mitte, also nicht etwa ein Spitzbart war. Die Verfremdung, die diese partielle Bedeckung der Züge bewirkte, nahm man in Kauf, weil der Bart ... dem Antlitz etwas Vergeistigt-Leidendes, ja Christushaftes verlieh.»

Diese Beschreibung folgt mit intendierter Durchschaubarkeit Dürers bekanntem Selbstbildnis von 1500 in der Alten Pinakothek in München. Thomas Mann treibt die Analogie noch weiter, wenn er den bereits geistesgestörten Leverkühn so beschreibt: «Er schien mir kleiner geworden, was an der schief gebückten Haltung liegen mochte, aus der er ein verschmälertes Gesicht, ein Ecce-homo-Antlitz, trotz der ländlich gesunden Hautfarbe, mit weh geöffnetem Munde und blicklosen Augen zu mir emporhob.» Thomas Mann benutzte hier die früher in Bremen aufbewahrte Schmerzensmann-Zeichnung Dürers von 1522, die als Selbstbildnis des Künstlers galt.

Dürers Kupferstich der ‹Melancholie› von 1514 begleitet Adrian Leverkühn auf allen Stationen seines Lebens. Immer wieder erwähnt und zu seiner Musik in Beziehung gesetzt wird das ‹magische Quadrat› im Hintergrund des Stiches. In dem nach Palestrina verlegten Teufelsgespräch fragt Leverkühn: «Außerordentlich Dürerisch liebt Ihrs, – erst ‹Wie wirds mich nach der Sonne frieren›, und nun die Sanduhr der Melencolia. Kommt auch das stimmige Zahlenquadrat?» Dürers ‹Apokalypse› (1498) wird zum ‹kompositionellen› Vorwurf von Leverkühns Oratorium ‹Apokalipsis cum figuris›. Der Zusammenhang wird im Roman erläutert und zeigt zugleich, wie Thomas Mann die Nutzung bildkünstlerischer Vorlagen bewertet wissen wollte: «Der Titel ‹Apokalipsis cum figuris› ist eine Huldigung an Dürer und will wohl das Visuell-Verwirklichende, dazu das Graphisch-Minutiöse, die dichte Gefülltheit des Raumes mit phantastisch-exakter Einzelheit betonen, die beiden Werken gemeinsam sind. Aber es fehlt viel, daß Adrians ungeheures Fresko den fünfzehn Illustrationen des Nürnbergers programmatisch folgte ...» Dürers ‹Apokalypse› wird von Leverkühn zudem überlagert mit Eindrücken von Michelangelos ‹Jüngstem Gericht› in der Sixtinischen Kapelle, «jener körperstrotzend übervölkerten Wand». Die Beziehung Thomas Manns zu Michelangelo wird

auch in der Erzählung ‹Das Gesetz› (1943) und vor allem in dem Essay ‹Die Erotik Michelangelos› (1950) deutlich.

Die Text- und Bildquellen des Romans ‹Der Erwählte› (1951) hat Hans Wysling besonders eindringlich untersucht. Es stört Thomas Mann nicht, für Beschreibungen hochmittelalterlicher Vorgänge und Kostüme spätmittelalterliche Bilder zu benutzen: für die Beschreibung der Sibylla das sog. ‹Ulmer Verlöbnis› (Oberrheinisch, ca. 1470; Cleveland, Museum of Art), für ein Marienbild die ‹Verkündigung› des Konrad Witz (um 1444; Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum). Es geht Thomas Mann nicht um historische Präzision, sondern um Präzision der Fiktion. Personen, Kunstwerke und Realien aller Art werden in Thomas Manns Deskriptionstechnik zu einer fiktiven Realität montiert, deren Konstruktion einen neuen, humanisierten Mythos zum Ziel hat.

Man versteht jetzt vielleicht besser Thomas Manns Absage an den subjektiven Genuß von Werken der bildenden Kunst, seine «skandalöse Unbildung» auf diesem Gebiet. Das Kunstwerk wie jedes andere Wirklichkeitsfragment gewinnt seine Berechtigung für das literarische Werk lediglich als Deskriptionsgrundlage, interessiert ihn jedoch nicht in seiner geistigen und künstlerischen Autonomie. Deshalb konnte sich Thomas Mann auf der persönlichen Ebene als «Ohrenmensch» der Musik verschreiben.

PAUL ZANKER

Verhüllte Ruinen

Seit Jahren sind die berühmtesten Ruinen Roms hinter riesigen Baugerüsten verborgen. In einer spektakulären Aktion hatte die Soprintendenza alle *Antichità*, nach dem Erdbeben von 1980 die meisten noch aufrecht stehenden Marmorbauten aus der römischen Kaiserzeit, für hochgradig gefährdet erklärt und fast gleichzeitig mit der Einrüstung vieler Monumente im *Centro Storico* begonnen. Der mit dramatischer Beschleunigung fortschreitenden Zersetzung der Oberfläche der Reliefs durch den Regen in der von Abgasen verpesteten Stadt sollte zunächst wenigstens durch die Überdachung der Monumente Einhalt geboten werden.

Gleichzeitig versuchte der Soprintendente, die von den Faschisten für ihre Aufmärsche erbaute Via dei Fori Imperiali für den

Verkehr zu sperren und ihn durch weitere Ausgrabung der Kaiserfora ganz zu eliminieren. Die alten Träume von einem großen archäologischen Park, der vom Forum Romanum und vom Colosseum bis zum Circus Maximus, ja bis zu den Caracalla-Thermen und zum Anfang der Via Appia reichen sollte, schienen auf diese Weise in greifbare Nähe gerückt. Die schönen Visionen von einer ruhigen Insel, die an diesem von Geschichte gesättigten Ort Erholung mit Belehrung, ja gar Reflexion hätte verbinden können, sind inzwischen im Widerstreit der politischen und ökonomischen Interessen und der scheinbaren Sachzwänge weitgehend untergegangen: Auch die römischen Ruinen sind nur noch als Kulturkulisse und Werbeprospekt ‹relevant›. Aber nicht von diesen tristen Vorgängen soll hier die Rede sein, sondern von der eigenartigen psychischen und ästhetischen Wirkung der verhüllten Ruinen im Stadtbild.

Als der Verpackungskünstler Christo in den frühen 70er Jahren ein Stück der aurelianischen Stadtmauer genau im Blickfeld der mondänen Via Veneto in seine hellen Plastiklaken wickelte und mit viel Material zum Paket verschnürte, war das noch ein heiteres Ereignis. Die unverrückbare, ehrwürdige, im Alltag freilich vor allem als Verkehrshindernis erlebte Ruine wirkte mit einem Mal leicht, disponibel, zum Abtransport bereit. Aber als bald darauf überall die Gerüste an den Wahrzeichen der Stadt zu wachsen begannen und sich allenthalben das Bewußtsein des raschen Verfalls verbreitete, da wurden die verhüllten Ruinen zum nicht übersehbaren Zeichen.

Bei ihrem Anblick schieden sich die Geister von Anfang an. Die Hoffnungsfrohen sprachen von wunderbaren neuen Konservierungsmitteln und zeigten sich begeistert vom Umfang der konservatorischen Anstrengungen. Ästheten, opportunistische Politiker und die Tourismuslobby aber hätten das ganze Unternehmen am liebsten gleich abgeblasen, als sie sahen, was für schockierende Konstruktionen da entstanden. Das hundertfach widerlegte Argument, daß es sich um natürliche Verfallsprozesse handele und daß man die Sache durch die Restauration nur noch schlimmer machen könnte, wurde von den Verdrängungskünstlern immer wieder gerne verbreitet und gehört. Die Skeptischen aber wiesen auf den ständig wachsenden Verkehr und sahen in jedem neuen Gerüst ein weiteres Menetekel. Hatte nicht das Mittelalter die unzerstörbar scheinenden Ruinen als Gewähr für den ewigen Bestand der Stadt gepriesen?

Die Gerüste wuchsen nur sehr langsam. Das lag vor allem am Geld. Die Soprintendenza hatte mit dem gleichzeitigen Einrüsten möglichst vieler Bauten ein wirkungsvolles Zeichen setzen wollen und dafür den Verzug bewußt in Kauf genommen. Das führte zu eigenartigen, ständig wechselnden Bildern, die die Aufmerksamkeit immer wieder auf die sich langsam den Blicken entziehenden Marmorbauten lenkten – und natürlich auch die Zweifel an der Durchführbarkeit der ganzen Aktion nährten. Die Trajanssäule z. B. war nur zu einem Drittel eingerüstet, als das Geld ausging, später schaute der obere Teil des Schaftes mit dem riesigen Kapitell und der Statue des heiligen Petrus jahrelang aus dem Verhau, bis endlich auch diese verschwanden. Der Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus ist immer noch nur zur Hälfte eingerüstet, allerdings geht hier der ‹Schnitt› vertikal durch den mittleren Bogen. Hinter dem Gerüstgitter der einen Seite schimmert bereits der gereinigte weiße Marmor, während der andere noch im Dreck der Jahrhunderte starrt. Es war, als würde die moderne Technik der Monumente der Alten nicht Herr.

In der Tat standen die Architekten und Ingenieure zum Teil vor großen Schwierigkeiten. Da die Gerüste nicht an den Marmorwänden der Bauten selbst befestigt werden konnten, mußten vor allem um die insgesamt ca. 50 Meter hohen Säulen in sich feste, sturm- und erdbebensichere Türme gebaut werden. (Das Schwanken dieser Türme in der Höhe ist ein eigenes Erlebnis.)

Völlig verpackt und überdacht vermittelten die Monumente dann ganz neue Raumerfahrungen und veränderten die vertrauten Stadtbilder. Die schon durch die Massenproduktion der Vedutenstecher des 18. Jahrhunderts zu Bildkürzeln und Markenzeichen gewordenen Ruinen waren verschwunden, und an ihrer Statt standen mächtige, mit halbdurchsichtigen Kunststoffplanen überzogene Gebilde auf den Plätzen. Im öden Ausgrabungsgelände des Forum Romanum entstand eine surreale Szenerie. Aus den altbekannten Orientierungspunkten der Säulenreihen des Dioskuren- und Saturntempels waren schwerelose geometrische Körper geworden, die wie riesige Architektur-Attrappen aussahen. Vor Jahren hat jemand vorgeschlagen, eine Kuppel aus Kunststoff über die ganze Akropolis in Athen zu wölben. Hier war jedem Monument eine eigene Schutzhülle übergezogen worden. Den Kenner des alten Forum Romanum mochten diese substanzlosen Körper an Umfang und Höhe der Bauten erinnern, die hier einst auf engstem Raum nebeneinander standen. Welches Gedränge muß auf diesem



Triumphbogen des Kaisers Septimius Severus
(Dezember 1985)

Hauptplatz der Welt geherrscht haben! Zwischen den Basiliken, Tempeln, Ehrenbögen und -säulen, zwischen der Curia, den Rostra und den zahllosen historischen Gedenkstätten und Statuen blieb kaum mehr freier Raum. Der Einzelne muß sich umstellt und bedrängt gefühlt haben in diesem Monumentenwald mit seinen konkurrierenden Schatten. Aber die Gerüste lassen historische Rêverien ebensowenig aufkommen wie die archäologische Mondlandschaft des Ausgrabungsgeländes um sie herum. Sie regen die Phantasie in anderer Weise an. Körper mit so bizarren Proportionen hat man kaum je gesehen. Sie sehen unter bestimmten Blickwinkeln fast bedrohlich aus, erinnern an Abschußrampen. Man kann sich die Säulen und Gebälke der Ruinen kaum mehr vorstellen, so beherrschend wirken die kantigen Kuben der Gerüste.

Anderswo konnte man erfahren, wie sehr gerade die berühmtesten Stadtprospekte, vor allem die Plätze von der Präsenz der anti-

ken Monumente leben: Die Piazza del Popolo von dem Obelisken, der Platz vor dem Quirinalspalast von den Dioskuren mit ihren gewaltigen Rossen, die Piazza Colonna von der Markussäule. Der dort gebaute Turm wirkt besonders kolossal. Er überragt alle anderen Gebäude und beherrscht den Platz. Aber da sich das Auge im Gerüst verfängt, nimmt man die umstehenden Bauten jetzt bewußter wahr als früher. Die Architekten des 16. Jahrhunderts hatten keinen Versuch gemacht, das Umfeld der Säule zu gestalten, der Palazzo Chigi und der Palazzo Ferraioli wenden ihr ihre schmucklosen Flanken zu. Erst das 19. Jahrhundert wollte sie als ‹Sehenswürdigkeit› rahmen – und scheiterte dabei kläglich. Wie ängstlich und sparsam nimmt sich hinter der Markussäule der Palazzo Wedekind mit seiner schmalen Porticus aus antiken Säulen aus, wie prahlerisch auf der gegenüberliegenden Seite die Fassade der Galleria Colonna, die trotz größerer Entfernung und gewaltigem Aufwand kein Gegengewicht zur Säule herstellen kann: Die einst alle Gebäude der Stadt überragenden *columnae* mit den Statuen der vergöttlichten Kaiser lassen sich nicht domestizieren und als Platzdekor verwenden.

Die gegenteilige Erfahrung kann man auf dem Capitol machen, wo Michelangelo die ganze Platzanlage mit ihrer gesamten Ausstattung programmatisch als prächtigen Rahmen für das Reiterdenkmal Marc Aurels gestaltet hat: Verherrlichung dieses dank seiner vollständigen Erhaltung einzigartigen antiken Standbildes. Nachdem der bronzene Kaiser mit seinem kolossalen Pferd in einem von den Medien als Spektakel gestalteten Zug ins Laboratorium geschafft worden war, versuchte man den schwer erträglichen Anblick des leeren Platzes durch eine ironische Geste zu erleichtern. Auf den zurückgebliebenen, schön geschweiften und profilierten Sockel stellte man den in einer Art Laubsägearbeit ausgeführten, stark verkleinerten Umriß des entschwundenen Denkmals. Jetzt steht die überaus klein wirkende Basis verloren da, auf dem leeren Platz, der ohne Mitte wie eine Kulisse aussieht.

Die Baugerüste an den beiden Kaisersäulen sind so weiträumig gebaut, daß gleichzeitig 25–30 Restauratoren tätig sein können. (Um die in ihrem Ausmaß alles Vergleichbare übertreffenden Arbeiten angehen zu können, mußte man Restauratorengruppen aus ganz Italien anwerben, die sich ähnlich wie die Gerüstebauer eigens zu diesem Zweck zu Kooperativen zusammengeschlossen hatten.) Die breiten Umgänge erlauben aber auch einen beschränkten Besucherverkehr. War der Blick aus der Nähe bisher vor allem den



Trajanssäule (Dezember 1985)

Fachleuten vorbehalten, so sollen nach Abschluß der Arbeiten auch die Römer auf die Gerüste steigen dürfen. Schon breiten sich die didaktischen Tafeln an den Wänden des Gerüstes aus. Natürlich stehen hier die technischen Fragen im Vordergrund. Man erfährt von den Methoden der Reinigung und Konsolidierung der völlig verkrusteten und zum Teil ganz zersetzten Reliefs. Die Restauratoren und Chemiker sind vorsichtig geworden, arbeiten fast ausschließlich mit ›natürlichen‹ Materialien und machen sich keine allzugroßen Illusionen für die Zukunft. Nach Abschluß der Arbeiten wird – so hofft man – die Oberfläche für etwa 5–8 Jahre geschützt sein. In der Zwischenzeit müßte sich die Reinheit der Luft

wiederherstellen, oder die ganze Prozedur wäre dann zu wiederholen!

Die Restauratoren begegnen bei der Arbeit ihren Vorgängern. Sie bewundern die Bildhauer, die die Reliefs unter der Leitung von Domenico Fontana im 16. Jahrhundert ergänzt haben, und sie sehen mit Entsetzen, was für einen Schaden die Zementrestaurierungen und die Abdichtungen dieses Jahrhunderts inzwischen angerichtet haben. Diese historische Perspektive hat eine erstaunliche Distanz zur eigenen Tätigkeit geschaffen und die Aura des Monumentes gleichsam unter den Händen der Restauratoren wachsen lassen.

Aber auch den seiner Sache und schon gar seiner Forschungsgegenstände gemeinhin so sicheren Archäologen kann dieser Blick aus der Nähe irritieren. Er ist als Historiker mehr als andere gewohnt, mit einem Bruchteil des einst vorhandenen zu arbeiten, und das Wenige, was erhalten blieb, vor allem die großen Monumente, sind ihm zu einem selbstverständlichen Besitz – ja zum Ersatz der einstigen Wirklichkeit – geworden, eines Besitzes, dessen er sich jederzeit durch Autopsie neu versichern, den er durch genauere Beobachtungen besser deuten zu können glaubt. Und die auf den Gerüsten distanzlos zu beobachtenden Reliefs bestätigen ihn denn auch scheinbar in dieser Objektsicherheit und Erkenntniszuversicht. Die frisch gereinigte Oberfläche ist an manchen Stellen noch völlig intakt. Man kann die Spuren des Meißels, ja die der Raspel erkennen, kann dem Bildhauer gleichsam bei der Arbeit zusehen. Die Vergangenheit scheint zum Greifen nahegerückt.

Gleichzeitig aber erleben wir an anderen Stellen den Verfall in einer Unmittelbarkeit wie noch keine Generation vor uns. Die vor fünfzig oder hundert Jahren genommenen Fotos und die alten noch unscharfen und verschmierten Abgüsse belegen unbarmherzig, was in den letzten 30 Jahren alles verloren gegangen ist, zeigen die vielen Stellen, wo ganze Köpfe und Gliedmaßen abgefallen sind, wo die Restauratoren nur noch die Ausbrüche schließen können. Die über die Oberfläche tastende Hand spürt, wie sich die Substanz des Marmors verändert hat, wie weich sich der Stein anfühlt, wie trotz der Konsolidierung oft noch ‹Sand› auf den Fingern zurückbleibt. Der Verfall geht gleichsam vor unseren Augen weiter.

Einst erlebte man diese Monumente als die majestätischen Repräsentanten einer unerreichbaren Vergangenheit, zugleich aber auch als Mahnmale der Vergänglichkeit selbst der Größten. Aber

die Ruinen sprachen in ihrem natürlichen Verfall von einer unendlich langsam verrinnenden Zeit. Die totalen Ausgrabungen und die Ruinenpflege, die keine Vegetation mehr dulden kann, haben die Monumente dieser Würde beraubt, haben Archivalien und ‹Sehenswürdigkeiten› aus ihnen gemacht. Der Blick aus der Nähe und die Erfahrung unserer Ohnmacht gegenüber dem schnellen Verfall gibt ihnen etwas von ihrer einstigen Aura zurück. Gerade weil die Anstrengungen der Restauratoren, sie zu erhalten, so intensiv, die aufgewandten Mittel so groß sind, ist die Erfahrung des Verlustes so elementar. Forschung aber wird zur Suche nach dem entschwindenden Gegenstand. Der Archäologe sieht sich über die Vergrößerung alter Fotos gebeugt, zwischen deren ‹Korn› sich das Objekt langsam auflöst.



Forum Romanum (Dezember 1985)

Eine andere fast pervers anmutende Erfahrung im Umgang mit den verhüllten Ruinen ist, daß man den Gerüsten, ohne es zu wollen, auf Dauer eigene ästhetische Reize abgewinnt. Die riesigen Körper haben ihre eigenen Dimensionen und entfalten ihr eigenes Leben. In den stumpfen Flächen der grünlichen und grauen Gehänge brechen sich die Stimmungen des Himmels. Die Kuben verändern mit den Tageszeiten ihre Substanz, werden leichter und

schwerer, spiegeln die Schwermut eines trüben Tages, werden im Gegenlicht aber auch transparent und wachsen im Nebel ins Unendliche.

Um die Kaisersäulen sind die Gerüste besonders tief. Das dichte Gestänge nimmt Substanz an und gewinnt eine eigene plastische Struktur. In der Dämmerung und bei Nacht, wenn der Turm auf der Piazza Colonna von unten erhellt wird und der Blick sich langsam im Dunkel verliert, nimmt das ephemere Gebilde geradezu kolossale Ausmaße an. Nachdem hier seit kurzem wie auch an anderen Gerüsten die grünlichen Gehänge entfernt worden sind, sieht man zwischen den Verstrebungen Teile des hellen Säulenschafts, kann sogar schattenhaft die Reliefs erkennen. Die jahrelange Verhüllung hat das Interesse und die Neugier für das Verborgene, an das man sich nur noch vage erinnert, geweckt. Allenthalben sieht man Passanten, die stehenbleiben und das Dickicht mit ihren Blicken zu durchdringen versuchen. Die Verhüllung beflügelt die Phantasie.

Die modernen Künstler haben trotz ihrer geringen Breitenwirkung das allgemeine ästhetische Wahrnehmungsvermögen mehr verändert und konditioniert, als gemeinhin angenommen wird, vor allem dank der Werbung, die sich ihrer Formen so effektvoll bedient. Eine fatale Folge davon ist, daß sich das Häßliche vor unseren Augen ästhetisch verfremdet und dabei erträglicher wird. Die optischen Umweltbelastungen verlieren so ihre Aggressivität, fordern keine Reaktionen mehr heraus. Auch an die Baugerüste und die verborgenen Ruinen haben sich die Römer gewöhnt, man lebt mit ihnen und beruhigt sich in der Gewißheit, daß die Denkmäler hinter den Gerüsten ja noch vorhanden sind.

Rom ist unendlich reich an Sehenswürdigkeiten, und die meisten Touristen würden sich wohl wegen der verhüllten Ruinen wenig grämen, wären da nicht die festen Vorstellungen, die Prospekte und Postkarten standardisiert haben. Daß man gerade die berühmtesten Monumente des alten Rom nicht photographieren kann, verstimmt. Es gibt sogar Zeitungen, die in ihren Reisebeilagen Listen der eingerüsteten Bauten und der geschlossenen Museen veröffentlicht haben. Wahrscheinlich ist es der Druck der Tourismusindustrie, der in der letzten Zeit die Politiker mobilisiert. Sie beschweren sich, daß sich die Arbeiten so lange hinziehen, und ärgern sich, daß sie selbst täglich an dem Turm auf der Piazza Colonna direkt neben dem Parlament vorbeigehen müssen, obwohl doch beträchtliche Summen bereitgestellt worden sind. Ein-

flußreiche Männer drängen jetzt auf schnellen Abbruch der Gerüste.

Aber die Restaurationsarbeiten sind kompliziert, und der Umfang der Arbeiten ist riesig. Es gibt auch keinen vernünftigen Grund, weshalb die Stadt und ihre Besucher nicht noch ein paar Jahre mit den verhüllten Gerüsten leben sollten. Unter den bauwütigen Päpsten des 17. Jahrhunderts war die Stadt über Generationen hin voller Baugerüste. Aber diese Baugerüste sprechen eben nicht von neuen großen Werken, sondern von Verfall. Es sind beunruhigende Zeichen des Versagens nicht nur der Politiker, sondern einer ganzen Gesellschaft. Warum sollte man die schützenden Dächer über den Monumenten nicht stehen lassen, solange wir unfähig sind, dem sauren Regen zu wehren, sie gleichsam verpakken für die nächste Generation? Es sind immerhin Monumente, die selbst die Kalkbrenner des Mittelalters und die selbstbewußten Bauherren der Renaissance für unantastbar hielten. Die bisherigen Gesamtkosten für die Restaurierungsarbeiten in Rom sollen übrigens nach einer neulich publizierten Statistik etwa denen für eineinhalb Kilometer Autobahn entsprechen!

Aber da die sogenannten Sachzwänge nun einmal nicht zu ändern sind und die vielen Vögel Strauß sich nicht durch ein verfremdetes Stadtbild beunruhigen lassen wollen, müssen die Restauratoren eben schneller arbeiten. Ende des Jahres 1988 sollen alle Gerüste abgetragen sein, obwohl die neulich zum ersten Mal systematisch gemessenen Schadstoffwerte in der Luft selbst die Römer erschreckten.

Auf dem Forum Romanum und am Konstantinsbogen sind die ersten Hüllen schon gefallen. Der geputzte Marmor strahlt so hell wie seit der Erbauungszeit nicht mehr. Die antiken Monumente werden eine Zeitlang ebenso sauber aussehen wie die Hauptpost und die vielen ebenfalls in den letzten Jahren gereinigten Bank- und Versicherungsgebäude. In irritierender Weise verjüngt, werden sie auf den Prospekten und im Abendlicht noch schöner scheinen als früher.

HANS VON STEUBEN

Die Memnonssäulen

In ihren Aufzeichnungen ‹Tage, Tage, Jahre› berichtet Marie Luise Kaschnitz über einen jungen Mann, der die Memnonssäulen klingen gehört hatte. Jedenfalls hatte er das behauptet und die Umstände geschildert, die unter dem 20. Juli des zweiten Jahres der Aufzeichnungen dargestellt sind. Dieser junge Mann – wie jung mag er erschienen sein? – möchte sich hier vorstellen und das Erlebte mit eigenen Worten wiedergeben.

Im Jahre 1961/62 war ich Reisestipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts und bin auf diese Weise auch nach Ägypten gekommen. Das ganzjährige Reisestipendium für Archäologen und andere Altertumswissenschaftler ist das schönste Geschenk nach dem Studium, das man sich wünschen kann. Man bewirbt sich nach der Promotion und hat keine andere Pflicht, als sich in den Ländern mit antiken Kulturen umzusehen und die Monumente zu studieren, über die man an der Universität gelesen und gehört hat, ohne sie mit eigenen Augen zu sehen. Ziele und Gestaltung der Reise stehen frei. Man braucht nur nach jedem Vierteljahr einen Bericht in Briefform und am Ende einen kurzen Abschlußbericht über die ganze Reise an den Präsidenten des Institutes in Berlin zu schicken. Diese archäologische Studien- und Bildungsreise im weitesten Sinn ist als Institution – wie könnte es anders sein – aus dem vorigen Jahrhundert erhalten geblieben. Im Jahre 1859 wurde das Reisestipendium zum ersten Mal verliehen. Seither sind jedes Jahr einige Stipendiaten unterwegs.

So kam auch ich nach Griechenland, zum ersten Mal in meinem Leben, und zu Beginn des Jahres 1962 nach Ägypten. Eine von dem deutschen Institut in Kairo angebotene Führung hatte eine Gruppe von Stipendiaten vereint. Wir waren schon auf eigene Faust in Abu Simbel, als Herr Dr. Settgast aus Kairo uns mit dem VW-Bus des Instituts nach Assuan entgegenkam, um uns etappenweise nilabwärts durch das Land zu führen. Irgendwann im Februar kamen wir in Karnak-Luxor an und ließen uns auf der anderen Seite des Nils in der Station des Deutschen Archäologischen Instituts nieder.

Eines abends saßen wir lange auf der Dachterrasse, aßen, tranken und waren vergnügt. Es war bereits Nacht, als wir unsere Zimmer aufsuchten. Ich hatte mich schon niedergelegt, als mir der

Gedanke kam, ein Hemd zu waschen. Also ging ich noch einmal in das Bad. Das Fenster stand offen. Während ich über dem Waschbecken beschäftigt war, hörte ich ein leises Summen, das sich bald entfernte und bald näher kam, wie man es von schwirrenden Insekten kennt. Aber im Bad und vor dem Fenster sah ich nichts und achtete nicht weiter darauf.

Das Summen oder Sirren kam jedoch wieder. Es schien wie mit einem leichten Luftzug heran- und wieder wegzuwehen. Ich fing an zu lauschen, mein Interesse war erwacht. Was waren das für Töne, woher kamen sie?

Ich trat vor das Haus. Könnte irgendwo ein Metall vibrieren, der Blitzableiter, wenn es einen gab, in Schwingung geraten sein? Was könnte die Töne erzeugen, die wie die Schwingungen einer fernen Stimmgabel die Luft erfüllten? Ich lief um das Haus, aber ich fand nichts, was als Quelle der wunderlichen Töne in Frage gekommen wäre.

Die Nacht war hell und klar, wie ich nie eine gesehen habe. Ich weiß nicht mehr, ob der Mond am Himmel stand, aber die Wüste schimmerte wie im hellsten Mondenschein, beinahe weiß. Die Töne verstummten von Zeit zu Zeit und wurden immer wieder wie von fern herangeweht und verbreiteten sich, so schien es mir, bis zu den steilen Felsen, hinter denen sich die Totentäler der Königinnen und der Könige befinden. Das Grabungshaus lag abgeschieden auf der ersten Geländestufe über dem damals noch alljährlich überschwemmten Tal des Nils. Der Staudamm bei Assuan war noch im Bau.

Von dem Haus konnten die Schwingungen nicht ausgehen. Andere Häuser in der Nähe gab es nicht. Vielleicht kamen sie von den Felsen her? Oder die Felswände reflektierten die Schwingungen nur? Zum Nil hin sah ich die Rücken der beiden thronenden Kolosse, die von dem Totentempel Amenophis III. übrig geblieben sind. Die Memnonssäulen. Da fiel mir die Sage von Memnon und Eos ein, die in römischer Zeit mit den damals schon einsamen Kolossen – oder mit dem einen von ihnen – verbunden worden war.

Jeder Koloß war aus einem einzigen Block geschlagen, der in der Nacht auskühlte und sich bei Sonnenaufgang wieder erwärmte, durch den Temperaturwechsel in Spannung geriet und zu klingen begann, oder die Erwärmung der Oberfläche habe einen tönenden Luftstrom in den Spalten des Steines erzeugt. Die Griechen hörten darin Eos um ihren Sohn Memnon klagen, den Äthiopier, der im

Zweikampf mit Achill gefallen war, oder Memnon, der klagend seine Mutter begrüßte. Die Statuen sind dem Sonnenaufgang im Osten zugewandt.

Vom Grabungshaus führte ein gerader Weg an den Memnonssäulen vorbei zu einer Anlegestelle am Nil. Ich war im Schlafanzug und ging, wie ich war, durch die weiße Nacht zu den Statuen hinab, bis ich überzeugt war, daß ich vor dem Ursprung der wundersamen Klänge stand.

Sogleich lief ich in das Grabungshaus zurück. Ich wollte meinen Freunden sagen, was ich erlebt hatte, und sie zu den Kolossen führen. Aber sie schliefen wie die Jünger Jesu. Keiner wollte sich erheben: Georg Daltrop und Hans-Peter Laubscher, meine Fachgenossen von der Klassischen Archäologie, Jürgen Christern, der Frühchristliche Archäologe, Marcel Restle, der Byzantinist, Jürgen Settgast, der Ägyptologe.

Am nächsten Morgen erzählte ich alles beim Frühstück. Jedem fiel etwas zu dem Thema ein, so daß wir die Überlieferung bald beisammen hatten. Weitere Auskunft gab der alte Brockhaus oder Meyer der Hausbibliothek. Dort wurden sogar antike Ohrenzeugen zitiert, nach denen die Töne klängen, als würde jemand ein fernes Becken schlagen. So hätte ich es auch beschreiben können. Andere haben an die springende Saite einer Leier gedacht.

Meine Erzählung wurde zum Teil mit Skepsis aufgenommen, sogar mit Spott. Aber man war auch bereit, mir zu glauben, und warf mir vor, nicht energisch genug versucht zu haben, die Schlafenden zu wecken. Am meisten habe ich es selbst bedauert, keinen Zeugen zu haben. Am Ende beschlossen alle, die nächste Nacht wach zu bleiben.

Der für Memnon gehaltene Koloß ist mit Inschriften antiker Touristen bedeckt, die hier den Sonnenaufgang abgewartet hatten, um die berühmten Klänge zu hören. Auch Hadrian hatte zu den Pilgern gezählt. In der Zeit des Septimius Severus am Ende des 2. Jahrhunderts nach Christus, heißt es, wurden die Kolosse ausgebessert, danach schweigen die Quellen. Nach allgemeiner Meinung hat die Memnonssäule seither nicht mehr geklungen.

Die Ausbesserung muß die Spannungen des Steins tatsächlich verändert haben. Aber hat das Klingen damit für immer aufgehört? Ist es vielleicht nur seltener geworden oder sehr selten? Schon vorher war es nicht in jeder Nacht zu hören. Vielleicht ist es nicht mehr bei Sonnenaufgang ertönt, sondern in anderen Stunden der Nacht, wenn die Temperaturschwankungen gerade den gün-

stigsten Punkt erreichten? Dann war es nicht mehr Eos, die um Memnon klagte, und die Sage verlor ihren Sinn und wurde vergessen. Die Quellen können auch verstummt sein, weil das Interesse an dieser Art von Bildung und Bildungsreise den hadrianisch-antoninischen Klassizismus nicht überlebt hat. Am besten faßt man physikalische und historische Gründe zusammen: nach der Reparatur in der Antike ist das Tönen selten geworden, noch seltener in der erwarteten Stunde der Eos, und der Sinn für den ergreifenden Mythos ist oder wäre seit dem 3. Jahrhundert ohnehin erloschen.

So versuchte ich, mir die Sache zurechtzulegen. Anders kann ich mir die nächtlichen Geistertöne bis heute nicht erklären. Der vorangegangene Tag war strahlend klar, trocken und heiß, die Nacht klar und kühl. Inzwischen war das Wetter umgeschlagen. Es war drückend heiß, der Himmel undurchsichtig und schwer. Wenn das gestern wirklich ein so seltener Tag gewesen ist, dachte ich, kann er sich heute nicht wiederholen, und ging zu Bett, während die anderen Wache hielten. Ich schlief schon fest, als Christern, der Schalk, mich rüttelte und frage: ‹Ist es das?› Er meinte eine heulende Hyäne.

In Kairo trennten wir uns wieder. Christern und Restle wollten auf den Sinai, Laubscher nach Athen, Daltrop und ich über Beirut in den Orient. Eine fröhliche Gesellschaft löste sich auf. Vor allem Christern war immer zu Scherzen aufgelegt. An ihn, der zu früh gestorben ist, denke ich mit besonderer Sympathie. Bei ihm, wußte ich, würde ich meinen Kredit nicht verspielen, und schrieb ihm vom Jordan, nun hätte ich auch die Trompeten von Jericho gehört. Später schenkte er mir einen Stich mit den Memnonssäulen, der heute gerahmt in meinem Zimmer hängt. Der Himmel auf dem Stich ist düster, die Kolosse stehen im Wasser des über die Ufer getretenen Nils, ein Tiergerippe treibt an ihnen vorbei.

In meinem Schlußbericht an den Präsidenten habe ich auf das Erlebnis in Ägypten hingewiesen und angeregt, das Phänomen zu untersuchen. Chr. Habicht macht mich darauf aufmerksam, daß das Thema zuletzt behandelt wurde von G. W. Bowersock, The Miracle of Memnon, in: Festschr. J. F. Gilliam, Bulletin of the American Society of Papyrologists 21.1–4 (1984), S. 21–32.

HANS RICHTSCHEID

Spätlese

In der Theosophie offenbart sich Gott, die Anthroposophie offenbart den Menschen. Das Medium der Offenbarung ist die Sprache: Bildsprache, Wortsprache, Tonsprache, auch in dem Ton der Sprache. Die Philosophie ist Fragen nach der Wahrheit um der Weisheit willen, die persönlich ist.

Das aphoristische Denken ist eine Form der Ironie im Gegensatz zur Wissenschaft – zu ihrer Analytik, Systematik, Technik.

Mit Ironie ist kein Staat zu machen – kein Weltstaat und kein Kirchenstaat.

Was bleiben kann, das sind die Texte als der Sprache Denkgewebe, und die Auslegung der Texte, die Hermeneutik als Auslegekunst. Diese Kunst ist Mystik, weil das Sein Mysterium ist.

Jeder Mensch hat sein Kerygma, wie immer es auch ausgesprochen und verstanden wird. Er schuldet und verschuldet es persönlich.

Glauben heißt geloben, so lang als möglich und so gut als möglich da zu sein und da zu bleiben, um den Sinn des Daseins zu erfragen, zu erfüllen.

«Einer gilt mir für tausende, wenn er der edelste ist», sagte Heraklit. Lange Zeit vergeblich suchend fand er sich am Ende selbst.

Auf das Wesen läßt sich nur anspielen. Deshalb ist Philosophie ein Spiel des Denkens.

Die Weisheit ist uralt und unvergänglich. Die Wissenschaft ist immer neu, sie überholt sich.

Es ist keine Religion denkbar ohne Philosophie, und es ist keine Philosophie glaubhaft ohne Religion.

Die Wissenschaft ist die Pedanterie des Geistes, von der er sich nur kraft der Phantasie befreit.

Das philosophische Denken ist sowohl ein Wägen wie auch ein Wagen.

Die Philosophie ist die Hermeneutik des Seins.

Denken ist zweck-los, aber nicht sinn-los.

Die Ewigkeit der Wahrheit deckt sich mit der Ewigkeit des Seins, der Ewigkeit des Sinns.

Nicht erst wer verwundert ist, sondern schon wer verwundet ist, lernt denken.

Die Denk- und Lehrzeit ist kurz, die Wahrheit ewig.

Die philosophische Hermeneutik ist ein ethischer, nicht nur ein wissenschaftlicher Prozeß. Es muß ein Funke überspringen, sagte Platon, wenn es brennen soll.

Jedes Licht wirft Schatten, unsere Erkenntnisse sind Approximationen, wir existieren in dem Schattenlicht.

Das «interesselose Wohlgefallen» Kants bedeutet: die Kunst ist zwecklos. Wir aber leben in der Zweckgesellschaft, die auch die Kunst noch ihren Zwecken dienstbar macht.

Die Kunst der Sprache ist die Sage – umfassend Religion, Philosophie und Dichtung. Die Zwecksprache ist eine andere: der Wissenschaft und Politik, der Wirtschaft und der Technik. Ihr kann der Mensch sich widmen, aber nicht sich weihen.

Das rechte Maß wird nicht gefunden durch Berechnung, sondern durch den Takt des Gewissens.

Die Blüte der Humanität ist die Pflege, ja die Zucht der Sprache.

Das dichterische Denken ist besser mythisch zu nennen, schon weil es oftmals nicht verstanden wird, wie auch das philosophisch-religiöse Denken.

Das Ewigkeitsdenken kommt der Wahrheit näher als das Fortschrittsdenken.

Es gibt Denkbrüche und Stilbrüche, aber auch die Denk- und Stil-Durchbrüche, die erfahren kann, wer zwischen den Zeilen denkt.

Kein Mensch kann ernsthaft sich um Gott bekümmern, wenn er sich nicht um sich bekümmert.

Der meisten Menschen Gottverhältnis endet mit dem Stimmbruch.

Muß der Mensch, wenn Gott verborgen ist, nicht ironisch von Gott sprechen? Das ist fromme Ironie.

Persona bedeutet sowohl Maske wie den, der durch die Maske spricht. Das ist der Sprache Maskenspiel.

Nietzsche ist nicht überwunden. Er wächst uns nach und es fragt sich, ob wir ihm gewachsen sind. Er nennt «die europäischen Mischmenschen Parodisten der Weltgeschichte, Hanswürste Gottes» (Jenseits von Gut und Böse).

Nietzsches Glaube an die Ewige Wiederkunft des Gleichen ist ein philosophisch-religiöser Glaube, aber nicht dogmatisch, sondern ironisch.

Es ist die göttliche Ironie, daß Gott in Zeit ist und in Ewigkeit. Weshalb auch unser Glaube nur ironisch sein kann.

Einerseits der Ernst der Wissenschaft, andererseits die Ironie der Philosophie. Die Wissenschaft denkt fortschrittlich, die Ironie rückschrittlich im Hinblick auf den Grund.

Wir verstehen nicht alles was wir sehen, und wir sehen nicht alles was wir verstehen.

Künstler wie die Nazarener sind am leichtesten zu fälschen; vielleicht fälschen sie sich sogar selbst.

Der Freitod löst nicht das Problem des Lebens, er schneidet nur den Faden ab.

Unser Leben ist zu kurz, um das Problem des Daseins aufzulösen. Es bleibt Entwurf und Vorwurf.

Vielleicht hat niemand besser als Haydn kommentiert, was der Satz der Genesis bedeutet: «Und es ward Licht!»

Der Freitod nähme überhand, könnte man das Gift aus einem Automaten ziehen. Vielleicht ist das in Zukunft möglich.

In der Ewigkeit bleibt alles, was in der Zeit war, noch. Sonst ist es nichts mit Sein.

Die Ironie des Denkens gründet in der Diskrepanz des Seins.

Sein drängt zum Bewußtsein und wird verdrängt ins Unterbewußtsein und ins Unbewußtsein.

Ironische Philosophie ist «Philosophie in Gänsefüßchen» (Nietzsche). Jedoch die Gänsefüßchen werden übersehn, wenn die Gänse ihre Füße nicht verstehn.

Der Denker denkt im Widerstand.

Die Rückübersetzung des religiösen Glaubens in die Naivität ist manchmal nicht mehr möglich. Dann ist der Glaube neu zu übersetzen in religiöser Philosophie.

Die Wahrheit der Ästhetik ist die Ethik.

‹Gott› ist ein Losungswort und auch ein Lösungswort.

Klassik ist nur möglich beim hohen Stand der Sonne, wenn die Schatten kürzer sind.

Die Sprache ist Gespräch.

Was Geist ist kann nur der bezeugen, der von ihm ergriffen ist. «Der Geist führt einen ewigen Selbstbeweis» (Novalis, Blütenstaub).

Es gibt den Bienen- und Ameisenstaat, den Menschenstaat und gar den Gottesstaat. Selbst der Staatenlose wird den Staat nicht los.

Jedermann will sich zur Geltung bringen. Meist genügt es schon, wenn er es zu Geld bringt.

Wir leben in der ‹Postmoderne›, in der Spätzeit, in der Letztzeit der Geschichte, in der die Menschheit nur als Eine sich noch behaupten kann. Das Ende kehrt zurück zum Anfang.

In Wahrheit existieren, das ist die Kunst ironisch zu existieren im Hinblick auf die Wahrheit. Der Gegensatz ist die naive Existenz.

Es ist die Paradoxie des Daseins, daß wir nicht freiwillig Mensch geworden sind und dennoch da in Freiheit sind.

Sobald die Theologen sich freidenken, sind sie philosophische Theologen, sind sie Theosophen.

Einen Beruf kann man ergreifen, die Berufung nicht.

Ein Beruf, der Treue fordert, ist so schwer wie eine Ehe. Treue erfordert Glauben, und glauben heißt geloben, immer wieder.

Die Worte des Glaubens werden nur von denen verstanden die glauben, aber nicht von denen, die daran glauben müssen.

Der Glaube ist nicht lehrbar, er ist Gnade wie die Liebe, wie die Hoffnung.

Gnade und Freiheit sind verwandt: Gnade der Freiheit und Freiheit der Gnade.

Gott ist der Horizont, der stets zurückweicht, wenn unser Denken auf ihn zugeht.

Die politische Rhetorik hat sich durch die Medientechnik nicht verbessert, sondern wesentlich verschlechtert; so daß man sagen kann: die Medien machen jetzt die Politik.

Die Magd verspottete Thales, als er nach den Sternen schauend in den Brunnen fiel. Aber nicht Thales war geistig beschränkt, sondern die Magd.

Das Licht kam in die Finsternis, aber die Finsternis nahm es nicht an. Das ist das Wesen des Lichts und das Wesen der Finsternis.

Der Mensch ist ein Wunder, Gnadenwunder. Wenn dieses Wunder nicht geschieht, ist er ein Tier wie andere Tiere auch.

Der gute Hirt und die gute Herde. Der Hirte ist einsam, die Herde gemeinsam.

Das Selbst-Bewußtsein ist verpönt, es gilt als Anmaßung.

Sein ist Wille zum Sein. Alle Erscheinungen des Willens sind Metamorphosen des ewigen Willens.

Im Menschen wird der Wille zur Person. Bedeutet das nicht, daß der Wille schon im Grund Person ist – göttliche Person?

Das Sein nichtet. Doch ist nicht zu beweisen, daß es absolut vernichtet. Unser Erkennen ist beschränkt.

Die erste Stufe ist das Leiden, die zweite das Mitleiden, die dritte Leiden lindern; diese ist die schwerste.

Daß Freiheit zugleich Gnade ist, bedeutet unseres Daseins Paradoxie. Denn die Freiheit wird geschuldet und verschuldet, die Gnade nicht.

Die Gefahr der technisch fortschrittlichen Gesellschaft ist, daß sie technisch einfriert – eine gut versorgte Gefriergesellschaft wird.

Wer die Herkunft nicht bedenkt, kann die Zukunft nicht erfahren.

Des Menschen Gegenpol: die Gottheit, ist hinreichend weder zu erkennen noch zu chiffrieren und zu dechiffrieren, noch zu symbolisieren. Der Mythos als die Sage ist deshalb angemessen.

Die Wissenschaften überholen sich alltäglich, die Philosophie nie.

Die Menschwerdung des Menschen liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.

Unsere Weltkriege waren Wirtschaftskriege. Weltfriede wäre Weltwirtschaftsfriede.

Kants Schrift ‹Zum ewigen Frieden› kann als sein Testament gelesen werden, ironisch, wie er selbst ironisch schrieb. Denn er ging aus vom Firmenschilde jenes Gastwirts, auf dem der Friedhof abgebildet war, der in der Nähe lag.

Die Philosophie ist noch nicht Heimat, aber Heimkehr. Der Quell des unbekannten Gottes ist der Ursprung der Religion und Philosophie.

Mein Denken ist Askese – enthaltsame Übung, auf daß ich genese.

Du sollst nicht mit den Augen lesen, sondern mit den Ohren!

«Der wahre Leser muß der erweiterte Autor sein» (Novalis).

Aphorismen sind Denkanstöße, deshalb oft anstößig.

Es ist wahrscheinlich, daß die ersten Philosophen nur in Aphorismen dachten, und die letzten Philosophen werden auch nur aphoristisch denken. Das ist wie Zen-Buddhistik im Spiel der Pfeil- und Bogentechnik.

Ungeheuer in dem All ist die Vergeudung von Samen, der nicht fruchtet. Jeder Fall ein Zufall.

Nur durch Opfer wird die Schuld gebüßt.

Dummheit und Bosheit steigern sich gegenseitig.

Die Heilkraft der Philosophie gleicht der Heilkraft des Gebets; vielleicht ist es dieselbe.

Alle Wissenschaften sind nur Hilfswissenschaften.

Daß Gott zu Mensch wird ist so schwer zu denken wie daß der Mensch zu Gott ent-wird. Am besten glaubt man, daß es stimmt. Wie wäre sonst die Zeit auf Ewigkeit gestimmt?

Wenn ein Dichter oder Philosoph hundert Jahre tot ist, macht ihn die Wissenschaft vielleicht lebendig, und die Verleger sind nicht mehr verlegen, ob sie ihn verlegen sollen.

Jedoch: ... quid aeternis minorem
Consiliis animum fatigas?
Cur non sub alta vel platano vel hac
Pinu iacentes ...

hat Horaz gedichtet.

OTFRIED HÖFFE

Normative Gerontologie

Entwurf einer neuen Disziplin der Sozialethik

Philosophen befassen sich in der Regel mit Grundfragen, die seit den Anfängen des abendländischen Denkens weitgehend dieselben geblieben sind. Eine wahrhaft praktische Philosophie darf sich aber nicht mit solchen ‹ewigen Fragen› zufrieden geben. Sie läßt sich auch auf Fragen der Zeit ein, unter anderem auf Probleme der älteren Generation. Während die Mediziner, Psychologen und Sozialpädagogen, selbst die empirischen Sozialwissenschaftler und die Ökonomen sich dieser Probleme annehmen, fehlt bislang der Beitrag der philosophischen Ethik und der Sozialphilosophie. Dieses Defizit belegt einmal mehr, daß bei der ‹Rehabilitierung der praktischen Philosophie›, die schon vor bald zwei Jahrzehnten beschworen wurde, immer noch ein Mißverhältnis von Anspruch und Wirklichkeit besteht.

Bis auf wenige Ausnahmen, etwa die stoischen Werke *‹De senectute›*, bildet auch in ihrer langen Tradition das Alter für Philosophen kein professionelles Thema. Trotzdem können die Philosophen manches Erfahrungsmaterial beisteuern. Denn unter den Großen ihres Faches gibt es auffallend viele, die sich eines langen Lebens erfreut haben. Platon wurde 80 Jahre alt, Hobbes starb gegen Ende seines neunten Jahrzehnts, und Kant hat erst im Alter von 57 Jahren das Buch veröffentlicht, das ihm Weltruhm eintragen sollte, die *‹Kritik der reinen Vernunft›*. Philosophen sind deshalb einen *ersten sozialethischen Ratschlag* wert: Wir sollten die ältere Generation weder intellektuell unterfordern noch zu rasch in eigene

Lebensräume abschieben, in Reservate für Stadtindianer vom Stamm der Senioren. Wer sich wie Kant das Zeichen bürgerlichen Erfolges, ein eigenes Haus, erst mit knapp 60 Jahren leistet, wer dann 15 Jahre lang fast jedes Jahr eine später weltberühmte Schrift veröffentlicht, der ist nämlich weit jugendlicher als die vielen, die mit 30, spätestens 40 Jahren einen sicheren Lebensweg vor Augen haben und dann, relativ zur eigenen Biographie, viel Routine vollbringen.

Die Erfahrung mit Philosophen wäre auch gerontologische Studien zur Frage wert, unter welchen Bedingungen die Menschen alt werden. Dabei meine ich nicht primär die Bedingungen, die wir anderen anlasten können, die medizinischen oder die sozialen Bedingungen. Zu untersuchen sind einmal vorrangig jene vom Betroffenen selbst mitverantworteten Faktoren, unter denen sie eine größere Chance haben, in ‹Lebenslust und geistiger Frische› alt zu werden.

Der Philosoph kann dieses Forschungsprogramm – nennen wir es ‹personale Gerontologie› – nur vorschlagen und sich zu einer interdisziplinären Mitarbeit bereiterklären. Denn zu seiner Durchführung ist er allenfalls mitlaufend zuständig. Über eine größere Kompetenz verfügt er dagegen für eine normative Theorie. Sie existiert bislang noch nicht. Entwickeln wir also eine neue Disziplin, eine *normative Gerontologie*. Wir entwickeln sie gründlich und schaffen sogleich zwei Teildisziplinen. In einer ‹gerontologischen Fundamentalethik› legen wir elementare moralische Grundsätze fest, in einer ‹angewandten Ethik› spezifizieren wir die Grundsätze auf bestimmte Bereiche und Aspekte. Dort formulieren wir einige Pflichten, hier einige Ratschläge.

«Ehre das Alter»: aus Gründen der Tauschgerechtigkeit?

Unter Philosophen gilt jede Fundamentalethik als schwierig. Mit Arthur Schopenhauer gesprochen: «Moral-predigen ist leicht, Moral-begründen schwer» (‹Über den Willen in der Natur: Hinweisung auf die Ethik›). Moralpredigen gilt deshalb als relativ leicht, weil wir in der Formulierung der moralischen Grundsätze weitgehend übereinstimmen, uns über ihre Rechtfertigung aber streiten. Ein gutes Beispiel dafür ist der gerontologische Grundsatz, den wir als *erste* und fundamentale *Pflicht* nennen: Das Alter zu ehren, ist ein moralisches Gebot, das wir in so gut wie allen

Kulturen finden. Zwar glaubt man gelegentlich, auf Gegenbeispiele zu stoßen, etwa die Fidschi, die ihre alten Leute mit 60 Jahren lebendig begraben. Diese Praxis wirkt nicht nur sehr grausam. Sie könnte auch zur Entlastung der Verhaltensweisen dienen, die sich in den westlichen Ländern mehr und mehr ausbreiten. Nach Auskunft empirischer Forschung gibt es namentlich vier Problemfelder; systematisch, nach zunehmender Verwerflichkeit geordnet, heißen sie: 1. Einschränkung des Handlungsspielraums von Älteren, 2. Entmündigung im Alter, 3. Vernachlässigung der Älteren, 4. schließlich die Gewalt gegen sie. Auch ohne daß man sich in subtile ethische Überlegungen einläßt, sieht man, daß solche Verhaltensweisen moralisch abzulehnen sind. Falls man nun sagen könnte, daß es in anderen Kulturen – hier: bei den Fidschi – ähnliches, mehr noch: viel schlimmeres vorkommt, dann hätten wir die beliebte Entlastungsstrategie: Erstens ist das kritisierte Handeln menschlich, und zweitens sind wir immer noch besser als die anderen.

Die Fidschi-Praxis gründet aber auf einer religiösen Annahme, dem Glauben an ein Leben nach dem Tode, ferner auf der Ansicht, daß dieses Leben in dem Zustand stattfindet, in dem man sich vor dem Tode befindet. Unter diesen Voraussetzungen entpuppt sich unsere erste Interpretation als eine perspektivische Täuschung. Was wir für moralisch verwerflich hielten, ist in Wahrheit ein Zeichen der Ehrfurcht vor dem Alter. Allerdings werden wir uns fragen müssen, was die ‹säkularisierten Fidschi› machen, also jene Stammesbewohner, die den Glauben ihrer Vorfahren nicht mehr teilen.

Zunächst aber: die Forderung, das Alter zu ehren, scheint tatsächlich so gut wie universal verbreitet zu sein. Trotzdem bereitet ihre Rechtfertigung Schwierigkeiten. In unserem Kulturraum legt sich das Prinzip der (Nächsten-)Liebe nahe oder, in säkularisierter Variante, das Prinzip der Solidarität. Gegen eine derart ‹altruistische› Rechtfertigung könnte uns aber die Formulierung des Dekalogs stutzig machen, da sie an das Selbstinteresse appelliert: «Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit deine Tage verlängert werden und es dir wohl ergehe auf dem Boden, den der Herr, dein Gott, dir schenken wird.» (‹Deuteronomium› 5, 16; vgl. ‹Exodus› 20, 12). Ohne Zweifel widerspricht eine derartige ‹egoistische› Legitimation der Motivation vieler Menschen. Nachdem wir aber duch eine Heilige Schrift auf diese Legitimationsfährte gebracht worden sind, können wir uns einmal auf ihre Vorteile besinnen.

Zugunsten einer egoistischen Argumentation spricht, daß sie Illusionen vermeidet und nicht einen Altruismus unterstellt, der so häufig gar nicht vorkommt. Im übrigen kennen wir die Ideologiekritik von den Sophisten bis Nietzsche, nach der der Altruismus nichts anders ist als eine versteckte Eigenliebe. Gerade weil unser gerontologischer Grundsatz sich in so gut wie allen Kulturen findet, der Altruismus aber eine im Kulturvergleich seltene Einstellung ist, muß das Gebot zumindest in seinem Kern vor- und außeraltruistische Wurzeln haben.

Eine mindestens partielle ‹Legitimation ohne Solidarität› hat den weiteren Vorteil, daß sie die Anerkennung der Verbindlichkeiten nicht nur als verdienstlich, sondern auch als geschuldet aufzeigt. Bei den verdienstlichen Pflichten, den Solidaritätspflichten, hängt die Anerkennung vom Wohlwollen und Mitleid der anderen ab. Wenn das Gebot, das Alter zu ehren, nur eine Solidaritätspflicht wäre, würde die Anerkennung zu einer Gnade, die man den Älteren jederzeit entziehen könnte. Um dieser Gefahr zu entgehen, muß man eine kleine ‹Umwertung von Werten› vornehmen und zeigen, daß mindestens in einem Kernbereich die älteren Menschen Rechte haben, die aus Gerechtigkeitsüberlegungen folgen, deren Einhalten sie daher beanspruchen dürfen.

Verbindlichkeiten, deren Einhalten wir beanspruchen dürfen, setzen jemanden voraus, der den Anspruch zu erfüllen hat. In vielen Fällen versteht sich die Korrelation von Ansprüchen und Pflichten fast von selbst. Die Pflichten gehen nämlich aus einer freien Vereinbarung hervor; sie folgen dem allseits anerkannten Rechtsgrundsatz *volenti non fit iniuria.* Weil es hier auf den Vorteil der Beteiligten ankommt, ist das Kriterium im ethischen Sinn ‹pragmatisch›. Es ist eine schwache Legitimationsprämisse, und vor allem ist es eine Prämisse, die der modernen Skepsis gegen die Moralphilosophie standhält. Unsere neue Disziplin, die normative Gerontologie, kann sich insoweit ohne Schwierigkeiten etablieren. Falls sich nämlich das Bestehen gewisser Verbindlichkeiten als vorteilhafter erweisen sollte denn ihr Fehlen, hat jeder der Beteiligten ein Interesse, die entsprechenden Verbindlichkeiten einzuführen.

Das normative Kriterium, auf das ich mich berufe, ist freilich auch mehr als pragmatisch. Es hat die Qualität des Moralischen im Sinne des Gerechten. Denn die Verbindlichkeiten, wird verlangt, sollten nicht einige bevorteilen, andere aber benachteiligen. Sie sollen auch nicht bloß – utilitaristisch – die meisten bzw. die Ge-

samtheit im Sinne des Kollektivs besser stellen. Sie sollen für alle vorteilhaft sein, und zwar für distributiv alle.

Ein synchroner Tausch

Die einfachste Form eines wechselseitigen Vorteils findet im synchronen, (ungefähr) zeitgleichen Tausch statt. Eine Rolle spielt diese Form vor allem in traditionellen Gesellschaften, aber auch die modernen Gesellschaften haben genügend traditionelle Züge behalten, weshalb der synchrone Tausch gewichtig bleibt. Da gibt es die direkte Hilfe: Die Großeltern hüten die Kinder, helfen gelegentlich im Haus oder Garten, geben auch da und dort einen Zustupf zum Haushaltsgeld. Da gibt es die indirekte Hilfe: Eltern vermitteln Beziehungen und helfen im beruflichen Fortkommen oder eine Wohnung zu finden. Die Älteren können aber auch Erfahrungen vermitteln, und sei es auf jene sprachfreie Weise, die das Porträt einer älteren Frau kommentiert: «Menschen ohne Make-up. Sie haben ein Leben durchgestanden mit allen Freuden, Schwierigkeiten und Enttäuschungen. Das haben sie uns anderen voraus.» (‹Neue Zürcher Zeitung›, 22./23. 8. 1987)

Der Blick auf ein ‹Gesicht ohne Make-up› könnte uns auch zeigen, daß es trotz all unseres Strebens nach Karriere, Reichtum und Macht am Ende auf etwas anderes ankommt, auf ein sinnerfülltes Leben. Nicht zuletzt könnte dies wieder zu einem ganz selbstverständlichen Bestandteil unseres Lebens werden, und zwar eines Bestandteiles, der uns nicht erschrecken muß: Auch wir werden einmal alt; und wir werden es vielleicht nicht gern. Das Altwerden muß man rechtzeitig lernen. Dabei könnte uns helfen der Blick in ein Gesicht von Erfahrung – und Güte.

Aus vielen Gründen haben wir es allerdings verlernt, außerhalb eines unmittelbaren Helfens das Hilfs- und Erfahrungspotential der älteren Generation ‹auszuschöpfen›. Deshalb biete ich einen *zweiten sozialethischen Ratschlag* an, einen Ratschlag, der, nicht moralisierend, an unser Selbstinteresse appelliert und der offensichtlich wenig hilft, wenn wir nicht den ersten Ratschlag befolgen und die älteren Menschen nicht eilfertig in Reservate für Senioren abschieben: Wir sollten für das Hilfs- und Erfahrungspotential der Älteren wieder sensibel werden, außerdem die Fähigkeit wiedergewinnen, das Potential auszuschöpfen, ohne daß sich die Älteren ausgenützt vorkommen. Zu dieser Fähigkeit gehört eine eigentümliche Transzendenz des Selbstinteresses. Jede tragfähige perso-

nale Beziehung lebt von der Bereitschaft und Fähigkeit, bei der Zuwendung zum anderen – trotz manchen Vorteils – zunächst einmal das eigene Interesse zurückzustellen und den anderen in seiner Andersheit anzuerkennen. Wie zu jeder Sozialbeziehung, die über eine bloße ‹Geschäftsbeziehung› hinausreicht, ist auch für die Beziehung zu Älteren ein Selbstinteresse in der Form von Selbstvergessenheit vonnöten.

Ein negativer diachroner Tausch: Kritik an der Gewalt gegen Ältere

Ein *synchroner Tausch* zwischen jüngeren und älteren Menschen rechtfertigt nur einen Teil des Gebotes, das Alter zu ehren. Im übrigen verliert er in unseren mehr und mehr nach-traditionellen Gesellschaften an Bedeutung. Zur Legitimation unseres gerontologischen Grundgebotes braucht es deshalb weitere Argumente. Einleitend habe ich auf vier Problemfelder hingewiesen. Für jedes von ihnen fällt das genaue Argument verschieden aus. Ich beginne mit dem ‹krassesten› Problem, mit dem, was im angelsächsischen Bereich «abuse of the elderly» heißt.

Bei der Gewalt gegen Ältere werden deren Menschenrechte, die Freiheitsrechte, verletzt, allen voran ihr Recht auf Leib und Leben. Wer diese Gewalt kritisieren will, und zwar nicht nur moralisierend, sondern begründet, der muß zeigen können, warum es so etwas gibt: subjektive Rechte, auf die jeder Mensch, bloß weil er Mensch ist, Anspruch erheben darf. Eigentlich sind uns die Menschenrechte schon längst selbstverständlich, mindestens in dem moralischen Sinn, daß ihre Verletzung mit einer weltweiten Kritik rechnen kann. Trotzdem ist es schwierig, die genauen Gründe zu nennen, warum es sie geben soll. Einsichtig wird diese Schwierigkeit, wenn wir uns an die Korrelation von Anspruch und Pflicht erinnern. Wenn es Menschen*rechte* geben soll, muß es auch Menschen*pflichten* geben, also Pflichten, deren Erfüllung jeder Mensch seinen Mitmenschen – hier: die jüngere Generation der älteren – schuldet und die notfalls mit Zwang durchgesetzt werden.

Um einen für jeden Menschen zutreffenden Vorteil nachzuweisen, führt man am besten ein Gedankenexperiment durch, nimmt das Gegenteil an – es gäbe *weder* Rechte *noch* Pflichten – und prüft, ob diese Situation besser ist, als *sowohl* Rechte *als auch* Pflichten zu haben. Das Weder-noch heißt in der Rechts- und Staatsethik: Naturzustand, das Sowohl-als-auch: Rechtszustand.

So generell formuliert, ist das Gedankenexperiment schon andernorts durchgeführt worden (vgl. Verf. ‹Politische Gerechtigkeit›, 1987). Es zeigt, daß für jeden das Sowohl-als-auch mindestens und höchstens dort vorteilhafter ist, wo es um die Bedingungen geht, die die Handlungsfreiheit ermöglichen. Um es am Beispiel der Integrität von Leib und Leben zu skizzieren: Auch wer nicht sonderlich am Leben hängt, hat – bewußt oder unbewußt – das Interesse an Leib und Leben. Er hat es nämlich, weil er andernfalls weder etwas begehren noch sein Begehren zu erfüllen trachten kann. Unabhängig von dem, was man inhaltlich anstrebt oder meidet, mithin als Bedingung der Handlungsfreiheit, ist das Leben die Voraussetzung für das Menschsein. In diesem Sinn will auch der, der das bloße Leben nicht für der Güter höchstes hält, der religiöse oder politische Märtyrer, selber entscheiden, wofür er sein Leben opfert: um seiner religiösen oder politischen Überzeugung treu zu bleiben und nicht etwa, um von einem Betrunkenen überfahren zu werden.

Eine derartige Legitimation von Freiheitsrechten hat allerdings eine Voraussetzung, die gerade im Fall der Älteren problematisch ist. Vorausgesetzt ist, daß es auf die Macht- und Drohpotentiale der Beteiligten nicht ankommt. Diese Voraussetzung ist zwar nicht so ‹unrealistisch›, wie es zunächst erscheint. Denn Schwächere können sich durch List oder Verbindung mit anderen auch gegen weit Stärkere durchsetzen; man denke an die neuen Gruppierungen unter den Senioren, beispielsweise an die ‹Grauen Panther›. Außerdem dürfte die starke Zunahme der Älteren unter den Wahlberechtigten bald einmal die Politiker für die neuen Probleme sensibel machen. Gewisse Personengruppen, etwa die Gebrechlichen, haben allerdings so gut wie keinerlei Macht- und Drohpotentiale. Hier müßte anscheinend ein ‹Tausch ohne Gegenleistung› stattfinden. Ein solcher ‹Tausch› wäre in Wahrheit ein Geschenk, folglich eine Leistung der Solidarität, nicht eine der Gerechtigkeit.

Auf den ersten Blick könnte diese Konsequenz willkommen sein; auf den zweiten Blick ist sie fatal; sie gibt nämlich den strengen Begriff der Menschen*rechte* auf. Gerade der «abuse of the elderly» zeigt uns ja, daß es nicht ausreicht, sich auf Solidarität zu verlassen. Es braucht zwangsbefugte Pflichten, und diese lassen sich nur aus einer Gerechtigkeitsperspektive heraus legitimieren.

Zum Glück trifft die angedeutete Konsequenz nicht zu. Denn auch die genannten Personengruppen lassen sich – mindestens zu einem wesentlichen Teil – in die Legitimationsfigur eines allseits

vorteilhaften Freiheitstausches aufnehmen. Man muß nur die Zeitperspektive berücksichtigen und den bislang zeitgleichen Tausch durch einen phasenverschobenen Freiheitstausch ergänzen. So gut wie ohne Drohpotentiale ist der Mensch nämlich nicht bloß gegen Ende, sondern auch am Anfang seines Lebens. Um heranwachsen zu können, haben die Kinder, um in Ehren alt zu werden, die gebrechlich gewordenen Eltern ein Interesse, daß man ihre Schwäche nicht ausnützt. Deshalb ist es für die mittlere Generation vorteilhafter, ihre Machtüberlegenheit gegen die junge Generation nicht auszuspielen, weil sie, wenn die Kinder heranwachsen, sie selber aber zur dritten Generation geworden ist, ihrerseits nicht den Machtpotentialen der mittleren Generation ausgesetzt sein will. So zeigt der generationenübergreifende Blick, daß es nicht erst Solidaritäts-, sondern schon Gerechtigkeitsargumente sind, die die genannten Gruppen in den Freiheitstausch einbeziehen. Deshalb unsere *zweite gerontologische Pflicht,* sie bildet einen Kernteil des gerontologischen Grundgebotes und lautet: Genauso selbstverständlich, wie ich als Kind meine physische Schwäche nicht ausgenutzt sehen wollte, darf ich als Erwachsener nicht die Schwäche der Älteren ausnützen.

Die Phasenverschiebung im generationenübergreifenden Freiheitstausch schafft allerdings ein Problem, das wir im öffentlichen Verkehr Trittbrettfahren oder Schwarzfahren nennen: Im zeitverschobenen Tausch droht die Gefahr, daß die erwachsenen Kinder den gebrechlich gewordenen Älteren die für die Generationentausch erforderlichen Verzichtsleistungen verweigern. Und sie können es risikolos, weil sie der Leistungen, die sie früher erfahren haben, nicht mehr verlustig gehen können. Da sich die Älteren aber diese Gefahr ‹ausrechnen›, droht die weitere Gefahr, daß sie den Kindern erst keine Hilfe angedeihen lassen.

Dieser doppelten Gefahr entgeht man nur dadurch, daß man Vorkehrungen trifft, die ein parasitäres Ausnutzen des wechselseitigen Vorteils verhindern. Damit nicht die jeweils ältere Generation befürchten muß, am Ende als die betrogene dazustehen, muß man – unsere *dritte gerontologische Pflicht* – den gemeinsamen Vorteil des Generationentausches so organisieren, daß sich das Schwarzfahren nicht lohnt. Das heißt: man muß den wechselseitigen Freiheitstausch auf eine generationenübergreifende Dauer stellen. Wie das am besten geschieht, ist eine Zusatzfrage, und diese kann in verschiedenen Gesellschaften eine unterschiedliche Antwort finden. Man erzieht beispielsweise zu einer ‹Dankbarkeit aus

Gerechtigkeit›, oder man schafft Institutionalisierungen und in ihrem Rahmen eine öffentliche Durchsetzungsmacht, jene Macht, die wir die Rechts- und Staatsordnung nennen, die jedoch in legitimationstheoretischer Perspektive besser ‹Schwert der Gerechtigkeit› heißt.

Positiver diachroner Tausch: Kritik der Vernachlässigung

Kommen wir zum Problem unseres ‹säkularisierten Fidschi›. Da er nicht mehr an das Leben nach dem Tode glaubt, will er sich nicht im Alter von 60 Jahren lebendig begraben lassen. Die jüngere, ebenfalls säkularisierte Generation sieht in ihm aber einen ‹überflüssigen Esser›. So droht die Gefahr, daß die Fidschi erleben, was sich nach neueren Forschungen auch in den westlichen Industriegesellschaften ausbreitet: unser zweites gerontologisches Problemfeld, die Vernachlässigung der älteren Generation.

Um diese Vernachlässigung tauschtheoretisch zu kritisieren, hilft uns der Gedanke eines zweiten phasenverschobenen Tausches weiter. Während der erste, zu den Freiheitsrechten führende Tausch negativer Natur ist – er besteht in wechselseitigen Freiheitsverzichten –, handelt es sich hier um einen positiven Tausch, den von Leistungen. Dieser Tausch ist für beide Seiten von Vorteil, dient insofern dem Selbstinteresse und ist zugleich gerecht.

Die Legitimation beruft sich wieder auf eine anthropologische Tatsache, die sowohl elementar als auch trivial ist: Der Mensch wird nicht bloß machtlos, sondern auch extrem hilflos geboren; und nach einer Zeit relativer Selbständigkeit geht er wieder hilflos aus der Welt heraus. Deshalb hat er in beiden Epochen, am Anfang und am Ende seines Lebens, ein Interesse, Hilfe zu erfahren; und dieses Interesse ist namentlich am Lebensbeginn unverzichtbar. Nach dem Legitimationsmuster des wechselseitigen Vorteils können wir daher eine weitere Pflicht aus Gerechtigkeitsgründen aufstellen, die *vierte gerontologische Pflicht:* Die Hilfe, die wir beim Lebensbeginn erfahren haben, ist durch eine Hilfe gegen die Älteren ‹wiedergutzumachen›.

Entwicklungsgeschichtlich gesehen findet der phasenverschobene Tausch von Hilfeleistungen zunächst innerhalb der Familie statt. Daß sich die Eltern um die Kinder, später die Kinder um die altgewordenen Eltern kümmern, entspricht einem (stillschweigenden) ‹Eltern-Kinder-Vertrag›. Teils weil sich die Sozialverhältnisse kompliziert haben, teils um die Eltern nicht vom Verhalten ihrer

eigenen Kinder abhängig zu machen, empfiehlt es sich, so ein *dritter sozialethischer Ratschlag,* den ‹Familien-Vertrag› in einen ‹Generationen-Vertrag› zu erweitern.

Wer sich diese Idee eines Generationen-Vertrages ausbuchstabieren will, stößt natürlich auf eine Fülle von Schwierigkeiten. Ein erstes Problem: Teils wegen der höheren Lebenserwartung, teils wegen der gestiegenen geriatrischen Möglichkeiten scheint die Zeitspanne gewachsen zu sein, in der die ältere Generation die Hilfe der jüngeren in Anspruch nimmt. Deshalb könnte man glauben, der Generationen-Vertrag neige sich seit einigen Jahrzehnten einseitig zu Gunsten der älteren Generation. Ohne eine kleinliche Krämerrechnung aufzumachen, kann man dieser Ansicht entgegentreten. Denn der Zeitpunkt, an dem sich die Jugendlichen vollumfänglich selber ernähren können, hat sich in den letzten Jahrzehnten ebenfalls verschoben: durch die Verlängerung der Schulpflicht, durch die relativ lange Ausbildungszeit der Lehrlinge, noch mehr: die der Hochschulabsolventen.

Etwas anders sieht es mit dem zweiten Problem aus, der veränderten Altersstruktur. Seit es immer weniger Kinder und Jugendliche, dafür immer mehr ältere Menschen gibt, und zwar pflegebedürftige Ältere, stellt sich nicht nur die Frage: «Wer wird die Renten der Zukunft finanzieren?», sondern auch die andere Frage: «Wer wird in Zukunft die Rentner betreuen und versorgen?» Für genaue Organisationsvorschläge ist der Philosoph ein Laie. Nach seinem Legitimationsmuster eines Austausches von Hilfeleistungen legt sich aber ein Gesichtspunkt nahe: Da wir auf Dauer nicht ohne einen hohen Anteil von ehrenamtlichen Helfern auskommen, könnte man es mit meinem *vierten sozialethischen Ratschlag* versuchen: Wer heute Pflegeleistungen erbringt, erwirbt einen Anspruch auf entsprechende Leistungen in der Zukunft.

Bei den beiden letzten Problemfeldern, der Gefahr der Entmündigung älterer Menschen und der der Verkürzung ihrer Handlungsfreiheit, scheint unser Legitimationsversuch: Selbstinteresse und Tauschgerechtigkeit, zu versagen. Denn hier geht es nicht mehr um die Frage, *ob* Hilfeleistungen zu erbringen sind, sondern *wie* sie erbracht werden. Das Wie, wird man einwenden, darf aber nicht zu einem Geschäft, eben dem Tausch, erniedrigt werden; für die Art und Weise menschlicher Hilfeleistung sei ein ökonomisches Denken durch und durch unangemessen.

Dieser Einwand klingt zunächst überzeugend, hält einer näheren Überprüfung jedoch nicht stand. Zweifelsohne sind im Umgang

mit den älteren Menschen Einstellungen gefragt, die wir im gewöhnlichen Geschäftsverkehr für überflüssig halten, namentlich Verständnis, Zuwendung und Geduld. Aber wer genauer hinsieht, findet solche Einstellungen auch im Geschäftsleben. In allen Dienstleistungsberufen verstehen sie sich – in gewissen Grenzen, gewiß – von selbst. Außerdem führt uns der Gedanke des Generationentausches auf ein anderes Argument. So wie bei den Kindern und Jugendlichen mag sich das *Daß* des Helfens aus einer Tauschgerechtigkeit heraus legitimieren; das *Wie* der Hilfe folgt dagegen aus den Bedürfnissen, die der Hilfesuchende hat. Mit derselben Sicherheit, mit der wir überzeugt sind, daß sich unsere Erziehung an den Bedürfnissen des Kindes auszurichten hat, muß sich unsere Beziehung zu den Älteren an deren Bedürfnissen orientieren. Analog zum Postulat einer kindzentrierten Pädagogik stelle ich daher einen weiteren, inzwischen *fünften moralischen Grundsatz* auf, die Forderung nach einer altenzentrierten Gerontologie.

Kinder wollen nicht nur mit Nahrung, Kleidung und einem Bett ‹versorgt› werden und zusätzlich die professionelle Hilfe von Lehrern in Anspruch nehmen. Sie brauchen darüber hinaus humane Hilfe, ferner ein Netz sozialer Beziehungen, die Möglichkeit, Erfahrungen zu machen, sich in Kontakt mit anderen zu entwickeln – und die Möglichkeit, sich von den anderen zurückzuziehen. Weil sich die Sorge für die Älteren aus einer Tauschgerechtigkeit heraus legitimiert, ist den Älteren ebenfalls mehr als Nahrung, Kleidung, ein Bett und als zusätzlich die professionelle Hilfe von Gerontologen zu geben. Sie brauchen ebenso humane Hilfe, ebenso vielfältige soziale Beziehungen und – natürlich immer lebensaltersgemäß – topographische und soziale Räume, um Kontakte zu pflegen, um Erfahrungen und Erlebnisse zu gewinnen; sie brauchen Anregungen, wollen gefragt und in ihrer Selbständigkeit aktiviert werden. Nicht zuletzt brauchen sie eine Möglichkeit, sich zurückzuziehen.

Bei Kindern ist es uns selbstverständlich geworden, daß sie auf eine vielfache Hilfe angewiesen sind und wir ihnen trotzdem so weit wie möglich partnerschaftlich entgegentreten. Das Stichwort heißt ‹autoritätsarm›. Dasselbe Stichwort gilt nun für die Beziehung zu den Älteren. Mit dem Recht der Überpointierung sage ich analog zur antiautoritären Erziehung: es braucht eine *antiautoritäre Gerontologie*. Ihre Legitimationsgrundlage besteht in einer Pflicht, die alle bisher genannten Pflichten zusammenfaßt. Unsere *sechste gerontologische Pflicht* ist zugleich die *Goldene Regel der Gerontologie*

und lautet: Was du als Kind nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem Älteren zu.

So wie man als Kind möglichst früh und möglichst ausgedehnt seine Rechte wahrnehmen will, so wie man darauf Wert legt, gefragt zu werden und selber fragen zu dürfen, so sollte man auch als älterer Mensch möglichst lang und möglichst ausgedehnt seine Rechte behalten dürfen. Und wie es uns bei Kindern, mindestens als Postulat, selbstverständlich ist, Schulen, Spielplätze und Sportanlagen zu bauen, in denen man sich kindgerecht bewegen kann, und so wie dies nicht nur in reichen Gemeinden stattfinden soll, überdies nicht in Ghettos für Kinder und Jugendliche, ebenso sind auch für die älteren Menschen Räumlichkeiten zu schaffen, die in unsere Städte und Gemeinden integriert sind, und in denen man sich altersgerecht bewegen und betätigen kann. Es braucht also Nachbarschaftsheime, ‹Selbsthilfe-Treffs› und vieles andere, bis hin zu den sogenannten Senioren-Universitäten. Dort aber, wo spezielle Heime erforderlich sind, sollten sie nicht als ‹Kindergärten für alte Menschen› eingerichtet werden. Über ihrem Eingang dürfte nicht jenes Begrüßungswort stehen, das trotz seiner Harmlosigkeit den Anfang der Entmündigung markiert, die zur Stereotype erstarrte Frage: «Na-wie-geht's-uns-denn-heute-Oma?»

Für Einzelheiten gibt es keine Patentrezepte. Die verschiedenen Professionen: die Sozialarbeiter, Psychologen und Ärzte, nicht zuletzt die Architekten und Städteplaner sind vielmehr aufgerufen, mit Phantasie und Umsicht neue Möglichkeiten zu entwerfen. Ich verbinde diese Aufforderung, meinen *fünften sozialethischen Ratschlag,* mit einem weiteren, dem *sechsten Ratschlag*. Man wiederhole hier nicht den beliebten Fehler und denke an eine Maximierungsaufgabe. Denn weder die Gesellschaft noch die Stadt von Morgen dürfen lediglich ‹möglichst altengerecht› sein. Sie müssen auch den Bedürfnissen der Kinder und denen der Jugendlichen Raum lassen. Nicht zuletzt müssen sie für die Interessen der mittleren Generation und ihre vielfältigen ‹Geschäfte› offen bleiben.

Wie für die gerontologische Teilaufgabe so ist auch für die Gesamtaufgabe, die optimale Lösung des komplexen Sozialgefüges, der Philosoph ein Laie, der zum Schluß seinen eigenen Beitrag wiederholt: Die Legitimation des gerontologischen Grundgebots, das Alter zu ehren, erfolgt sachlich zuerst aus einem aufgeklärten Selbstinteresse heraus, verbunden mit dem Gedanken der Tauschgerechtigkeit. Um dieser ‹Umwertung von Werten› ein wenig die Härte zu nehmen, erinnere ich an die vertrautere Form, die Golde-

ne Regel der Gerontologie, die ich hier in einer neuen, der positiven Variante formuliere: «Behandle hilfsbedürftig gewordene ältere Menschen so, wie du als Kind und Jugendlicher von den Erwachsenen behandelt werden wolltest.»

ARTHUR E. IMHOF

Die Lebenszeit

Einige wissenschaftskritisch-autobiographische Reflexionen

I. Zwei Lebenserwartungen

Seit dem 16., 17. Jahrhundert geben uns die Kirchenbücher in Europa Auskunft über die Geburts- und Sterbedaten unserer Vorfahren. Auf dieser Grundlage habe ich im vergangenen Jahrzehnt die Lebensspannen einiger Zehntausend Menschen aus vielen Teilen Deutschlands während der letzten drei-, vierhundert Jahre untersucht. Das Resultat dürfte den Leser wenig überraschen. Bis vor kurzem waren die Sterbealter sehr breit gestreut. Da ging der eine bereits mit zwei Jahren von hinnen, ein anderer mit zehn, ein weiterer mit zwanzig, einer mit fünfzig, und noch einer dagegen erst mit siebzig oder gar mit achtzig. Viele verließen die Welt auch schon wieder, kaum daß sie geboren waren. Jeder vierte starb im Verlauf des ersten Lebensjahres. Die Hälfte erreichte nie das Erwachsenenalter. Zählt man hundert beliebige Lebensläufe zusammen und teilt die Summe gleichmäßig auf, dann ergibt sich fürs 16., 17., 18. Jahrhundert eine ‹durchschnittliche Lebenserwartung› von 25, 30 Jahren. Das ist ein Drittel dessen, womit wir heute rechnen können. Im Vergleich zu unseren Vorfahren hat jeder von uns somit ein dreifaches Leben.

Sind wir uns dessen bewußt? Im Alltag wohl kaum. Wir nehmen es als selbstverständlich hin, glauben manchmal gar, ein Anrecht auf ‹unsere› siebzig, achtzig Lebensjahre zu haben. Weshalb könnte sonst in Todesanzeigen immer wieder anklagend zu lesen sein: «. . . verließ uns heute im Alter von fünfzig Jahren. Warum so früh?» Selbst dieser mit Fünfzig «so früh» Dahingegangene hatte das Doppelte dessen an Jahren zu seiner Verfügung, was unsere Vorfahren im Durchschnitt von ihrem Schicksal zugeteilt bekamen.

Erstaunter dürfte der Leser wahrscheinlich darüber sein, daß ich noch auf eine zweite Art von Lebenserwartung gestoßen bin. Unter all den Zehntausenden von untersuchten Todesfällen gab es immer wieder auch Sterbealter von siebzig, achtzig, ja neunzig Jahren. Um Falschmeldungen konnte es sich dabei nicht handeln, bot sich doch stets die Möglichkeit der Überprüfung aufgrund der Geburts- und Todesdaten. Was es dagegen nicht gab, waren Sterbealter von hundertzwanzig oder hundertfünfzig Jahren. An diesem Sachverhalt hat sich im Verlaufe des ganzen Untersuchungszeitraumes nichts geändert. Das Sterbealter von Menschen, die allen Gefährdungen von Kindheit, Jugend und ‹besten Jahren› entgangen waren, lag im Durchschnitt konstant bei etwa 85 Jahren. Ich spreche hier nicht von der Höchstzahl an Lebensjahren, die der eine oder andere Ausnahme-Mensch je erreicht hat und die um die 125 zu betragen scheint. Bei den 85 Jahren geht es vielmehr um die durchschnittliche maximale Lebenserwartung. In der Fachsprache heißt sie auch die ‹physiologische Lebenserwartung›. Es handelt sich dabei um jene Lebensspanne, die uns Menschen ‹von Natur aus› zusteht. Jede Art von Lebewesen kennt eine solche für sie spezifische ‹natürliche› Lebenserwartung. Ich setze ‹natürlich› in Anführungszeichen, weil es ausgerechnet die ‹Natur› selbst ist, die manche unter den jeweiligen Artgenossen die ‹natürliche Lebensspanne› nicht zu Ende leben läßt. Nur unter künstlichen Bedingungen wie in Zoologischen Gärten oder in Tierlaboratorien kommt es zu einem weitgehenden Zu-Ende-Leben. In freier Natur gibt es zu viele ‹natürliche› Feinde.

Bei der Spezies Mensch verhält sich das im Prinzip nicht anders. Während Jahrhunderten waren unsere natürlichen Feinde ‹Pest, Hunger und Krieg›. Pestilenzen und Hungerkrankheiten dezimierten uns in ähnlicher Weise wie die Tierwelt. Und statt daß wir wilden Bestien zum Opfer fielen, war der Mensch dem Menschen selbst der Wolf. Die zuerst erwähnte Art von Lebenserwartung von seinerzeit 25, 30 Jahren heißt in der Fachsprache zwar ‹ökologische Lebenserwartung›. Sie zieht aber die Auswirkungen von Kriegen genauso mit in Betracht wie von Pest und Hunger.

Im Verlaufe der letzten drei-, vierhundert Jahre haben sich Veränderungen somit nur in bezug auf die ökologische, nicht jedoch die physiologische Lebenserwartung ergeben. Unsere Decke ist dieselbe geblieben, aber immer mehr von uns kommen inzwischen fast an der Decke an. Insgesamt ist das Ergebnis dieser allmählichen Übereinstimmung so gravierend, daß wir uns heute – ohne

dies bisher noch richtig wahrgenommen zu haben – in einer völlig neuen Situation befinden. Das geschichtlich wie weltweit gesehen Einmalige daran ist nicht so sehr der vordergründig spektakuläre Aspekt der Verdoppelung und Verdreifachung unserer ökologischen Lebenserwartung von ehedem 25, 30 Jahren auf heute 70, 80 Jahre. Es ist vielmehr die Tatsache, daß unser Leben im Vergleich zu demjenigen unserer Vorfahren *sicher* geworden ist. Wir können erstmals in der Geschichte – und anders als die meisten unserer Zeitgenossen in sämtlichen Ländern der Zweiten, Dritten, Vierten Welt – mit unserem Leben *rechnen.*

Ist uns auch dies bewußt? Und vor allem: Handeln wir danach? Mir scheint, noch viel zu wenig. Ist es dann aber nicht schade um unsere dreimal so lange Lebenszeit? Zudem sind unsere vielen zusätzlichen Jahre alles Jahre von bester Qualität: Jahre ohne Pest, Jahre ohne Hunger, Jahre ohne Krieg. Warum nutzen wir sie nicht besser? Wir leben wie eine abgeschirmte Tierpopulation in einem Zoologischen Garten oder einem Laboratorium, mit der bestmöglichen medizinischen Betreuung, mit quantitativ sichergestellter und qualitativ ausgewogener Ernährung, seit mehr als vierzig Jahren unter friedlichen Bedingungen wie lange zuvor in der Menschheitsgeschichte nicht mehr.

II. Der Lebensplan

Der Leser mag sich hier seine eigenen Gedanken darüber machen, in was für einer heiklen Lage wir uns derzeit somit befinden. Laboratoriumsbedingungen sind empfindlich. Wir leben wie in einem Glashaus. Nur selten erinnern uns unvorhergesehene Zwischenfälle daran, wie verletzlich diese Hülle ist. So etwa wenn plötzlich neue Infektionskrankheiten wie AIDS den Schirm durchlöchern, der uns gegen die gebannt geglaubten Seuchen schützt. Auch gibt es genügend besorgte Stimmen, die das Gleichgewicht des Schreckens nicht auf Dauer garantiert sehen. Ohne daß ich mir als Historiker hier Prognosen anmaßen und mich zum Propheten aufschwingen möchte, bleibe auch ich aufgrund geschichtlicher Betrachtungen skeptisch. Selbst lang anhaltende Situationen waren bisher nie von Dauer, Friedenszeiten nicht ausgenommen.

Ich will mich hier jedoch nicht in historisch-philosophischen Spekulationen ergehen, sondern zu den oben festgestellten Tatsachen zurückkehren. Wie optimistisch oder pessimistisch wir auch immer in die Zukunft blicken mögen, so gilt doch *hier und heute,*

daß wir mit unserem Leben rechnen können. Die meisten von uns erreichen nicht nur das Dritte Alter, das heißt die Jahre zwischen etwa 65 und 75, 80, sondern auch noch das Vierte. Mehr Menschen als je zuvor können somit den größten Teil der ihnen von Natur aus ‹zustehenden› Lebensjahre auch tatsächlich ausleben. Jedes Jahr werden es noch ein paar mehr, was sich in unseren Statistischen Jahrbüchern in Form des steigenden durchschnittlichen Sterbealters niederschlägt.

Ein langes sicheres Leben vor sich zu haben und es angemessen zu leben meint aber etwas anderes, als ein mehr oder weniger – meist weniger – langes und zudem von ‹Pest, Hunger und Krieg› bedrohtes, wie es bei unseren Vorfahren die Regel war. Damals war es den Umständen angepaßt, auf kurze Sicht zu leben, von einem Tag zum andern. Heute trifft dies nicht mehr zu. Doch wie viele leben dennoch nach wie vor mit der Mentalität unserer Vorfahren, noch immer in den Tag hinein!

Erstmals können wir unser Leben vom Ende her leben. Wir können uns auf eine feste Dauer einrichten und das Leben langfristig und sinnvoll organisieren. Dazu bedarf es eines Lebensplanes. Je älter wir werden, desto früher sollten wir damit beginnen. Zwar verhilft die Schule seit Generationen unseren jungen Menschen zu einem guten Start im Leben, jedenfalls wenn sie sich an ihr eigenes Motto hält: ‹Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir!› Bis vor kurzem war dieses ‹Leben› aber ein anderes, ein kurzes, unsicheres Leben. Damals diente die Schule als *Vorbereitung* darauf. Es ging um formales Lernen, um die Einübung von einigen Grundfertigkeiten und um die Vermittlung einiger Grundkenntnisse. Dies genügt heute angesichts eines langen sicheren Lebens nicht mehr. Zum einen veralten Kenntnisse und Fertigkeiten rascher als je zuvor. ‹Lernen› kann sich heute nicht mehr auf ein einmaliges Training zu Beginn des langen Lebens beschränken, sondern muß kontinuierliches Lernen während der ganzen Lebensspanne sein. Um immer wieder Platz für Neues zu schaffen hat zudem die Technik des *Ver*lernens überholter Kenntnisse und Fähigkeiten mindestens gleichermaßen eingeübt zu werden wie diejenige des Erlernens neuer.

Zum andern läßt sich mit Kenntnissen und Fertigkeiten allein kein langfristiger Lebensplan anlegen und zur Reife bringen. Kenntnisse auf Kenntnisse häufen ergibt noch keine Weisheit. Wie jeder weiß, sind unsere Bibliotheken vollgestopft mit Kenntnissen und Wissen. Doch das Wissen ist tot. Bibliotheken kommen uns

vor wie Friedhöfe voller Buch-Skelette. Es gehört schon die besondere Kraft und das Vermögen des Hindurchschauens dazu, um mit den Haufen Wissens etwas anfangen zu können. Sonst bleibt es bei der heute so häufig gehörten Klage über die Informationsflut. Überfluten läßt sich jedoch nur, wer nicht gezielt auswählen kann. Gezielt meint im Hinblick auf ein Lebensziel, gemäß einem Lebensplan. Wer einen festen Rahmen hat, in dem er die vielen einzelnen Mosaikteile plazieren und jedem seinen bestimmten Ort zuweisen kann, dem fällt es überdies leichter, gezielt nach Informationen zu suchen und sie zu ergänzen, wenn einmal umgekehrt Informations-Mangel herrscht. Wer nur über Informations-Flut oder Informations-Mangel klagt und nichts dagegen unternimmt, benutzt die Schlagwörter als bloße Ausrede für sein eigenes Nichtstun.

Was die Schule in diesem Zusammenhang zu leisten hat, ist frühzeitig im Leben Interessen zu wecken und einzupflanzen. Diese Interessen müssen ein Leben lang vorhalten, wachsen und reifen können. Dabei ist zu bedenken, daß das Leben heute meist erst im Vierten Alter zu Ende geht. Dann wird die Welt um einen herum enger. Die physischen Möglichkeiten nehmen ab. Wer bei seinen lebenslangen Interessen, die an sich in die verschiedensten sportlichen, musischen, kulturellen, wissenschaftlichen Richtungen gehen können, nur solche betreibt, die körperliche Fitness verlangen, wird es dann schwer haben. Geistige Interessen überdauern nicht nur das Dritte Alter leichter, sondern können auch noch im Vierten gepflegt und zur Reife gebracht werden.

Nachdenken über sein Lebensmosaik, es ordnen und überblikken und sich des vollendeten Werkes erfreuen kann selbst ein Hochbetagter noch mit fast erblindeten Augen. Vielmehr kann nur er es, weil er sein Leben vom Ende her gelebt und sein Lebensziel von früh an auf diese letzte vierte Phase ausgerichtet hat. Die Einsamkeit des hohen Alters ergibt sich nur dort, wo der ein Leben lang betriebene Aktivismus bei Nachlassen der Körperkräfte am Ende des Dritten Alters von der Vita activa nicht in eine Vita contemplativa einmünden kann. Dann kann es allerdings zu einer entsetzlichen Leere im Leben von Hochbetagten kommen. Denken wir bei unserem Lebensplan von früh *hieran*. Die achtzig Jahre kommen mit großer Wahrscheinlichkeit auf uns zu. Dann soll die Zeit der Reife und nicht der Verzweiflung sein.

III. Die Zeit der Reife

Durch die Zurückdrängung jener ‹Pest, Hunger und Kriegs› – Zustände, die unsere Vorfahren während Jahrhunderten vorzeitig hinwegrafften, ist uns heute ein langes sicheres Leben zumindest in biologischer Hinsicht praktisch garantiert. Ob wir dieses geschichtlich und weltweit einzigartige Angebot auch wahrnehmen und das lange Leben zu einem erfüllten langen Leben machen oder aber in einem mehr oder weniger unreifen Entwicklungsstadium steckenbleiben, hängt weitgehend von uns selbst ab. Was für die unzähligen Stellen, die mit der Aufrechterhaltung der delikaten Situation tagtäglich befaßt sind, Selbstzweck ist, sollte es für uns nicht sein. Ein langes Leben um des langen Lebens willen ist nicht genug. Jahre auf Jahre häufen um der Anzahl Jahre willen scheint mir sinnlos.

Wenn ich hier etwas ausführlicher werde und zum Abschluß an meinem eigenen Beispiel erläutern will, wie ich mir das Zustandekommen eines erfüllten langen, zur Reife kommenden Lebens konkret vorstelle, dann möge mir das der Leser nicht als Unbescheidenheit auslegen. Es ist schlichtweg das einzige Beispiel, das ich nicht nur genügend kenne, sondern das ich zudem offenlegen kann, ohne dabei Gefahr zu laufen, jemanden in der Privatsphäre zu verletzen. Irgendwelche allgemeinen Lehren hieraus für andere ableiten zu wollen, liegt mir fern. Was ich dagegen sehr wohl erreichen möchte, ist den Leser zum Nachdenken über *sein* Lebensziel und *seinen* Lebensplan anzuregen.

Die Forschungen, von denen eingangs die Rede war, führten dazu, daß ich im abgelaufenen Jahrzehnt beruflich viel in der Welt herumkam: von Afrika bis Asien, von Kanada und den USA bis Australien und Neuseeland, von Japan bis Brasilien. Dies ist keineswegs merkwürdig, und es hat auch nichts mit einer vermeintlichen Reiselust zu tun. Im Gegenteil: wochenlang aus dem Koffer zu leben ist kein Vergnügen. Doch was ich anhand von Zehntausenden von untersuchten Lebensspannen aus dem europäischen 16. bis 20. Jahrhundert nachzeichnen konnte, war nichts anderes als der Weg, auf dem sich alle Völker dieser Erde irgendwo befinden. Über Jahrhunderte hinweg waren wir in Europa an der Spitze, allen voran die Skandinavier, Finnen, Isländer. Sie hatten stets die längste Lebenserwartung. Erst in den allerjüngsten Jahren haben uns die Japaner ein- und inzwischen überholt. Seit den frühen 1980er Jahren leben sie am längsten. Japanerinnen können bei

ihrer Geburt heute mit durchschnittlich mehr als achtzig Jahren rechnen.

Doch die Japaner wurden von dieser Entwicklung selbst dermaßen überrascht, daß sie nun gar nicht richtig wissen, was sie mit den achtzig Lebensjahren anfangen sollen. Zudem stehen sie vor einer Reihe neuartiger Probleme. Die Renten reichen nicht mehr aus. Es gibt zu wenig Altersheime. Chronische Krankheiten nehmen zu. Was läge näher, als uns Europäer zu fragen, wie *wir* mit diesen Problemen zu Rande gekommen seien und was *wir* mit den vielen Lebensjahren anfingen. Bei uns hätte sich dieselbe Entwicklung doch schon vor längerer Zeit vollzogen, so daß wir über größere Erfahrungen verfügten. Vordergründig stimmt dies wohl, und auf eine Reihe von Fragen können wir tatsächlich eine schlüssige Antwort geben. Dies betrifft etwa die Maßnahmen für genügend Altersheimplätze oder die Rentenfinanzierung. Was wir dagegen mit den wirtschaftlich abgesicherten Jahren in den ausreichend vorhandenen Altersheimen machen sollen, wissen wir häufig auch nicht. Hier fällt es uns schwerer, mit ‹guten Ratschlägen› aufzuwarten. Den Japanern kam daraufhin der Verdacht, daß es sich um goldene Käfige handele. Der Gedankenanstoß ging tief: *Ich* habe in Japan begonnen, über *unsere* Probleme mit der verlängerten Lebenszeit nachzudenken. Vor allem darüber, daß es mit dem physisch gesicherten langen Leben allein nicht getan ist. Soll es um all die hierzu notwendig gewesenen vielfältigen Bemühungen nicht schade sein, müssen wir das physisch nun ausreifende Leben auch zur geistigen Reife bringen. Nie zuvor wurde mir diese Notwendigkeit eindrücklicher vor Augen geführt als durch die Fassungslosigkeit der zahlreichen überraschten Japaner.

Anderswo auf der Welt ist man noch nicht so weit. Dort sind die Fragen an den Historiker handfester. Er gerät darob denn auch nicht so leicht in eine ähnlich delikate Lage wie in Japan. So will man zum Beispiel konkret von uns wissen, wie wir es schafften, die Säuglings- und Müttersterblichkeit praktisch zum Verschwinden zu bringen und allen unseren Einwohnern eine annähernd gleiche Lebenszeit von beinahe achtzig Jahren zu garantieren. Da wir diesen Zustand in der Tat erreicht haben, kann der Historiker in der Rückschau selbstverständlich die einzelnen Schritte, die dazu führten, nachzeichnen. Er wird hierbei stets ein lernbegieriges, oft staunendes, immer aber dankbares Publikum vor sich haben. Seine beruflichen Kenntnisse erlauben ihm, zu glänzen und sich nach Herzenslust in den Erfolgen zu sonnen.

Doch hierbei stehen zu bleiben ist nicht fair. Denn was wir da vorzeigen, ist nur die eine Seite der Medaille, die schöne, die glänzende. Sie blendet die Betrachter. Manchmal blendet sie selbst uns noch, obwohl wir doch wissen, daß es auch eine Rückseite gibt. Diese sieht keineswegs gleichermaßen glänzend aus. Den Betrachtern ist sie noch so fern, daß sie völlig jenseits des Erwartungshorizontes liegt. Uns jedoch ist klar, daß wir durch die Zurückdrängung der Säuglingssterblichkeit und die Garantierung eines langen Lebens für alle die ehemaligen, in den Ländern der Zweiten, Dritten, Vierten Welt jedoch noch immer obenan stehenden Probleme durch neue ersetzt haben. Wir leben nicht in einem irdischen Paradies, wie es von jenen Zuhörern aus gesehen oft den Anschein haben mag. Doch wir tun zu wenig, um die neuen Probleme und hierbei insbesondere die damit verbundenen geistigen Probleme in den Griff zu bekommen. Vor allem tun wir nicht nur unseretwegen zu wenig, die wir sie selbst schon haben, sondern vor allem der sämtlichen anderen wegen, die uns auf dem Wege nachfolgen. Unsere heutigen Probleme sind die ihren von morgen, genau so wie unsere gestrigen die ihren von heute sind.

Was hat das mit ‹Reife des Lebens›, vor allem mit der ‹Reife *meines* Lebens› zu tun? Sehr viel, wie am Beispiel Japan oben schon angeklungen ist. Erst auf diese Weise wurde mir klar, wo meine – man verzeihe den anspruchsvollen Ausdruck – Lebensaufgabe liegen könnte. Ich hatte es nicht in der Schule gelernt. Lebens-Aufgabe hat zweifellos viel mit Lebens-Plan und Lebens-Ziel zu tun. Als Historiker war ich seinerzeit auf jenen fundamentalen Wandel von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit gestoßen, der sich für europäische Menschen im Verlaufe der letzten drei-, vierhundert Jahre vollzogen hatte. Auf den Reisen um die ganze Welt wurde mir anschließend klar, daß sich die andern Völker mit größerem oder geringerem Zeitverzug ebenfalls auf diesem Weg befinden. Hierbei gelingt es ihnen stets, bis zu einer gewissen Wegmarke aus eigener Kraft zu kommen. Beim letzten Stück aber sind sie auf unsere Hilfe angewiesen. Länder wie Sri Lanka oder der südindische Bundesstaat Kerala haben bewiesen, wie weit selbst wenig wohlhabende Völker gelangen können, wenn sie ihre bescheidenen Mittel gezielt in die Massenerziehung, vor allem die Alphabetisierung auch der Frauen und Mütter investieren und die gesamte Bevölkerung für alle die Gesundheit betreffenden Aspekte sensibilisieren. Beide Bevölkerungen nähern sich inzwischen einer durch-

schnittlichen Lebenserwartung von siebzig Jahren! Eine solche Ziffer erwartet man eher für Länder der Ersten als der Dritten Welt. Gewiß spielte hierbei der Einsatz westlicher Medizin, etwa flächendeckender Impfprogramme, auch schon eine wichtige Rolle. Doch wird deren Bedeutung beim nächsten Schritt, der Anhebung der Lebenserwartung von siebzig auf achtzig Jahre, noch wesentlich ausgeprägter sein (müssen). Ebenso wird hierbei die Durchdringung mit westlichem Gedankengut, so etwa in bezug auf Hygiene, Ernährung, den gesamten Lebensstil, weiter zunehmen.

Wenn dem aber so ist, wenn man anderswo diesen Schritt tun will, ihn ohne westliche Medizin und ohne westliches Gedankengut aber nicht tun kann, dann fällt auf uns eine gewaltige Verantwortung. Es geht nicht an, daß wir – selbst wenn dies andernorts zuerst einmal so verlangt wird – nur unsere Medizin und nur bestimmte Vorstellungen dorthin exportieren, dabei aber verschweigen, was sich die Abnehmer auf längere Sicht damit ebenfalls einhandeln, nämlich unsere heutigen Probleme. Ich habe hierbei nicht einmal so sehr jene Probleme technischer Art im Auge, vor denen Japan schon heute steht, sondern ich meine jene tieferen Probleme, die dann noch übrig bleiben, wenn alle technischen gelöst sind, wenn also auch jene Menschen abgesichert in genügend vielen und gut ausgestatteten Altersheimen ihren Lebensabend verbringen können. Falls sie niemand darauf vorbereitet, ihr dann physisch zwar ausreifendes Leben aus eigenem Antrieb auch zur geistigen Reife zu führen, werden sie als wohlbehütete Hochbetagte in eine entsetzliche geistige Leere stürzen. Auch ihnen muß in frühesten Jahren beigebracht werden, ein langes sicheres Leben von seinem Ende her zu leben. – Damit sind wir wieder beim Kernpunkt angelangt, der Frage nach dem Lebensplan, dem Lebensziel, der im hohen Alter zu erreichenden Reife des Lebens. Mir scheint, *hierüber* haben wir uns bislang selbst noch viel zu wenig Gedanken gemacht, weniger als über Altersheimplätze oder Fragen der Geriatrie und Gerontologie. Diese sind auf dem Weg, jene noch nicht. Damit zu beginnen, möchten die vorliegenden Zeilen Ansporn sein.

Wenn ich diesen Mangel aber nicht nur beklagen, sondern etwas dagegen unternehmen will, wo könnte ich dann besser anfangen als bei mir selbst? So wähle ich, seitdem ich zu jener Erkenntnis gekommen bin, gezielt Orte auf der Welt aus, wo ich am ehesten etwas in der hier skizzierten Richtung bewirken kann, das heißt in Schwellen- oder Entwicklungsländern wie Brasilien oder Indien.

Jedes zweite Jahr stelle ich mich in der vorlesungsfreien Zeit an brasilianischen Universitäten zum Training von postgraduierten Studenten zur Verfügung. Dasselbe trifft in Indien zu. Man vernimmt dort unsere Botschaft sehr wohl, wenn wir uns nicht aufs hohe Roß setzen und nur mit der einen Seite der Medaille prahlen, sondern ehrlicherweise auch auf die Rückseite verweisen. Dies werde ich auch weiterhin, sogar noch im Dritten Ruhestands-Alter tun können. Nicht mehr jedoch im Vierten. Dann verbieten sich dermaßen ausgedehnte und anstrengende Reisen von selbst. Für jene Zeit habe ich mir das Nachdenken über all die gemachten Erfahrungen, ihr endgültiges Zusammenfügen zu einem Mosaik in einem seit langem festgefügten Rahmen vorgenommen. Wenn jemand will, kann er mir auch dann noch zuhören. Zur Reife aber muß ich aus mir selbst gelangen, und ich muß sie auch ohne fremde Hilfe und ohne Zuhörer zustande bringen. Nicht Einsamkeit, sondern Erfüllung, Vollendung ist mein Ziel für die spätesten Jahre des Lebens.

Einen letzten Punkt möchte ich hier berühren. Es war viel von der ‹sicheren› Lebenszeit die Rede. Im Vergleich zu unseren Vorfahren und zu den Verhältnissen anderswo auf der Welt trifft dies gewiß zu. Daß unser Leben deswegen noch nicht für alle Zukunft gesichert ist, habe ich erwähnt und dabei selbst an die künstliche Glashaus-Atmosphäre erinnert. Genauso betonte ich jedoch, daß wir uns durch allfällige düstere Zukunftsaussichten nicht davon abhalten lassen sollten, die *gegenwärtigen* Gegebenheiten zum Maßstab unseres Handelns zu machen. Wir haben ein langes sicheres Leben *hier und heute*. Wir verfügen über viele Jahre von der Sorte der besten, *bei uns, derzeit*. Das sind die Fakten. Und andere folgen uns auf diesem Weg nach, Tag für Tag. Wir können uns durch den bequemen Hinweis auf düstere Zukunftsaussichten nicht aus der Verantwortung stehlen.

Etwas anderes ist es, daß ich mich durch statistische Wahrscheinlichkeiten nicht in falscher Sicherheit wiegen lasse. Selbst wenn diese besagen, daß ich noch nie so gute Aussichten gehabt hätte wie heute, ein Alter von 70, 80 Jahren zu erreichen, kann ich daraus für meine Person noch keine Garantie ableiten. Wie oft heißt es in Todesanzeigen: «xy starb im Alter von 55 Jahren an einer langen schweren Krankheit, für uns alle viel zu früh.» So wie bei xy braucht die statistische Wahrscheinlichkeit auch in meinem Falle nicht zuzutreffen. Wenn es mich nun aber ebenfalls zwanzig, dreißig Jahre ‹zu früh› treffen sollte, würde dann darob mein gan-

zes hier aufgezeichnetes Gebäude vom Lebensplan und der Reife des Lebens im hohen Vierten Alter einstürzen? Mitnichten. Zum einen müßte mir gerade dann ein Blick zurück in die Geschichte oder auf die Welt von heute sofort verbieten, laut jammernd zu wehklagen, das Schicksal würde mir zwanzig, dreißig mir ‹zustehende› Lebensjahre vorenthalten. Habe ich nicht jetzt mit knapp fünfzig schon längst mehr und bessere Jahre gehabt als die meisten Menschen aller Zeiten und aller Länder? Zum andern läge der Grund meines ‹verfrühten› Sterbens höchstwahrscheinlich – da Infektionskrankheiten bei uns als Todesursache praktisch keine Rolle mehr spielen – in einem chronischen Leiden. Wäre es nun so schlimm, wenn es sich dabei ebenfalls um jene ‹lange schwere Krankheit› handeln würde, der xy zum Opfer fiel und die wir alle so fürchten?

Für unsere Vorfahren hatten Krankheiten einen Sinn. Sie waren ein Fingerzeig Gottes, rechtzeitig in sich zu gehen und gegebenenfalls umzukehren. An einen solchen Sinn mögen wir heute nicht mehr glauben. Ebenso abgeschafft haben wir im gleichen Zug der Säkularisierung auch den Glauben an das ewige Leben. So machen Krankheiten, Sterben und Tod für uns vielfach keinen Sinn mehr. Doch das ist nicht richtig. Wann denn sollten wir angesichts unseres benebelnden alltäglichen Aktivismus ‹in den besten Jahren› zum Nachdenken und Überdenken unseres Lebenswerkes kommen, wenn nicht allerspätestens vor dem Tod? Die Krankheit, die mich mit 50 oder 55 oder 60 ‹viel zu früh› erfassen und sterben lassen würde, wäre dann nicht nur eine ‹lange schwere Krankheit›, sondern es wäre die erste – und zugleich letzte – ernsthafte Gesundheitseinbuße meines Lebens überhaupt. Unser hochentwickeltes Medizinsystem degradiert alle früheren zu Banalitäten. Deswegen sterben wir im allgemeinen heute ja auch später. Sollte ich da die ‹lange schwere Krankheit› nicht auch als eine Chance sehen? Unseren Vorfahren wurde meist sogar diese Chance nicht vergönnt, denn ihr vorzeitiger Tod beruhte auf vergleichsweise rasch tötenden Infektionskrankheiten, die ihnen nicht viel Zeit zum Nachdenken ließen. Wenn ich einen Lebensplan hatte und vor Ausbruch der Krankheit viele Jahre lang Mosaikstein um Mosaikstein im Lebensrahmen verankerte, dann kann ich das Bild auch schon mit 55 oder 60 überblicken. Es ist zwar nicht so abgerundet, wie es mit 70 oder 80 wäre, aber unmöglich ist es nicht. Mein Gebäude vom Lebensplan und der Reife des Lebens stürzt deswegen nicht ein. Die Reife muß nur früher erfolgen. Und sie

kann das auch, weil die ‹lange schwere Krankheit› einen Hohlspiegel bildet, durch dessen Brennpunktwirkung das Reifen beschleunigt wird.

Ich möchte dem Leser diese Skizze nun überreichen mit der Bitte, selbst über seinen Lebensplan nachzudenken. Ein fertiges Rezept konnte und wollte ich nicht liefern; das habe ich im Titel auch nicht versprochen. Möge es ihm vergönnt sein, den Lebensplan wie vorgesehen zur Vollendung und sein Leben im Vierten Alter zur Reife zu bringen.

Canberra, Australian National University, September 1987

SIBYLLE MEYER/EVA SCHULZE

Neue Männer braucht die Frau

Familiensoziologische Anmerkungen zur Veränderung von Paarbeziehungen

Nicht nur für Familienforscher, sondern auch in privaten und öffentlichen Diskussionen steht die Familie wieder einmal im Brennpunkt des Interesses. Ursache dafür sind die gegenwärtig gravierende Abnahme der Stabilität von Ehe und die sinkenden Geburtenziffern in den westlichen Industriestaaten.

Vordergründig deutlich wird dies an statistischen Fakten wie dem Rückgang der Eheschließungen, der Zunahme der Ehescheidungen und der Abnahme von Wiederverheiratungen. Als eine der Folgen davon hat die Bundesrepublik Deutschland seit 1970 die niedrigste Geburtenziffer der Welt. Gleichzeitig zeichnen sich weitere Veränderungen in der Struktur der Haushalte und Familien ab: dazu gehört die Abnahme des Zusammenlebens von mehr als zwei Generationen, das sich ausbreitende Phänomen der Singles, der alleinerziehenden Mütter oder Väter und der Nichtehelichen Lebensgemeinschaften.

Noch in den 60er Jahren besaßen Ehe und Familie als Bündelung von Lebensperspektiven weitgehend Verbindlichkeit. Inzwischen sind in allen Bezugspunkten Wahlmöglichkeiten entstanden. Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet oder auch heiratet und nicht zusammenlebt. Diese Veränderung des familialen Verhaltens könnte

man als eine Pluralisierung von Lebensstilen bezeichnen, die zu einer Vielzahl verschiedener Beziehungs- und Lebensmuster neben der Ehe geführt hat.

Familiensoziologen interpretieren diese Veränderungen der Lebens- und Familienformen nicht als Anzeichen eines Zerfalls der Familie, wie dies von einigen Wissenschaftlern – nun schon seit der Jahrhundertwende – immer wieder als ‹Ende der Ehe› oder ‹Auflösung der Familie› postuliert wurde. Vielmehr verstehen sie die oben beschriebene Tendenz einer Pluralisierung der Lebens- und Beziehungsformen als einen Teil eines umfassenden Wandels der Familie.

Unser Beitrag zielt darauf, einen Erklärungsansatz für die derzeitigen Veränderungen der Familien- und Haushaltsstrukturen zu skizzieren, der sich auf die Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter konzentriert. Wir gehen davon aus, daß die aktuellen familialen Veränderungen schwerpunktmäßig von Frauen ausgelöst werden. Deshalb spitzen wir unsere Argumentation auf Verhaltensweisen und Werthaltungen von Frauen und die sie betreffenden Veränderungen zu, um von dieser Perspektive aus den Wandel von Ehe und Familie zu interpretieren.

Die Frage nach der Veränderung im Zusammenleben von Mann und Frau steht im Kontext eines sozialen Wandels, der sich historischen Erkenntnissen zufolge als ein langsamer, unstetiger und widersprüchlicher Prozeß vollzog. Das Geschlechterverhältnis ist geprägt von sehr unterschiedlichen Komponenten und beinhaltet einerseits Kontinuität von traditionellen Rollenzuschreibungen und tiefen sozialen Verwurzelungen und spiegelt andererseits den gesellschaftlichen Strukturwandel wider, der einen veränderten Umgang zwischen den Geschlechtern bedingt.

Dieser Prozeß der langsamen Veränderung des Geschlechterverhältnisses wurde in den letzten Jahrzehnten durch gesellschaftliche Entwicklungen bedingt, die vor allem das Leben von Frauen berührten, das Leben von Männern hingegen weitaus weniger. Im einzelnen können diese gesellschaftlichen Veränderungen hier nicht näher erörtert werden. Jedoch soll daran erinnert werden, daß das rapide Wirtschaftswachstum in der Nachkriegszeit mit seinen sektoralen Verschiebungen auf dem Arbeitsmarkt vor allem zu gravierenden Veränderungen der Lebenswelt und der Perspektive von Frauen geführt hat. Zunehmende Erwerbstätigkeit der Frauen, vor allem von Müttern, und die verlängerten Bildungs- und Ausbildungsphasen trugen zu einer stetigen Verhaltens- und

Einstellungsveränderung von Frauen bei. Auch die Auswirkungen einer in den 60er Jahren veränderten Sexualmoral, der erleichterte Zugang zu Verhütungsmitteln schlugen sich in einer Veränderung von Werthaltungen und Verhaltensmöglichkeiten nieder, was wiederum unmittelbar Konsequenzen für die Stellung der Frau in der Familie hatte.

Innerhalb dieser, vor allem das Verhalten der Frauen betreffenden gesellschaftlichen Entwicklungen hat die Veränderung des Bildungssystems einen zentralen Stellenwert. Die bildungspolitischen Bemühungen, die Anfang der 60er Jahre verstärkt einsetzten, führten zu einem starken Anstieg der Zahl der Mädchen mit qualifizierter Ausbildung.

Noch zu Beginn der 50er Jahre war die Benachteiligung von Mädchen und jungen Frauen im Ausbildungsbereich offensichtlich. 1952 schlossen rund 81% der Mädchen und 78% der Jungen nur mit Volksschulabschluß ab, 1981 waren es nur noch rund 35% der Mädchen, aber 42% der Jungen. Innerhalb von drei Jahrzehnten hat sich die Zahl derer, die eine höhere Schule absolvierten (Realschule, Gesamtschule, Gymnasium), bei Mädchen fast verdreifacht, bei Jungen dagegen nur verdoppelt. Mitte der 70er Jahre überwog sogar die Zahl der weiblichen Abiturienten. Die Bildungsreform brachte also vor allem einen Zugewinn für die Frauen; nicht zu Unrecht wird von einer Feminisierung der Bildung gesprochen.

Deutlicher Ausdruck des gestiegenen Bildungsniveaus ist der Einstellungswandel von Mädchen und jungen Frauen gegenüber der Berufstätigkeit im selben Zeitraum. Für immer mehr junge Frauen ist es selbstverständlich, später erwerbstätig zu sein, und sie gehen zunehmend nicht mehr, wie noch ihre Mütter, davon aus, daß dies lediglich eine begrenzte Phase vor der Ehe und Mutterschaft sei. Sie planen zunehmend eine lebenslange Erwerbstätigkeit, die durch die Geburt eines Kindes nur kurzfristig unterbrochen, nicht dagegen beendet wird.

Neuerdings werden jedoch die Türen, die sich im Bildungsbereich für Frauen eröffneten, auf dem Arbeitsmarkt wieder zugeschlagen. Zwar war der Zugang zu qualifizierten Berufen nie einfach, aber seit den 80er Jahren ist die Frauenerwerbslosigkeit besonders in den besser dotierten Berufsbereichen ansteigend. Dies änderte bislang jedoch nichts an der veränderten Haltung, Einstellung und Lebensplanung von jungen Frauen. Die Frage wird sein, ob sie sich aus dem Erwerbsleben verdrängen lassen oder ob sie ver-

stärkt in Konkurrenz zu den Männern auf den Arbeitsmarkt drängen.

Der Abbau der Bildungsdefizite gegenüber Männern und die gleichzeitige Intensivierung der Berufsorientierung bringen Einstellungsveränderungen gegenüber Männern, Familie und Hausarbeit mit sich. Der Abbau von Unterlegenheitsgefühlen führt zu erhöhten Forderungen an Egalität im Berufs- und Beziehungsbereich. Wir meinen, daß Frauen deshalb mit der traditionellen Ehe und Familie nicht mehr einverstanden sein können. Die überkommenen Verhaltensmuster in der bürgerlichen Ehe gehen von einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung aus: der Mann ist zuständig für den Außenbereich – die Erwerbstätigkeit –, und die Frau hat für den Innenbereich – die Hausarbeit – der Familie zu sorgen. An dieser Erwartung der Männer, daß Frauen für den Haushalt zuständig sind, hat sich, auch wenn Frauen heute zunehmend erwerbstätig sind, wenig geändert. Von berufstätigen Frauen wird dieselbe Zuständigkeit für Hausarbeit und Sorge für das psychische Wohl der Familie erwartet wie von ‹Nur›-Hausfrauen. Mit dieser traditionellen Arbeitsteilung können Frauen nicht einverstanden sein. Ihre eigenen Bedürfnisse nach physischer und psychischer Reproduktion haben sich durch berufliche Belastungen erhöht, ebenso ihr Bedürfnis nach eigener, häuslicher Rekreation, Verständnis für ihre beruflichen Probleme und Entlastung von der Hausarbeit.

Wir meinen, daß insbesondere von der Gruppe der qualifiziert berufstätigen Frauen ein Wandlungsdruck auf Ehe und Familie ausgeht. Diese Frauen, die mit hohem Arbeitseinsatz und starker Identifikation ihrer Erwerbstätigkeit nachgehen, können mit der traditionellen Arbeits- und Lastenaufteilung in der Familie nicht mehr einverstanden sein. Gerade diese Frauen versuchen – jenseits der traditionellen Institution Ehe – neue, für sie befriedigendere Lebensformen mit oder ohne Männer auszuprobieren.

Eine dieser Lebensformen besonders berufsorientierter Frauen ist es, alleine zu wohnen. Forschungen belegen, daß nicht nur in den USA, sondern auch bei uns eine zunehmende Zahl junger, beruflich ambitionierter und erfolgreicher Frauen es vorzieht, ohne Männer zu leben. Inwieweit diese Frauen keine längerfristigen Beziehungen zu Männern haben, also als ‹Singles› zu bezeichnen wären, oder aber Partner haben, mit denen sie nicht zusammenleben wollen, ist von Fall zu Fall verschieden. Einig scheinen sich diese Frauen jedoch darin zu sein, daß ein gemeinsamer Haushalt mit

einem (Ehe-)Mann oder eine Familie zuviel Energie- und Arbeitseinsatz im Privatbereich von ihnen fordern würde und mit einem beruflichen Fortkommen schwer zu vereinbaren wäre. Sie sehen sich mit der Tatsache konfrontiert, daß in vielen Berufen nur dann eine mehr oder weniger erfolgreiche Position, die finanzielle Unabhängigkeit und Identifikationsmöglichkeiten verspricht, erreicht werden kann, wenn für die Arbeit volles zeitliches und persönliches Engagement eingesetzt wird. Forschungen haben ergeben, daß beruflich erfolgreiche Frauen ebenso wie ihre männlichen Kollegen bis zu 60 Stunden pro Woche und häufig auch am Wochenende ihrer beruflichen Tätigkeit nachgehen. Im Gegensatz zu ihren männlichen Berufskollegen können Frauen bislang nicht davon ausgehen, daß der Partner ihnen die Belastungen der familialen Alltagsbewältigung abnimmt. In dieser Zwickmühle sind Frauen anscheinend immer noch gezwungen, sich für ‹Karriere oder Kochtopf› zu entscheiden.

Eine andere neue Lebensform, die ebenfalls oftmals gerade von berufstätigen Frauen bevorzugt wird, ist die der Nichtehelichen Lebensgemeinschaft. Da wir zu dieser Beziehungsform eine umfassende Untersuchung durchgeführt haben, können wir exemplarisch an diesem Beispiel aufzeigen, warum Ehe und Familie unter bestimmten Lebensbedingungen an Attraktivität verloren haben. Unsere Ergebnisse basieren auf einer Analyse quantitativer Repräsentativdaten von Nichtehelichen Paaren im Vergleich zu Ehepaaren und qualitativen Interviews.

Bislang sind es eher jüngere Paare, die Nichteheliche Lebensgemeinschaften bevorzugen, Paare, die in Großstädten (über 100000 Einwohner) leben, sich noch in Ausbildung befinden und kinderlos sind. Für diese Gruppe gilt eher, daß sie sich in einer Phase des Ausprobierens befinden. Die Daten unserer Untersuchung zeigen, daß über die Hälfte der Nichtehelichen Paare unter 25 Jahren sich vorstellen könnten, doch irgendwann einmal zu heiraten; demgegenüber wollen Ältere weniger heiraten. Dies hat lebensgeschichtlich unterschiedliche Gründe: die Jüngeren sind für vieles, was in ihrem Leben noch passieren könnte, offener; bei den Älteren sind die Perspektiven weniger beliebig, eine gewisse Etablierung und Festlegung auf ein Lebenskonzept ist eingetreten. Andererseits treten für Ältere Heiratsgründe, die für Jüngere häufig bedeutsam sind, wie Wohnungsprobleme, Druck der Eltern oder Kinderwunsch, in den Hintergrund. Auch negative Erfahrungen mit der Ehe mögen gerade Ältere davon abhalten, sich erneut in eine legale

Form der Bindung zu begeben. Unseren Ergebnissen zufolge sieht vor allem die Gruppe der Älteren in dieser Lebensform eine Alternative zur Institution Ehe. Sie ist durch hohes Bildungsniveau, Berufstätigkeit und überwiegend durch Kinderlosigkeit gekennzeichnet.

Neben der starken Abhängigkeit des Heiratswunsches vom Alter bestätigen unsere Analysen auch, daß es die Frauen in qualifizierten Berufen sind, die Nichteheliche Lebensgemeinschaften anstreben. Insbesondere in der Gruppe der 26–35jährigen können sich berufstätige Frauen mit hohem Bildungsniveau häufiger als Männer vorstellen, auch langfristig in Nichtehelichen Lebensgemeinschaften zu leben.

Es fragt sich nun, inwieweit die Frauen, die diese nichtehelichen Formen der Beziehung wählen, tatsächlich ihre Hoffnung nach erhöhter Egalität, also der Gleichverteilung der Lasten und Pflichten in der Beziehung, realisieren können. Was die Beziehungsstruktur angeht, belegen unsere empirischen Ergebnisse eine höhere Egalität von Nichtehelichen Paaren gegenüber Ehepaaren. Die Analyse von repräsentativen Daten zeigt, daß Frauen bei Nichtehelichem Zusammenleben weniger Hausarbeit verrichten als Ehefrauen, bzw. umgekehrt Männer in Nichtehelichen Lebensgemeinschaften sich stärker an der Arbeit beteiligen. Trotz dieser Tendenz zu erhöhter Gleichverteilung der Arbeit tragen nichtverheiratete Frauen ebenso wie Ehefrauen, den Hauptteil der Arbeitslast. Die Beteiligung der nichtverheirateten Männer ist zwar höher als die von Ehemännern, jedoch sind auch sie von einer gleichberechtigten Verteilung der Arbeit noch weit entfernt.

Deutlicher wird die Tendenz zur erhöhten Egalität bei unverheirateten Paaren, wenn man den Grad der Qualifikation der Erwerbstätigkeit der Frauen berücksichtigt. Qualifiziert berufstätige Frauen in Nichtehelichen Partnerschaften bekommen weit mehr Unterstützung bei der Hausarbeit durch ihre Männer als Ehefrauen in vergleichbarer Situation. Offensichtlich können Ehefrauen eine verstärkte Beteiligung der Männer an der Hausarbeit nicht in demselben Maße durchsetzen wie berufstätige Frauen in Nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Dies mag einerseits an dem für Ehefrauen höheren Normendruck liegen, allein für die Hausarbeit zuständig zu sein, andererseits an der traditionellen Verweigerung von Ehemännern, sich an der Hausarbeit zu beteiligen.

Auch an anderen für eine Zweierbeziehung wichtigen Aspekten zeigt sich eine Tendenz erhöhter Partnerschaftlichkeit bei Nicht-

ehelichen Paaren. So geht aus den qualitativen Analysen hervor, daß Nichteheliche Partner in ihrer Beziehung zueinander besonders darauf achten, auftretendes Machtgefälle auszugleichen. Es scheint, als reagierten nichtverheiratete Paare sehr sensibel auf Ungleichgewichtigkeiten in der Beziehung; insbesondere den Frauen ist es wichtig, sowohl bei alltäglichen als auch nichtalltäglichen Entscheidungen gleichberechtigt zu sein. Sie lehnen es ab, daß der Partner gewichtige Fragen allein entscheidet, sind aber auch selbst bereit, über sie betreffende Fragen und Entscheidungen zu diskutieren und den Partner entsprechend einzubeziehen. Dies heißt jedoch nicht, daß in Nichtehelichen Lebensgemeinschaften symbiotisch alles gemeinsam gemacht würde. Den Partnern ist vielmehr ein persönlicher Freiraum wichtig und die Respektierung dieses Bereiches durch den Partner selbstverständlich. Gerade die Frauen betonen die Notwendigkeit autonomer Bereiche, wie ein eigenes Zimmer haben, eigene Freunde, Freizeitbeschäftigungen auch ohne den Partner etc. Man könnte sagen, daß Nichteheliche Lebensgemeinschaften gekennzeichnet sind durch ein starkes Bemühen um die Balance von persönlicher Autonomie einerseits und stabiler intimer Bindung andererseits.

Die Ablehnung der Ehe als Institution bedeutet den Versuch, außerhalb tradierter Orientierungsmuster eine Beziehung aufzubauen und zu leben, die nicht auf festgelegte Rollen zurückgreift, sondern von den Partnern selbst definiert wird. Demgegenüber gibt der institutionalisierte Rahmen einer herkömmlichen Ehe ein Bündel von Verhaltensregeln, Handlungsmustern und Einstellungen für die Beziehung vor. Unsere Ergebnisse belegen, daß institutionell fixierte Rollenvorgaben weniger egalitäre Verhaltensweisen bei der Aufgaben- und Entscheidungsverteilung zwischen Mann und Frau zulassen.

Wie wir versucht haben zu zeigen, steht die Suche nach neuen Lebensformen in direktem Zusammenhang mit dem Wandel im Leben der Frauen. Es scheint, daß für Frauen – insbesondere für berufstätige – eine attraktive Beziehung immer mehr an die Egalität in der Partnerschaft geknüpft ist. Eine Komplementarität von Rollen, die lange Zeit nur den Männern den Berufsbereich und den Frauen die Familien zuwies, ist für die veränderten Lebensumstände und Wünsche nicht mehr hinreichend.

Welche Konsequenzen diese Entwicklungen für die Zukunft der Familie haben werden, bleibt abzuwarten. Legt man die Trends der letzten zehn Jahre zugrunde, kann man davon ausgehen, daß

die Tendenz zu einer Pluralisierung von Lebensstilen und alternativen Beziehungsformen sich weiter verstärken wird. Zu fragen ist aber auch nach den Konsequenzen dieser Entwicklung für die Institution Ehe und das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Unserer Meinung nach wird es dabei nicht zuletzt vom Verhalten der Männer abhängen, ob sich die Tendenz zunehmender Gleichberechtigung auch auf die Ehefrauen ausdehnen wird. Es wird sich zeigen, ob Ehemänner in ähnlicher Weise wie nichtverheiratete Männer ihr Verhalten gegenüber ihrer Partnerin ändern werden, um ihnen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu erleichtern. Denn für Frauen geht es bereits jetzt darum – und in Zukunft wird es auch für Männer immer mehr darum gehen –, drei Bereiche zu koordinieren: die Berufstätigkeit des Mannes und die der Frau und das gemeinsame Projekt einer Liebesbeziehung bzw. einer Familie.

GISELA BRINKER-GABLER
Gespräch in Marly

Sie saßen an einem großen runden Tisch zusammen, tranken Kaffee und Tee, einige rauchten. Auf dem Tisch, neben Tassen, Gebäckschalen, einem Teller mit frischen Ananasscheiben, lagen Bücher und Papiere. Das Gespräch bewegte sich zwischen Büchern und Menschen, Literatur und Leben.

Ich möchte mich jetzt auch wohl einmal in Prosa versuchen, *sagte die Droste,* und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst; aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? ... Ich hatte mir schon einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, so daß außer dem Niederschreiben nicht mehr viel fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte und ich doch keine große Freundin von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldin gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Konstitution auf. Aber da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben ... Gleich zu Anfang bekommen wir drei Novellen, wo in zweien die Heldin auf denselben Füßen stand wie die meinige ... anstatt et-

was Neues zu erfinden, war ich an den Lieblingsstoff unserer Zeit geraten ...

Für mich ist das eine der ältesten, wenn auch fast verschütteten Erinnerungen, *bemerkte Ingeborg Bachmann,* daß ich immer gewußt habe, ich muß dieses Buch schreiben. – Schon sehr früh, noch während ich Gedichte geschrieben habe. Daß ich immerzu nach dieser Hauptperson gesucht habe. Daß ich wußte: sie wird männlich sein. Daß ich nur von einer männlichen Person aus erzählen kann. Aber ich habe mich oft gefragt, warum eigentlich? Ich habe es nicht verstanden, auch in den Erzählungen nicht, warum ich so oft das männliche Ich nehmen mußte. Es war nun für mich wie das Finden meiner Person, nämlich dieses weibliche Ich nicht zu verleugnen und trotzdem das Gewicht auf das männliche Ich zu legen ...

Wenn man eine Frau ist, *warf Virginia Woolf ein und blies nachdenklich Rauchwölkchen in die Luft,* wird man oft von einer plötzlichen Bewußtseinsspaltung überrascht, zum Beispiel, wenn, während man Whitehall hinabgeht, und aus einer natürlichen Erbin dieser Zivilisation plötzlich im Gegenteil zur Außenseiterin wird, fremd und kritisch ...

Wenn ich zurückdenke, *ließ sich jetzt Gertrude Steins sonore Stimme vernehmen,* du schreibst ein Buch, und während du schreibst, schämst du dich, denn jeder muß denken, du bist töricht oder verrückt und doch schreibst du es und schämst dich, du weißt, man wird über dich lachen oder dich bedauern und du hast ein schlechtes Gefühl und bist unsicher und schreibst weiter. Dann sagt irgendjemand ja zu etwas, zu etwas, das du magst, tust oder machst, und dann wirst du nie mehr so vollständig das Gefühl der Scham oder Furcht haben, das du hattest, als du schriebst oder etwas gern hattest und niemand sagte ja dazu.

Wer aber wird ja sagen, zu einer Frau, die schreibt, wandte Frieda von Bülow ein: Goethe sagt einmal: der Alte verliert eines der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von Seinesgleichen beurteilt. Dieses große Menschenrecht hat die dichtende Frau, soweit es sich um eine öffentliche Kritik handelt, noch nicht besessen.

Ja sehen Sie, meinte nun Charlotte Brontë, die klügsten und scharfsinnigsten Männer haben oft Illusionen über Frauen. Sie lesen sie nicht im richtigen Licht: sie mißverstehen sie – im Guten und im Schlechten.

Ja, dies ist wahr, bemerkte mit feinem Lächeln Marie von Ebner-Eschenbach. Mir schrieb jüngst ein Kritiker: «Ich muß oft denken,

wenn ich ihre Bücher lese: wenn doch von tausend Männern nur zehn soviel Männliches hätten als Sie zeigen, ohne im geringsten unweiblich zu sein.»

Das liest man zuweilen, fügte die Droste leise hinzu, aber ... im Leben ... Sie schwieg:

Hannah Arendt nickte ihr zu. Sie dachte an Rahel Varnhagen und bemerkte dann: Für und in der Welt hat nur das Bestand, was mitteilbar ist. Das Nichtmitgeteilte, das Nichtmitteilbare, das, was niemandem erzählt wurde und auf niemanden Eindruck machte, das, was nirgends eingeht in das Bewußtsein der Zeiten ... ist verdammt zur Wiederholung; es wiederholt sich, weil es, obwohl wirklich geschehen, in der Wirklichkeit keine Bleibe gefunden hat.

Eine Frau, die schreibt, muß versuchen, sich von dem Bild der Frau, den Vorstellungen, was ihre Aufgabe sei, freizumachen, *wandte Virginia Woolf ein.* Vor nicht allzu langer Zeit war da etwa das Bild der reinen, aufopferungsvollen Frau: des «Angel in the House». Den «Angel in the House» zu töten, gehörte damals zum Beruf der Schriftstellerin dazu.

Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, meinte Anne Cuneo, so habe ich sehr früh die Überzeugung gewonnen, alle Männer seien Intellektuelle und man müsse intellektuell sein, um ‹einer von ihnen› zu sein. Also ‹intellektualisierte› ich mich, um (zu welchem Preis?) mein Frau-Sein, meine Minderwertigkeit, die man mir tagtäglich zu verstehen gab, zu überspielen. Wäre ich ‹einfältig› gewesen, hätte nichts mich unterschieden von den anderen Frauen, denen man in meiner Umgebung gerne nachsagte, wie ‹schwachsinnig› sie doch seien – aber siehe da, ich war ‹intelligent› ... gerettet.

Ja und gerade diese Entfremdung, die auch zum Selbsthaß führen kann, müssen Frauen überwinden, warf nun Christine de Pizan mit beschwörender Stimme ein. Sie müssen einsehen, daß ihre Gefühle und Gedanken über Frauen mehr Autorität haben als alle die Meinungen aller Schriftsteller und Philosophen, die sie studiert haben.

Ja, aber es nicht leicht zu einer solchen Einsicht zu gelangen, antwortete Anne Cuneo. Mir ist erst in den letzten Jahren klar geworden: Niemals habe ich versucht, ganz einfach das zu schreiben, wonach ich Lust hatte. In jener Form, die mir am besten zugesagt hätte. Aus dem einfachen Grund, weil ich glaubte, Muster der klassischen Literatur und männliche Vorbilder benützen zu müssen, sobald ich auf meine Probleme als Frau zu sprechen kam ... Wie konnte ich von Frauen eine Antwort erwarten, wo ich doch den einzigen

Ausweg aus meiner Lage darin sah, ein Mann zu sein. Oder besser, mich den Männern anzupassen.

Ich denke, daß eine Schriftstellerin sich zunächst den Werken der Literatur, Poesie und Prosa, zuwendet, um für sich ein eigenes Selbstverständnis zu finden, *bemerkte nun Adrienne Rich,* denn sie selbst wird auch Wörter und Bilder zusammenfügen müssen. Sie wird eifrig nach Orientierungen, Wegen und Möglichkeiten suchen; und wieder und wieder wird sie in der ‹männlich überredenden Kraft der Wörter› der Literatur auf etwas treffen, das alles verneint, was sie vorhat: sie trifft auf das Bild der Frau in den Büchern von Männern ... Für eine lange Zeit müssen auch die gewöhnlichsten Wörter durchgesiebt, zurückgewiesen, beiseite gelegt werden oder ins Licht gehalten für neue Farben, neu aufleuchtende Bedeutungen.

Aber sehen Sie, wenn ich schreibe, *wandte Marguerite Duras ein,* habe ich das Gefühl, aufs äußerste dekonzentriert zu sein, ich besitze mich überhaupt nicht mehr, ich bin selbst ein Sieb, habe einen durchlöcherten Kopf. Es ist dies ein Zustand, den ich zu erreichen suche, wenn ich schreibe, ein Zustand äußerst intensiven Lauschens, sehen Sie, aber vom Äußeren her ...

Sie hielt inne und wandte ihren Kopf zum Fenster, dem in der Dämmerung noch umrißhaft erkennbaren Park, dem angrenzenden Wald. Auch die anderen schwiegen.

HERRAD SCHENK

Liebe, Ehe und die Suche nach dem Glück

Anmerkungen zu einem Allerweltsthema

Wenn es um Liebe und Ehe geht, sind alle Frauen Expertinnen, alle Männer Experten: alle Menschen haben authentische Erfahrungen mit dem eigenen Lieben wie dem Lieben anderer, der eigenen Ehe oder den Ehen anderer; alle haben aus diesen Erfahrungen ihre Schlüsse gezogen, sie zur Alltagsphilosophie ausgebaut.

Das macht die Diskussionen im Anschluß an Lesungen und Vorträge zu diesem Thema besonders lebhaft und engagiert, häufig kontrovers. Historische Informationen – das wird immer wieder deutlich – interessieren das breite Publikum nicht um ihrer selbst

willen, sondern im Hinblick auf die Gegenwart, als Verständnishintergrund für das eigene Handeln und Erleben. Um so erstaunlicher ist es, wie weit – trotz des großen Interesses am Thema – noch immer Klischeevorstellungen über die Ehe in der Vergangenheit verbreitet sind. So tief hat sich den Menschen von heute das Ideal der Liebesehe schon eingeprägt, daß es ihnen, manchmal wider besseres Wissen, schwerfällt, sich die Zeiten vorzustellen, in denen die Liebe in unserem Sinn nur wenig oder gar nichts mit der Ehe zu tun hatte.

Die Liebe ist von jeher besungen worden, in Gedichten, Liedern, Romanen. Zwar wurden auch die Schmerzen der unerwiderten, der enttäuschten Liebe beklagt, die Qualen der Eifersucht, das trügerisch-kurze Glück der Verliebtheit, der Überdruß der gesättigten Leidenschaft. Doch trotz der Wunden, die sie ebenso reichlich zufügt wie sie Freuden austeilt, hat die Liebe immer genügend Begeisterte gefunden, die sie idealisierten. Der Ehestand dagegen erfreute sich in der Vergangenheit keiner guten Presse.

Ein heutiges Auditorium reagiert teils belustigt, teils verschreckt, aber überwiegend ungläubig, wenn es mit dem negativen Bild der Ehe konfrontiert wird, wie es sich in Spruchweisheiten und geflügelten Worten offenbart:

> «Der Ehestand ist eine Prozession,
> wo immer das Kreuz vorangeht.»

> «Bete einmal, ehe du in den Krieg gehst,
> Zweimal, ehe du auf See gehst,
> und dreimal, ehe du heiratest.»

> «Warum so errötet? –
> Ich möchte heiraten.
> Warum so bleich? –
> Ich habe geheiratet.»

> «Es waren zwei Brüder, die waren klug,
> und ein dritter, der war verheiratet.»

> «Mutter, was ist heiraten? –
> Spinnen, Kinder kriegen und weinen.»

Das sind deutsche, polnische, russische und portugiesische Sprichwörter. Von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein dominierte eine teils resignativ-pessimistische, teils nüchtern-

pragmatische Einstellung zur Ehe, wie sie der griechische Komödiendichter Menander etwa 300 Jahre vor Christus treffend formuliert hat:

> «Die Ehe ist, wenn man die Wahrheit prüft,
> ein Übel zwar, doch ein notwendiges.»

Der Wert der Ehe wurde nicht in Frage gestellt, aber er lag auf überindividueller Ebene, in ihrer Bedeutung für den Arbeitskräftebedarf in Hof oder Betrieb, für das Fortleben des eigenen Geschlechts, die Sicherung von Wohlstand und Nachkommenschaft, die die einzige Kranken- und Alterssicherung war. Während die Ehe einem Teil der Bevölkerung, den Armen und wirtschaftlich Abhängigen, meistens ganz verwehrt blieb, war sie für die anderen, die Vermögenden und wirtschaftlich Selbständigen, Pflicht und Notwendigkeit – wobei die Partnerwahl nicht selbstbestimmt und der Kreis der Wählbaren sehr eingeschränkt war. Vor Beginn des bürgerlichen Zeitalters wäre es niemandem eingefallen, den heute alleingültigen Maßstab an die Ehe zu legen: sie daran zu messen, was sie zur Selbstverwirklichung, zum individuellen Glück beiträgt. Liebe und Ehe galten als unvereinbar:

> «Wer aus Liebe heiratet, hat gute Nächte und böse Tage»,

warnt ein deutsches Sprichwort. Und die Araber sagen:

> «Die Liebe währt sieben Sekunden,
> die Phantasie sieben Minuten
> und das Unglücklichsein das ganze Leben.»

Heute steht die Ehe höher im Kurs denn je – obwohl in den Medien immer wieder von der ‹Krise der Ehe› die Rede ist, die Scheidungsziffern steigen und noch nie so viel Literatur produziert worden ist, die das Leben zu zweit problematisiert. Neu ist, daß eine größere Zahl von Menschen den Sinn der Institution Ehe in Frage stellt; dennoch wird das Ideal der dauerhaften Lebensgemeinschaft des Paares im allgemeinen auch von ihnen geteilt. In unserer Gesellschaft wächst die Zahl der Einpersonenhaushalte; immer mehr Menschen leben, wenigstens phasenweise, für sich allein. Doch auch Singles, die ihren Lebensstil frei gewählt haben, werden ihn nur selten mit der gleichen Verächtlichkeit gegenüber dem Paar begründen, wie noch Ende des vorigen Jahrhunderts Nietzsche, der die stolze Einsamkeit des Einzelgängers feierte und

sich lustig machte über die «kleine geputzte Lüge» der Ehe, das «erbärmliche Behagen zu zweien».

Denn genau dieses ‹Behagen zu zweien› ist es, was heute beinahe jedefrau und jedermann anstrebt, wenn nicht im Rahmen der Ehe, dann doch als feste Zweierbeziehung. Anders als Nietzsche sind wir nicht der Ansicht, daß es immer ‹erbärmlich› ausfallen muß. Zwar verdanken wir unser Liebesideal den Romantikern, aber anders als sie können wir nicht mehr daran glauben, daß uns das lebenslange Glück sicher sei, wenn wir nur dem richtigen Menschen, der Großen und Wahren Liebe begegnen. Ganz jung ist die Vorstellung, daß man an Liebesbeziehungen ‹arbeiten› müsse, und so bemühen wir uns in der Mehrzahl redlich, mit mehr oder weniger Erfolg, im Sinne Erich Fromms das Lieben zu lernen. Nur sehr wenige Menschen sind sich dabei der Ungeheuerlichkeit ihres Anspruchs und der Problematik eines Ideals bewußt, das unseren Vorfahren paradox und im übrigen völlig unsinnig erschienen wäre: die Utopie einer aus der leidenschaftlichen Verliebtheit hervorgehenden und das ganze Leben andauernden Liebe, in der mir der andere zugleich immerwährendes Objekt der Begierde wie auch geistigseelischer Partner sein soll. «Das kann doch gar nicht gehen!» hätten sie gesagt – und wie wir wissen, geht es ja auch meistens nicht; die Ehewirklichkeit sieht eben doch sehr anders aus als das Ideal. In der Regel machen wir, wenn eine Beziehung scheitert, unsere Partner und vielleicht auch (seltener) uns selbst dafür verantwortlich, kaum aber die auseinanderstrebenden Komponenten unseres Ideals der Liebes- und Lebensgemeinschaft.

In den Köpfen vieler Menschen spukt die Vorstellung von einer ‹guten alten Zeit›, in der die Ehe (schon oder noch) Liebesehe gewesen und dennoch stabil gewesen sei; nicht die Ehen unserer Eltern oder Großeltern, die waren schon Verfallssymptomen ausgesetzt, sondern die Ehen irgendeiner nebulösen Vergangenheit – die sich aber bei genauerem Hinsehen nur als das bekannte Bild vom Goldenen Zeitalter erweist: eine Zukunftsutopie, in die Vergangenheit projiziert.

Wenn heute so viel von der ‹Bindungsunfähigkeit›, dem ‹Bindungsunwillen› des modernen Menschen gesprochen wird und als Beleg für diese Behauptung auf die steigenden Scheidungsziffern, die wachsende Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften verwiesen wird, dann steht dabei das Trugbild von der Ehe in der guten alten Zeit Pate. Es hält sich, oft wider besseres Wissen, in den Köpfen vieler Menschen, genährt nicht nur von konservativen

kulturkritischen Strömungen, sondern auch – verständlicherweise – von den eigenen Sehnsüchten.

Dabei hat es vielleicht noch nie so viele ‹gute› Beziehungen gegeben wie heute. Sicher waren die Ehen früher stabiler, auch tragfähiger, was das Erdulden eines gemeinsamen Schicksals betraf. Aber sie waren sicher im Durchschnitt ‹schlechter›, wenn wir sie an unseren heutigen Erwartungen für das Leben zu zweit messen, bei denen dem Gespräch miteinander, dem lebendigen Austausch der höchste Wert zukommt. Das Gerede von der zunehmenden Bindungsunfähigkeit ist dummes Zeug. Die Stabilität der alten Ehe hatte nichts mit ‹Bindungsfähigkeit›, mit wie auch immer gearteten sozialen Fähigkeiten der beteiligten Individuen zu tun; sie wurde durch das Korsett der ökonomischen und sozialen Zwänge hergestellt, in das die Ehe eingebaut war. Schicksalsergebenheit war gefragt, denn es gab keine wirklichen Alternativen. Erst heute, mit den veränderten Grundlagen der Ehe, kommen wir in die Situation, soziale Lernfähigkeit, Bindungsbereitschaft erst mühsam entwickeln zu müssen, die früher überhaupt nicht erforderlich waren. Ich bin überzeugt davon, daß wir schon einiges in dieser Richtung gelernt haben, wenn es auch nicht immer für lebenslängliche Bindungen reicht – aber die sind auch nicht unter allen Umständen das Nonplusultra, da ja nach dem heutigen Eheideal nicht nur Dauer, sondern eben Dauer und Qualität gefragt sind.

Die Ehe heute ist ein legalisiertes Liebesverhältnis und hat mit der Ehe früher nicht viel mehr als den Namen gemeinsam. Was so häufig als ‹Krise der Ehe› bezeichnet wird, sind die tiefgreifenden Veränderungen, die einerseits die sozialen Grundlagen des Zusammenlebens von Mann und Frau, andererseits auch die damit verbundenen kulturellen Bilder, die Wünsche, Hoffnungen und Utopien betreffen.

GERHARD A. RITTER

Frauen als Wähler in Deutschland

Politik ist in der Geschichte durch Jahrtausende in den meisten Gesellschaften vor allem als Männersache angesehen worden. Zwar kannte die griechische Mythologie mit den Amazonen ein Volk kriegerischer Frauen, und nach Berichten der Ethnologen war das Matriarchat – die Übertragung von Namen, Besitz, Vorrechten und Stammeszugehörigkeit von der Mutter auf die Kinder – vor allem bei Naturvölkern, in denen die Ehe nicht als rechtliche Institution anerkannt war, weit verbreitet. Allerdings war das Matriarchat im allgemeinen nicht mit einer politischen Vorherrschaft der Frau verbunden. Weiterhin hat es in Staaten mit weiblicher Thronfolge – wie etwa in Großbritannien – immer wieder bedeutende Herrscherinnen gegeben, und natürlich haben Frauen indirekt über Männer – etwa als Mütter, Ehefrauen oder Geliebte – häufig wesentlichen politischen Einfluß ausgeübt. Nach außen waren jedoch – wenn man von Ausnahmen absieht – im allgemeinen Männer politisch dominant, und weibliche Regierungschefs, wie z. B. Indira Ghandi, Golda Meir und Margaret Thatcher, sind auch in der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart noch relativ selten.

Dagegen sind sich die Politiker demokratischer Länder heute über die Bedeutung der Frauen als Wähler – sie stellen aufgrund der deutlich höheren Lebenserwartung der Frauen die Mehrzahl der Wahlberechtigten – im klaren, und immer wieder wurden von einzelnen Parteien Maßnahmen und Gesetze vorgeschlagen, die speziell die Gewinnung der Frauen zum Ziel haben. Selbstverständlich stellen die Frauen wie die Männer keine geschlossene Wählergruppe dar, sondern unterscheiden sich in ihren politischen Präferenzen nach ihrer sozialen und ökonomischen Stellung, ihrer Konfession, ihrer Umwelt, ihrer Bildung und ihren politischen Ansichten. Dabei spielt auch die Diskussion mit männlichen Mitgliedern ihrer Familie – mit Vätern, Brüdern, Ehepartnern, Söhnen –, neben dem Gespräch mit anderen Frauen am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in der Familie und mit Freundinnen eine wesentliche Rolle. Das Wahlverhalten der Frauen ist aber nicht einfach mit dem der Männer identisch, so daß die Parteipolitiker Recht haben, wenn sie Frauen als besondere Zielgruppe anzusprechen versuchen.

Allerdings ist das Frauenwahlrecht erst im 20. Jahrhundert allmählich durchgesetzt worden. Selbst das Wahlrecht für Männer bestand zunächst nur in den wenigen Staaten, wie z. B. Großbritannien und den später zur Gründung der Vereinigten Staaten zusammengeschlossenen britischen Kolonien in Nordamerika, die parlamentarische Institutionen hatten. Es war zudem im allgemeinen an Grundbesitz und ein bestimmtes versteuertes Einkommen gebunden. Noch im 19. Jahrhundert, als mit der Schaffung von Verfassungen immer mehr Staaten gewählte Parlamente erhielten, waren vom Wahlrecht der Männer vielfach die Minderbemittelten und Unselbständigen ausgeschlossen. Zudem hatten die Stimmen der Wahlberechtigten oft ein unterschiedliches Gewicht. So wählten etwa in Preußen von 1849 bis 1918 die Wähler in drei verschiedenen Wählerklassen, die nach dem Steueraufkommen gebildet wurden. Die Stimme eines Wählers der ersten Klasse hatte dabei etwa das 16 bis 26fache, die eines Wählers der zweiten Klasse das 5 bis 8fache Gewicht einer Stimme aus der dritten Klasse, die etwa 80–85% aller Wähler – die ärmeren Bevölkerungsschichten – umfaßte.

Die Forderung nach dem Wahlrecht für Frauen war in Deutschland zunächst von der Sozialdemokratie in ihrem Erfurter Programm von 1891 ausdrücklich erhoben worden. 16 Jahre vorher war im Gothaer Programm der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands von 1875 zwar bereits das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht aller Staatsangehörigen vom 20. Lebensjahr an gefordert worden; die Haltung der Partei, in der es zunächst auch viele Gegner des Frauenstimmrechts gab, war aber nicht eindeutig, weil ein klärender Zusatz, nach dem die Staatsbürger «beiderlei Geschlechts» das Wahlrecht erhalten sollten, noch abgelehnt worden war.

Vor 1918 hatte die Forderung nach Einführung des Frauenwahlrechts – trotz der Gründung eines deutschen Vereins für Frauenstimmrecht 1902 – noch keine reale Chance zur Verwirklichung. Während in den Vereinigten Staaten und Großbritannien eine starke Bewegung für die Einführung des Frauenstimmrechts entstand, beschränkten sich die Wahlrechtskämpfe in Deutschland vor allem auf die Forderung nach Demokratisierung des Männerwahlrechts besonders in Preußen und Sachsen. Die ersten Staaten, die ein Wahlrecht für Frauen vorsahen, waren Neuseeland (1894), das unter russischer Oberhoheit stehende Finnland (1906), Norwegen (1913), Dänemark und Island (1915). In der Sowjetunion, in

Deutschland und Österreich erhielten die Frauen das volle aktive und passive Wahlrecht durch die Revolutionen 1917 bzw. 1918/19, die auch die bestehenden Wahlrechtsbeschränkungen für Männer und die ungleiche Gewichtung der Wählerstimmen in einigen deutschen Staaten beseitigte. In Großbritannien erhielten durch ein Gesetz von 1918 ein Teil der Frauen im Alter von über 30 Jahren und schließlich durch Gesetz von 1928 alle Frauen im Alter von über 21 Jahren das volle Wahlrecht. Auch in Schweden (1919), der Tschechoslowakei (1919) und den Vereinigten Staaten (1920) wurde nach dem Ersten Weltkrieg das Wahlrecht auf Frauen ausgedehnt. In den meisten Ländern, die überhaupt ein echtes Wahlrecht haben, ist jedoch das Frauenstimmrecht erst am Ende des Zweiten Weltkrieges oder in den Jahrzehnten danach eingeführt worden.

Häufig wird gefragt, wie es überhaupt möglich ist, zuverlässige Aussagen über das Wahlverhalten von Frauen angesichts der sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts allmählich durchsetzenden Praxis der geheimen Wahl zu machen. In vielen Staaten sind wir für Informationen über geschlechtsspezifisches Wahlverhalten auf Umfrageergebnisse angewiesen, die einen hohen Unsicherheitsfaktor enthalten, da sie im allgemeinen nur einen kleinen Anteil der Wähler berücksichtigen, nicht voll repräsentativ sind, und da vor allem die Aussagen der Befragten über die von ihnen bevorzugte Partei vor oder nach der Wahl oft erheblich – in der Bundesrepublik zum Teil um mehr als 10 Prozentpunkte – von dem statistisch nachweisbaren tatsächlichen Wahlverhalten abweichen.

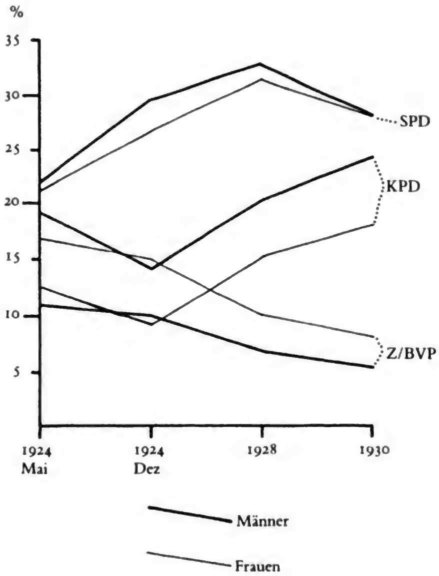
In Deutschland gab es dagegen schon in der Weimarer Republik nach der Wahlordnung für die Nationalversammlung von 1919 und der Reichsstimmordnung die Möglichkeit, für Männer und Frauen getrennte Wählerlisten vorzulegen und die Stimmabgabe nach getrennten Urnen und sogar in getrennten Räumen vornehmen zu lassen. Von dieser Möglichkeit ist in gewissem Umfang bei den Wahlen in der Weimarer Republik auch tatsächlich Gebrauch gemacht worden. Wir haben daher für bestimmte Gebiete – Gemeinden oder Stimmbezirke – gesonderte Angaben über das Wahlverhalten von Männern und Frauen, die nicht auf hypothetischen Umfragen, sondern auf der Stimmabgabe der Wähler selbst beruhen. Diese Sonderauszählungen sind in der Weimarer Republik jedoch noch nicht repräsentativ und lassen daher nur in begrenztem Umfang einen Vergleich mit den Wahlergebnissen auf der Ebene des Deutschen Reiches zu.

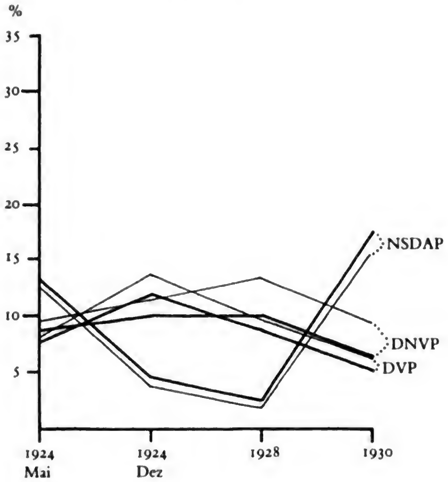
In der Bundesrepublik Deutschland haben wir dagegen seit der zweiten Bundestagswahl von 1953 eine methodisch zuverlässige amtliche Repräsentativstatistik, die den Einfluß von Geschlecht und Alter auf das Wahlverhalten für jede der seitdem abgehaltenen Bundestagswahlen, die Europawahlen 1979 und 1984 und die Landtagswahlen, die in einigen Ländern bereits seit der Mitte der 1950er Jahre, zum Teil aber erst seit den 1960er und 1970er Jahren von der Repräsentativstatistik erfaßt wurden, dokumentiert. In einem Teil der Stimmbezirke – bei der Bundestagswahl 1983 in 1800 Stimmbezirken für die Feststellung der Wahlbeteiligung und in 1901 zur Feststellung der Parteipräferenz bei einer Gesamtzahl von fast 57000 Stimmbezirken – wurden die verwendeten Wahlzettel mit Angaben über das Geschlecht und die Altersgruppen versehen. Bei Wahrung des individuellen Wahlgeheimnisses konnten so die abgegebenen Stimmzettel nach Geschlecht und Altersgruppe gesondert ausgezählt werden. Bei der Auswahl der Wahlbezirke wird dafür Sorge getragen, daß für das Bundesgebiet insgesamt und auch für die einzelnen Länder bei der Sonderauszählung ein möglichst repräsentativer Querschnitt der Wählerschaft erfaßt wird. Tatsächlich lassen sich die so ermittelten Ergebnisse auf die Gesamtheit der Wähler übertragen, da mögliche Fehlerquoten, die sich aus den Annahmen der Stichprobenstatistik ergeben, sehr gering sind. Auch die leichten Abweichungen, die sich daraus ergeben, daß Briefwähler in der Repräsentativstatistik wegen der Wahrung des Wahlgeheimnisses nicht erfaßt werden, das Wahlverhalten der Briefwähler sich aber von dem der Gesamtheit der Wähler etwas unterscheidet, schränken den Aussagewert der Sonderauszählungen in der Bundesrepublik Deutschland nicht ernsthaft ein.

Die vorliegenden Sonderauszählungen für einzelne Gemeinden in der Zeit der Weimarer Republik zeigen, daß die Wahlbeteiligung der Frauen mit der Ausnahme der Wahlen zur Nationalversammlung von 1919, in der viele der jüngeren Männer wegen Militärdienst und aus anderen Gründen an der Ausübung ihres Wahlrechts verhindert waren, bei den erfaßten Reichstagswahlen 1920 bis 1930 deutlich unter der der Männer lag. Weiterhin legen die Sonderauszählungen bei den vier Reichstagswahlen zwischen Mai 1924 und September 1930, die immerhin zwischen 6 und 21% aller Wähler erfaßten, den Schluß nahe, daß die Frauen im Vergleich zu den Männern religiös oder konservativ orientierte Parteien bevorzugten.

Wie Abbildung 1 zeigt, lag beim Zentrum und bei der Bayerischen Volkspartei, die fast ausschließlich katholische Wähler hatten, der Stimmanteil bei den Frauen deutlich um etwa die Hälfte höher als bei den Männern. Die rechtsliberale Deutsche Volkspartei, die bis zu seinem Tode im Oktober 1929 von Gustav Stresemann geführt wurde, sowie die konservativ-nationalistische Deutsch-Nationale Volkspartei (DNVP) fanden bei den Frauen ebenfalls einen etwas stärkeren Anklang als bei den Männern. Dagegen lag der Stimmanteil der Frauen bei der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) deutlich, bei der SPD von 1924 bis 1928 leicht unter dem der Männer. Auch die rechtsextremistische NSDAP wurde bis einschließlich 1930 von Frauen deutlich weniger gewählt als von Männern.

Abbildung 1
Ergebnisse der Reichstagswahlen 1924–1930
nach Parteien und Geschlechtern





In der Stichprobe erfaßt wurden:
Mai 1924: 6,9% der abgegebenen Stimmen
Dez. 1924: 6,2% der abgegebenen Stimmen
1928: 20,6% der abgegebenen Stimmen
1930: 16,8% der abgegebenen Stimmen

Die historische Erforschung des Wahlverhaltens von Frauen in der Weimarer Republik hat vor allem zwei Fragen aufgeworfen. Erstens, ob die Einführung des Frauenstimmrechts 1918, die vor allem auf die Sozialdemokratie zurückging, eine sozialistische Mehrheit bei den Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 verhindert hat. Zweitens, ob es tatsächlich, wie häufig vor allem in populären Schriften behauptet wird, vorrangig die Frauen waren, die der Faszination Hitlers erlagen und der NSDAP bis 1933 zu ihren großen Wahlerfolgen verhalfen.

Für die Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 liegen Angaben für die Parteipräferenz von Frauen nur aus Köln, Bruchsal und Neustadt vor. Diese sind in keiner Weise als repräsentativ anzusehen und viel weniger aussagekräftig als die bereits erwähnten, auf einer sehr viel breiteren Basis beruhenden Angaben über die Reichstagswahlen 1924 bis 1930. Nach den Ergebnissen in den erwähnten drei Städten hat ein sehr viel geringerer Anteil der

Frauen als der Männer (in Köln 32,2 statt 46,1%) die SPD oder USPD gewählt; die gerade erst gegründete KPD kandidierte bei den Wahlen zur Nationalversammlung noch nicht. Dagegen haben das Zentrum und in geringerem Maße auch die Deutsch-Nationale Volkspartei vom Frauenstimmrecht in diesen Städten 1919 profitiert. Da diese Ergebnisse mit den sehr viel besser gesicherten Ergebnissen der Wahlen von 1924 bis 1930 in der Tendenz übereinstimmen und die beiden sozialistischen Parteien zusammen immerhin 45,5% aller Wählerstimmen 1919 erhielten, ist es keineswegs auszuschließen, wenn auch nicht schlüssig zu beweisen, daß eine sozialistische Mehrheit durch die Einführung des Frauenstimmrechts im Januar 1919 verhindert wurde. Allerdings wäre es wegen der außerordentlich scharfen und zunehmenden Spannungen zwischen der USPD und der SPD, deren gemeinsame Revolutionsregierung im Rat der Volksbeauftragten Ende Dezember 1918 zerfallen war, verfehlt, daraus abzuleiten, daß bei einer sozialistischen Mehrheit der Nationalversammlung an Stelle der Regierung der Weimarer Koalition (aus SPD, Zentrum und der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei) eine sozialistische Regierung gebildet worden wäre. Die Stellung der SPD innerhalb der Regierungskoalition wäre aber zweifellos bei einem solchen Wahlergebnis stärker gewesen.

Auch die zweite Frage nach dem Anteil der Frauen am Aufstieg des Nationalsozialismus ist nicht eindeutig zu beantworten. Fest steht, daß die NSDAP bis zur Wahl vom September 1930, bei der ihr mit der Gewinnung von 18,3% aller Stimmen der Durchbruch zur Massenpartei gelang, von den Frauen unterproportional gewählt worden ist. Ebenso lag der Anteil der Frauen, die im ersten oder zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl 1932 Hindenburg wählten, über dem Durchschnitt der Männer. Dagegen erhielt der kommunistische Kandidat Thälmann deutlich und Hitler etwas weniger Stimmen der Frauen als der Männer.

Für die letzten Reichstagswahlen vom 31. Juli und 6. Nov. 1932 sowie die bereits vom Terror der SA mit geprägten Wahlen vom 5. März 1933 gibt es leider nur vereinzelte Sonderauszählungen nach dem Geschlecht in wenigen Gemeinden, da unter dem Druck der leeren Kassen des Reiches, der Länder und der Gemeinden in der Weltwirtschaftskrise Sonderauszählungen vielfach als überflüssiger Luxus angesehen wurden. Die wenigen vorhandenen Daten etwa für die überwiegend katholischen Städte Köln, Augsburg und Regensburg sowie für die überwiegend protestantischen Ge-

meinden Bremen, Magdeburg, Leipzig und Wiesbaden legen den Schluß nahe, daß in den katholischen Gebieten die NSDAP bei den Wahlen von 1932 unter den Frauen deutlich, bei der Wahl von 1933 etwas weniger Anhänger fand als unter den Männern. In den erwähnten protestantischen Städten haben die Frauen dagegen 1932 etwas, im März 1933 deutlich stärker zur NSDAP tendiert als die Männer. Es ist aber fraglich, inwieweit die Ergebnisse in den protestantischen Gemeinden, die teilweise durch die starke Stellung der KPD gekennzeichnet waren, auf das Reich übertragen werden können.

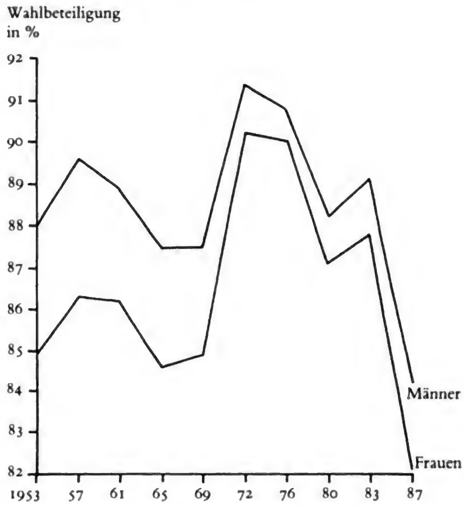
Insgesamt läßt sich sagen, daß die NSDAP als eine alle Schichten der Bevölkerung – wenn auch nicht in gleichem Maße – erfassende Massenpartei von Männern und Frauen in großer Zahl gewählt worden ist. Die ursprüngliche Reserve der Frauen gegenüber der NSDAP bis einschließlich September 1930 ist bei den Wahlen 1932/33 kaum noch zu beobachten. Während in katholischen Gebieten die Erfolge der Nationalsozialisten bei den Frauen bis 1933 etwas geringer waren als bei den Männern, scheint es in protestantischen Gebieten 1932 und vor allem 1933 sogar zu einem leichten Überwiegen von Frauen – über die Männerstimmen – für die NSDAP gekommen zu sein. Es widerspricht aber den Ergebnissen der Wahlstatistik, wenn man den Aufstieg der NSDAP, die in ihrer Organisation eine ausgeprägte Männerpartei war, vornehmlich auf die Stimmabgabe der Frauen zurückführt.

Während die Aussagen über das Wahlverhalten der Frauen in der Zeit der Weimarer Republik aufgrund der Mängel der vorliegenden Daten notwendig vage bleiben müssen, kann man für die Bundesrepublik seit 1953 genaue Angaben über die Wahlbeteiligung und die parteipolitische Orientierung der weiblichen Wähler machen.

Wie Abbildung 2 zeigt, war die Wahlbeteiligung der Frauen in den Bundestagswahlen ständig niedriger als die der Männer. Die ursprüngliche Differenz von etwa 3 Prozentpunkten ist jedoch 1972 bis 1983 auf ca. 1 Prozentpunkt zurückgegangen und nur 1987 mit 2 Prozentpunkten wieder etwas höher gewesen. Besonders groß ist mit 5–14 Prozentpunkten der Unterschied der Wahlbeteiligung zwischen den beiden Geschlechtern bei der Gruppe der ältesten Wähler über 70 Jahren (Abbildung 3).

Eine Erklärung für die sehr viel geringere Wahlbeteiligung älterer Frauen als älterer Männer ist vermutlich einmal darin zu su-

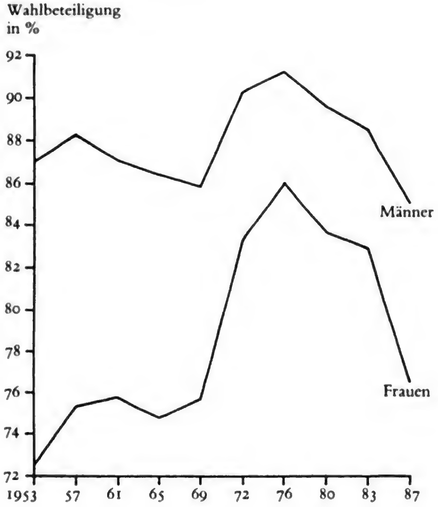
Abbildung 2
Wahlbeteiligung bei den Bundestagswahlen
1953–87



chen, daß viel mehr Frauen als Männer ein hohes Lebensalter erreichen. 1978–80 hatten 29 von 100 Frauen, aber nur 13 von 100 Männern eine Lebenserwartung von über 85 Jahren. Neben der zunehmenden Gebrechlichkeit, die sehr alte Menschen an der Wahrnahme des Wahlrechts hindern kann, ist sicher auch der allgemeine Rückzug älterer Menschen aus dem gesellschaftlichen Leben eine der Ursachen für ihre geringere Wahlbeteiligung. Das trifft für Frauen im Durchschnitt stärker zu, da sie häufiger und früher verwitwen.

Abbildung 4 zur parteipolitischen Orientierung von Frauen und Männern zeigt, daß die beiden Geschlechter bis einschließlich 1969 ein sehr unterschiedliches Wahlverhalten zeigten. Bei der CDU/CSU überwogen die weiblichen die männlichen Wähler um 8–10 Prozentpunkte oder fast 1/4 der Stimmen. Bei der SPD dagegen lag der Anteil der Männer, die diese Partei wählten, bis 1969 ständig um 5–8 Prozentpunkte oder fast 1/5 ihrer Wähler über dem der Frauen. Die großen Erfolge der CDU/CSU von 1953–1961 sind

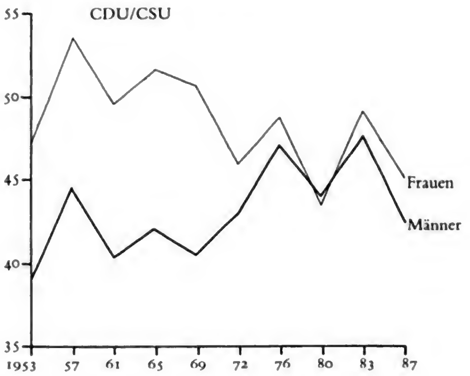
Abbildung 3
Wahlbeteiligung der über 70jährigen bei den Bundestagswahlen 1953–87



daher in besonderem Maße auf die Frauen zurückzuführen, zumal die Zahl der wahlberechtigten Frauen wegen ihrer höheren Lebenserwartung und der Millionen im Ersten und Zweiten Weltkrieg gefallenen Männer erheblich über der der Männer lag. Schon 1961 ist trotz des erheblichen Vorsprungs der CDU/CSU gegenüber der SPD im Gesamtergebnis (45,3 zu 36,2%) der Anteil der beiden großen politischen Lager bei den Männern (40,4 zu 39,7%) fast identisch gewesen. Bei den Bundestagswahlen von 1965 und 1969, als die CDU/CSU im Gesamtergebnis noch um 8,3 bzw. 3,4 Prozentpunkte vor der SPD lag (47,6 zu 39,3; 46,1 zu 42,7), hatte die SPD bei den Männern bereits mehr Stimmen als die CDU/CSU gewonnen (44,0 zu 42,1; 45,6 zu 40,6). Bei den Frauen konnte die CDU/CSU dagegen noch einen weiten Abstand vor der SPD behaupten (51,7 zu 36,2; 50,6 zu 40,4).

Seit der Bundestagswahl von 1972 trat eine bemerkenswerte Angleichung in der Parteipräferenz von Männern und Frauen ein. Die deutliche Bevorzugung der CDU/CSU ging zunächst auf wenige

Abbildung 4
Zweitstimmen nach Geschlecht und Partei bei den Bundestagswahlen 1953–87



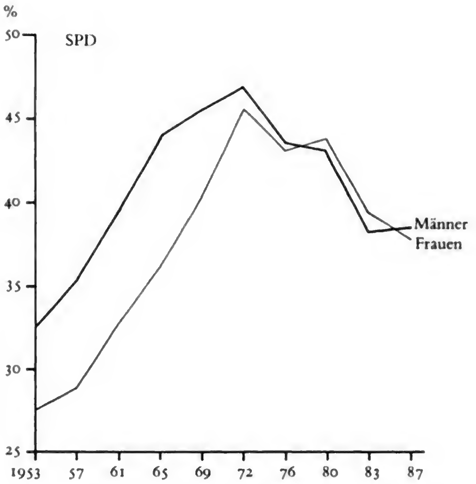
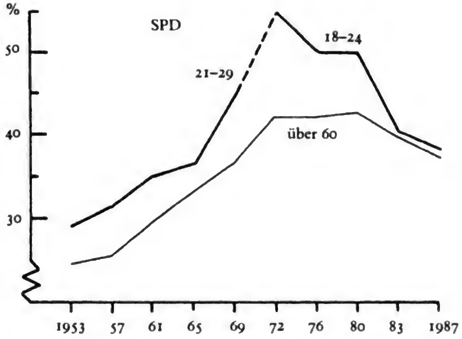
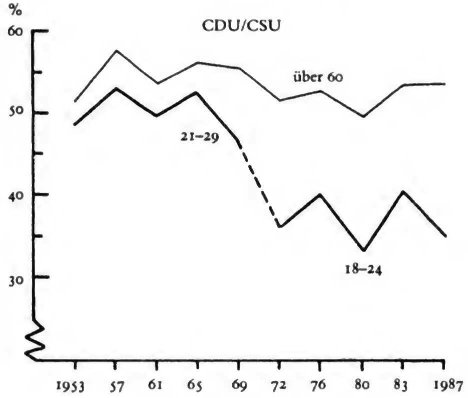
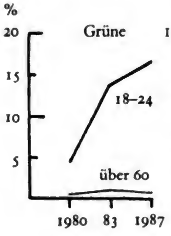


Abbildung 5
Stimmabgabe der Frauen in zwei Altersgruppen[1]
für SPD, CDU/CSU und Grüne







1. Hier wurde exemplarisch für die weiblichen Wähler die jüngste mit der ältesten Wählergruppe kontrastiert. Während die über 60jährigen Wählerinnen in allen Repräsentativauszählungen ausgewiesen sind, ändert sich die Altersbegrenzung der jüngsten Wählergruppe mit der Herabsetzung des Wahlalters 1972. Die zwischen 1969 und 1972 gestrichelte Linie soll den Bruch zwischen den beiden jüngsten Wählergruppen verdeutlichen.

Prozentpunkte zurück, bei der Bundestagswahl von 1980 war sogar der Anteil der CDU/CSU bei den Frauen erstmals etwas niedriger als bei den Männern. Dagegen hat die SPD seit 1972 in fast gleichem Maße Frauen und Männer für sich gewinnen können. Das Unvermögen der CDU/CSU, bei den Wahlen zwischen 1972 und 1980 eine Mehrheit für die Regierungsbildung zu gewinnen, ging also fast ausschließlich auf ihre hohen Verluste bei den Frauen zurück, während sie ihren Anteil bei den Männerstimmen behaupten und 1976 sogar noch über den Stand von 1957 – dem bisher mit Abstand besten Ergebnis der CDU/CSU – steigern konnte (47,7 gegenüber 44,6%). Die Wahlerfolge der CDU/CSU bei den beiden letzten Bundestagswahlen 1983 und 1987 hingen ebenfalls damit zusammen, daß sie wenigstens einen Teil des verlorengegangenen Bodens bei den Frauen wiedergewinnen konnte. Bei den verschiedenen Altersgruppen der Frauen gibt es allerdings noch erhebliche Unterschiede in der Präferenz für die CDU/CSU bzw. die SPD.

Wie Abbildung 5 zeigt, war die Bereitschaft in der jüngsten Altersgruppe unter den Frauen (1953–1969: 21–29 Jahre; 1972–87: 18–24 Jahre), SPD zu wählen, ständig – vor allem aber 1969–1980 – erheblich höher als bei der ältesten Gruppe, den Frauen über 60 Jahren. Diese blieben in sehr viel stärkerem Maße als ihre jüngeren Geschlechtsgenossinnen mit der CDU/CSU verbunden. Noch stärker sind die Unterschiede zwischen der jüngsten und ältesten Wählergruppe der Frauen bei den Anhängern der Grünen.

Auch bei den kleineren Parteien gibt es erhebliche Differenzen im Anteil der Männer und Frauen unter ihrem Wählerreservoir. Die FDP wurde – bis auf die Wahl von 1980 – ständig etwas stärker von Männern als von Frauen gewählt. Die rechtsradikale NPD, die in den 1960er Jahren vorübergehend in einige der deutschen Landtage eindrang, hatte erheblich größere Erfolge bei den Männern als bei den Frauen. In der Bundestagswahl von 1969 haben die weiblichen Wähler das Eindringen dieser Partei in den Bundestag verhindert. Da nur 2,8% der Frauen gegenüber 6,4% der Männer damals die NPD wählten, haben sie die Partei unter die 5-Prozent-Marke gedrückt und damit erst die Ablösung der Regierung der Großen Koalition aus CDU/CSU und SPD durch die über eine knappe parlamentarische Mehrheit verfügende sozialliberale Koalition 1969 ermöglicht.

Interessant ist auch, daß trotz des großen Anteils von Frauen unter den Mitgliedern, Abgeordneten und führenden Funktionä-

ren der Grünen und der Betonung frauenspezifischer Fragen in ihren Programmen und Wahlkämpfen der Anteil der Frauenstimmen bei dieser Partei mit 4,8% bei der Bundestagswahl 1983 noch unter der 5-Prozent-Marke und damit signifikant unter dem der Männer (5,9%) lag. In der letzten Bundestagswahl von 1987 haben sich aber die Stimmanteile von Männern und Frauen bei den Grünen weitgehend angeglichen.

Die Nivellierungstendenzen im Wahlverhalten von Männern und Frauen seit 1972, die besonders bei den Wählern der großen Parteien zu beobachten sind, haben mehrere Ursachen. Wie neuere Forschungsergebnisse gezeigt haben, ist das Geschlecht kein ursprünglicher Bestimmungsfaktor des Wahlverhaltens, das vielmehr vor allem im vorpolitischen Raum durch gruppenspezifische Einflüsse und besondere Kommunikationsnetze bedingt wird. Während bis zu den 1960er Jahren in der Bundesrepublik wie vorher in der Weimarer Republik der Einfluß der Kirchen, besonders der katholischen Kirche, auf das Wahlverhalten der Frauen von erheblicher Bedeutung war, wurde die Stimmabgabe der Männer offenbar häufig von ihrer Mitgliedschaft in Gewerkschaften oder dem Einfluß der Kollegen am Arbeitsplatz bestimmt. Mit dem Rückgang der Bedeutung der Konfession für das Wahlverhalten, der Lockerung der Bindungen zwischen den Kirchen und der CDU/CSU, der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen außer Haus und der wachsenden Bedeutung gemeinsamer generationsspezifischer Erfahrungen für Männer und Frauen verlor die unterschiedliche Einbindung von Männern und Frauen in geschlechtsspezifische Kommunikationsnetze in den letzten zwei Jahrzehnten an Bedeutung. Besonders bei der Bundestagswahl von 1972, in der die bisherige deutliche Präferenz der weiblichen Wähler für die CDU/CSU durch eine fast gleichstarke Stimmabgabe für die CDU/CSU und die SPD ersetzt wurde (46,0 zu 45,7%), kam offenbar der Kanzler-Bonus erstmals auch der SPD bei den Frauen zugute. Auch die Ablehnung des fehlgeschlagenen Versuchs zum Sturz von Willy Brandt durch ein konstruktives Mißtrauensvotum hat wahrscheinlich die Abkehr vom bisherigen Wahlverhalten der Frauen mitbedingt. Im übrigen ist die weitgehende Angleichung des Wahlverhaltens von Männern und Frauen seit den 1970er Jahren ein Teil der generellen Nivellierungstendenzen innerhalb der Wählerschaft der großen Parteien, die sich auch in anderen Bereichen – etwa beim Bildungsniveau – nachweisen lassen.

Bemerkenswert ist allerdings, daß trotz der großen Bedeutung der Frauen als Wähler die Zahl der weiblichen Abgeordneten der Nationalversammlung 1919, der Reichstage der Weimarer Republik 1920–1933 und des Bundestages von 1949–1987 immer weit unter der der Männer lag.

Tabelle 1
Weibliche Mitglieder des Deutschen Reichstages 1919–1930

Wahlperioden	1. Wahlp. 1919–20	2. Wahlp. 1920–24	3. Wahlp. 1924 (Mai-Dez.)	4. Wahlp. 1924–28	5. Wahlp. 1928–30	6. Wahlp. 1930–
Gesamtzahl der Abgeordneten im Reichstag	423	463	472	493	490	575
Weibl. Abgeordnete im Reichstag						
– Anzahl	41	39	27	33	35	41
– *in Prozenten*	*9,6*	*8,4*	*5,7*	*6,7*	*7,3*	*7,0*
Weibl. Abgeordnete in den Fraktionen						
Kommunisten						
– Anzahl	–	1	4	3	3	13
– *in Prozenten*	–	*50,0*	*6,4*	*6,7*	*5,6*	*17,1*
Sozialdemokraten						
– Anzahl	22	13	11	16	20	16
– *in Prozenten*	*13,3*	*11,5*	*11,0*	*12,2*	*13,6*	*11,1*
Unabhängige Sozialdemokraten						
– Anzahl	3	9	–	–	–	–
– *in Prozenten*	*13,6*	*11,1*	–	–	–	–
Deutsche Demokraten						
– Anzahl	6	6	2	2	2	1
– *in Prozenten*	*8,0*	*9,0*	*7,1*	*6,3*	*8,0*	*7,1*
Deutsche Volkspartei						
– Anzahl	1	3	2	2	2	1
– *in Prozenten*	*4,5*	*4,8*	*4,5*	*3,9*	*4,4*	*3,5*
Zentrum						
– Anzahl	6	3	3	4	3	4
– *in Prozenten*	*6,3*	*4,4*	*4,5*	*5,8*	*4,9*	*5,9*
Bayerische Volkspartei						
– Anzahl	–	1	1	1	–	–
– *in Prozenten*	–	*5,2*	*6,2*	*5,3*	–	–
Deutschnationale						
– Anzahl	3	3	4	5	2	3
– *in Prozenten*	*7,0*	*4,6*	*3,7*	*4,5*	*2,6*	*7,3*

Wie Tabellen 1 und 2 zeigen, waren in der Weimarer Republik und in der Bundesrepublik von 1949–1987 höchstens 10% der Mandatsträger Frauen. Erst im letzten Bundestag 1987 ist – vor allem aufgrund der Erhöhung des Frauenanteils unter den Abgeordneten der SPD und der Grünen – der Anteil der Frauen mit 15,4% erheblich darüber hinausgegangen. Noch immer stellen aber Frauen – die Mehrheit der Wahlberechtigten – weniger als 1/6 der Abgeordneten.

Tabelle 2
Weibliche Mitglieder des Deutschen Bundestages
1949–1987

Wahlperiode	Gesamtzahl der Abgeordneten zu Beginn der WP insgesamt	Weibliche Abgeordnete zu Beginn der WP insgesamt		Weibliche Abgeordnete am Ende der WP insgesamt	
		Anzahl	*in % aller Abg.*	Anzahl	*in % aller Abg.*
1. WP 1949–53	410[5]	28[4]	*6,8*[6]	38[5]	*9,0*
2. WP 1953–57	509[7]	45	*8,8*	52	*10,0*
3. WP 1957–61	519	48	*9,2*	49	*9,4*
4. WP 1961–65	521	43	*8,3*	49	*9,4*
5. WP 1965–69	518	36	*6,9*	41	*7,9*
6. WP 1969–72	518	34	*6,6*	32	*6,2*
7. WP 1972–76	518	30	*5,8*	36	*6,9*
8. WP 1976–80	518	38	*7,3*	41	*7,9*
9. WP 1980–83	519	44	*8,5*	45	*8,7*
10. WP 1983–87	520	51	*9,8*	52	*10,0*
11. WP 1987–	519	80	*15,4*	–	–

Tabelle 2 Fortsetzung: Weibliche Abgeordnete zu Beginn der Wahlperiode nach Fraktionen

Wahl-periode	CDU/CSU Anzahl	*in %*	SPD Anzahl	*in %*	FDP Anzahl	*in %*	Sonstige Anzahl	*in %*
1. WP 1949–53	11	*7,7*	13	*9,6*	0	*0,0*	4[1]	
2. WP 1953–57	19	*7,6*	21	*13,0*	3	*5,7*	2[2]	
3. WP 1957–61	22	*7,9*	22	*12,2*	3	*7,0*	1[3]	
4. WP 1961–65	18	*7,2*	21	*10,3*	4	*6,0*	–	
5. WP 1965–69	15	*6,0*	19	*8,8*	2	*4,0*	–	
6. WP 1969–72	14	*5,6*	18	*7,6*	2	*6,5*	–	
7. WP 1972–76	15	*6,4*	13	*5,4*	2	*4,8*	–	
8. WP 1976–80	19	*7,5*	15	*6,7*	4	*10,0*	–	
9. WP 1980–83	18	*7,6*	19	*8,3*	7	*13,0*	–	
10. WP 1983–87	17	*6,7*	21	*10,4*	3	*8,6*	10	*35,7*
11. WP 1987–	18	*7,7*	31	*16,1*	6	*12,5*	25	*56,8*

Anmerkungen und Bemerkungen zu Tabelle 2

1. Zentrum 2 (= 20%); D. P. 1 (= 5,9%); KPD 1 (= 6,7%).
2. GB/BHE 2 (= 7,4%).
3. DP 1 (= 5,9%).
4. In vielen Statistiken wird die Zahl 29 angegeben. Wahrscheinlich wird die Abgeordnete Margarete Hütter, die als Nachfolgerin des ersten Bundespräsidenten Theodor Heuß (ab 15. September 1949) in den Bundestag einrückte, bereits mitgerechnet.
5. Die Zahl der Abgeordneten stieg 1952 von 410 auf 421 durch die Erhöhung der Anzahl der Vertreter Berlins von 8 auf 19.
6. In dieser Zahl sind 3 Parlamentarierinnen enthalten, die durch die Erhöhung der Anzahl der Vertreter Berlins 1952 Mitglied des Bundestages wurden.

7. Die Zahl der Abgeordneten stieg am 4. 1. 1957 um 10 auf 519 durch die Eingliederung des Saarlandes.

Die Tabelle enthält auch die nicht direkt, sondern indirekt über das Berliner Abgeordnetenhaus gewählten 8 (1949), 19 (1952) bzw. 22 (1953–1987) Berliner Bundestagsabgeordneten.

Quellenangaben

Die Abbildungen beruhen auf Zahlenangaben in:

Jürgen Falter, Thomas Lindenberg und Siegfried Schumann: Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933. Verlag C. H. Beck, München 1986.
Joachim Hofmann-Göttig: Emanzipation mit dem Stimmzettel. 70 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland. Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1986.
Gerhard A. Ritter und Merith Niehuss: Wahlen in der Bundesrepublik Deutschland. Bundestags- und Landtagswahlen 1946–1987. Verlag C. H. Beck, München 1987.

Quellen zur Tabelle 2:

Datenhandbuch zur Geschichte des Deutschen Bundestages 1949 bis 1982. Verf. und bearb. von Peter Schindler, Bonn 1983, S. 188; Datenhandbuch zur Geschichte des Deutschen Bundestages 1980 bis 1984, Bonn 1986, S. 221. Diese Angaben wurden für die Jahre nach 1984 ergänzt durch Angaben von Peter Schindler vom Referat Publikationen des Deutschen Bundestages.

HANS-ULRICH WEHLER

Bonapartismus oder charismatische Herrschaft?

Zur Herrschaftstypologie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts

Wer sich mit der europäischen, insbesondere auch mit der deutschen Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eingehender beschäftigt, trifft dabei auf politische Herrschaftsformen, die sich mit Hilfe der herkömmlichen verfassungsrechtlichen und politikgeschichtlichen Kategorien keineswegs realitätsgerecht erfassen lassen. So wird zum Beispiel der Sonderstellung Bismarcks in der preußisch-deutschen Geschichte während der rund dreißig Jahre von 1862 bis 1890 das im staatsrechtlichen Sinn zutreffende Urteil, er sei erst Ministerpräsident, dann Reichskanzler in einer konstitu-

tionellen Monarchie gewesen, alles andere als gerecht. Auch das neue Kaisertum Napoleons III. stellte keine Monarchie dar, die dem traditionellen Verständnis entsprach. Die wahre Bedeutung des Fürsten Schwarzenberg, des Premierministers Disraeli und des Generals Ludendorff erschließt sich gewiß nicht allein aus einer formaljuristisch korrekten Bestimmung ihrer Position im jeweiligen politischen System. Und einige Jahrzehnte später: Eine Definition, die Hitler als Kanzler einer auf dem Papier bis 1945 fortbestehenden autoritären Republik bestimmte, verfehlte vollends das Wesen der diktatorialen Führerherrschaft im ‹Dritten Reich›.

Für den Historiker geht es bei dieser Problematik einmal um die vertraute Diskrepanz zwischen der ‹geschriebenen Verfassung› und der ‹wirklichen Verfassung›, die nach Ferdinand Lassalles berühmten Diktum «nur in den reellen gesellschaftlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen», existiert. Zum zweiten geht es nicht um eine farbige narrative Beschreibung dieses Unterschieds, sondern um eine möglichst präzise typisierende Analyse des systematischen Stellenwerts jener herausragenden, eine eigentümliche Sonderqualifikation beweisenden Politiker, die an der Spitze der Machtpyramide und im Zentrum der politischen Entscheidungsprozesse ihres Regimes stehen. Diese generelle Problematik soll hier an einigen spezifischen Phänomenen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erörtert werden.

Kurze Zeit nach dem Ende der Revolution von 1848/49 ist klugen zeitgenössischen Beobachtern bereits aufgefallen, wie erfolgreich der Überraschungssieger der französischen Konterrevolution, Louis Bonaparte, nicht nur seine soeben etablierte Präsidialdiktatur in ein neues napoleonisches Kaisertum umwandelte, sondern zugleich auch ein neuartiges politisches System entwickelte, für das es im Erfahrungshorizont jener Jahre – ob im Rückblick auf Restauration und Vormärz oder in der Axiomatik der überlieferten Staatsformenlehre – kein passendes Vorbild gab. Als charakterisierende Abkürzung bürgerte sich alsbald der seit Napoleon I. geläufige, jetzt indes mit neuem Bedeutungsgehalt gefüllte Begriff des ‹Bonapartismus› ein.

Keiner hat die Natur dieses ‹bonapartistischen Systems› so frühzeitig, in seiner allerersten Entwicklungsphase historisch folgenreicher analysiert, es in seine wesentlichen Elemente scharfsinniger zu zergliedern versucht, nicht zuletzt auch vehementer kritisiert als Karl Marx. Bereits 1851/52 schrieb er den inzwischen legendären Ruhm genießenden politischen Traktat über den ‹18. Brumaire des

Louis Bonaparte›. 1852 wurde er veröffentlicht. Ungleich eingängiger formuliert als manche der in umständlichem teutonischen Wissenschaftsjargon verfaßten ökonomischen Untersuchungen demonstrierte die schmale Schrift den scharfen analytischen Verstand, mit dem es Marx als schnell reagierender politischer Publizist unternahm, zum ‹Wesen› des neuen Regimes vorzudringen.

Da Marx seine Geschichtsphilosophie in allen wesentlichen Grundzügen bis dahin schon entwickelt hatte, war auch ein in ihr enthaltener Schwachpunkt bereits ausgebildet. Denn diese Fusion von historischer Theorie des industriekapitalistischen Zeitalters und chiliastischer Utopie seiner Überwindung enthielt eine eigenartige Blindstelle im Hinblick auf die Rolle bedeutender Persönlichkeiten in der Geschichte. Sie fanden keine angemessene historische Berücksichtigung, geschweige denn einen systematischen Ort in Marx' Überlegungen (das ist im undogmatischen und orthodoxen Marxismus bis heute so geblieben). Vielmehr neigte Marx frühzeitig dazu, solche führenden Akteure als Agenten herrschender Klassen oder übermächtiger Interessenaggregate anzusehen, welche innerhalb der restriktiven Bedingungen vorgegebener ‹Umstände› die eigentlichen Weichenstellungen vornahmen. Noch ehe es den Begriff gab, favorisierte er die ‹Agententheorie›.

Diese gravierende Entscheidung schlug sich auch im ‹18. Brumaire› nieder. Nicht die Figur Louis Bonapartes als Verkörperung des neuen Systems stand im Vordergrund. Vielmehr konzentrierte sich Marx auf die Ursachen und Bedingungen der strukturellen Konstellation, welche die Sonderstellung Napoleons III. erst ermöglichte. Darin liegt fraglos die unübersehbare Stärke des Essays, der freilich die spezifische Schwäche der Vernachlässigung des bonapartistischen Quasi-Diktators komplementär entspricht.

Für eine ausführliche Wiedergabe der Marxschen Analyse ist hier nicht der Platz. In unserer Sprache ging es Marx, stichwortartig verkürzt, um die folgenden Merkmale des Bonapartismus, wobei einige wesentliche Aspekte aus den beiden Jahrzehnten des voll ausgebildeten Regimes nach 1851 mit einbezogen werden. Marx verstand den Bonapartismus als das Herrschaftssystem einer relativ jungen industriellen Gesellschaft, die soeben die Niederschlagung einer einschneidenden Revolution erlebt hatte. Die wichtigsten Ziele der Revolutionäre waren mithin nicht erreicht worden, aber die Entscheidung über den Ausgang hatte zeitweilig auf des Messers Schneide gestanden. In dieser Gesellschaft hatte sich ein Verhältnis zwischen den großen sozialen Klassen herausgebildet,

das angeblich zu einem prekären Gleichgewicht der soziopolitischen Kräfte geführt hatte. Diesem Balancezustand wohnte jedoch eine inhärente Labilität inne, die eine Schwerpunktverlagerung zugunsten einer Klasse, damit aber zuungunsten der anderen Klassen geschwind auslösen konnte. Es war nach Marx' Auffassung eine derartige Pattsituation, die der Führungspersönlichkeit, welche jetzt an die Spitze der Exekutive aufstieg, einen eigentümlich weiten politischen Spielraum, ein hohes Maß an relativ autonomen Handlungschancen eröffnete. Mit anderen Worten: Angesichts der fortschreitenden Expansion und steigenden politischen Ansprüche des Proletariats fand sich die herrschende Klasse der Bourgeoisie bereit, zu ihrem Schutz dem Usurpator weitreichende Machtbefugnisse und eine abgehobene Herrschaftsposition als Protektor ihrer vitalen Interessen einzuräumen. Mitgetragen wurde dieses Arrangement von der großen diffusen Klasse der kleinbürgerlichen Landbesitzer, unter denen die pathologische Furcht des klassischen ‹Besitzindividualismus› vor dem roten Umsturz der Eigentumsverhältnisse so grassierte, daß sie durch plebiszitäre Akklamation die neue Monokratie stützten. Als weiterer Tragpfeiler kam die Loyalität der Armee hinzu, die sich für die geschickte Manipulation des wiederbelebten Napoleon-Mythos als besonders empfänglich erwies. Und in den Schlägertrupps des ‹Lumpenproletariats› fand Louis Bonaparte einsatzwillige Kohorten, mit denen sich innerer Widerstand im Konfliktfall brechen ließ.

Im Rahmen solcher Bedingungen konnte Napoleon III. seine diktatoriale Stellung ausbauen. Die Zuverlässigkeit ihres Fundaments beruhte darauf, daß von der bedrohten herrschenden Klasse ein gut Teil ihrer politischen Macht dem bonapartistischen Regime sozusagen delegiert werden mußte, andrerseits aber, als Kompensation dafür, ein Großteil ihrer sozioökonomischen Privilegien effektiv abgesichert wurde. Der politischen Funktion nach handelte es sich bei diesem Herrschaftstypus um die Verteidigung der sozialen und ökonomischen Vorrechte der Bourgeoisie gegen die tatsächliche oder vermeintliche Bedrohung durch das aufsteigende Proletariat mit seinem Anspruch auf die politische Emanzipation und einen radikalen Umbau der Gesellschaft. Die Privilegienhierarchie nach einer zeitweilig erfolgreichen Revolution erneut zu stabilisieren konnte dem bonapartistischen Führer unter den nach 1849 vorwaltenden Bedingungen zum einen nur durch harte Repression der politisierten Arbeiterschaft und jedweder Opposition gelingen. Dasselbe Ziel wurde jedoch zum andern auch durch eine

verblüffend moderne Politik wohldosierter zukunftsträchtiger Konzessionen erstrebt: durch Sozialpolitik für die Industriearbeiter etwa, durch ‹Mittelstand›-Förderung, Genossenschaftshilfe, staatliche Subventionen mancherorts. Die Herrschaftstechnik des Bonapartismus war daher – je länger, desto deutlicher erkennbar – durch eine innovatorische Mischung von repressiven und progressiven Elementen gekennzeichnet. Das machte ihre eigenartig changierende, irritierende, neuartige Qualität aus. Die progressiven Elemente konnten sogar, gemessen am Status quo, geradezu eine tendenziell revolutionäre Natur besitzen, wie an den Anfängen des Interventionsstaats, an der staatlichen Sozialpolitik, an der Unterstützung fremder Nationalbewegungen deutlich wurde. Eben das unterschied den Bonapartismus vom traditionalistischen Konservatismus, dem solche Methoden – wie etwa die Gebrüder v. Gerlach in Preußen wortreich beschworen – Anathema waren.

Zu diesen umstrittenen Herrschaftsmethoden gehörte auch die skrupellose Ableitung innerer Spannungen in die Außenpolitik, mithin der Versuch, durch die Erfolge begrenzter militärischer Konflikte oder der überseeischen Expansion nach Nordafrika, Südostasien und Mexiko neues Prestige, das die Legitimationsbasis des Regimes festigen sollte, zu gewinnen. Der Bonapartismus praktizierte insofern auch eine Form des Sozialimperialismus. Angesichts der Mischung von Erfolgen und Mißerfolgen blieb die Frage jahrelang offen, wie lange und wirksam sich das System mit solchen riskanten Methoden stabilisieren und verlängern ließ. Erst der Kollaps von 1870 nach einem neuen Kriegsabenteuer gab darauf eine eindeutige Antwort.

Marx und Engels haben bekanntlich geglaubt, daß sich die Erfahrungen mit dem sorgfältig beobachteten Bonapartismus verallgemeinern ließen. Er galt ihnen deshalb als ein öfters auftretendes Herrschaftssystem, das für die erwähnte Gleichgewichtslage zwischen Bourgeoisie und Proletariat typisch sei und solange funktioniere, wie die bedrohte Bourgeoisie einer «Union der starken Hand» mit einem autoritären Führer bedürfe. «Der Bonapartismus ist doch», faßte Engels 1866 zusammen, «die wahre Religion der modernen Bourgeoisie. Es wird mir immer klarer, daß die Bourgeoisie nicht das Zeug hat, selbst direkt zu herrschen und daß daher ... eine bonapartistische Halbdiktatur die normale Form ist; die großen materiellen Interessen der Bourgeoisie führt sie durch, selbst gegen die Bourgeoisie, läßt ihr aber keinen Anteil an der Herrschaft selber. Andrerseits ist diese Diktatur selbst wieder ge-

zwungen, diese materiellen Interessen der Bougeoisie widerwillig zu adoptieren.» Er ging in diesem Brief an Marx wie selbstverständlich davon aus, daß auch «Monsieur Bismarck» einen solchen bonapartistischen Halbdiktator verkörpere – ein Urteil, das er mit Marx in den folgenden Jahren mehrfach wiederholt hat. Beide Männer hielten offenbar ihr Bonapartismusmodell nicht nur für den Vergleich von europäischen politischen Systemen für besonders geeignet, sondern sahen im Bonapartismus einen Realtypus moderner politischer Herrschaft, wie sie in ihrer Gegenwart mehrfach auftrete. Unstreitig rechneten sie das Regime Bismarcks dazu.

Die marxistische Geschichtsschreibung hat daher bis heute an dieser Bonapartismustheorie festgehalten, um mit deren Begriffen die Bismarckzeit zu interpretieren. Die erste Frage ist, ob die marxistische Bonapartismuskonzeption den deutschen Verhältnissen tatsächlich überhaupt angemessen ist, ob sich das beanspruchte analytische Potential und seine Erklärungskraft also bewähren. Sollte das aber nicht zutreffen, richtet sich die zweite Frage folgerichtig darauf, ob es ein überlegenes Theorieangebot gibt.

Auf den ersten Blick lassen sich nun in der Tat bestimmte Züge des Bismarckschen Herrschaftssystems ausmachen (oder doch so verstehen), die dem bonapartistischen Regimetypus zu entsprechen scheinen. Auch Bismarck übernahm, obwohl ein Dutzend Jahre später als Napoleon III., die politische Führung in einem industrialisierenden Staat, in dem die Erinnerung an Erfolg und Scheitern der Revolution noch lebendig war. Die verschiedenen Sozialformationen des Bürgertums hatten aus Angst vor dem Menetekel des Proletariats und einer demokratisch-jakobinischen Republik den Schulterschluß mit den Ordnungskräften des alten Regimes wenige Wochen nach dem März 1848 wieder gesucht; das galt auch und gerade für die bürgerlichen Liberalen, die Reformen auf dem Wege friedlich vereinbarter Kompromisse wünschten. An einem wirkungsvollen Schutz gegen die latent fortbestehende ‹rote Gefahr› war fast allen Bürgern gelegen; die realistischer urteilenden bürgerlichen Demokraten bildeten eine kleine Minderheit. Die weithin royalistische Landbevölkerung unterstützte die Regierung ganz so wie die Armee, die im Bürgerkrieg ihre Loyalität bewiesen hatte und seither eine tragende Säule des Regimes geblieben war.

Bismarck kam zwar trotz der Empörung der bürgerlichen Liberalen 1862 zum Zuge, aber er erfüllte, ungeachtet des bis 1866 fortlaufenden Verfassungskonflikts, die materiellen Interessen des Wirtschaftsbürgertums nach Kräften: durch die Zollvereinspolitik,

durch neue Handelsverträge, vor allem aber durch die rasante Modernisierung des Wirtschaftsrechts und den freien Auslauf unternehmerischer Energien in die industrielle Welt. Dagegen blieb dem Bürgertum die volle Teilhabe an der politischen Macht erst in Preußen, dann im Norddeutschen Bund und schließlich im großpreußischen Kaiserreich von 1871 weiterhin vorenthalten. In der für den Bonapartismus kennzeichnenden Mischung von militanter Risiko- und Pazifizierungspolitik, von Repression und Modernität führte Bismarck zuerst drei Kriege, zweimal als Hazardspiel am Rande des Abgrunds entlang, erfolgreich aber ohne Zweifel. Der endlich gegründete kleindeutsche Nationalstaat versöhnte viele mit seinem autoritären Regime. Im Staatensystem bedeutete diese Neugründung zum Entsetzen der orthodoxen Konservativen eine politische Revolution, und das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht bedeutete im Innern eine unerwartet-unverfrorene Verwirklichung einer Maximalforderung der demokratischen und revolutionären Linken. Rücksichtslose Repression kennzeichnete Bismarcks Politik zuerst gegenüber liberalen Kritikern und katholischen ‹Reichsfeinden›, vor allem aber gegenüber den Sozialdemokraten, die mit illiberaler Ausnahmegesetzgebung, Pressknebelung, Ausweisung, schikanöser Behandlung im Alltag verfolgt wurden. Ebenso deutlich sind jedoch – wenn man nicht nur auf die Motive des Kanzlers, sondern auf die Ergebnisse blickt – die progressiven Elemente zu erkennen: das demokratische Wahlrecht, die staatliche Sozialpolitik, die liberalen Gesetzeswerke, die Anfänge des Interventionsstaats. Seine neoabsolutistische Militärpolitik verband sich mit einer sehr modernen, plebiszitär untermauerten Kooperation mit den großen Interessenverbänden. Und ähnlich wie Napoleon III. bemühte sich Bismarck, durch den Sozial- und Wirtschaftsimperialismus der 80er Jahre, durch die zielstrebig geschürte Franko-, Russo- und Anglophobie innere Probleme durch Ablenkung nach Außen zum Schweigen zu bringen. Überdies zehrte er von einem ganz außergewöhnlichen Prestige, das auf Kriegstriumph und Staatsbildung, außenpolitischem Erfolgskurs und geschickter Interessenvermittlung zwischen den herrschenden Schichten und Klassen beruhte. Traf mithin der von zeitgenössischen liberalen Kritikern frühzeitig erhobene Vorwurf einer ‹Kanzlerdiktatur› den Kern eines deutschen Bonapartismus?

Gegen diese – hier und da Plausibilität suggerierende – Übertragung der Marxschen Bonapartismustheorie auf das Bismarcksche Herrschaftssystem lassen sich bei näherem Hinsehen gravierende

Einwände erheben. Die postrevolutionäre preußisch-deutsche Gesellschaft war nach dem Sieg der alten Gewalten doch eine von Grund auf andere als die französische nach den drei Revolutionen von 1789, 1830 und 1848; jedesmal waren dort die sozialen Gegensätze weitaus härter als östlich des Rheins gewesen. Von einem Gleichgewicht der großen Klassen als struktureller Vorbedingung des Bonapartismus kann nach 1849 in Preußen-Deutschland ernsthaft nicht die Rede sein. Noch waren die bürgerlichen Formationen den traditionellen Herrschaftseliten und ‹ständischen Klassen›, war das Industrieproletariat dem Wirtschaftsbürgertum nicht gewachsen. Die Formel vom Patt der Kräfte trifft dieses Verhältnis von Antagonismus, Kooperation und rasch fluktuierendem Kräftewandel nicht einmal annäherungsweise. Bismarck trat auch keineswegs primär zum Schutz der Bourgeoisie vor einer revolutionären Bewegung des Proletariats an, vielmehr zur Verteidigung des alten Regimes der vorindustriellen, traditionalen Herrschaftseliten und der möglichst ungeschmälerten Königsrechte. Hier sollte man nicht voreilig von funktionalen Äquivalenten der bedrohten französischen Bourgeoisie sprechen. Die liberalen Bürger waren weder in den 60er und 70er Jahren noch in der Zeit des Sozialistengesetzes stillschweigend damit einverstanden, daß einem bonapartistischen Diktator die politische Macht delegiert, ihnen aber weithin entzogen wurde. Die Sonderstellung des Kanzlers wurde vielmehr als Ausnahmeerscheinung teils zähneknirschend, teils erleichtert hingenommen, und bis zum Ende der 70er Jahre hielt eine Mehrheit der Liberalen an der optimistischen Zielvision fest, daß ihnen durch die moderne gesellschaftliche Entwicklung die Zukunft, einschließlich der politischen Modernisierung des Reiches, verbürgt sei. Bismarck konnte sich zwar auf ein loyales Heer stützen, focht aber auch zahlreiche erbitterte politische Grundsatzkonflikte mit manchmal ungewissem Ausgang mit seiner Führung aus. Die politische Massenbasis des Regimes rekrutierte sich keineswegs aus royalistischen Kleinbauern, die verschiedenartige politische Optionen wahrnahmen, außerdem schon numerisch eine ganz andere, ungleich geringfügigere Rolle als in Frankreich spielten. Der städtisch-bürgerliche Wähler konnte ebenso die oppositionellen ‹Fortschrittlichen› oder ‹Freisinnigen› wie als begeisterter Bismarckianer und «Ordnungsmensch» (Bamberger) auch die ‹reichsfreundlichen› Parteien wählen. Überdies vermag die Bonapartismustheorie, da sie im Kern auf sozioökonomischen Prämissen beruht, dem einflußreichen ‹Zentrum› als der

Partei des politischen Katholizismus gar nicht gerecht zu werden. Diese Interessenorganisation einer großen konfessionellen Minderheit fällt gewissermaßen durch die Maschen ihres Begriffsnetzes von vornherein hindurch.

Vor allem aber kam Bismarck nicht auf der Grundlage einer – mit Frankreich vergleichbaren – strukturellen Konstellation als Herrscher aus eigener Kraft nach oben, sondern er wurde von einer strategisch postierten ultrakonservativen Clique geholt, vom König ernannt, vom Kaiser entlassen. Unstreitig baute er als Ministerpräsident, erst recht als Kanzler eine imponierende Machtstellung aus. Im Prinzip jedoch blieb er vom Vertrauen des Monarchen abhängig. Absetzbarkeit gehörte von Anfang bis Ende zum Charakter seiner Position – und beides läßt sich mit der Monokratie einer bonapartistischen Diktatur nicht vereinbaren.

Nach alledem ist der prinzipielle Einwand vorzüglich begründet, daß man zwischen Herrschaftssystem und Herrschaftsmethodik säuberlich unterscheiden muß. Das Herrschaftssystem des preußischen Staates von 1862 bis 1867/71 und des Deutschen Kaiserreichs von 1871 bis 1890 besitzt nicht wenige autoritäre Züge. In seinem Gehäuse gab es jahrelang realhistorisch, wenn auch nicht im staatsrechtlichen Sinn, eine ‹Kanzlerdiktatur› Bismarcks. Ein bonapartistisches Regime dagegen war es nicht.

Unbestreitbar ist auf der anderen Seite die enge Verwandtschaft, ja bewußte Imitation der bonapartistischen Herrschaftstechnik. Die militärische Risikopolitik zwischen 1864 und 1871, die militante Innenpolitik, die ‹Manipulation mit dem allgemeinen Wahlrecht›, die ‹agitatorische Geschicklichkeit›, die ‹Geringschätzung der Legitimität›, die ‹konservativ-revolutionäre Doppelpoligkeit›, der Sozialimperialismus der 80er Jahre, die geschmeidige Befriedigung materieller Interessen und die dezidierte Einpferchung politischer Ansprüche im Vorhof der Macht, die später vielbewunderte Sozialpolitik (von der Bismarck selber bereitwillig eingestand, er habe sie in seiner Pariser Gesandtenzeit Napoleon III. abgeschaut) – diese politische Strategie rechtfertigt es durchaus, von den bonapartistischen Herrschaftsmethoden des «weißen Revolutionärs» (Kissinger) zu sprechen. Zwar wurde der «‹bonapartistische› Charakter der Bismarckschen Politik ... verdeckt durch das mit Anstand und viel Geschick getragene monarchistisch-traditionelle Gewand des königlichen Dieners und kaiserlichen Kanzlers». Was ihn jedoch «von früheren Meistern der Kabinettspolitik unterscheidet, das ‹Moderne› in seinem politischen Spiel, ‹the figure in

the carpet›, ist eben dieser ‹bonapartistische› Einschlag» (Gollwitzer). Tatsächlich wird jedes realistische Urteil über die Herrschaftstechnik Napoleons III. und Bismarcks die strukturelle Affinität der von ihnen angewandten Methoden anerkennen. Eine derartige Affinität, ja partielle Identität der Herrschaftsmethoden legitimiert es jedoch nicht, von einer bonapartistischen Diktatur in Preußen-Deutschland auszugehen, da seine Gesellschafts- und Herrschaftsverfassung konstitutiven Elementen der Bonapartismustheorie widersprechen; sie lassen sich auch bei größter Dehnung der Interpretation in ihren konzeptionellen Rahmen nicht einfügen.

Treffen diese Einwände in dem behaupteten Maße zu, stellt sich die vorn bereits aufgeworfene Frage nach einer andersartigen Beschreibung und Erklärung der Sonderstellung Bismarcks im preußisch-deutschen Herrschaftssystem. Es liegt nahe, eine Antwort in der Politischen Soziologie Max Webers zu suchen. Von seinen drei «reinen Typen legitimer Herrschaft» ist diejenige «charismatischen Charakters» ins Auge zu fassen, die «auf der außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie . . . geschaffenen Ordnungen» beruht. Weber hat bekanntlich den Schlüsselbegriff des Charismas und des Charismatikers aus der zeitgenössischen religionswissenschaftlichen Diskussion übernommen; diese wollte damit vor allem das außergewöhnliche Talent, die faszinierende Begabung zur Beeinflussung und Führung von Menschen charakterisieren, welche die alttestamentarischen Propheten auszeichnete. Weber hat den Begriff gewissermaßen säkularisiert, generalisiert und ihm schließlich in seiner Lehre von den Herrschaftstypen einen zentralen Platz eingeräumt. Offenbar hat auch die zeitgeschichtliche Erfahrung mit Bismarcks Politik Webers Vorstellungen von moderner charismatischer Herrschaft mitgeprägt. Aus seiner Sympathie für sie – sofern sie denn die Kruste des Traditionalismus als «große revolutionäre Macht» durchbreche, bürokratische Erstarrung überwinde und je nach politischer Konstellation geradezu zur notwendigen innovatorischen Bewegungskraft werde – hat er kein Hehl gemacht.

Der Idealtypus der charismatischen Herrschaft soll nicht nur die spezifische Bedeutung Bismarcks begrifflich und inhaltlich besser erfassen, sondern auch den Charakter des politischen Regimes genauer bestimmen helfen. Vier Dimensionen dieses Typus, dessen Komplexität durchaus noch eine breitere Entfaltung gestattet, sind hier besonders wichtig:

1. Der Glaube an die außerordentlichen Fähigkeiten des Charismatikers verlangt ein hohes Maß an Vertrauen, im Grenzfall die absolute Hingabe. Die Wirkung des Charismas ist um so ausgeprägter, je mehr sie durch Enthusiasmus, Devotion und Hoffnung, aber auch durch Verzweiflung, Angst und Erlösungsglauben psychisch gesteigert wird. Zu beachten ist der Unterschied zwischen dem Eigencharisma einerseits, das auf der genuinen Begabung eines Einzelnen beruht, dem Fremdcharisma andrerseits, das einem ‹Hoffnungsträger› angesonnen oder zugetraut wird, so daß er in die Rolle eines Charismatikers hineinwachsen kann, ohne daß er vorher durch ein ganz außergewöhnliches Talent aufgefallen wäre.

2. Eine entscheidende Vorbedingung charismatischer Herrschaft liegt in der Bedrohlichkeit existentieller Krisensituationen. Einfluß und Wirkung des Charismas beruhen demzufolge auf seiner Bestätigung durch imponierende Erfolge bei der Entschärfung der Krise – sie erst führen zur objektiven Legitimation charismatischer Herrschaft. Aus der Meisterung der Krisen, im günstigen Fall aus der wiederholten Bewährung des charismatischen Führers bei ihrer Überwindung, erwächst zugleich seine subjektive Legitimation. Wegen dieses Nexus zwischen Krisenbewältigung und politischer Sonderstellung entsteht für den Charismatiker eine Art Zugzwang (oder Verführung), Krisen dann künstlich herbeizuführen, wenn sie im Normalgang der Dinge ausbleiben, um die Macht seines Charismas durch erfolgreiche Bewältigung der Gefahr erneut zu beweisen und zu stabilisieren. Es gehört zu den wesentlichen Charakteristika charismatischer Herrschaft, daß sie nicht auf die Lösung alltäglicher Probleme gerichtet ist – wie das bei den beiden anderen Idealtypen legitimer Herrschaft, bei der traditionalen und rationalen Herrschaft, zum Wesensbestandteil gehört. Vielmehr muß sie «die Bewältigung der überalltäglichen, einmaligen Not- und Krisenlagen» leisten. Ist das geschehen, kehrt die Alltagspolitik zurück, beginnt der gefährliche Prozeß der ‹Veralltäglichung› des Charismas. Er bedeutet in einer krisenfreien Zeit schon auf kurze, jedenfalls aber auf mittlere Sicht den Verschleiß, das Verblassen des Charismas; letztlich beginnt damit der Übergang zu anderen Herrschaftsformen.

3. Abgesehen von der weiten gesamtgesellschaftlichen Ausstrahlung wird der engere Autoritäts- und Geltungsbereich durch die ‹charismatische Gemeinschaft› überzeugter Anhänger bezeichnet. Es ist mithin nicht die Verbindung von fest institutionalisierten Organisationen, formellen Leitungsregeln, selbständigen Be-

rufungsinstanzen und formalisierten Entscheidungsprozessen, welche dieses politische System trägt, sondern ganz wesentlich die Größe einer informellen ‹Gemeinde› leidenschaftlicher Verehrer. Weder diese selber noch autonome Auswahlverfahren sorgen für die Bestallung der Unterführer, Mitarbeiter und Berater des Charismatikers, sondern er selber ist der Herr der Personalpolitik; er setzt diese Helfer ein oder delegiert ihnen ihre Macht.

4. Die wirtschaftliche Grundlage charismatischer Herrschaft basiert in der Regel nicht oder doch nicht allein auf jenen regelmäßigen Einkünften, die ein verbindliches Abgabensystem oder eine Finanzpolitik modernen Zuschnitts mit obligatorischen Steuern ergeben. Vielmehr ist diese Herrschaft auf freiwillige Beiträge und Spenden, auf den Gewinn aus Beute und Raub angewiesen.

Zu den banalen Selbstverständlichkeiten des Umgangs mit Idealtypen gehört die Einsicht, daß sie in ihrer reinen Form keine völlig identische Entsprechung in der Wirklichkeit besitzen. Auch das Bismarcksche Herrschaftssystem läßt sich daher nicht umstandslos in den Idealtypus charismatischer Herrschaft einpassen. Unübersehbar sind die Elemente traditionaler Herrschaft – die Monarchie zum Beispiel, die Rolle langetablierter Machteliten, der Glaube an die ‹Heiligkeit› der überlieferten Werte und Normen. Ebenso unverkennbar sind die Elemente rationaler Herrschaft vorhanden – die Legitimation durch streng formalisierte Verfahren im Reichstag zum Beispiel, die an ein durchdachtes Regelwerk gebundene Bürokratie, die Konfliktregulierung durch Gesetze ohne Ansehen der Person. Preußen-Deutschland zwischen 1862 und 1890 verkörperte indes keine Fusion von traditionaler und rationaler Herrschaft. Ohne die Berücksichtigung der charismatischen Bestandteile könnte man weder das preußische noch das reichsdeutsche politische System der Bismarckzeit wirklichkeitsgerecht erfassen.

Nach relativ kurzer Zeit im Amt, in das er aufgrund einer Fundamentalkrise des alten Regimes emporgetragen wurde, gewann Bismarck als Eigencharismatiker durch die erfolgreiche Bewältigung komplizierter äußerer und innerer Krisen ein extremes Maß an politischer Zustimmung und Loyalität, strahlte er eine weithin anerkannte Faszination aus. Drei siegreiche Kriege, die ‹Lösung› des Verfassungskonflikts, die Gründung des verspäteten Nationalstaats, der rücksichtslose Kampf gegen die ‹Reichsfeinde›, insbesondere gegen die ‹rote Gefahr›, umgaben ihn mit der typischen Aura des Charismatikers, dem die Meisterung jeder Krise zu gelingen schien. Daraus resultierte die ebenso kennzeichnende re-

lative Autonomie eigener Entscheidungen, der hohe Grad an Durchsetzungsfähigkeit, der sich auch mit dem Begriff der ‹Kanzlerdiktatur› verband. Als die objektive und subjektive Legitimation seiner dominierenden Spitzenposition im politischen Alltag der 70er und 80er Jahre nachließ, ja Stück für Stück aufgezehrt wurde, nahm auch Bismarck zu dem charakteristischen Hilfsmittel des gefährdeten Charismatikers Zuflucht, durch selbstgeschaffene Krisen und ihre Entschärfung seine Unentbehrlichkeit, seine angeblich noch keineswegs erloschene charismatische Sonderbegabung in der Außen- und Innenpolitik zu demonstrieren. Diese Aushilfsstrategie kann man von der ‹Krieg-in-Sicht-Krise› von 1875 über die Wende von 1878/79, die imperialistischen Manöver und die Kartellwahlen von 1887 bis in die Anfangsmonate des Entlassungsjahres verfolgen. Freilich: die industriekapitalistischen Konjunkturschwankungen seit 1873 konnte der meisterhafte politische Dompteur genauso wenig bändigen, wie er die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland – durch seine Annexion von Elsaß-Lothringen und seinen Wirtschaftskrieg gegen das Zarenreich erst ermöglicht – zu verhindern vermochte.

Was unter einem vergleichenden Gesichtspunkt als Imitation der bonapartistischen Herrschaftstechnik erscheint, läßt sich im Rahmen charismatischer Herrschaft entweder als Bewältigung genuiner Krisen begreifen, wobei Bismarck unter der für diese Herrschaft typischen Inkaufnahme extremer Risiken handelte. Oder aber es handelte sich um die machiavellistische Erzeugung artifizieller Krisen, um seinem verblassenden Charisma dadurch neuen Glanz zu verleihen, daß er auf diejenigen Methoden zurückgriff, die ihm im Erfahrungshaushalt der Zeit, oft dank dem Vorbild Napoleons III., vertraut waren. Auf diese Weise läßt sich Bismarcks krisenreiche Politik zwischen 1875 und 1890, ob im Inneren oder Äußeren, als Verteidigung des Charismas gegen die politisch schlechterdings fatale ‹Veralltäglichung› konsistent interpretieren.

Es führt in eine Sackgasse, wenn man den Beweis führen wollte, daß Bismarcks politische Basis in entscheidendem Maße durch eine fanatisierte Anhängergemeinde gebildet wurde. Er hing einmal von der Kooperation mit dem alten Machtkartell von Hof, Adel und Bürokratie ab, mußte die neuen Interessenverbände miteinbeziehen und sich bei der Leitung dieser informellen Allianz bewähren. Zum zweiten bedurfte er tragfähiger Parteienkoalitionen, um im Landtag und Reichstag für die anstehenden Gesetzes-

vorhaben eine Mehrheit zu finden. Dennoch läßt sich kaum bestreiten, daß es außerdem die ‹charismatische Gemeinschaft› leidenschaftlicher Bismarckverehrer gab, die in das informelle Machtkartell, tiefer noch in die ‹reichsfreundlichen› Parteienbündnisse hineinreichte, die Bismarcks ‹Sammlungspolitik› soziopolitisch mittrug und vor allem bei der plebiszitären Akklamation, zu der mancher Wahlkampf umfunktioniert wurde, eine maßgebliche Rolle spielte. Mit dem Abflauen dieser Akklamation und dem Rückgang des Bismarckkults – von seinem anders begründeten Wiederaufleben nach 1890/98 kann hier abgesehen werden – hing wiederum die kühle Instrumentalisierung künstlicher Krisen zusammen, deren Lösung der Anhängerschaft neuen Auftrieb gab.

Daß Bismarck auf die Auswahl der Minister und Reichsstaatssekretäre, der Berater und Helfer entscheidenden Einfluß nahm, ist schwer zu bestreiten. Auch diese Fähigkeit entspricht dem Idealtypus der charismatischen Herrschaft. Wenn Kaiser Wilhelm I. entgegen der Verfassungsordnung Bismarck bei einer Kabinettsumbildung – in einer Freudschen Fehlleistung – offen bestätigte: «Ihre Untergebenen müssen Ihr Vertrauen besitzen», ja vertraulich eingestand: «Es ist nicht leicht, unter einem solchen Kanzler Kaiser zu sein», beschrieb er treffend die wahre Machthierarchie. «In allem, nur nicht dem Namen nach, bin ich Herr in Deutschland», konnte deshalb auch Bismarck einmal seine eigene Sonderstellung charakterisieren.

Am wenigsten läßt sich die idealtypische Bestimmung der wirtschaftlichen Grundlage charismatischer Herrschaft mit der Realität der Bismarckzeit vereinbaren. Selbstverständlich hingen sowohl die preußische Staatsregierung als auch die Reichsregierung finanziell von dem regulären Steueraufkommen und von vertraglich vereinbarten Anleihen ab. Dennoch läßt sich das hohe Ausmaß an Spenden nicht übersehen, das die Bismarcksche ‹Sammlungspolitik› von Verbänden und Parteien mit ermöglichte. Sonderprofite aufgrund der Zollpolitik seit 1879 trugen dazu bei, wichtige organisierte Interessen zu befriedigen. Die Annexionen nach 1866 in Norddeutschland und 1870/71 in Ostfrankreich verkörperten jenen auffälligen Gewinn aus Raub und Beute, die das Prestige des Charismatikers steigern, aber auch sein Herrschaftssystem fundamentieren halfen.

Kurzum, die Interpretation des Bismarcksystems mit Hilfe der Weberschen Herrschaftssoziologie führt ungleich dichter an die

Realität heran als die Bonapartismustheorie; ‹charismatische Herrschaft› kann zudem jene Phänomene, die sich gegen die Einbeziehung in die Bonapartismuskonzeption sperren, vergleichsweise zwanglos berücksichtigen und zur Geltung kommen lassen. Daß der Idealtypus der charismatischen Herrschaft durch die Typen der traditionalen und rationalen Herrschaft ergänzt werden muß, kann nicht überraschen, da in der historischen Wirklichkeit ohnehin gewöhnlich Mischformen auftreten. Und was das Ende der Ära Bismarck angeht, läßt sich die Entlassung, die einem bonapartistischen Diktator nicht widerfahren konnte, plausibel erklären, da auch verzweifelte Krisenmanipulationen gegen die ‹Veralltäglichung› des Charismas unter neuen historischen Bedingungen nicht mehr ankamen. Übrig blieb ein Reichskanzler, dessen letzte Vabanquespiele glücklos scheiterten als sein Charisma erlosch, und der auch deshalb die als Verbannung empfundene Entlassung hinnehmen mußte.

KLAUS TENFELDE

Geschichte der deutschen Arbeiter und der Arbeiterbewegung – ein Sonderweg

I.

An der Wende zu den 1980er Jahren ist der deutsche Sonderweg wieder einmal ins Gerede gekommen. Immer schon waren die Deutschen ihrer Besonderheit in Europa innegewesen, hatten, zumal im konservativen Lager, Hoffnungen und Wünsche der Nation, nachdem sie eine solche denn zustande gebracht hatten, aus Geschichte und Geographie, wenn nicht Geist und Rasse, legitimiert. Nach 1945 ist diese Debatte allerdings, nachdem sie noch in der Weimarer Zeit durch die revolutionären Ereignisse in Europa während des Ersten Weltkriegs und in dessen Folge durch Dolchstoßlegende und Versailler Friedensdiktat neue Nahrung erhalten hatte, zunehmend mit verkehrten Fronten geführt worden: Was ehedem an Besonderheiten lieb und wert gewesen war, galt mehr und mehr als der Deutschen eigentliche Crux. Die Kritik ergoß sich, um nur einige Beispiele zu nennen, über das autoritäre Preußentum und den preußisch-deutschen Militarismus, über die unbe-

wegliche Verfassungsmixtur des deutschen Konstitutionalismus und das widersinnige, aber systemstabilisierende Bündnis von westlichem Industriekapital und ostelbischem Junkertum, über die Schwäche des deutschen Liberalismus nach der dreifachen Niederlage durch die preußischen Reformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts «von oben», die Niederschlagung der Revolution von 1848/49 und eine kleindeutsche Reichsgründung von rechts. Was die kritischen Historiker der Nachkriegszeit vor allem antrieb, war die Suche nach den langfristigen Ursachen für das Aufkommen der verbrecherischen Nazi-Diktatur, nach den Hypotheken deutscher Geschichte, ihren Fehlentwicklungen. 1933 wurde zum Fluchtpunkt einer überwiegend nach innen gerichteten, spätestens an den Ereignissen von 1848/49 einsetzenden Generalrevision des Geschichtsbildes.

Es gehört nicht viel Einsicht dazu, in diesen Bemühungen den eigentlichen Deutungserfolg der jüngeren westdeutschen Historiographie in der Nachkriegszeit zu erkennen – den ungemein vielfältigen Forschungen zur Geschichte des eigentlichen NS-Regimes zum Trotz. Je größer der Abstand wird, desto stärker scheinen die eigentlichen, längerfristigen, strukturellen Deutungsprobleme vor 1914 zu liegen, auch wenn man die Niederlage von 1918, die halbherzige Revolution, die wenig weitsichtige Friedensordnung von 1919, den Niedergang des Mittelstandes in der Inflation und natürlich die Erschütterungen der Weltwirtschaftskrise in der Betrachtung nicht übersieht. Freilich, was immer in den letzten Jahren in der sogenannten Sonderweg-Debatte[1] zum unverwechselbaren Eigentum der deutschen Geschichte deklariert worden ist, hat sich Differenzierung und immer wieder auch die Frage gefallen lassen müssen, ob nicht, je nach Problemlage, so manches andere Land mindestens ebenso sehr einen Sonderweg beanspruchen könne.

Überdies scheinen die Historiker, wie so oft, wieder einmal einen Sachverhalt, eine Problemkonstellation und These präzise in dem Augenblick heiß zu diskutieren, in dem dieser Sachverhalt erkennbar an gegenwartspolitischer Bedeutung eingebüßt hat. Denn wie immer man Sonderwege in Europa und darüber hinaus unterscheidet und begründet, soviel ist gewiß, daß die jeweiligen Besonderheiten mindestens der mittel- und westeuropäischen Völker und Nationen in einem verdeckten Prozeß seit wohl einem Jahrhundert, rapide hingegen und für jedermann im Reisebinnenland Europa deutlich sichtbar seit den 1950er Jahren, an Bedeutung verloren haben. Die Länder Mittel- und Westeuropas befinden

sich, ein jedes auf seine Weise zugleich «amerikanischer» werdend, «auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft».[2] Das läßt sich an einer Fülle von demographischen, ökonomischen und sozialen Formationen beweisen, und es ist ebenso offenkundig, daß sich die osteuropäischen Länder von dieser europäischen Angleichung der Arbeits- und Daseinsverhältnisse nur höchst ungern abkoppeln lassen. Noch weitergehend läßt sich argumentieren, daß gerade im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte die mittel- und westeuropäischen Staaten entweder eine Fülle von Sonderwegen oder doch und zugleich weitgehende Ähnlichkeiten aufgewiesen haben, so daß ein deutscher Sonderweg nicht wirklich überzeugend unterschieden werden kann.[3]

So scheint es, als verlören die Vertreter einer kritisch gewendeten These vom deutschen Sonderweg gerade durch Argumentationen im Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte immer mehr an Boden. Jürgen Kocka hat die These vom Sonderweg jüngst «nur» noch anhand zweier Problemkomplexe aufrechterhalten: an der späten, weitgehend «von oben» bewerkstelligten Entstehung des Nationalstaats zu einem Zeitpunkt, als die aufkommenden Klassenkonflikte der industriekapitalistischen Gesellschaft und die Parlamentarisierung (oder besser: deren Verhinderung) bereits neuerliche innenpolitische Konfliktzonen markierten, ferner an der besonderen Rolle und Effizienz der deutschen Bürokratie, ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für die Reformtätigkeit und Modernisierungsfähigkeit des dadurch gestärkten Obrigkeitsstaates. Was den letzten Punkt angeht ist allerdings, einschränkend, früher schon der Vergleich mit Frankreich angestellt worden.[4]

Eine langfristig unterscheidbare Sonderentwicklung Deutschlands läßt sich also offenbar nicht einmal mehr in den bisher zumeist bemühten *soziopolitischen* Konstellationen und Prozessen konstatieren. Bisher war es, gewiß stets unter modernisierungstheoretischem Rekurs und insofern kritisierbar, immer wieder die Diskrepanz von wirtschaftlich-gesellschaftlicher Modernisierung und politischer Traditionalität gewesen, die als das eigentliche Problem bezeichnet wurde. Um diese Diskrepanz zu erklären, bemühten die Historiker einerseits die vorindustrielle Welt – und das heißt: mindestens das 18. Jahrhundert – sowie die verspätete Nationalstaatsbildung bei vergleichsweise rascher Industrialisierung, wie sie andererseits Probleme und Zusammenhänge dieser Modernisierungsdiskrepanz anerkannten, darunter insbesondere jenen, daß gerade auch die politische Traditionalität eine spezifische wirt-

schaftliche und soziale Modernität zu erzeugen oder zu fördern vermochte. Ich meine, daß dieser Kern der Argumentation im Gefecht um die Gegenargumente nicht vorschnell aufgegeben werden sollte.

II.

Birgt die Geschichte der deutschen Arbeiter und ihrer Bewegung Hinweise dafür, daß sich ihr Weg zur sozialen und politischen Emanzipation von demjenigen der Arbeiterklasse in anderen Gesellschaften unterschieden hätte? Die folgende, sehr geraffte und deshalb in vielerlei Hinsicht holzschnittartige Diskussion wirft einige Probleme auf, die singulär erscheinen und deshalb in diesem Sinne gewertet werden sollten.[5] Dabei ist im Blick zu behalten, daß die Arbeiter und ihre Bewegung stets auch und besonders Ausdruck der Gesellschaft und desjenigen politischen Systems waren, die sie umfingen.

Noch die wenigsten Unterschiede zeigt, auf den ersten Blick, die *Frühgeschichte* der Arbeiter in allen Gesellschaften, in denen sich autonome Prozesse der Interessenartikulation vollzogen – und das war überall dort der Fall, wo Lohnabhängigkeit und kapitalistische Wirtschaftsweise die Arbeits- und Lebensverhältnisse zu überprägen begannen. Allerdings war auch die frühe spontane Arbeiter-«Bewegung» nicht ohne Traditionen. Es war zweierlei, ob zünftig-ständische Traditionen in einer noch überwiegend agrarischen Gesellschaft, wie in Deutschland, in die Industrialisierung ragten oder ob ständisches Denken, wie in England, schon seit längerem auf dem Rückzug war, die Industrialisierung in einer übrigens deutlich stärker verstädterten Gesellschaft Generationen vorher Raum gegriffen hatte und Gewerkschaften frühzeitig, hier bereits im 18. Jahrhundert, entstehen konnten. Die «moral economy» der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert,[6] eine Haltung, in der die von Hungerkrisen so sehr wie von der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft betroffenen Arbeiter, Handwerker und sonstigen städtischen Besitzlosen eine Art rudimentären Selbstverteidigungsvorbehalts zur Sicherung ihres puren Überlebens wahrnahmen, unterschied sich gründlich von der eher ständisch und monarchiegeprägten Haltung deutscher städtischer und ländlicher Unterschichten, die in ihren Appellen an die Obrigkeiten vielfach auf deren Pflicht pochten, das Überleben noch des geringsten Untertanen zu sichern.[7] Man hat den deutschen Arbeitern vor diesem Hintergrund halb anklagend, halb lobend, aber nicht zu Unrecht

größere Submissivität oder, anders gewendet, Anpassungsfähigkeit unterstellt.[8] Was die frühesten organisatorischen Regungen angeht, so ist darüber hinaus nicht zu übersehen, daß und wie sehr die Umstände die Bewegung prägten. Die territoriale Vielfalt des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und dessen konfessionelle Landschaft beeinflußten zunächst den Beginn und die Entwicklung der in Deutschland weithin regionalen Industrialisierung überhaupt, ferner und vor allem die örtlich-regionalen Schichtungsbilder, die Beziehungen der Schichten zueinander, die kollektiven Loyalitäten, die Denk- und Verhaltensweisen. Gerade in Deutschland haben die regionalen Disparitäten zwischen Ost und West, Nord und Süd, im Zuge der Industrialisierung besonders rasch zugenommen, und der soziale Wandel infolge der Industrialisierung paarte sich mit den Folgen einer überaus beschleunigten Urbanisierung. Hauptakteure in der Regulierung dieser Folgen waren schon an der Wende zum 19. Jahrhundert nicht die reformfähigen Kräfte in der und aus der Gesellschaft gewesen, sondern, im Zuge der «Defensiven Modernisierung» (Hans-Ulrich Wehler), die Regierungen der Einzelstaaten und zumal deren Bürokratien. In der Metternich-Ära sah sich die eben erst entstehende Arbeiterklasse überdies in der Vertretung politischer Forderungen auf die Seite des Bürgertums gedrängt, mit dessen radikalsten Vertretern sie oft genug das Schicksal des Exils und der Verfolgung teilte. Aus dieser Perspektive entwickelte sich nicht die Unternehmerseite, sondern der Staat zum Hauptadressaten auch der vorrangig interessenpolitischen Forderungen.

Der Prozeß der *Gewerkschaftsbildung* vollzog sich in England jedenfalls sehr viel früher als auf dem Kontinent und, jedenfalls im Vergleich zu Frankreich und Deutschland, bei weitem ungestörter. Geht man davon aus, daß manifeste Konfliktlagen zwischen Arbeitern und Unternehmern in der Regel hin zur Organisation drängen und die Tendenz haben, sich in der Organisation der Konfliktkontrahenten zu verstetigen, dann kam der Haltung des Staates gegenüber jeder Form von Organisation mit dem Ziel der Emanzipation große Bedeutung zu. Im Deutschen Bund der Metternich-Ära verhielt sich der Staat scharf repressiv, und er nahm, vervielfältigt in den gesetzlichen und polizeilichen Maßnahmen der einzelnen Bundesstaaten, diese Haltung in den 1850er Jahren noch einmal auf. Gewerkschaften hätten, es gab dazu wichtige Ansätze, spätestens im Verlauf der Revolution 1948/49 entstehen können, aber der Staat verschob die Phase der Gewerkschaftsbildung auf

die 1860er Jahre, ja, darüber hinaus: Die repressive Obrigkeit griff noch in den 1870er Jahren rasch und brutal ein, zumal dann, wenn die Gewerkschaften Anstrengungen zu übergreifender Organisation unternahmen, und das Sozialistengesetz zwischen 1878 und 1890 setzte dem die Krone auf.[9] Als die Gewerkschaften sich dann, übrigens noch immer in ihrem Bestand keineswegs anerkannt, seit 1890 einigermaßen unbehelligt entwickeln konnten, war offenkundig ein anderer Arbeitertyp als der Gesellen-Arbeiter der 1860er Jahre dominant geworden, und die Gewerkschaften entfalteten, gewiß nicht ohne Widerspruch, in wichtigen Ansätzen bereits eine diesem neuen Arbeitertyp weitaus angemessenere Organisationsform: den Industrieverband. Übrigens hat es Nischen in dieser globalen Entwicklung gegeben, und gerade diese Nischen erweisen die Besonderheit der deutschen Gewerkschaftsbewegung insgesamt, ihre relative Modernität. Die Solinger Messerschleifer verfügten gegen Ende des 19. Jahrhunderts über eine viele Jahrzehnte währende, zunftähnliche, aber längst interessenpolitisch wirksame und durch die Arbeits- und Lebensumstände anhaltend gestützte Organisation. In ihr konnten lokalistische Kampftraditionen, wie übrigens auch in einigen anderen hierzu durch ihre Lage am Arbeitsmarkt disponierten Berufen, überleben, und syndikalistisches Denken fand Aufnahme. Beharrlich und mit guten Gründen kämpften diese Arbeiter gegen Ende des Jahrhunderts gegen das übergreifende industrieverbandliche Organisationsdiktat des Deutschen Metallarbeiterverbandes.[10] So gesehen, war das englische Vorbild des «Trade-Unionism», so oft es auch auf dem Kontinent in den Jahrzehnten zuvor beschworen worden war, unter den deutschen Verhältnissen eine dank obrigkeitlicher Unterdrückung zeitlich begrenzte Erfahrung.

Als ein besonderes Merkmal der deutschen Arbeiterbewegung ist zumal in der älteren Literatur immer wieder die besonders frühe *Gründung einer Arbeiterpartei* vor dem Hintergrund der Tatsache betont worden, daß diese Gründung in England trotz eines längst weitflächig ausgebildeten Systems von Berufsgewerkschaften bis zur Wende in das 20. Jahrhundert auf sich warten ließ und in den USA gar völlig ausblieb. Die Entstehung der deutschen Arbeiterparteien 1863 und 1869 ist gar gelegentlich als «verfrüht» bezeichnet worden,[11] denn noch stand eher die Durchsetzung bürgerlicher Forderungen auf der Tagesordnung, noch waren Staat und Gesellschaft kaum bereit, eine eigene politische Bewegung des Proletariats zu akzeptieren, und deshalb, im Zeitalter von Reichsgrün-

dung und Pariser Kommune 1871, eher geneigt, die junge Bewegung als internationalistisch zu stigmatisieren. Nun ist jedoch die früher oft anzutreffende Meinung, die Arbeiterparteien seien in Deutschland *vor* den Gewerkschaften gegründet worden und die letzteren verdankten ihre Existenz weitgehend den ersteren, dank genauen Forschungen über die Entstehung der Gewerkschaftsbewegung in den 1860er Jahren,[12] gründlich modifiziert worden: Zumal der an sich gewerkschaftsfeindliche, von Lassalle und dem Leipziger Zentralkomitee der Arbeiter gegründete ADAV gehorchte 1868, als sein Präsident von Schweitzer zur Gründung von «Arbeiterschaften» schritt, mehr der Not, soll heißen: dem wachsenden gewerkschaftspolitischen Druck in Streiks und Vereinsgründungen, als dem eigenen Willen, während die Bebel-Liebknechtsche Richtung mit weitaus größerer innerer Logik ihre Abspaltung vom Vereinstag der deutschen Arbeitervereine 1868 und die Bildung von Internationalen Gewerksgenossenschaften vor dem Hintergrund desselben Drucks vollzog und schließlich auf dem Eisenacher Kongreß 1869 zur eigenen Parteigründung schritt. Andererseits hat der Umstand, daß Gewerkschafts- und Parteigründungen nahezu zusammenfielen, die Entwicklung der Gewerkschaften gewiß gefördert.

Auch ein sozialliberaler Flügel der Gewerkschaftsbewegung, die sogenannten Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, entstand im Gewerkschaftsgründungsjahr 1868, und zwar auf erstaunlich moderner organisatorischer Grundlage. Es gehörte zu den besonderen Kennzeichen der deutschen Entwicklung, daß die erste große Streikaktion der Gewerkvereine im Bergbau des Waldenburger Reviers an der Jahreswende 1869 unter den vereinten Gegenmaßnahmen von Regierung, Verwaltung, Polizei und Unternehmern scheiterte, was der sozialliberalen Bewegung insgesamt einen in den folgenden Jahrzehnten nicht wieder wettzumachenden Rückschlag versetzte. Die im Vergleich zu anderen Ländern in Deutschland wie auch in Österreich recht vollständige *Trennung der bürgerlichen von der proletarischen Demokratie*[13] fand in diesen Vorgängen – der Abspaltung der Bebel-Liebknechtschen Richtung vom Vereinstag und dem Scheitern der Gewerkvereine – einen frühen Höhepunkt, der durch die Folgen der Reichsgründung zementiert wurde: Bebel, der sich im Reichstag vehement für die Pariser Kommune und den proletarischen Internationalismus erklärte, trug damit nicht unwesentlich zur Stigmatisierung der Bewegung zum Reichsfeind bei. Den proletarischen Internationalismus gab es

bereits, bevor der deutsche Nationalstaat nach außen und innen vollendet worden war, und dessen Vollendung fiel gar zusammen mit den komplizierten Prozessen der Entstehung der Arbeiterparteien und der struktureller Differenzierung zwischen Partei- und Gewerkschaftspolitik. Zugleich aber vollzogen weite Teile des Bürgertums, im Angesicht der erfolgreichen Reichsgründung mit dem Schwert, von oben und rechts, einen sich spätestens 1866 abzeichnenden politischen Schwenk hin zur Unterstützung der staatstragenden, konservativen politischen Eliten. Das Nationale, einst eine progressive, linksbürgerliche, von der Arbeiterschaft stets geteilte Forderung, war gleichsam nach rechts gerückt und hatte, weil auch die wesentlichsten interessenpolitischen Forderungen des Wirtschaftsbürgertums erfüllt wurden oder werden sollten, ja, das letztere gar im konstitutionellen Staat den besten Garanten gegen eine zunehmend unerwünschte Beteiligung der nachdrängenden Arbeiterklasse an der politischen Macht erblicken mochte, den reformfähigen, auch sozial engagierten Flügel des Bürgertums, den Linksliberalismus, auf den Status einer Randgruppe zurückgedrängt. Die Reformkräfte zogen sich fortan in zunehmend akademische Diskussionszirkel, etwa im 1872 gegründeten «Verein für Socialpolitik», zurück, und ihr Einfluß realisierte sich künftig jedenfalls nicht in erster Linie über das Instrument der Parteipolitik, sondern vielmehr im Kontakt mit der Bürokratie und allenfalls in Appellen an das öffentliche Gewissen.[14]

Auch in anderen industrialisierenden Ländern lassen sich die hier nur sehr groblinig geschilderten Entwicklungen zumeist wenigstens im Prinzip, wenn auch in jeweils anderer Gewichtung, nachweisen. Die Tatsache aber, daß sie sich in Deutschland in einem äußerst kurzen Zeitraum zusammenballten und weitgehend vollendeten, ist in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen. Es war der Staat gewesen, der im wesentlichen binnen eines guten Jahrfünfts die politischen «terms of trade» gesetzt, der das Gefüge der Schichten nach seinen Vorstellungen politisch geordnet und dabei das Reformpotential konstitutionell eingedämmt hatte. Diese Entwicklung schloß die Arbeiterklasse und besonders ihre Bewegung nicht grundsätzlich von der politischen Mitwirkung aus, aber sie enthielt die späterhin im politischen System reichlich genutzte und damit in die Gesellschaft ausstrahlende Möglichkeit eines solchen Ausschlusses.

Das scheinbare Übergewicht der Arbeiterparteien über die Gewerkschaften in der Gründungsphase der Bewegung entsprach so

gar nicht der Entwicklung in England, wo man es erst um die Jahrhundertwende zu einer parlamentarischen Vertretung von Arbeiterinteressen auf der Grundlage vor allem des gewerkschaftlichen Dachverbandes brachte. Die deutsche Sozialdemokratie beanspruchte vielmehr die Führung in der Arbeiterbewegung und bestimmte, wozu auch die bald hereinbrechende Verbotszeit beitrug, unter der Vorstellung von der gewerkschaftlichen «Schule» für die Partei für mehrere Jahrzehnte das *Verhältnis zwischen Partei und Gewerkschaften*. Erst nach der Jahrhundertwende haben die deutschen Gewerkschaften, nachdem sie als Massenbewegung rein zahlenmäßig die Partei deutlich überrundet hatten, ihre interessenpolitische Eigenständigkeit besser betonen können.

Gleichwohl blieb die deutsche Gewerkschaftsbewegung gespalten, ein Handicap, das sie erst unter dem Eindruck und in der Folge des nationalsozialistischen Terrors überwinden konnte. Gewiß, auch in anderen Ländern, etwa in Frankreich, entstanden christliche Gewerkschaften neben jenen, die sich der politischen Arbeiterbewegung zuordneten, aber diese Entwicklungen traten zumeist erst später ein, erlangten kaum eine vergleichbare Bedeutung und dürften wenigstens teilweise auch dem deutschen «Vorbild» zu verdanken gewesen sein. Im Deutschen Reich hingegen war es die rasche Industrialisierung, die zumal die konfessionellen Loyalitäten weit in den interessenpolitischen Formationsprozeß hineinragen ließ, und es war der Staat, der die politische Arbeiterbewegung und die ihr nahestehende Gewerkschaftsbewegung zusätzlich einte. Auf einem anderen Blatt stand, daß der Zusammenhalt des katholischen Bevölkerungsteils durch die Konfessionslandschaft und wiederum durch die preußisch-protestantische Reichsgründung gefördert wurde, denn bis in die 1880er Jahre wogte der Kulturkampf gegen die Ultramontanen, und er wirkte nach. Unter dem Dach der pfarrgemeindlichen Seelsorge war man in den katholischen Regionen enger zusammengerückt, und überdies ließ sich seit Ketteler und den «roten Kaplänen» eine gewisse Offenheit des deutschen Katholizismus gegenüber sozialen Belangen nicht bestreiten. Mitte der 1890er Jahre war es dann, ähnlich der obrigkeitlichen Stigmatisierung von Sozialdemokraten und Gewerkschaftern in der Zeit der Reichsgründung, der Internationalismus der sozialistischen Arbeiterbewegung, der die staats- und monarchietreuen, arbeiterfreundlichen, aber ständisch gesinnten Kräfte im katholischen Lager zur Gründung der christlichen Gewerkschaften veranlaßte. Insofern nahm die christliche, ganz über-

wiegend jedoch katholische Gewerkschaftsbewegung, zusammen mit den konfessionellen Arbeitervereinen, zum Teil auch den Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereinen und – später – den «gelben», arbeitgeberfreundlichen Arbeitervereinen, wenigstens zum Teil die Funktion einer organisatorischen Zusammenfassung der eher konservativ gesinnten Arbeiter wahr. Die deutsche Arbeiteraristokratie,[15] also die gutqualifizierten, ansässigen, älteren Arbeiter in auskömmlichen Stellungen, verblieb im übrigen im Einflußfeld der sozialistischen Arbeiterbewegung, während sich die englischen «Tory-Workers» gewerkschaftspolitisch gar besonders militant gebärden mochten, politisch aber konservativ wählten. Facharbeiter gehörten in England zur unteren Mittelschicht, und das Kleinbürgertum konnte sich in Frankreich durchaus auf die Seite der Arbeiterbewegung stellen; nur in Deutschland markierte die «Kragenlinie» zwischen Arbeitern und zumal der neuen Angestelltenschaft einen zugleich politisch aktualisierten Klassengegensatz. Als «Klasse an und für sich» formulierte sich am ehesten die deutsche Arbeiterschaft.

Die entstehende Gewerkschafts- und allgemeine Arbeiterbewegung ist in wohl allen Staaten von einiger Bedeutung von Seiten der Unternehmer verständlicherweise, von breiteren bürgerlichen Schichten vielfach wegen deren Verquickung mit kleinbürgerlichen, mittelständischen und unternehmerischen Interessen, von den Bauern eher aus tiefsitzendem Industrie- und Großstadtressentiment und vor allem von den konservativen Eliten in Regierung und Verwaltung aus purem Willen zum Überleben in angestammten Pfründen und Funktionen bekämpft und, wo möglich, von der Teilhabe an der bürgerlichen Kultur ausgeschlossen, isoliert, in ihrer politischen Mitwirkung, und sei es durch Sondergesetze, beschränkt worden. Mag diese *Ausschließung und Unterdrückung* auch in den industrialisierenden Staaten gleichermaßen erfahren worden sein, ja, mag auch Preußen-Deutschland nicht einmal ein besonders heftiges, vielmehr im Großen und Ganzen ein eher rechtsstaatliches Beispiel solcher Repression geboten haben, so ist doch Unterdrückung nicht schlechthin gleich Unterdrückung. Jene Politik «mit Zuckerbrot und Peitsche» (Franz Mehring), die sich in Preußen schon im Gefolge der Revolution 1848/49 mit einigen sozialpolitischen Maßnahmen während der 1850er Jahre abzeichnete, und die im Sozialistengesetz 1878 bis 1890 und der korrespondierenden Sozialgesetzgebung der 1880er Jahre einen unvergleichlichen Höhepunkt fand, entfloß letztlich einer tiefen

Inkongruenz preußisch-obrigkeitlichen Denkens, wonach der gehorsame Untertan staatlichen Existenzschutz genießen dürfe, mit den Erfordernissen eines moderneren Interessenausgleichs. Der Entwurf eines Unfallversicherungsgesetzes ist in der Thronrede vom 15. Februar 1881 «als eine Vervollständigung der Gesetzgebung zum Schutze der sozialdemokratischen Bestrebungen»[16] bezeichnet worden, und Bismarck, der früher schon etwa zur Lösung des Verfassungskonflikts mit dem preußischen Abgeordnetenhaus in den 1860er Jahren auch die Möglichkeit eines «sozialen Königtums» in Betracht gezogen hatte, spielte bekanntlich mit dem Gedanken, Staatstreue und Gehorsam durch eine Art Pensionärsversicherung für die Arbeiter zu begünstigen. Sozialpolitik war deshalb im Deutschen Reich nicht etwa oder doch nicht in erster Linie Resultat einer die Interessen ausgleichenden, gar Ungerechtigkeiten in der Einkommens- und Risikoverteilung gezielt korrigierenden Denkweise und Politik, ihre relative Modernität erklärte sich vielmehr aus dem Überhang ständisch-konservativen, in den administrativen Eliten gleichsam verfassungsmäßig, durch das konstitutionelle Regierungssystem, bewahrten Denkens in eine andere Zeit. Das wäre nicht so einfach gewesen, hätte Deutschland mehr Zeit für seine Industrialisierung gehabt und hätten parlamentarisch-demokratische Grundzüge politischen Handelns etwa durch eine erfolgreichere Revolution besser verankert werden können.

Stattdessen schuf das Sozialistengesetz neue, spezifisch deutsche Verzerrungen im politischen Denken, in den zur Politik berufenen Institutionen und, allgemeiner, in der politischen Kräftekonstellation. Es half, das atypische, gleichwohl im Kaiserreich bis 1918 stark prägende Bündnis von Roggen und Stahl zu zementieren, und es dokumentierte die Schwäche der Parteien und der Parteipolitik, die sich vor allem nach der Jahrhundertwende oft genug unter dem rasch zunehmenden Einfluß mächtiger Interessenverbände ducken mußten.[17] Auf die Arbeiterbewegung insgesamt wirkte es höchst ambivalent: Zwar entstiegen Gewerkschaften und Sozialdemokratie im Streikjahr 1889/90 dem Verbotsdruck wie ein Phoenix der Asche – jung, wie neugeboren, mitgliederstark, mit modernen Strukturen in Organisation und Agitation, schlagkräftig und für viele nunmehr erst recht furchterregend. Vor allem auch schien der institutionelle und personelle Ballast der Gründungsgeneration wie abgeworfen. Der Preis, den die deutsche Arbeiterbewegung für diese bald internationale Vorbildlichkeit zahlte, war indessen hoch. Denn wie immer das Sozialistengesetz von

seinen Verursachern motiviert gewesen war, es hatte unter den Betroffenen die Erfahrung des Staates als eines Instrumentes der herrschenden Klassen bestärkt, ja es hatte diese These nahezu unwiderleglich bewiesen. So brach sich der Marxismus, nach Jahren theoretisch-programmatischen Suchens und eklektizistischer Steinbrucharbeit, mit dem Auslaufen des Sozialistengesetzes beinahe widerspruchslos Bahn. Das Erfurter Programm von 1891 legte die Sozialdemokratie, und wenigstens teilweise auch die Gewerkschaften, auf einen revolutionären Kurs fest und begründete den theoretischen Immobilismus der folgenden Jahrzehnte. Staat und Gesellschaft hatten der Arbeiterbewegung keine Chance zur Entfaltung ihrer gleichwohl stets vorhandenen reformistischen Strömungen gegeben; der Staat sah sich nunmehr endgültig mit dem Typus einer Arbeiterbewegung konfrontiert, den er verdiente – umgekehrt ließ sich die Festlegung der Arbeiterbewegung auf eine revolutionäre Strategie vortrefflich gegen sie wenden, um die weitere Vorenthaltung der Teilhabe an der politischen Macht zu legitimieren. Eine dialektische Beziehung zeichnete sich ab, in die sich Staat und Arbeiterbewegung seit den späten 1860er Jahren hineingesteigert hatten. Zu einer Synthese gab es bis Kriegsausbruch nur marginale Ansätze. In der eigenen, ungemein breitgefächerten, organisationsstarken und in sich bei aller Vielfalt doch homogenen, da auf die sozialistische Bewegung bezogenen *Arbeiterkultur* fand diese Entwicklung ein beredtes Zeugnis. Nirgends sonst dürften die Arbeiterbewegungen in solchem Maße das Gefühl und die Wirklichkeit einer sozusagen alternativen Heimat der Arbeiter durch ihre Kulturorganisationen zu schaffen imstande gewesen sein. Man schuf sich, bestärkt durch die kraftvolle Entwicklung der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterbewegung im Kaiserreich, neue Räume der Emanzipation in der Gesellschaft, Räume, die zu öffnen und freizugeben die anderen nicht bereit und nicht willens waren. Der mindestens gleichermaßen politisch wie ökonomisch heraufbeschworene Klassengegensatz zementierte sich darin, schuf ein weiteres, für sich ungemein beeindruckendes Gefüge von Institutionen.

III.

Diese Diskussion ließe sich erheblich erweitern und vertiefen. Führt man die geschilderten Denkansätze fort, so fällt auf, daß sich die besondere Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung, die

in den Jahren nach der Jahrhundertwende in einer Diskrepanz ohnegleichen zwischen organisatorischer Macht und politischer Ohnmacht gipfelte, nicht oder doch nicht in erster Linie aus wirtschaftlichen und sozialen Besonderheiten erklärte. Der Sonderweg der deutschen Arbeiterbewegung, dem in vielerlei Hinsicht die Entwicklung der österreichischen Arbeiterbewegung an die Seite zu stellen wäre, war ein Reflex des deutschen Sonderweges schlechthin, und er bestärkte diesen. Das reform- und zukunftsunfähige Verfassungsgebilde «Konstitutionalismus», jene halbherzige, rechthaberische Anpassung des Gottesgnadentums an die Moderne, brachte eine Arbeiterbewegung hervor, die nicht anders konnte als revolutionär zu sein, die aber doch zugleich den Reformismus in sich nährte, ohne sich seinen Einsichten beugen zu dürfen. Als der deutsche Konstitutionalismus an seiner eigenen großen Kraftanstrengung, dem Ersten Weltkrieg, zerbrach, tat sich prompt jene in den Anfängen der deutschen Arbeiterbewegung – zwischen dem Bund der Kommunisten und der Arbeiterverbrüderung in der Revolution 1848/49, zwischen ADAV und Vereinstag in den 1860er Jahren bis hin zu der durch Wirtschaftskrise und obrigkeitlicher Unterdrückung nahegelegten Vereinigung von 1875 – bereits angelegte, freilich jeweils sehr unterschiedlich akzentuierte Doppelpoligkeit zwischen links und rechts, Radikalismus und Reformismus in aller Schärfe auf. Während nun in Rußland die Arbeiterbewegung den Übergang vom zaristischen zum kommunistischen Absolutismus vollzog, während in den westlichen Industrienationen, vor allem in Großbritannien und den USA, Arbeiter-Interessenpolitik auf diese oder jene Weise, aber jedenfalls in demokratisch-parlamentarischen Formen, etabliert und anerkannt wurde, erwies sich das ehemals konstitutionelle Europa, wenigstens zum Teil zusätzlich geschwächt durch Kriegs- und Friedensfolgen und von der Weltwirtschaftskrise in besonderem Maße betroffen, als unreif und unfähig, dem faschistischen Virus standzuhalten. In den gerade rund zehn Jahren des Weimarer Parlamentarismus (bis zu den Präsidialkabinetten) hat die deutsche Sozialdemokratie, haben die Gewerkschaften die Bürde ihrer fehlgeleiteten Erfahrungen nicht abwerfen können. In ihrer Geschichte hatte sich der deutsche Sonderweg verdichtet. Die nationalsozialistische Diktatur erzwang Reinigung, ermöglichte, wenn man so will, «Normalisierung» hin zur Entwicklungsrichtung der westeuropäisch-amerikanischen Demokratie.

Anmerkungen

1. Auslösend vor allem: David Blackbourn/Geoff Eley: Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Berlin 1980, überarb. engl. Ausg.: The Peculiarities of German History. Bourgeois Society and Politics in 19th Century Germany. Oxford 1984; vgl. Helga Grebing: Der «deutsche Sonderweg» in Europa 1806–1945. Eine Kritik. Stuttgart 1986; zuletzt: Jürgen Kocka: German History before Hitler. The Debate about the German *Sonderweg*. In: Journal of Contemporary History 23 (1988) S. 3–16. Die Sonderweg-Debatte hat einige wichtige Berührungspunkte mit dem sog. Historikerstreit; vgl. hierzu: «Historikerstreit». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München 1987; sowie Hans-Ulrich Wehler, München 1987.
2. Hartmut Kaelble: Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980. München 1987.
3. So Wolfram Fischer: Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Anmerkungen zum «deutschen Sonderweg». In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 16 (1987) S. 96–116.
4. Vgl. Kocka, S. 13; zum Vergleich mit Frankreich etwa Dieter Groh: Le «Sonderweg» de l'histoire Allemande: mythe ou réalité? In: Annales 38 (1983) S. 1166–1186, 1178.
5. Vgl. zum Folgenden die Sammelbände von Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Klassen in der europäischen Sozialgeschichte. Göttingen 1979; Jürgen Kocka (Hrsg.): Europäische Arbeiterbewegungen im 19. Jahrhundert. Deutschland, Österreich, England und Frankreich im Vergleich. Göttingen 1983; ders. (Hrsg.): Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich, München 1986; Klaus Tenfelde (Hrsg.): Arbeiter und Arbeiterbewegung im Vergleich. Berichte zur internationalen historischen Forschung. München 1986.
6. Vgl. Edward P. Thompson: Die «moralische Ökonomie» der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert. Dt. übers. in: ders.: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt etc. 1980, S. 66 bis 130; ferner bes. Christiane Eisenberg: Deutsche und englische Gewerkschaften. Entstehung und Entwicklung bis 1878 im Vergleich. Göttingen 1986.
7. Vgl. Klaus Tenfelde/Helmuth Trischler (Hrsg.): Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeitalter der Industrialisierung. München 1986. Die Bergleute sind hier nur insofern ein Sonderfall, als die ständische Tradition bei ihnen besonders ausgeprägt war und bis weit in die Industrialisierung ragte; zumal die handwerklichen Berufe, zu schweigen von den Bauern, zeigen in Konfliktfällen ähnliche Verhaltensweisen.
8. Vgl. bes. Barrington Moore: Injustice. The Social Bases of Obedience

and Revolt. New York 1978; s. zur generell positiven Haltung gegenüber technisch-organisatorischem Wandel Irmgard Steinisch/Klaus Tenfelde: Technischer Wandel und soziale Anpassung in der deutschen Schwerindustrie während des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1988), S. 1–48.

9. Vgl. bes. Ulrich Engelhardt: «Nur vereinigt sind wir stark». Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1862/63 bis 1869/70. 2 Bde. Stuttgart 1977; Willy Albrecht: Fachverein – Berufsgewerkschaft – Zentralverband. Organisationsprobleme der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1870–1890. Bonn 1982; weitere Literatur: Klaus Tenfelde: Die Entstehung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Vom Vormärz bis zum Ende des Sozialistengesetzes. In: Ulrich Borsdorf (Hrsg.): Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945. Köln 1987, S. 15–165.

10. Vgl. Rudolf Boch: Handwerker-Sozialisten gegen Fabrikgesellschaft. Lokale Fachvereine, Massengewerkschaft und industrielle Rationalisierung in Solingen 1870 bis 1914. Göttingen 1985.

11. Wolfgang Schieder: Das Scheitern des bürgerlichen Radikalismus und die sozialistische Parteibildung in Deutschland. In: Hans Mommsen (Hrsg.): Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei. Frankfurt 1974, S. 17–34.

12. Vgl. die Studie von U. Engelhardt (wie Anm. 9).

13. Gustav Mayer, Die Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland, 1863–1870, zuerst 1912, Neudr. in: ders.: Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt 1969, S. 108–194.

14. Vgl. zum Vorstehenden aus der Fülle der Literatur etwa die Aufsätze von Heinrich August Winkler: Liberalismus und Antiliberalismus. Studien zur politischen Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts. Göttingen 1979; Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): «Weder Kommunismus noch Kapitalismus». Bürgerliche Sozialreform in Deutschland vom Vormärz bis zur Ära Adenauer. München 1985.

15. Vgl. u. a. John Breuilly: The Labour Aristocracy in Britain and Germany 1850–1914: A Review Article. In: Tenfelde (Hrsg.): Arbeiter und Arbeiterbewegung im Vergleich, S. 179–226; zum Kleinbürgertum s. ebd. S. 227ff. den Beitrag von Geoffrey Crossick.

16. Zit. n. Gerhard A. Ritter: Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik. Berlin/Bonn 1980, S. 43f.; vgl. ebd. S. 44.

17. Vgl. etwa Hans-Peter Ullmann: Zur Rolle industrieller Interessenorganisationen in Preußen und Deutschland bis zum Ersten Weltkrieg. In: Hans-Jürgen Puhle/Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.): Preußen im Rückblick. Göttingen 1980, S. 300–323.

HANS-CHRISTOPH SCHRÖDER

Geschichte, Wahrheit und Sprache bei George Orwell

Für den sozialistischen Schriftsteller George Orwell sind Geschichte und Geschichtsbewußtsein von großer Bedeutung gewesen. Damit stand er durchaus in der Tradition des englischen ‹radicalism›. Die Levellers um die Mitte des 17. Jahrhunderts ebenso wie spätere ‹radicals› haben ihre demokratischen und sozialegalitären Forderungen vielfach mit dem Hinweis auf eine normative Vergangenheit begründet. Der Gedanke einer revolutionären ‹tabula rasa›, die restlos mit dem Vergangenen und Überlieferten aufräumt, findet sich bei ihnen nur selten. Orwell selber, der einem revolutionären England das traditionelle Wappentier Löwe und Einhorn als nationales Symbol erhalten und sogar das Fortbestehen der Monarchie konzedieren wollte, sah Humanität und ‹decency› noch am ehesten in der edwardianischen Periode verwirklicht. Sein Sozialismus besaß einen rückwärtsgewandten, nostalgischen Zug. Orwell war, wie sein Schriftstellerkollege und ehemaliger Schulfreund Cyril Connolly einmal von ihm gesagt hat, «ein Revolutionär, der in das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts verliebt ist».

Mit seiner geschichtsorientierten Haltung befand sich Orwell jedoch nicht nur in Übereinstimmung mit der ‹radical tradition› seines Landes, in ihr spiegelte sich vielmehr auch die allgemeine Hochschätzung wider, die man in England der Geschichte entgegenbrachte. In dieser Hochschätzung schlug sich einerseits das verbreitete Bewußtsein des eigenen, mühsam erkämpften und für die ganze Welt beispielgebenden libertären Sonderwegs und andererseits die Auffassung nieder, daß der Historie nicht zuletzt wegen ihrer Verpflichtung zur Wahrheit eine allgemeine kulturelle und charakterbildende Bedeutung zukomme. In England war denn auch das Lehren von Geschichte an den Universitäten in geringerem Maße Fachausbildung von Lehrern oder Archivaren als anderswo. Das Fach wurde dort oft von denen studiert, die später Posten in Politik, Verwaltung und Wirtschaft bekleideten.

Die humanisierende Kraft, die Orwell der Historie zuschrieb, kommt bereits in zwei seiner früheren Romane zum Ausdruck. In ‹A Clergyman's Daughter› wird die Vermittlung von Geschichte zum zentralen Bestandteil der Bemühungen einer jungen Lehrerin,

vertrauensvolle Beziehungen zwischen sich und den Schülern herzustellen – die Kinder aus ihrer erstarrten, gedankenlosen und geisttötenden Routine zu erlösen, ihre Intelligenz zu wecken und ihr Menschentum zur Entfaltung zu bringen. Das Bemühen, die Wahrheit über das Vergangene zu lehren und ein lebendiges Verhältnis zur Geschichte herzustellen, scheitert jedoch an der Dummheit der Eltern und der Geldgier der Direktorin. In dem Roman ‹Coming Up For Air› benutzt der Versicherungsvertreter George Bowling einen unverhofft gewonnenen Geldbetrag, um aus seinem unerfüllt-eintönigen Dasein auszubrechen und die Welt seiner Jugend vor dem Ersten Weltkrieg wiederzufinden. Der Versuch scheitert, weil es diese Welt nicht mehr gibt; Bowling zieht dennoch Kraft aus der Erinnerung an eine bessere Vergangenheit. Es ist, wie schon der Titel des Romans andeutet, ein Luftholen in der Geschichte vor dem Eintauchen in eine unmenschliche Zukunft. In einem späteren Essay über Arthur Koestler hat Orwell bezeichnenderweise hervorgehoben, daß in dessen Buch ‹Darkness At Noon› Rubashov einzig aus den Erinnerungen an seine Kindheit als Sohn eines Grundbesitzers eine gewisse innere Stärke bezieht, weil er damals noch keine Kreatur der Partei war.

Damit ist das für Orwell zentrale Problem der Bedrohung von Wahrheit und Geschichte durch die totalitären Parteien seiner Zeit berührt, das von ihm in ‹Animal Farm› und ‹1984› literarisch gestaltet worden ist. Das Wahrheitsproblem in seiner philosophisch-methodologischen Form existierte für diesen Engländer, der ganz in der Common Sense-Tradition seines Landes stand, kaum. Orwell hielt es grundsätzlich für möglich, ‹true history› zu schreiben. Zweifelhaft schien ihm jedoch, ob es angesichts der zunehmenden Verfälschung der Wahrheit in Zukunft noch wirkliche Geschichtsschreibung geben werde. Der Spanische Bürgerkrieg bildete hier, wie auch in anderer Hinsicht, für Orwell die entscheidende Zäsur. Er glaubte, daß angesichts der parteilichen Verzerrung mit dem Tod der unmittelbar Beteiligten die Lüge über ihn zur ‹Wahrheit› werden konnte. «History stopped in 1936», erklärte Orwell in diesem Sinne gegenüber Koestler, der ihm zustimmte. Sein eigenes Buch ‹Homage to Catalonia› sollte dazu beitragen, ein möglichst objektives Bild der tatsächlichen Vorgänge in Spanien zu liefern und zu diesem Zweck selbst auf Kosten der Lesbarkeit die politischen Details festzuhalten. Die historische Wahrheit erschien Orwell ein kostbares, im Zeitalter des Totalitarismus immer stärker bedrohtes Gut, das es selbst mit den bescheidensten Mitteln zu

verteidigen galt. Getreu dem Grundsatz, daß es in erster Linie darum gehe, die Wahrheit irgendwo festzuhalten, hat er es nicht verschmäht, selbst in kleinen, unbedeutenden Zeitschriften die Tatsachen und Meinungen zu veröffentlichen, die quer zur ‹Zeitströmung› standen und die bekanntere Organe nicht drucken wollten. So publizierte er während des Spanischen Bürgerkrieges in den englischen Zeitschriften ‹Time and Tide› und ‹New English Weekly›; und im Zweiten Weltkrieg ließ er kritische Äußerungen über die Sowjetunion, die zur Zeit der Rußlandbegeisterung von englischen Redaktionen abgelehnt oder eigenmächtig verändert worden waren, in dem kleinen amerikanischen Periodikum ‹Politics› abdrucken. Orwells Furcht, die Menschen könnten den Tatsachenmanipulationen der herrschenden Gewalten erliegen, zum Opfer von Täuschungen, Selbsttäuschungen und Verdrängungen werden, ging so weit, daß er seinen Lesern empfahl, im Kampf gegen die Erinnerungslosigkeit Tagebuch zu führen.

Die Erinnerung an das Vergangene, die in einer schnellebigen und von raschen Veränderungen charakterisierten Zeit ohnehin gefährdet war, wurde nach Orwell durch den Totalitarismus systematisch zerstört. Warum aber versuchten die totalitären Machthaber, sich die Wahrheit und die Geschichte zu unterwerfen? Es entsprach aus Orwells Sicht zunächst und vor allem anderen ihrem vor nichts haltmachenden Omnipotenzanspruch, der keine autonomen, ihrem Zugriff entzogenen Bereiche duldete. Außerdem konnten sie nur durch die Verfälschung der Geschichte ihre Herrschaft legitimieren sowie den von ihnen Beherrschten die Möglichkeit des Prüfens, des Vergleichens und damit des Kritisierens nehmen. Das Auslöschen der Wahrheit über die Vergangenheit befreite die totalitären Parteien überdies von jeder Rücksicht auf frühere Stellungnahmen, Festlegungen oder Voraussagen. Ohne die Verfälschung der Geschichte wäre entweder ihre politische Manövrierfähigkeit eingeschränkt oder ihr quasi religiöser Anspruch auf Unfehlbarkeit widerlegt worden. Sie war Voraussetzung für jene abrupten politischen Kursänderungen, die Orwell vor allem unter dem Eindruck des Hitler-Stalin-Paktes für ein hervorstechendes Merkmal des Totalitarismus hielt. Die Zerstörung der Geschichte durch die totalitären Machthaber bedeutete aber nicht zuletzt auch ein Herauslösen der Menschen aus einem vom Regime unabhängigen Zusammenhang. Die Individuen wurden damit aus der Tradition herausgebrochen und in die Vereinzelung gestoßen, so wie sie auch gesellschaftlich isoliert und aus jedem

autonomen Gruppenzusammenhang herausgelöst wurden. Ohne Rückhalt an der Geschichte waren sie dem Zugriff totalitärer Herrschaft und ihren willkürlichen Setzungen widerstandslos ausgeliefert. Das Geschichtsbewußtsein und das Festhalten an der historischen Wahrheit stellten daher für Orwell die wichtigste Gegenkraft gegen den Totalitarismus dar. «Der Kampf des Menschen gegen die Macht», hat der tschechische Exilschriftsteller Milan Kundera einmal gesagt, «ist der Kampf der Erinnerung gegen das Vergessen». Dieser Satz liest sich wie eine Zusammenfassung der Position Orwells und zumal seines Romans ‹1984›.



George Orwell

In Orwells ‹1984› wird von den Machthabern des imaginären Zukunftsstaates Ozeanien die präsentistisch-subjektivistische Verzerrung, die jedem Versuch einer Vergegenwärtigung des Vergangenen anhaftet, auf die Spitze getrieben und bewußt praktiziert. Die Aneignung der Vergangenheit, die zu allen Zeiten von den führenden Schichten für sich reklamiert und zum Zwecke ihrer Machterhaltung interpretiert wurde, ist dort absolut geworden. Wahr ist, was dem Regime im Augenblick opportun erscheint und was es als historisches Faktum dekretiert. Es gibt keine autonome Geschichte mehr, sondern nur noch eine ‹endlose Gegenwart›. Der Verlust der Geschichte ist Teil der vom Regime den Menschen

auferlegten Orientierungslosigkeit, die sie dazu zwingt, Halt am ‹Großen Bruder› zu suchen, – zu glauben, statt zu wissen.

Der wichtigen Rolle, die im Roman der totalen Aneignung und Manipulation der Vergangenheit als einem Herrschaftsmittel zugewiesen wird, entspricht die Bedeutung, die in ihm das Erinnern als oppositionelle Kraft besitzt. Bezeichnenderweise beginnt der Widerstand des Protagonisten Winston Smith gegen das totalitäre Regime Ozeaniens damit, daß er ein Tagebuch führt, und auch späterhin konzentriert er seine Opposition zum großen Teil darauf, Geschichte wahrheitsgetreu zu rekonstruieren. In seiner Eigenschaft als Angestellter des ‹Wahrheitsministeriums› übt er das Amt des Historikers zwar auf eine eher perverse Weise aus; die ihm erteilten Anweisungen beim Umschreiben von Zeitungen sind gleichsam die ‹Quellen›, die ihn festlegen und zwischen denen er Übereinstimmung herstellen muß, deren Zwischenräume er jedoch – wie der Geschichtsschreiber – mit seiner Phantasie ausfüllen darf (woraus sich neben dem Genuß an einer rein handwerklichen Perfektion offenbar die eigentümliche Befriedigung herleitet, die ihn bei seiner Tätigkeit erfüllt). Als Dissident ist Winston Smith jedoch genuiner Historiker, der wissen will, ‹wie es eigentlich gewesen›. Die Wichtigkeit, die Geschichte für ihn besitzt, kommt in den anhaltenden Bemühungen zum Ausdruck, einen alten Kinderreim zu rekonstruieren. In diesem Bemühen symbolisiert sich der Versuch, Erinnerungsfragmente zu einer ‹Geschichte› zu machen. Auch die Tatsache, daß für ihn und seine Freundin Julia ausgerechnet ein Antiquitätenladen zur ‹Fluchtburg› wird, bringt die Bedeutung von Geschichte als Gegenpol des Totalitarismus zum Ausdruck.

Diese Bedeutung besaß sie für Orwell nicht nur, weil sie den einzelnen in einen größeren Zusammenhang stellt, ihm Wurzeln gibt, bewußter und selbstbewußter macht oder weil sie ein kritisches Potential enthält, indem sie die Gegenwart relativiert, die Kenntnis anderer und besserer Zeiten sowie Vergleichsmöglichkeiten bietet; für Orwell lagen vielmehr die Wichtigkeit und der ‹Nutzen› der Beschäftigung mit der Geschichte nicht zuletzt in ihrem Aspekt der ‹Nutzlosigkeit›. Für ihn war gerade das *Zwecklose* das eigentlich *Menschliche*. Der Antiquitätenladen in ‹1984› ist sowohl Symbol der Geschichte als auch des ästhetisch Anziehenden und Überflüssigen; der dort gekaufte Briefbeschwerer – der ebenfalls beides repräsentiert, da er einerseits in dem fast brieflosen Ozeanien und jedenfalls für den keine Briefe empfangenden

Winston Smith nutzlos ist und andererseits «eine Botschaft aus der Zeit vor hundert Jahren» darstellt – wird denn auch beim Einbrechen der Gedankenpolizei in das Refugium der Liebenden als Verkörperung antitotalitärer Humanität sofort zerschmettert. Ein anderes Beispiel dafür, daß gerade das in einem engeren Sinn Zwecklos-Überflüssige das Humane ist, bieten die Proles in ‹1984›. Sie haben sich ihre Menschlichkeit bewahrt, weil sie noch zu ‹überflüssigen› Gesten fähig sind – weil es unter ihnen noch die schützen wollende Handbewegung einer Mutter gibt, auf deren Kind ein Maschinengewehr zielt, oder das an einen Sterbenden gerichtete tröstende Wort. Diese Gesten sind in einem praktisch-utilitaristischen Sinn ‹wirkungslos›, weil sie den Tod nicht verhindern können, aber sie besitzen eine Bedeutung und einen Wert in sich. Winstons Bemühen um die Wiederherstellung von Geschichte ist, auch ohne die unmittelbare antitotalitäre Stoßrichtung, bereits für sich genommen ein Versuch zur Wiederherstellung von Humanität.

Letztlich bleiben jedoch die Bemühungen des Protagonisten, die Geschichte Ozeaniens ebenso wie seine eigene Lebensgeschichte zu rekonstruieren, autobiographisches und historisches Gedächtnis zu aktivieren und miteinander zu verbinden, erfolglos. Die Ursache dafür liegt einerseits darin, daß das Regime alle Spuren getilgt oder gefälscht hat. Man kann keiner Behauptung Glauben schenken, nichts ungeprüft übernehmen. Es müßte jede Einzelheit verifiziert werden, wozu bei der Kürze des menschlichen Lebens und ohne Beweismittel niemand in der Lage ist. Nur in einem Fall erlaubt seine Berufsausübung Winston Smith, der hinter einer Fälschung liegenden historischen Wahrheit nahezukommen. Sein Versuch einer Rekonstruktion der Vergangenheit ist andererseits aber auch deshalb erfolglos, weil er auf die Mitwirkung anderer Menschen angewiesen ist, die jedoch entweder bereits von der Partei konditioniert und erinnerungslos geworden sind oder, wie der alte Proles-Mann im Pub, den Winston über die Vergangenheit auszufragen versucht, nur zusammenhanglose pointillistische Impressionen beizutragen haben. Sich erinnern ist, wie George Orwell in seinem Roman in frappierender Übereinstimmung mit der Theorie des französischen Soziologen Maurice Halbwachs deutlich macht, ein kollektiver Vorgang. Er muß von sozialen Gruppen gestützt und getragen werden. Die Zerstörung des Gedächtnisses und der Geschichte steht folglich mit der in ‹1984› ebenfalls beschriebenen Atomisierung der Gesellschaft in engem Zusammenhang.

Wenn Winston Smith im Roman mit seinem Bemühen, die Geschichte zu rekonstruieren – wie überhaupt mit dem Versuch, Wahrheit und Vernunft zu bewahren und dem Regime Widerstand zu leisten – scheitert, dann mag dieser trostlose Schluß mit der Funktion des Buches als Warnutopie zusammenhängen. Daß ‹der letzte Mensch in Europa› – so der von Orwell für den Roman ursprünglich vorgesehene Titel – am Ende zerbrochen wird, mit seinem vom Victory Gin benebelten Hirn der Vergangenheit gleichgültig gegenübersteht, die Wahrheit preisgibt, den ‹Großen Bruder› liebt und bereits vor seinem physischen Tod kein Mensch mehr ist, sollte möglicherweise den Leser in besonderem Maße aufrütteln und zu größter Wachsamkeit veranlassen. Dennoch spiegelt dieser Schluß auch den allgemeinen Pessimismus wider, der Orwell nicht zuletzt in bezug auf die Erhaltung von Wahrheit erfüllte.

Diese Auffassung von der prekären Existenz der Wahrheit hatte eine Reihe von Ursachen. Zu ihnen gehörte vor allem die Erkenntnis, daß ‹truthfulness› als Wert an sich keineswegs eine anthropologische Konstante darstellte, vielmehr historisch noch gar nicht sehr alt war und – ebenso wie die eigenständige Persönlichkeit oder die individuelle Freiheit – erst seit der Renaissance geschätzt wurde. Die totalitären Regime stellten, wie Orwell in Übereinstimmung mit einer damals verbreiteten Ansicht interpretierte, in geistiger Hinsicht nicht etwas völlig Neues, sondern einen Rückfall ins Mittelalter dar. Es ist in der Tat überraschend, wie viele Elemente des in ‹1984› gezeichneten Bildes eines totalitären Systems mittelalterlich sind bzw. der allgemeinen zeitgenössischen Vorstellung vom Mittelalter entsprechen. So hat die Innere Partei mit ihrem Unfehlbarkeitsanspruch und ihrer Anmaßung, selbst über die Naturgesetze verfügen zu können, Züge der mittelalterlichen Kirche, und sie verkündet sogar die vorkopernikanische Kosmologie. Die Verfolgung Winstons und seine Vernehmung durch den an einer Stelle des Romans ‹Inquisitor› genannten O'Brien erinnern an die Behandlung eines Häretikers. Seine Weigerung, den ‹Großen Bruder› zu lieben, und seine Opposition gegen das Regime erscheinen wie eine störrische Widersetzlichkeit gegen Gott und das göttliche Wunder. Sogar hinter dem Grundsatz «Freedom is Slavery» – einem der drei paradox-perversen Grundprinzipien Ozeaniens – läßt sich ein Aspekt des mittelalterlichen Denkens aufweisen, den der sowjetische Historiker Aaron Gurjewitsch in den Worten zusammengefaßt hat: «Die Gottgetreuen, die mit ganzer Seele an ihn

glauben, werden frei sein; die aber, die auf ihrem Hochmut beharren, dem Herrn nicht gehorchen, wähnen sich nur frei, in Wirklichkeit sind sie nicht frei, sondern sie sind die Sklaven ihrer Leidenschaften auf Erden und im Jenseits zu Höllenqualen verurteilt ... Nur ein treuer Diener besitzt die wahre, höhere Freiheit.»

Andere Züge des ozeanischen Systems, die mittelalterlich anmuten und Orwells Darstellung zu einer grausigen Parodie, gleichsam einer ‹modernen› Variante des Mittelalters werden lassen, sind seine Statik, die ständische Abgeschlossenheit der sozialen Schichten gegeneinander, die Sexualfeindschaft mit dem Ideal der Jungfräulichkeit, die Geringschätzung des Individuellen, die Bedeutung des Kollektivs und der sozialen Kontrolle sowie – für unseren Zusammenhang besonders wichtig – die Verfälschung der historischen Wahrheit. Der Mediävist Horst Fuhrmann meint, daß im Mittelalter Fälschungen wahrscheinlich eine größere Rolle spielten als in jedem anderen Zeitalter europäischer Geschichte. Formale Echtheit galt wenig, Urkundenfälschungen erfolgten oft in gutem Glauben an eine höhere Wahrheit und sollten die Geschichte nachträglich so zurechtrücken, wie sie eigentlich hätte sein sollen. Sie konnten um so leichter erfolgen, als die Trennung zwischen Erdachtem und Wahrem sowie die Unterscheidung zeitlich und räumlich auseinanderliegender Vorgänge sich im Weltbild des mittelalterlichen Menschen noch nicht durchgesetzt hatten. Es ist bemerkenswert, daß selbst heutige Mediävisten gelegentlich vom totalitären Charakter der mittelalterlichen Gesellschaft sprechen und auf Affinitäten zum modernen Totalitarismus hinweisen. So urteilt etwa Horst Fuhrmann in einer epochenübergreifenden Bemerkung: «Jedes geschlossene System, jede totalitäre Gesellschaft prüft vor allem die inhaltlichen Differenzen zur amtlichen Lehrmeinung, die formale und materielle Richtigkeit ist letztlich sekundär.»

Orwells Pessimismus hinsichtlich der Erhaltung der Wahrheit hing ferner mit der Herausbildung von Supermächten zusammen, die nicht länger mehr aus Gründen der militärischen Selbsterhaltung auf Wahrheitsbeachtung angewiesen sein würden, und gründete sich auch auf die bereits erwähnte Einsicht in die Notwendigkeit ihrer sozialen, konsensuellen Abstützung. Hier berührte er sich mit den Erkenntnissen der modernen Wissenssoziologie. Die letztlich aussichtslose Position des an der Wahrheit festhalten wollenden, abweichenden Einzelnen ist von dem Soziologen Peter L. Berger in seinem Buch ‹Auf den Spuren der Engel. Die moderne

Gesellschaft und die Wiederherstellung der Transzendenz› in einer Weise beschrieben worden, die genau auf die Situation von Winston Smith in Orwells ‹1984› zutrifft: «Die Menschen sind auf Gedeih und Verderb soziale Wesen. Zu ihrem ‹Sozial-Sein› gehört auch das, was sie denken und von der Welt zu ‹wissen› glauben. Das meiste, was wir ‹wissen›, haben wir von anderen, die für uns glaubwürdig sind, übernommen. Und nur weil es andere ständig bestätigen, bleibt ‹Wissen› für uns ständig plausibel.» Wegen der «gesellschaftlichen Verflochtenheit unseres kognitiven Lebens», so Berger, beginnt der einer Bestätigung durch seine Mitmenschen beraubte isolierte Einzelne «allmählich selbst, sein angefochtenes ‹Wissen› zu bezweifeln», kommt es schließlich zum «kognitiven Zusammenbruch». «Nur in einer starken Gegengemeinde» habe «kognitives Abweichlertum eine Überlebenschance». Daß es solche «Gegengemeinden» in totalitären Systemen nicht gibt, ist offenbar ein wichtiger Grund für Orwells pessimistische Sicht gewesen.

Die historische Wahrheit war nach Orwell auch deshalb gefährdet, weil totalitäre Regime möglicherweise Quellen restlos vernichten und jeden Widerspruch auslöschen konnten. Hier war sein Pessimismus radikaler als der anderer Zeitgenossen. In bezug auf die Erhaltung der Wahrheit bietet ‹1984› nicht einmal den schwachen Trost, der in anderen pessimistischen politischen Romanen seiner Zeit enthalten ist. Der sowjetische Schriftsteller Bulgakow, der in der Stalinzeit nicht publizieren durfte, hielt an dem Gedanken fest, daß sich wenigstens «Manuskripte nicht verbrennen» lassen. In Koestlers ‹Darkness At Noon› verspricht Gletkin Rubashov, daß man eines Tages, wenn die Entwicklung dafür reif sei, die Geheimarchive öffnen, ihr Material zugänglich und die Wahrheit publik machen werde. In Miroslav Krležas revolutionspessimistischem Roman ‹Bankett in Blitwien›, der zehn Jahre vor ‹1984› erschienen war, heißt es in bezug auf den Setzkasten als Waffe des Menschen im Kampf gegen die Unterdrückung der Wahrheit und für die Erhaltung des menschlichen Selbstbewußtseins: «Was bleibt noch übrig? Eine Schachtel voll Bleibuchstaben, und das ist nicht viel ... Aber es ist doch das einzige, was der Mensch bis heute als Waffe zur Verteidigung seiner Menschenwürde erfunden hat.» In Orwells ‹1984› haben selbst solche bescheidenen Hoffnungen oder Vertröstungen keinen Platz mehr. Selbst wenn irgendwelche Schriften und Dokumente der Vergangenheit erhalten bleiben sollten, werden sie nämlich bald nicht mehr verstanden

werden, weil die ‹Neusprache› jede Brücke zur Vergangenheit abbricht.

Für Orwell bestand, wie vor allem aus seinem Beitrag ‹Politics and the English Language› deutlich wird, ein enger Zusammenhang zwischen Sprache und Denken, Sprache und Politik. Die farblose, aus vorgefertigten Einzelteilen zusammengesetzte und inhaltsarme Sprache, die er im zeitgenössischen England wahrzunehmen glaubte, war in seiner Sicht eine Art von Chloroform, die das Gehirn umnebelte. Mit ihr ließ sich eine unhaltbare Politik rechtfertigen, ließen sich sogar Brutalitäten verhüllen und akzeptabel machen. Sprache war jedoch besonders in den Händen totalitärer Regime ein furchtbares Instrument. Orwell erkannte ihre die Menschen prägende und vergiftende Wirkung – ähnlich wie Victor Klemperer, der über sie den Nazismus «in Fleisch und Blut der Menge» übergehen sah und der in seinem klassischen Werk über die ‹Lingua Tertiae Imperii› die Begriffe des NS-Regimes mit geringen Arsenmengen verglich, die zunächst unbemerkt verschluckt werden, aber schließlich ihre Giftwirkung zeigen.

Mit der in ‹1984› vorgestellten ‹Newspeak› ist Sprache zum perfekten Herrschaftsmittel geworden. Das Diktionär dieser ‹Newspeak›, an dessen Fertigstellung man noch arbeitet, steht auf eine perverse Weise in der Tradition der normativen Sprachpflege mit Hilfe von Wörterbüchern, wie sie seit dem 17. Jahrhundert in Europa existierte. (Dabei handelt es sich nur um einen der vielen satirisch antizipierten Endpunkte älterer Entwicklungsstränge, die sich in ‹1984› finden.) Es ist jedoch kein historisch-philologisches Wörterbuch, schneidet vielmehr die Verbindung mit der Geschichte ab und dient allein dazu, menschliches Denken dem Willen der Machthaber zu unterwerfen. Es berücksichtigt weder ‹usus› noch ‹ratio› – die beiden konkurrierenden Prinzipien der traditionellen Sprachkultur –, sondern nur die Bedürfnisse der Macht. ‹Newspeak› ist Regimesprache, mit der alle unerwünschten Begriffe eliminiert oder in einer politisch unschädlichen Weise fixiert sind. Ihre Regeln und Beispiele lesen sich wie die vollkommene Anwendung des von Carl Schmitt verkündeten Grundsatzes, «daß derjenige, der wahre Macht hat, auch von sich aus Begriffe und Worte zu bestimmen vermag». Die ‹Neusprache› ist darüber hinaus adäquates Ausdrucksmittel des in Ozeanien von den Parteimitgliedern geforderten ‹doublethink› und auf eine wahrhaft erschreckende Weise mit dem Selbsterhaltungstrieb des Menschen in dieser Gesellschaft verbunden. Denn das Gegenteil des Gesagten und für

richtig gehaltenen bereits mitzudenken und jederzeit abrufbar zu machen, entspricht unter diesem von abrupten Kurswechseln charakterisierten Regime dem Willen zu überleben.

Darin offenbart sich wohl der tiefste Grund für Orwells Pessimismus. Nach Freud ist jede innere Verdrängung, jeder innere Zwang ursprünglich einmal ein äußerer Zwang gewesen, der von den Menschen im Laufe der Zeit verinnerlicht wurde. ‹1984› führt einen solchen Prozeß der Verinnerlichung äußerer Zwänge vor. Orwell hielt offenbar die Internalisierung des Totalitarismus für möglich. Er sah die Gefahr, daß ein totalitäres Regime sich nicht nur durch Terror, permanente Kriegführung, planmäßige Vernichtung von Produktivkräften und Elitenerneuerung unbegrenzt an der Macht halten, sondern auch mit Hilfe der Sprache Opposition «im wahrsten Sinne des Wortes undenkbar» (Harald Weinrich) machen und schließlich jenen Sozialcharakter erzeugen könnte, der seinen Fortbestand garantierte. Zu den solcherart geprägten und deformierten Menschen würde gehören, daß sie keine Geschichte, keine Tradition und kein Wahrheitsgefühl mehr besitzen – der wichtigsten Widerstandskräfte gegen den Totalitarismus und zugleich ihrer Menschlichkeit beraubt. Sie wären wie die versklavten, erinnerungslos und damit völlig gefügig gemachten Mankurts, die Tschingis Aitmatow in seinem Roman ‹Ein Tag länger als ein Leben› beschreibt: Vollkommene Untertanen eines totalitären Staates, aber keine Menschen.

HEINZ LUDWIG ARNOLD
Über Kulturzeitschriften nach 1945

Im April 1987 erschien das letzte Heft der ältesten deutschen Kulturzeitschrift: 1856 mit dem langen Titel ‹Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart› gegründet, schrumpften ihr mit der Zeit Auflage und Titel – der hieß zum Schluß modisch nur noch ‹Westermann's›. Geblieben war bis zum Schluß der alte Anspruch: zu berichten über den gesamten Bereich der nationalen und internationalen Kultur, über Kunst, Literatur, Theater, Film; dazu kamen ausgiebig bebilderte Reiseberichte. In den 50er Jahren konnten mit die-

sem Programm noch knapp 200000 Exemplare monatlich verkauft werden, in den 70er Jahren nur noch einige Zigtausend. Die Sterbeauflage betrug immerhin noch knapp 15000 Exemplare, bei angeblich 7000 Abonnenten. Diese für eine literarische Zeitschrift außerordentliche Auflage trägt ein für ein breiteres, im traditionellen Sinne ‹bildungsbürgerliches› Publikum bestimmtes Magazin nicht mehr; dessen gesunkene kulturelle Bedürfnisse werden heute, anders als noch in den 50er Jahren, schneller und umfassender von anderen Medien bedient: von Tageszeitungen mit Feuilleton und Wochenmagazinen, von Wochenzeitungen mit Beilagen und Sonderseiten (auch für umfassende Essays und Dokumentationen), von bilderreichen Wochenmagazinen (STERN, SPIEGEL), schließlich und vor allem vom Fernsehen, das ohnehin ins Haus kommt und bequemer zu konsumieren ist. (An den nahezu unübersehbar gewordenen Markt von Spezialzeitschriften für fast jede denkbare menschliche Tätigkeit sei hier nur am Rande erinnert.)

Damit ist die Situation angedeutet, in der sich Kulturzeitschriften oder politisch-literarische Zeitschriften, von Einzelnen oder Gruppen gemacht, ihre Leser suchen müssen: eine Situation, deren Charakteristikum nicht Mangel an Information ist, sondern Unübersichtlichkeit durch Überinformation, nicht Meinungsvielfalt, sondern Meinungsbeliebigkeit. In ihr zählt nicht Gründlichkeit, sondern die Schnelligkeit, mit der eine Information aufbereitet und vermittelt wird, und die Kürze verdrängt die diskursive Gedankenentwicklung – im Rundfunk z. B. nehmen jene Magazinsendungen zu, in denen zwischen musikalischen Hits nur noch Wortbeiträge vom maximal 3½ Minuten Länge stehen dürfen: Das gilt für politische wie auch für kulturelle Sendungen.

Für die traditionellen Kulturzeitschriften hat sich diese Strukturveränderung im Medienbereich deutlich negativ ausgewirkt: Klassische Forumszeitschriften mit ihrer Mischung aus literarischen, politischen, philosophischen etc. Essays und literarischen Texten, mit Buchbesprechungen und kulturpolitischen Glossen, haben einen immer kleiner werdenden Markt.

1968, auf dem Höhepunkt der ‹kulturrevolutionären› Phase, skizzierte Hans Magnus Enzensberger in dem von ihm herausgegebenen ‹Kursbuch› die kulturpolitische Nachkriegsentwicklung so: «Die westdeutsche Gesellschaft hat dem ‹Kulturleben› überhaupt und der Literatur im besonderen nach dem zweiten Welt-

krieg eine eigentümliche Rolle zugeschrieben. Eine führende Zeitschrift des Nachkriegs hieß ‹Die Wandlung›. Den Deutschen und mehr noch der Außenwelt eine solche Wandlung zu demonstrieren, das war das Mandat der deutschen Literatur nach 1945. Je weniger an reale gesellschaftliche Veränderungen, an die Umwälzung von Macht- und Besitzverhältnissen zu denken war, desto unentbehrlicher wurde der westdeutschen Gesellschaft ein Alibi im Überbau.»

Die von Enzensberger erwähnte Zeitschrift ‹Die Wandlung› war eine von 1400 Zeitschriften, die kurz nach dem Zusammenbruch des ‹Dritten Reichs›, versehen mit den Lizenzen der Besatzungsmächte in den drei Westzonen, erschienen sind, darunter (festgestellt für 1947) 187 religiöse, 119 politische und einige Dutzend literarische Zeitschriften – der überwiegende Teil zählte zur Fachpresse. Die meisten dieser, nach der Totenruhe im ‹Dritten Reich›, schnell gegründeten Diskussionsforen verschwanden 1948, bald nach der Währungsreform, wieder, weil die Mittel, sie zu drucken und sie zu erwerben, äußerst knapp waren; stattdessen füllten sich nun die Schaufenster der Lebensmittelgeschäfte. Der Hunger nach Information und Diskussion war im ersten Ansturm gestillt – auch die Auflagen der herausragenden Kulturzeitschriften gingen nach 1948 erheblich zurück: die der ‹Wandlung› von 35000 auf 14000, sie wurde 1949 eingestellt; Alfred Döblins Monatsschrift für Literatur und Politik ‹Das Goldene Tor› von 30000 auf 8000, sie ‹starb› 1951; ‹Der Standpunkt› hatte bis 1948 eine Auflage von 55000 Exemplaren und ging dann ein; der alle 2 Wochen erscheinende ‹Ruf›, 1946 gegründet von Hans Werner Richter und Alfred Andersch, erreichte kurzfristig Auflagen bis 120000, im Durchschnitt von 60000 Exemplaren – er wurde 1949 eingestellt.

Die meisten dieser Zeitschriften waren von klassisch politisch-kulturellem Zuschnitt, individualistische Medien, die sich an ein bildungsbürgerliches Publikum richteten und geprägt waren von bürgerlichen Werten. Sie vertraten ein gesellschaftliches Ideal, das dem Katalog bürgerlicher Menschenrechtsforderungen folgte. Geprägt wurden sie von einem oder mehreren Herausgebern, die für dieses Programm einstanden. Sie richteten sich an den idealen ‹mündigen› Bürger, der sich ‹am kritischen Räsonnement der Gleichen beteiligen konnte› – idealtypisch gesprochen: Sie stellten eine bürgerliche Öffentlichkeit wieder her, die es unter den Nazis nicht geben konnte. Nur eine dieser frühen Neugründungen besteht auch heute noch: der ‹Merkur›, und er folgt im Großen und Gan-

zen weiterhin dieser klassischen Konzeption. Mit dem Wachsen der bürgerlichen Presse, zumal auch oppositioneller Blätter wie DER SPIEGEL und DIE ZEIT, verloren viele neu gegründete Zeitschriften diese spezifische Funktion, zumal jene Blätter dann auch ihre prononcierten Haltungen übernahmen: Antifaschismus, Antistalinismus und, zunehmend im Kalten Krieg, Antikommunismus, ja im Grund eine prinzipiell antiideologische Position. Prononciert antikapitalistische Programme diskutierten nach dem Kriege vor allem die ‹Frankfurter Hefte›: aus links-katholischer Sicht mit einer sozialethischen Bindung und deutlicher Opposition zum Sozialismus sowjetischer Prägung.

Generell läßt sich behaupten: Keine dieser Zeitschriften trug ein dezidiert politisch-kulturelles Programm, das, z. B. durch eine der politischen Parteien, als Konzeption aufgenommen und in Politik umgesetzt wurde. Die Vielfalt der Zeitschriften spiegelte einen Meinungspluralismus, der eine demokratische Öffentlichkeit konstituierte, wie sie bis heute besteht. Und noch eines: Die Vielzahl der Zeitschriften darf nicht täuschen über eine gewisse Gleichförmigkeit der Themen. Hören wir einen Zeitschriftenleser, der 1947 in der ZEIT über «Die deutsche Lesewut» schrieb: «Wir setzten, wir vertieften uns. Die Zeitschriften waren übrigens ausgezeichnet. Glänzend redigiert und aktuell. Doch da sie aktuell waren, hatten sie auch alle dieselbe Aktualität. Wie sollte es auch anders sein? Als ich den vierundzwanzigsten Aufsatz über die Segnungen der Demokratie und den fünften über den Existentialismus, natürlich den französischen, begann, ließ meine Nachbarin ihr Heft sinken ... Ich las den dreißigsten Artikel über die Notwendigkeit der demokratischen Erziehung der Deutschen wenigstens an.»

Eine der interessantesten dieser neuen Zeitschriften – und mittelbar bedeutsam für die Entwicklung einer neuen deutschen Literatur – war der 1946 gegründete ‹Ruf›, die ‹Unabhängigen Blätter der jungen Generation› (so der Untertitel), der alle zwei Wochen erschien: unter der Herausgeberschaft von Hans Werner Richter und Alfred Andersch aber nur 16 mal, vom August 1946 bis zum April 1947; dann entließ der Verleger auf Drängen der amerikanischen Militärregierung die beiden Herausgeber. Unter dem neuen Herausgeber Erich Kuby verlor ‹Der Ruf› an Bedeutung und wurde im März 1949 eingestellt.

‹Der Ruf› vertrat am radikalsten die Überzeugung von der Notwendigkeit eines grundsätzlichen Neuanfangs in Gesellschaft, Politik und Kultur. Mit ihm und seinen Mitarbeitern sind Schlag-

worte wie ‹Nullpunkt› und ‹Kahlschlag› (Wolfgang Weyrauch) verbunden, deren illusionärer Charakter in Politik und Gesellschaft zwar bald zu Tage trat, die aber das realistische Schreibprogramm der jungen deutschen Schriftsteller und die Theoriedebatten der jungen Intellektuellen bestimmten. 1946 formulierte Richter programmatisch: «Der moralische, geistige und sittliche Trümmerhaufen, den (der jungen Generation) eine wahrhaft ‹verlorene› Generation zurückgelassen hat, wächst ins Unermeßliche und erscheint größer als jener real sichtbare. Vor dem rauchgeschwärzten Bild dieser abendländischen Ruinenlandschaft ... verblassen alle Wertmaßstäbe der Vergangenheit. Jede Anknüpfungsmöglichkeit nach hinten, jeder Versuch, dort wieder zu beginnen, wo 1933 eine ältere Generation ihre kontinuierliche Entwicklungslaufbahn verließ, um vor einem irrationalen Abenteuer zu kapitulieren, wirkt angesichts dieses Bildes wie eine Paradoxie. – Aus der Verschiebung des Lebensgefühls, aus der Gewalt der Erlebnisse, die der jungen Generation zuteil wurden und die sie erschütterten, erscheint ihr heute die einzige Ausgangsmöglichkeit einer geistigen Wiedergeburt in dem absoluten und radikalen Beginn von vorn zu liegen.»

Die Umsetzung dieses ‹Programms› in Gesellschaft und Politik blieb Illusion, obgleich die Analysen von Vergangenheit und Gegenwart in den unterschiedlichsten Artikeln des ‹Ruf› durchaus realistisch waren. Zwar gab es im ‹Ruf› konkrete Vorstellungen von einer neuen demokratisch-sozialistischen Wirtschaftsordnung, und Alfred Andersch entwickelte genau umrissene Vorstellungen von der Erneuerung der europäischen sozialistischen Parteien, usw., der Redaktion nahestehende Gruppen forderten die Herausgeber sogar öffentlich dazu auf, die Leser der Zeitschrift zur Gründung einer neuen Partei aufzurufen –, doch die Positionen, von denen aus im ‹Ruf› argumentiert wurde, waren die einer intellektuellen Elite, die ihre Argumente nicht aus der basisorientierten praktischen Notwendigkeit holte, sondern ausging vom Konzept einer *geistigen* Erneuerung. Ihren konkreten Vorstellungen verband sich keine pragmatische Politik. Die wollten sie auch gar nicht selbst gestalten. Die Mitarbeiter des ‹Ruf› sahen ihre wichtigste Aufgabe darin, durch ihre publizistische Arbeit auf die praktische Politik einzuwirken. Und darin eben unterschied sich der ‹Ruf› dann doch von den meisten anderen Zeitschriften, die politische Probleme lediglich in reflektierender Distanz zur Tagespolitik, kontemplativ und auf hohem Niveau, zu vermitteln trachteten.

1947 wurde Richter und Andersch das publizistische Forum des ‹Ruf› entzogen, weil sie die Praxis der amerikanischen ‹re-education›-Politik nachdrücklich kritisiert hatten. Richter konzipierte daraufhin eine neue, nunmehr literarische Zeitschrift, deren Mitarbeiter fast ausnahmslos vom ‹Ruf› kamen – ihr Titel: ‹Der Skorpion›. Doch Richter bekam für den ‹Skorpion› keine Lizenz. Das Treffen im Herbst 1947 am Bannwaldsee, zu dem Richter die Mitarbeiter des ‹Skorpion› eingeladen hatte, um ihre Manuskripte für die neue Zeitschrift zu diskutieren, wurde zur ersten Tagung der Gruppe 47, die für die Entwicklung der neuen deutschen Literatur von entscheidender Bedeutung war: Die Gruppe 47 – so meine These – übernahm auf lange Zeit die konzeptionelle Funktion einer literarischen Zeitschrift, deren ästhetische Positionen zwar nicht erörtert wurden, aber mittelbar, durch den Erfolg der Werke ihrer Mitglieder auf dem literarischen Markt, von prägender Wirkung waren.

Richter war und blieb bis zum Ende der Gruppe 47 im Jahre 1967 ihr spiritus rector – nicht indem er ihr ein literar-ästhetisches Programm vorgab, wohl aber in der vom ‹Ruf› übernommenen Abgrenzung gegenüber militant konservativen, militaristischen und autoritären Positionen und vor allem mit der Überzeugung, daß sich in der Gruppe 47 «alle Impulse (sammelten), alle ideellen Bemühungen, alle Bestrebungen und Sehnsüchte nach einem neuen Anfang und nach einer Regeneration des gesamten deutschen gesellschaftlichen Lebens» (Richter im ‹Almanach der Gruppe 47›). Dahinter stand deutlich der Glaube, nicht nur über die Publizistik wie im ‹Ruf›, sondern auch durch die literarische Praxis der Gruppe 47 – und also durch eine engagierte Literatur durchaus im Sinne Jean Paul Sartres – lasse sich wenn auch nicht die Wirklichkeit, so doch das die Wirklichkeit mit formende Bewußtsein der Menschen in einer Gesellschaft verändern.

Ich kann hier nicht ausführlich erörtern, ob und, wenn ja, wie sich diese allgemeine Erwartung Richters erfüllt hat, er hat jedenfalls 1969 nach der Übernahme des Kanzleramts durch Willy Brandt gesagt, er habe sein Ziel erreicht. Und ich kann hier auch nicht die Geschichte der Gruppe 47 erzählen, die in großen Teilen identisch ist mit der Geschichte der neuen deutschen Literatur, zumindest bis Ende der sechziger Jahre. Aber zwei Anmerkungen scheinen mir wichtig, weil sie zwei miteinander verbundene Vorwürfe berühren, mit denen auch die intellektuellen Meinungsführer der ‹kulturrevolutionären› Bewegung 1968 die Gruppe 47 und

ihre Literatur kritisiert haben. Zum einen: Der Übergang vom unmittelbaren politischen Engagement im ‹Ruf› zur literarischen und literarkritischen Praxis der Gruppe 47 sei ein resignativer Rückzug gewesen. Die nach 1945 gewonnene Freiheit habe sich, als die Chance einer radikaldemokratischen Erneuerung im Sinne der im ‹Ruf› verkündeten ‹sozialistischen Ethik› schwand, auf die Kritik als ihre «letzte Position», wie Alfred Andersch schon 1947 schrieb, zurückziehen müssen. Andersch immerhin plädierte noch 1948 dafür, daß auch in der Gruppe 47 explizit theoretische, politische und ästhetische Reflexionen und Diskussionen stattfinden müßten, weil er eine enge Beziehung zwischen Literatur und Gesellschaft bzw. Politik sah und deren Erörterung für wichtig erachtete. (Eine *politische* Theoriediskussion fand dann später in der von Andersch 1955–1957 edierten ‹literarischen› Zeitschrift ‹Texte und Zeichen› allerdings nicht statt.) Richter folgte Andersch nicht. Er ließ – darauf zielte der zweite, später erhobene, Vorwurf – innerhalb der Gruppentagungen keine literarischen Grundsatzdebatten zu; theoretische Reflexion fand in der Gruppe nur ansatzweise und nur innerhalb der konkreten handwerklichen Kritik an den vorgelesenen Texten statt.

Richter befürchtete, daß ästhetische und politische *Grundsatz*diskussionen die Gruppe über kurz oder lang zerrissen hätten. Tatsächlich war später das Ende der Gruppe 47 von solchen grundsätzlichen Attacken und Auseinandersetzungen begleitet: 1964 attackierte Peter Handke während der Gruppentagung in Princeton die gesamte Gruppe-47-Literatur als platte Beschreibungsliteratur; und die letzte Gruppentagung 1967 in der Pulvermühle endete mit einem Eklat, weil einige Autoren der Gruppe (Lettau, Fried) sich mit angereisten protestierenden Studenten, die die Gruppe als ‹Papiertiger› beschimpften, solidarisierten und sich damit gegen die anderen Autoren der Gruppe stellten.

Obwohl Richter die Gruppensitzungen von politischen Debatten freihielt, gewann die Öffentlichkeit in der konservativen Wohlstandsrepublik der späten fünfziger Jahre von der Gruppe 47 das Bild einer intellektuellen politischen Opposition: Die Texte ihrer herausragenden Mitglieder (Böll, Walser, Enzensberger, Grass) arbeiteten kritisch nationalsozialistische Vergangenheit und restaurative lernunwillige Gegenwart auf, und als Personen engagierten sie sich öffentlich mit Resolutionen z. B. gegen die Atombewaffnung und gegen Adenauers Staatsfernsehen. In ihrer publizistischen Wirkungsabsicht nahmen sie so das alte ‹Ruf›-Pro-

gramm auf; doch weil sie vor allem Schriftsteller waren, wurde ihr nonkonformistisches Engagement in den Feuilletons diskutiert, drangen die Inhalte, um die es ihnen ging, kaum in die politische Debatte ein. Sie waren, bis in die 60er Jahre hinein, Paradiesvögel in einem kulturellen Reservat, und erst als diese Schriftsteller auch internationales Renommé gewonnen hatten, ihre Kritik also auch außerhalb Deutschlands wahrgenommen wurde, verwandelten sich die Paradiesvögel im Munde konservativer Politiker in ‹Nestbeschmutzer›, ‹Pinscher›, ‹Ratten› und ‹Schmeißfliegen›, und die gesamte Gruppe 47 wurde gar als eine ‹geheime Reichsschrifttumskammer› diffamiert.

Verbunden mit der Gruppe 47 sind zwei Zeitschriftengründungen: Nur ein halbes Jahr lang hielt sich 1952 die im Zeitungsformat aufgemachte Zweiwochenschrift ‹Die Literatur›, herausgegeben von Hans Werner Richter: ‹Blätter für Literatur, Film, Funk und Bühne›, die wohl als publizistisches Forum für die Gruppe 47 gedacht war. Zwei Jahre später stieß Walter Höllerer, später Literaturprofessor in Berlin, zur Gruppe: eine Zentralfigur des bundesrepublikanischen Literaturbetriebs. Zusammen mit dem Schriftsteller Hans Bender gründete er 1954 die ‹Akzente. Zeitschrift für Dichtung›, in der so gut wie alles, was auf den Tagungen der Gruppe 47 mit Erfolg gelesen worden war, veröffentlicht wurde. Sie war in den ersten Jahren ausschließlich das Forum für deutschsprachige Literatur, druckte nur zurückhaltend literaturtheoretische Texte, vornehmlich von Walter Benjamin und Adorno. 1958 tauchten als erste ausländische Schriftsteller Nathalie Sarraute und Alain Robbe-Grillet in den ‹Akzenten› auf, mit theoretischen Arbeiten über den ‹nouveau roman›, dann Samuel Beckett. Vom Beginn der sechziger Jahre wurde die Zeitschrift immer mehr auch ein wichtiges Medium zur Vermittlung der ausländischen Literaturmoderne. 1968 übernahm Hans Bender allein die Herausgeberschaft der ‹Akzente›, und in einer Zeit, da sich die Schriftsteller selbst gern als ‹Literaturproduzenten› bezeichneten, wurde aus der ‹Zeitschrift für Dichtung› eine ‹Zeitschrift für Literatur›. Doch sehr viel weiter ging Hans Bender bei der Veränderung der Zeitschrift nicht: Zwar hat auch er Probleme der Exilliteratur, die damals diskutiert wurden, und einige Themen der ebenfalls in den späten 60er und frühen 70er Jahren publizitätswirksamen Arbeiterliteratur in der Zeitschrift abhandeln lassen – der kulturpolitischen Rebellion mit ihren Parolen vom ‹Tod der bürgerlichen Literatur› und ihren Forderungen, politisch zu handeln statt Literatur zu ma-

chen, ist diese Zeitschrift nicht gefolgt. Schon damals begann die Auflage der ‹Akzente› zurückzugehen – heute existiert sie als altehrwürdige Literaturzeitschrift (seit Anfang der 80er Jahre herausgegeben von Michael Krüger, dem Lektor des Verlags, in dem sie erscheint), die sich vor allem auch der internationalen Literatur-Moderne widmet.

Das Programm der ‹Akzente› entwickelte sich insofern zeittypisch, als sie am Anfang ein echtes Produkt der fünfziger Jahre war mit einem Sinn für repräsentative ‹dichterische› Texte, sich dann aber zu Beginn der sechziger Jahre verstärkt neuen, auch internationalen Einflüssen öffnete. Diese Öffnung verdankt sie vor allem den literarischen Aktivitäten des einen Herausgebers, Walter Höllerer, in Berlin; er begründete dort das ‹Literarische Colloquium› mit seinen zahlreichen literarischen Tagungen, die international besetzt waren, wirkte in der Akademie der Künste, gab schließlich ab 1961 die Vierteljahresschrift ‹Sprache im technischen Zeitalter› heraus, die sich mit der Sprache der Medien befaßte. Höllerer initiierte soviel literarische Bewegung, daß wohl eher neidische Kritiker bald von der ‹Literaturmafia von Berlin› sprachen. Tatsächlich lief damals in Berlin der literarische Betrieb auf vollen Touren. Grass und Johnson arbeiteten dort, dem Hans Werner Richter baute der Rundfunk ein kleines Studio ins Haus für regelmäßige literarische Stammtische, auch tagte die Gruppe 47 dort.

Vor allem zog das ‹Literarische Colloquium› viele junge Intellektuelle an, die dort ihre ersten schriftstellerischen Erfahrungen in Seminaren und Schreibübungen sammelten. Den inzwischen berühmt gewordenen Gruppe-47-Autoren folgte eine neue Generation (z. B. Hubert Fichte, Nicolas Born, Hermann Peter Piwitt, Peter Schneider, Günter Herburger usw.). Einige von ihnen wurden zwar noch vom Glanz der letzten Gruppentagungen, an denen sie teilnahmen, angestrahlt; ihr Verhältnis zur Politik aber definierten sie deutlich anders: Der alten ‹Ruf›- und Gruppen-Konzeption einer geistigen Einwirkung durch Publizistik und Literatur auf die politische Praxis folgten sie nicht mehr, weil sie deren Scheitern erkannt zu haben glaubten – den verbalen Nonkonformismus sahen sie als bloß literarische Protestform, den sie durch die praktische Einmischung in die politischen Entscheidungsprozesse ablösen wollten. Das begann mit Wahlkampfhilfe für die SPD und Willy Brandt im Berliner Wahlkontor 1965 und führte ab 1966, nach Bildung der Großen Koalition von CDU/CSU und SPD, zu immer häufigeren politischen Demonstrationen, denen vor allem

die Studenten folgten. Und diese Aktivitäten wurden ergänzt von einer zunehmenden Aufarbeitung und Diskussion politischer und soziologischer Theorie in zahlreichen kleinen Zeitschriften, die damals gegründet wurden und von denen die meisten in den 70er Jahren wieder verschwanden.

Die 60er Jahre erscheinen auch im Rückblick noch als die bisher interessantesten und lebendigsten Jahre der zweiten Republik. Der Adenauerstaat ging zu Ende, Kunst und Literatur überschritten die bis dahin üblichen Tabugrenzen; in der Figur Willy Brandts schienen Politik und Moral versöhnt; die verkrusteten Bildungsinstitutionen wurden aufgebrochen. Insgesamt wich die politische Bravheit einer respektlos geäußerten Kritik, für die es wesentliche Themen gab: die Notstandsgesetzgebung, den Vietnam-Krieg, die Verhältnisse in Persien unter dem Schah, das Engagement der Wirtschaft in der Dritten Welt als Neokolonialismus, usw. Schriftsteller und Studenten wurden aktiv, setzten vieles in Bewegung auf eine erhoffte neue, bessere Zeit hin. In den Zusammenhang dieser Aktivitäten gehört auch die Geschichte der 1965 von Hans Magnus Enzensberger gegründeten Vierteljahresschrift ‹Kursbuch›.

Auch Enzensberger lebte damals in Berlin, und unter seiner Herausgeberschaft wurde das ‹Kursbuch› zum Flaggschiff der Studentenbewegung. Das ‹Kursbuch› erschien zuerst im Frankfurter Suhrkamp-Verlag, ging dann aber ab Heft 21 im Jahre 1970 zu Wagenbach (später zum Rotbuch-Verlag) nach Berlin, weil in Heft 20 scharfe Attacken gegen die bürgerliche Literatur prinzipiell und besonders gegen den neuen Starautor des Suhrkamp-Verlags, Peter Handke, zu lesen waren. Diese Lust an der Kontroverse auch unter einigermaßen Gleichgesonnenen, und vor allem später dann die linke Kritik auch an linken Positionen, trug deutlich die Handschrift des Herausgebers Enzensberger und machte das ‹Kursbuch› zu dem, was Helmut Heißenbüttel einmal «die einzige entscheidende Gegengründung dieser Epoche» genannt hat: «Dieses ‹Kursbuch› war ausdrücklich nicht nur gegen die bis dahin etablierten bundesdeutschen Zeitschriften gerichtet; es sollte eine andere Vorstellung von Zeitschrift vermitteln. Nicht von höherer Warte aus, nicht von oben herab, nicht aus dem Bewußtsein des Bescheidwissens heraus sollte darin geredet werden, sondern aus dem Handgemenge der Diskussion selbst, engagiert, in der Auseinandersetzung befangen. Das führte rasch zu einer Abkehr von den literarischen Anfängen und zu einer zunehmenden Politisierung, die dann, in der entschei-

denden Phase um 1968, zur sozusagen kulturrevolutionären Absage an die Literatur überhaupt führte. Das ‹Kursbuch› wurde zum Sprachrohr einer jüngeren und oppositionellen Generation...»

Eine der radikalsten ‹Absagen an die Literatur› kam von Enzensberger selbst, der 1968 im ‹Kursbuch› schrieb: «Wenn die intelligentesten Köpfe zwischen zwanzig und dreißig mehr auf ein Agitationsmodell geben als auf einen ‹experimentellen Text›; wenn sie lieber Faktographien benutzen als Schelmenromane; wenn sie darauf pfeifen, Belletristik zu machen und zu kaufen: Das sind freilich gute Zeichen. Aber sie müssen begriffen werden.» Diese kunstfeindliche Haltung hat die literarische Entwicklung für lange Zeit behindert, weil sie Literatur als bloßes ‹Überbau-Phänomen› und gesellschaftlich zweitrangig denunzierte – aber war das ‹Kursbuch› und sein Programm etwas anderes als eben: ein ‹Überbau-Phänomen›?

Jedenfalls traf das ‹Kursbuch› damals die Stimmung einer neuen Generation und trug sie in die 70er Jahre hinein: Es öffnete den Blick nicht nur für Mißstände im eigenen Land, sondern führte in gut recherchierten Aufsätzen und Dossiers in Probleme der Dritten Welt ein, die häufig genug zum Bezugspunkt des eigenen Handelns wurde: die Kulturrevolution Mao Tse-Tungs ebenso wie revolutionäre Bewegungen in Afrika, Südamerika, Asien. Die Vielfalt der Themen ist kaum zu fassen, die das ‹Kursbuch› durchaus auch kontrovers behandelt hat. Hier nur ein paar typische Titel jener Zeit: 1965: Dritte Welt; 1966: Neokolonialismus; 1967: Vermutungen über die Revolution. Kontroversen über den Protest; 1968: Revolution in Lateinamerika; Die Studenten und die Macht; Kritik der Zukunft; 1969: Kulturrevolution: Dialektik der Befreiung; Cuba; Kritik des Anarchismus; 1970: Nordamerikanische Zustände; 1971: Übergänge zum Sozialismus; Die Klassenkämpfe in Italien. Aber damals auch schon: Politisierung: Kritik und Selbstkritik.

Wollte man das ‹Kursbuch› hinsichtlich seiner Haltung knapp charakterisieren, könnte man dies mit drei Wörtern tun: Streitlust, theoretische Neugier, internationale Orientierung. Aber es war eine Zeitschrift für Intellektuelle, von Intellektuellen – zur Revolutionierung der *Massen* hat sie ebenso wenig beigetragen wie seinerzeit der ‹Ruf› zur Rundum-Erneuerung Deutschlands. Und doch hat es eine Entwicklung mit getragen und kommentierend begleitet, die zu einer neuen Bewußtheit in der deutschen Öffentlichkeit geführt hat: für das tätige Engagement an der Basis, wie es seit

Mitte der 70er Jahre in zahlreichen Bürgerinitiativen geprobt wurde, bis es zur Gründung der Grünen-Partei kam; für die Ökologie; für die Emanzipation der Frau; für das Verständnis der Dritten Welt. Das ‹Kursbuch› hat immer das Material geliefert, sich über die alternativen Möglichkeiten zum genormten Denken und Leben kontrovers zu informieren.

Enzensberger hat nach 40 Heften 1975 die Herausgeberschaft des ‹Kursbuchs› an Karl Markus Michel und Harald Wieser abgegeben, für Wieser kam Anfang der 80er Jahre Tilmann Spengler. Seine höchsten Auflagen hatte es in den 70er Jahren zu einer Zeit, als die 68er Protestbewegung zerfiel – es war für die sich verlaufenden Rebellen der letzte wichtige publizistische Orientierungspunkt und wurde nicht selten gelesen als Verhaltensanweisung und Lebenshilfe. Aber diese Zeiten sind nun auch schon wieder über zehn Jahre vorbei – inzwischen ist es, wie Heißenbüttel meint, «zu so etwas wie einem Fachorgan für alternative Thematik geworden». Aber das war es ja auf seine Weise schon immer – nur haben sich inzwischen die Zeiten geändert: Viele, die den Ideen der Revolte der 68er Generation gefolgt waren, delegierten ihre Hoffnung in den 70er Jahren, als die sozialliberale Koalition in der Bundesrepublik regierte, an die Sozialdemokratie; so reintegrierte die SPD zwar die wesentlichen Strömungen der alten außerparlamentarischen Opposition. Doch als die Euphorie des Machtwechsels vorbei war und Helmut Schmidt von Willy Brandt die Kanzlerschaft übernommen hatte, ertranken die Hoffnungen auf eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft bald in einem Gemisch aus Sachzwängen und Anpassungsstrategien; außerdem machte sich in der Bundesrepublik angesichts des wachsenden politischen Terrorismus der Gedanke einer ‹inneren Sicherheit› breit, die, zunehmend, Andersdenkende und für alternative Lebensvorstellungen Demonstrierende aus der politischen ‹Normalität› ausgrenzte und gar kriminalisierte. Die Sozialdemokratie verlor zunehmend jene einst jugendlichen, die sie früher gewonnen hatte, an Bürgerinitiativen, die Friedensbewegung und schließlich an die Grünen. Daß bei der Konstituierung des neuen Bundestages im Februar 1987 ein parlamentarischer Geschäftsführer der Kanzlerpartei CDU den 42 Abgeordneten der Grünen vom Podium entgegenrufen konnte: «Sie gehören nicht in dieses Parlament!» und dies nicht auf nennenswerte Empörung stieß, mag illustrieren, wie es um die politische Kultur in der Bundesrepublik steht, der die Intellektuellen, und mit ihnen das ‹Kursbuch›, einst zum Besseren verhelfen wollten.

Die alte Aufbruchsstimmung ist einer tiefgreifenden Resignation und einer Lähmung der intellektuellen Kräfte gewichen – es ist, als hätten sie weithin den Glauben an die verändernde Kraft der Vernunft verloren. An seine Stelle sind gleichermaßen Zukunftsängste und wirtschaftliche Saturiertheit getreten, und im Schwange sind Ideen, die das Ende der sich fortentwickelnden Moderne propagieren – angesagt ist das ‹posthistoire›, das der konservative Soziologe Helmut Schelsky schon 1964 so beschrieben hat: «Der technische Fortschritt und die biologische Entwicklung unter dem Druck des Industriesystems sind eingetreten in die unabsehbare Endlosigkeit, und daraus allein folgt der Zwang, die Epoche, in der wir leben, in ihrem wesentlichen Schwerpunkt als das *post-histoire* zu bezeichnen, als nachgeschichtliches Stadium, so wie es im echten Sinne ein vorgeschichtliches gab.»

Diesen Satz hatte 1966 Karl Markus Michel im ‹Kursbuch› noch als blanke Metaphysik zurückgewiesen. 20 Jahre später ist dieses ‹post-histoire› (oder wie es heute heißt: die Postmoderne) als Spruch oder Widerspruch in vielen intellektuellen Köpfen. Und schon 1978 folgte aufs ‹Kursbuch› eine andere Zeitschrift: das ‹Konkursbuch›, das mit diesen programmatischen Sätzen begann: «Nicht, daß der Konkurs noch bevorstände; wo heute noch Masse ist, ist nur noch Konkurs-Masse; was heute verwaltet wird, liegt in den Händen von Konkurs-Verwaltern. Einige davon versuchen die erbärmliche Restmasse, mit der sie hantieren, zum Explodieren zu bringen, daß wenigstens der Untergang programmiert und perfekt sei und uns nicht zufällig überrasche ... Nichts von ‹Irrationalismus›! – Nur: die tödliche (?) Erkrankung der Vernunft an den giftigen Pfeilen der Macht- und Einheits-Kategorien, die sie in die Welt schoß; die Vernunft als Selbstmörderin.»

Solches ‹Denken› hat gegenwärtig Konjunktur. Es antwortet mit dem Kehraus der Vernunft auf Verhältnisse, in denen technische Rationalisierungen ein Heer von Arbeitslosen produzieren, in denen Politiker mit ‹rationalen› Argumenten sich über lebensentscheidende Probleme hinweglügen (Aufrüstung, Atomenergieproduktion, Umweltzerstörung, Gentechnologie) und die deshalb einer vernünftigen Handhabung und Meisterung entgleiten. Aber in Wirklichkeit *antwortet* dieses postmoderne Denken nicht auf die zunehmend unübersichtlicher werdenden Verhältnisse unserer modernen Welt, sondern paßt sich ihnen fugenlos ein. Denn dieses Pseudo-Denken regrediert, es springt vor die Aufklärung zurück, so wie einst die Romantiker, klassik- und aufklärungsmü-

de, aufs Mittelalter zurückgriffen, um sich in poetologische und zugleich poetische Mystik selbstbefreiend zu versenken.

Die Vernunft aber ist gebunden an die Wirklichkeit. Indem wir sie fliehen, kommen wir den Problemen unserer Zeit, die uns durch machtbewußt taktierende Rationalität und technologische Rationalisierung auf den Leib gerückt sind, nicht bei. So schwierig es auch ist in dieser schnellebigen und den wechselnden Moden nachhastenden Zeit: Die Irrwege der Moderne sind nur zu korrigieren, wenn wir einer ihrer menschlichen Gründe *und* emotionalen Anteile stets bewußten Vernunft folgen, in Skepsis offen für die Strategien moderner Erkenntniswege. Es kann kein Zurück hinter die Aufklärung geben.

Zeitschriftenherausgeber, die dieser Maximen eingedenk sind, wissen, wie schwer ihr Geschäft heute ist. Denn diese Aufklärung, die sie betreiben, ist nicht billig zu haben – frei nach Brecht: Zu durchqueren sind die langen, langen Ebenen vernünftiger Überzeugungsarbeit, mühevoll, argumentativ, diskursiv.

ARNOLD HAUSER UND THEODOR W. ADORNO

Zeugnisse einer Freundschaft

Am Montag, dem 11. Januar 1954, hielt Arnold Hauser im Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt einen Vortrag über die ‹Ziele und Grenzen der Soziologie der Kunst›. Auf den Plakaten war eingeladen worden «zu einem Vortrag vom Verfasser des grundlegenden Werkes ‹Sozialgeschichte der Kunst und Literatur›». Es war 1933, zwei Jahre nach der englischen Ausgabe, im Verlag C. H. Beck erschienen.

Max Horkheimer, der Direktor des Instituts, hatte am 19. Dezember 1953 an Arnold Hauser nach London geschrieben: «Schon heute wünsche ich, daß Ihr Besuch in Frankfurt für Sie in jeder Weise angenehm verlaufen und den Wunsch nach regelmäßiger Verbindung hervorrufen wird.»

Die von Horkheimer gewünschte «regelmäßige Verbindung» stellte sich in der Tat her, vor allem zwischen Hauser und dem Kol-

legen Horkheimers: Theodor W. Adorno. Wie sehr dieser Hauser beeindruckte, zeigt der folgende Brief:

Dept. of Fine Art 17. Januar, 1954

Hochverehrter und lieber Freund:

Ich hoffe, daß Sie mir die Intimität der Ansprache nicht verübeln; ich bringe es aber nach den Stunden, die ich mit Ihnen in Frankfurt verbrachte, ganz einfach nicht über mich, Sie mit «Herr Professor» anzusprechen. Wenn ich Ihnen sage, daß Ihre persönliche Bekanntschaft alles bestätigte, was ich mir nach der Bekanntschaft mit Ihren Schriften in dieser Hinsicht nur versprechen konnte, so mögen Sie meine Gefühle nach meiner Ihnen bekannten Begeisterung für Ihre schriftstellerischen Leistungen beurteilen.

Ich möchte Ihnen so gern danken für das Vertrauen, das Verständnis, die großzügige Anerkennung, die spontane Hilfsbereitschaft, die Sie mir entgegenbrachten, ich finde aber wirklich keine entsprechenden Worte, und ich kann nur sagen, daß mir eine solche spontane und wohltuende Freundlichkeit nur selten im Leben widerfuhr.

Ich möchte Sie auch noch einmal bitten, Ihrer Gattin meinen Dank für die freundliche Aufnahme, die wertvollen Ratschläge bei der Verbesserung meines Textes und vor allem für ihre verbindliche Liebenswürdigkeit zu bestellen.

Mit der Versicherung aufrichtiger Zugetanheit bin ich Ihr

[Arnold Hauser]

Die «spontane Hilfsbereitschaft», für die sich Hauser bei Adorno bedankt, bezieht sich auf dessen Bemühungen, für Hauser eine Berufung an eine der Hochschulen der Bundesrepublik zu erwirken.

Schon am 26. Januar berichtete Adorno seinem «lieben Freund Hauser» von seinen Aktivitäten: Er habe Leopold v. Wiese gebeten, Hauser zum deutschen Soziologentag im Herbst 1954 als Korreferenten einzuladen zum Thema «Ideologieproblem». Adorno selbst werde das Hauptreferat halten: «Ich würde sehr raten, die Einladung anzunehmen, da das immerhin das Forum ist, auf dem in Deutschland die wichtigsten Kontakte zwischen den Soziologen hergestellt werden.» Ferner werde in Heidelberg der soziologische Lehrstuhl vakant, da Rüstow die Altersgrenze erreicht habe. Adorno, um eine Empfehlung gefragt, habe spontan an erster Stelle Hausers Namen genannt.

Daß Adornos Wort bei den Kollegen etwas galt, geht aus folgendem Brief Hausers hervor:

Dept. of Fine Art 30. Januar, 1954

Lieber Freund Adorno,

vielen Dank für Ihren freundlichen Brief mit den guten Nachrichten.

Von Professor Karl Löwith aus Heidelberg erhielt [ich] bereits gestern einen Brief, in welchem er mich bat, ihm meinen Lebenslauf mitzuteilen und ein Exemplar meines Buches zuzusenden. Dies ist inzwischen geschehen. Ich freue mich selbstverständlich sehr über die Möglichkeit einer solchen Berufung, weil ich sie für ein Symptom der Wirkung meines Buches nehme, ich brauche Ihnen aber wohl kaum zu sagen, daß mir eine Berufung nach Frankfurt nach wie vor hundertmal lieber wäre als jede andere Kombination. Ich danke Ihnen aber mit unendlicher Verbundenheit, daß Sie mich nach Heidelberg empfohlen haben.

Die Einladung zum Soziologentag ist nicht weniger erfreulich, und dabei ihr Korreferent zu sein gibt der Sache einen besonderen Reiz. Ich werde die Einladung selbstverständlich mit Dankbarkeit annehmen.

Anbei sende ich Ihnen Ihren Aufsatz LYRIK UND GESELLSCHAFT mit Dank zurück. Ich las diese Arbeit sowie auch die über Veblen, Valèry und Kafka mit viel Vergnügen und Nutzen. Am liebsten ist mir aber der Essay über Kafka; das ist bei weitem das beste, was über Kafka je geschrieben wurde. Ihre Arbeiten werden von Veröffentlichung zu Veröffentlichung immer fesselnder. Ich glaube, daß Sie jetzt bei einer sehr glücklichen Entwicklungsstufe angelangt sind, die Sie nach Möglichkeit ausnützen müßten.

Ich freue mich so, daß mit all diesen neuen Möglichkeiten das Wiedersehen in wirklich greifbare Nähe gerückt ist.

Bitte grüßen Sie Ihre Gattin und Professor Horkheimer von mir.

Mit herzlichen Grüßen Ihr [Arnold Hauser]

Enttäuschungen blieben jedoch nicht aus. Am 18. März 1954 teilte Adorno dem Freund mit, die Dinge in Frankfurt seien nicht so gelaufen, wie sie sollten. «Die kultursoziologische Professur war eine constructio ad hominem, und als der Mann, der dafür in Aussicht genommen war, längst ehe Ihr Name fiel, ablehnte, wurde der Sonderetat, der dafür vorgesehen war, nicht bewilligt.» Um so wichtiger sei es für Adorno zu erfahren, was sich in Bonn, in

Göttingen und in Heidelberg tue und ob Hauser zum Soziologentag eingeladen worden sei. Hauser antwortete postwendend:

6 Cornwall Mansions,
Cremorne Rd., S.W.10 London, 23. 3. 1954

Lieber Freund,

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren liebenswürdigen Brief. Ich bin natürlich wegen der Entwicklung der Dinge in Frankfurt sehr traurig, ich bin aber leider vom Schicksal nicht so verwöhnt, daß ich darüber sehr überrascht wäre. Ich danke Ihnen und Herrn Professor Horkheimer jedenfalls für Ihre freundlichen Bemühungen.

Von Heidelberg habe ich seit Prof. Löwiths erstem und einzigem Brief weiter nichts gehört. Von Prof. Rothacker erhielt ich zwar seit meiner Rückkehr aus Deutschland einen sehr netten Brief, aber ohne jeden konkreten Vorschlag. Von Tübingen weiß ich überhaupt nichts, und es ist mir ein Rätsel, wie Sie auf die Nennung dieser Universität kommen.

Von Prof. v. Wiese erhielt ich eine offizielle Einladung zum Referat am Soziologentag und gestern einen weiteren Brief, in dem er mir mitteilt, daß nun auch der letzte Referent zugesagt habe und er in den nächsten Tagen die Gesamtlisten zu versenden vorhabe.

Vielen Dank für Ihre freundliche Bereitschaft, mir Ihr Referat im voraus zukommen zu lassen, das wird mir bei der Abfassung meines eigenen Referats sicher von großem Nutzen sein.

Es freut mich sehr zu hören, daß Sie an Ihrem Husserlbuch arbeiten. Ich erinnere mich sehr gut an Ihren Husserl-Aufsatz im Journal of Philosophy. Erschien er nicht um 1940? – Er war ausgezeichnet, und ich bin sicher, daß was Sie jetzt schreiben noch besser ist.

Ich schreibe jetzt an meinem großen Aufsatz über Psychoanalyse und Kunst. Ich hoffte, daß ich diese Arbeit wieder deutsch schreiben werde, wie aber die Dinge einmal stehen, scheint es mir ratsamer, englisch zu schreiben.

Allmählich muß ich an mein Referat über den Ideologiebegriff denken, dessen Vorbereitung sicher ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Ich möchte das Problem hauptsächlich im Zusammenhang mit der Kunst behandeln.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr Ihnen treu ergebener [Arnold Hauser]

Ich bedauere sehr, daß Sie durch die Abwesenheit von Herrn Horkheimer mit den Obliegenheiten des Instituts noch mehr belastet sind.

Wie geht es Ihrer Frau? Herzliche Grüße und Handkuß.

Die Freunde ließen sich jedoch nicht entmutigen. Unter dem 18. Juni 1954 berichtete Adorno, Plessner werde sicherlich nicht in Göttingen bleiben: «Es wäre besonders wichtig, wenn man dafür sorgte, daß *alle* in Betracht Kommenden wissen, daß Sie zu verhandeln bereit wären.» In Heidelberg sei er bereits in diesem Sinne tätig gewesen, beim Soziologentag werde man das fortsetzen. René König, der von Köln weg tendiere, werde sicher behilflich sein, «und ich hielte es für durchaus denkbar, daß Sie sein Nachfolger würden». Adorno selbst habe unterdessen einen Ruf auf das eine philosophische Ordinariat in Berlin angeboten bekommen, «was immerhin beweist, daß unsereiner in der Welt doch nicht ganz vergessen ist».

Hausers Antwortbrief spiegelt zunächst die finanzielle Situation eines freien Schriftstellers ungarischer Herkunft, der deutsch schreibt und dessen Bücher bisher zuerst auf Englisch erschienen sind. Seine abschließende Bemerkung, er werde «nur eine sehr gute» akademische «Position annehmen», scheint die Gepflogenheiten an den deutschen Universitäten zu verkennen: Bei ihnen gehörte eine akademische Laufbahn in der Regel noch immer zu den Voraussetzungen einer Berufung. Hauser war jedoch erst seit 1951 «Lecturer» für Kunstgeschichte an der Universität Leeds mit einem Gehalt, von dem er kaum leben konnte.

6 Cornwall Mansions,
Cremorne Rd., S.W.10 London, 24. Juni, 54

Lieber Freund,

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief. Ich freue mich, daß Sie meinen Frankfurter Vortrag schon in der ersten Nummer Ihrer Zeitschrift bringen, und ich würde mich auch sehr freuen, wenn – infolge der erwähnten Fusion – mein Kongreßvortrag ebenfalls bei Ihnen erscheinen könnte. Ich habe noch nicht einmal begonnen, an diesem Vortrag zu arbeiten; sobald er fertig wird, übersende ich ihn Ihnen unverzüglich.

Was die Arbeit über Psychoanalyse und Kunst betrifft, ist die Sache vorläufig ziemlich kompliziert. Ich möchte sie nicht deutsch publizieren, bevor sie in Englisch erscheint (womöglich in Ameri-

ka). Für die deutsche Fassung habe ich ein Angebot von RM 2100.–, vorausgesetzt, daß der Aufsatz (der übrigens 80–90 Druckseiten lang werden wird) für den betreffenden Zweck (in einer Serie) entspricht. Auch der Merkur interessiert sich für den Aufsatz. Auf die RM 2100.– könnte ich natürlich nicht verzichten, wenn aber aus dieser Sache nichts wird, sprechen wir im Herbst über die Veröffentlichung in Ihrer Zeitschrift.

Über «meine akademischen Angelegenheiten» kann ich nichts Neues berichten. Nach dem Kongreß im Herbst werden wir vielleicht mehr darüber wissen. Jetzt, nach der ersten Enttäuschung, das heißt, nachdem ich mich an den Gedanken gewöhnt habe, daß aus der Sache nichts wird, würde ich nur eine sehr gute Position annehmen.

Ich freue mich über den an Sie ergangenen Ruf nach Berlin sehr, – es ist doch ein sehr erfreuliches Symptom.

Den Text meines Frankfurter Vortrags finden Sie anbei.

Mit den herzlichsten Grüßen von Ihrem [Arnold Hauser]

Wie in Sorge um Hauser antwortete Adorno schon vier Tage später, am 28. Juni 1954, und deutete an: Wenn man geschickt operiere, könnte man seinen Ruf nach Berlin auf Hauser umdirigieren.

Tatsächlich schrieb er am 13. Juli 1954 an Wilhelm Weischedel, Philosophische Fakultät der Freien Universität Berlin, und wies mit allem Nachdruck auf Arnold Hauser hin: Die ‹Sozialgeschichte der Kunst und Literatur› scheine Adorno nicht nur epochemachend auf ihrem Spezialgebiet, sondern überhaupt eines der wichtigsten Bücher, die in unserer Zeit im ganzen kulturwissenschaftlichen Umkreis publiziert worden seien – die Verbindung eines großen synthetischen Zuges, wie ihn die Gelehrtengeneration Harnacks und Troeltschs noch gekannt habe, mit der ganzen verantwortlichen Detailforschung, die heute geboten sei –, überdies soziologisch ebenso zuständig wie kultur- und literarhistorisch. Adornos Hinweises würde es angesichts des außerordentlichen Erfolges, den das Werk auch in Deutschland erzielte, kaum bedürfen, wenn nur überhaupt bekannt wäre, daß Arnold Hauser zur Verfügung stehe. Das sei aber der Fall. Er habe zwar eine Professur in Leeds inne, aber Adorno zweifle nicht daran, daß er einem Ruf nach Deutschland, der ihm eine wirklich angemessene Position biete, folgen würde, denn Hauser sei viel zu tief mit der deutschen Philosophie und Wissenschaft verwachsen, um in England sich wirklich

auf die Dauer wohlzufühlen. Hauser sei, von allem anderen abgesehen, auch ein vorzüglicher Sprecher, sicherlich durch die Intensität seines Wesens zum Lehrer prädestiniert, und ein warmherziger, richtiger, unverbogener und freier Mensch. Adorno wüßte sich nichts Schöneres, als Hauser unter den Bedingungen nach Deutschland zu bringen, die sich ihm in Berlin zweifellos eröffnen würden.



Arnold Hauser

Hauser, dem Adorno einen Durchschlag seines Schreibens an Professor Weischedel geschickt hatte, war überwältigt und schrieb dem Freund:

6 Cornwall Mansions,
Cremorne Rd., S.W. 10 — London, 16. Juli, 54

Lieber Freund,

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre unerhörte Liebenswürdigkeit und Freundschaft danken soll.

Ihr Brief an Professor Weischedel ist geradezu rührend. Ein Bruder könnte ihn nicht schöner schreiben. Ich würde einer Berufung nach Berlin natürlich gern folgen, obwohl ich nach Frankfurt noch immer lieber ginge, vor allem, wie Sie wohl wissen, wegen Ihrer Person.

Was Sie mir über den Eindruck meines Buches bei einem genaueren Studium schreiben, ist so schmeichelhaft, daß ich meinen Augen beim Lesen Ihres Briefes nicht glauben wollte. Vielen, vielen Dank. Sie wissen gar nicht, was mir ein solches Lob gerade von Ihnen bedeutet. Wenn mir das jemand noch vor einem Jahr gesagt hätte, daß der von mir seit Jahren so hochgeschätzte Adorno mit meinem Buch so einverstanden sein wird! Aber seien Sie unbesorgt, ich werde nicht überheblich; ich weiß, was ich der für mich so schmeichelhaften Affinität unseres Denkens dabei zu verdanken habe.

Noch einmal tausend Dank und die herzlichsten Grüße von Ihrem [Arnold Hauser]

Hausers Reaktion war nicht übertrieben. Sie bezog sich nicht nur auf Adornos Charakterisierung von Werk und Persönlichkeit Hausers gegenüber Weischedel, sondern auch auf folgenden Passus in dem Brief Adornos vom 13. Juli 1954: «Ich bin jetzt ganz versunken in Ihr Buch, das ich ja in der Zeitschrift anzeigen will, und um das zu tun, eigne ich es mir ganz und gar zu. So begeistert bin ich davon, daß ich kaum Worte dafür finde, und werde das auch zum Ausdruck bringen. Daß in der heutigen Situation so etwas noch möglich ist, grenzt wirklich ans Wunderbare, und Sie haben einen Maßstab gesetzt, dem sich kein verantwortlich Denkender und Wahrhaftiger wird entziehen dürfen.»

Nach den Unterlagen im Nachlaß Arnold Hausers setzen die Freunde ihren Briefwechsel bis 1959 fort. Eine Berufung Hausers an eine deutsche Hochschule kam nicht zustande. Hauser blieb in London, schrieb noch die ‹Methoden moderner Kunstbetrachtung› (früher: ‹Philosophie der Kunstgeschichte›), 1958, ‹Der Ursprung der modernen Kunst und Literatur› (früher: ‹Der Manierismus›), 1964, und die ‹Soziologie der Kunst›, 1974. 1977 kehrte er nach Ungarn zurück und wurde Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er starb 1978 in Budapest.

Aus dem Arnold Hauser-Archiv, erarbeitet von Günther Schiwy

ALBERT SCHWEITZER
UND
HEINRICH BECK

Die atomare Bedrohung

Aus dem Briefwechsel 1957–1959

Am 23. April 1957 hatte Radio Oslo einen ‹Appell an die Menschheit›[1] von Albert Schweitzer gesendet. Daraufhin schrieb sein Verleger Heinrich Beck nach Lambarene in Gabun, Französisch Äquatorialafrika:

8. Mai 1957

Lieber, hochverehrter Herr Schweitzer!

Mit großer Anteilnahme an der von Ihnen vertretenen Sache habe ich Ihren Aufruf über die Atombombenversuche gelesen. Die psychologische Wirkung Ihres Aufrufs war in Deutschland sehr stark. Zu meinem Erstaunen habe ich gehört, daß die Rundfunkgesellschaften in Frankreich und England Ihren Aufruf nicht weitergesendet haben. Dessen ungeachtet wird er auch dort von der Presse abgedruckt und auf diese Weise nachhaltiger zur allgemeinen Kenntnis gebracht worden sein, als es durch das gesprochene Wort möglich ist. Gerade die geistige Schicht der Bevölkerung hat ja meistens gar nicht die Zeit, sich um Rundfunksendungen zu bekümmern.

Nachdem Sie mit diesem starken Appell an die gesamte Welt in der Frage der Atomwaffen hervorgetreten sind, möchte ich Ihnen doch gern über Günsbach ein Buch zusenden, das bei mir an Weihnachten erschienen ist. Es ist unter dem Pseudonym Günther Anders erschienen und stammt von dem Sohn des Psychologen William Stern, früher Professor in Breslau, der Ihnen wohl aus den Jahren Ihrer Jugend in Erinnerung ist. Das Buch führt den Titel ‹Die Antiquiertheit des Menschen›[2] und behandelt in einer zwar überpointierten, aber dafür umso geistreicheren Form die Gefahren unserer kulturellen Lage, die durch die Entwicklung der Technik heraufbeschworen worden sind. Im Schlußkapitel, ganz besonders auf den Seiten 307–308, wird auch die Atombombe abgehandelt, zwar nicht mit dem ins einzelne gehenden naturwissenschaftlich-medizinischen Details,[3] die Ihren Appell so besonders fesselnd machten, aber in umso lapidarerer Form, was die Gesamtbedrohung

der Menschheit betrifft. Vielleicht finden Sie trotz Ihrer großen Beanspruchung einmal Zeit, in dieses Buch hineinzusehen. [...]

Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich Ihr ergebener

[Heinrich Beck]

Am 17. Mai 1957 bedankte sich Albert Schweitzer für den Brief vom 8. Mai. Der Tod einer wichtigen Mitarbeiterin und der Weggang eines Oberarztes hätten Schweitzer genötigt, «den Betrieb meines immer noch größer werdenden Spitals wieder ganz in der Hand zu haben, mit allem, was es an Arbeit, Verantwortung und Schreibereien mit sich bringt. [...] Und dann kommen noch Extraarbeiten, wie das Ausarbeiten einer Radiosendung über die Gefahr weiterer Versuche mit Atombomben als zusätzliche Arbeit hinzu. Aber dieser Anforderung konnte ich mich nicht entziehen, weil ich ja als Nobel-Friedenspreis-Träger das parlamentarische Nobelkomitee und Radio Oslo in Anspruch nehmen konnte, um von neutraler Stelle aus *ungehemmt* und mit einem weitgehenden Wirkungskreis zu reden und meine Überzeugung zu vertreten, daß das Problem gewürdigt und gelöst werden kann, nur wenn eine öffentliche Meinung zur Ausbildung kommt, allerortens, die sich der Gefahr weiterer Atombombenversuche bewußt ist.» Das Buch von Anders wolle er gerne entgegennehmen. «Es wird mir gut tun, etwas Überpointiertes zu lesen. Da komme ich blödes altes Vernunftwesen in Trab.»

Im geschäftlichen Teil des Briefes bietet er Beck die Osloer Rede an.

Am 22. Mai bittet Dr. Beck um einen authentischen Text der Rede und fragt, welchen Titel sie tragen solle. In Anlehnung an die Überschrift in der Frankfurter Allgemeinen schlägt er vor: ‹Die Atomgefahr, in der wir heute leben.› Am 13. August wiederholt er seine Bitte.

Im Herbst 1957 reiste Schweitzer nach Europa und besuchte Anfang Oktober die Frankfurter Buchmesse. Wegen des Todes seiner Frau im Sommer war er mit der Regelung von Erbschaftsangelegenheiten beschäftigt. Er entschuldigte sich am 14. Oktober aus Günsbach/Elsaß für das Ausbleiben des Manuskripts: «Was meine Rede über die Gefahr der Atombomben-Versuche betrifft, so war ich daran, die Niederschrift des definitiven Textes zu unternehmen, als ich den Finger brach. Nun muß ich noch einige Tage warten, bis ich es unternehmen kann. Aber es wird hoffentlich bald möglich sein, daß ich es der Hand zumute.»

Offenbar kam Albert Schweitzer jedoch im Herbst 1957 nicht mehr dazu, einen authentischen Text für den Verlag zu erarbeiten, denn am 9. November 1957 und am 4. Februar 1958 erkundigte sich Heinrich Beck noch einmal nach dem Manuskript der Osloer Rede.[4]

Im Frühjahr 1958 bot Albert Schweitzer dem Verlag stattdessen in einem Brief[5] eine neue Veröffentlichung an:

6. 5. 58

Lieber Dr. Beck.

Bitte diesen Brief als ganz vertraulich behandeln. [. . .] Ich stehe ja seit Monaten in dem Kampfe für das Aufhören der Versuchsexplosionen und den Verzicht auf Atomwaffen. Ich bin ständig auf dem Laufenden, was in dieser Hinsicht in England, Deutschland,



Albert Schweitzer

den europäischen Ländern und Amerika vor sich geht ... Nun hat man mich gebeten, drei Appelle von je 20 Minuten Radio [zu verfassen]: Gesamttitel: Friede oder Atomkrieg. 1. Appell: Der Verzicht auf Versuchsexplosionen. 2. Appell: Die Gefahr des Atomkrieges. 3. Appell: Verhandlungen auf höchsten Ebenen. Man urteilt, daß die 3 Appelle sehr gründlich und interessant sind, manche neuen Gesichtspunkte geltend machen. Wollen Sie sie alsbald zum Veröffentlichen in einem Volksbändchen, ganz einfach ausgestattet und billig?

Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß die Stellung, die ich in den Atomfragen einnehme, nicht den europäischen Regierungen genehm ist. Ich warne davor, daß die Atomwaffen, die Amerika und die Nato den europäischen Völkern aufdrängen, Europa zum Kriegsschauplatz des kommenden Atomkrieges zwischen Amerika und der Sowjetunion machen werden, und äußere die Meinung, daß die europäischen Staaten nicht mehr weiter von Amerika sich bevormunden lassen sollen. Die militärische Präsenz Amerikas in Europa ist eine Folge der beiden Kriege. Sie ist aber nicht etwas, was in alle kommenden Zeiten übernommen werden soll, besonders bei der jetzt zwischen Amerika und der Sowjetunion bestehenden Rivalität in Atomwaffen. Das sollen die beiden auf Ihrem Boden auskämpfen, aber nicht auf dem europäischen. Amerika will für einen Atomkrieg gewappnet sein, den es zur Erhaltung der Freiheit der nicht kommunistischen Welt führen wird. Da machen wir nicht mit, das wäre Vernichtung Europas. Wir, das geeinte Europa, machen da nicht mit. Wir wollen und brauchen nicht durch einen von Amerika auf unserem Boden geführten Atomkrieg befreit werden. Wir emanzipieren uns von Amerika, das in der Frage des Verzichtes auf Atomwaffen nicht mitmachen will. Das wird alles lieb und freundlich gesagt. Aber durch die Veröffentlichung dieser 3 Appelle werden Sie sich die Gunst der deutschen Regierung, die von der Nato in unbedachter Weise Atomwaffen angenommen hat und noch annehmen will, nicht ererben. Also muß ich Sie darauf aufmerksam machen. Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Veröffentlichung der drei Vorträge anzubieten. Sie verletzen mich nicht, wenn Sie ablehnen. Ich finde schon Verleger. [...]

Herzlich Ihr ergebener Albert Schweitzer

In dem Brief stellt er noch die Bedingung, daß die drei Appelle keineswegs vor ihrer Aussendung über Radio Oslo verbreitet wer-

den dürften. Nachdem Dr. Beck zugestimmt hat, die Appelle zu verlegen, erläutert Albert Schweitzer in seinem Brief vom 13. April 1958 noch einmal, wie sich ihm die politische Lage darstelle.

13. 4. 58

Lieber Herr Beck.

Tausend Dank für Ihre Bereitwilligkeit, mit mir in den Kampf gegen Atomwaffen einzutreten. Die Lage ist nämlich viel ernster als die Leute es ahnen. Die Sowjets werden sich die Einkreisung mit Raketenrampen nicht gefallen lassen, und wir haben wirklich kein Interesse daran, daß Europa Schlachtfeld für einen Atomkrieg zwischen Amerika und Rußland wird, wenn man sich vorzustellen wagt, was ein Atomkrieg, mit den neuesten Atomwaffen geführt, wirklich ist. Da gibt es keinen Luftschutz mehr. Auf das Abenteuer, in das uns die Natogeneräle, sich als unsere Herren gebärdend, hineinführen wollen, lassen wir uns nicht ein. Wenn Amerika und Rußland einen Atomkrieg ausfechten wollen, sollen sie es auf dem Ozean und ihrem eigenen Boden tun. [...]

Herzlich Ihr ergebener Albert Schweitzer

Am 23. April 1958 schreibt Dr. Beck an Albert Schweitzer, er habe das Manuskript wie vereinbart erhalten. Schweitzer antwortet umgehend, ein Zeichen, wie sehr ihn die atomare Bedrohung in Atem hält. Erstmals erwähnt er das Argument, die Atomwaffen verstießen gegen das Völkerrecht.

1. Mai 58

Lieber Herr Beck.

Tausend Dank für Ihre Briefe. Ich bin so erfreut und dankbar, daß Sie die drei Reden veröffentlichen. Ich hatte zuerst gar nicht den Mut, es Ihnen anzubieten. Ich dachte, es sei unter der Würde eines Verlages wie des Ihren, sich mit der Veröffentlichung solcher Gelegenheitsreden abzugeben. Daß Sie mit der Tendenz einverstanden sind, macht die Sache noch schöner. Die Sache eilt. Wenn noch weitere Versuchsexplosionen gemacht werden, wie in den letzten Monaten, ist die Menschheit in 6 bis 8 Jahren schon durch diese alleine in einer furchtbaren Lage. Schon so wie so wird es auf Grund der bisherigen dann nicht schön um sie stehen. Sie und Ihr Verlag helfen also mit, die Menschheit aus Ihrem Dahindösen aufzuwecken. Sie helfen auch, daß wir in Europa die Bevormundung durch die Natogeneräle nicht mehr als etwas Selbstverständliches

ansehen, sondern als etwas ganz Merkwürdiges. Das mußte einmal ausgesprochen werden, wie auch, daß die militärische Präsenz von Amerika in Europa für uns, wie die Dinge jetzt auf Grund der Raketengeschosse liegen, nicht einen Schutz, sondern eine furchtbare Gefahr bedeuten. Auch das Argument, daß die Atomwaffen gegen das Völkerrecht sind, muß zu seinem Rechte kommen, denn es enthält die Lösung der Frage der Atomwaffen. Eine andere gibt es nicht.

Und da hilft der Verlag C. H. Beck mit, den Leuten das in den Schädel einzuhämmern ...

Wer hätte gedacht als der liebe Albers das Manuskript der Kulturphilosophie aus den Händen Frau Martins nahm,[6] daß der Verlag und ich einmal miteinander in die politische Arena steigen würden ... [...]

Also dank für alles. Herzlich Ihr ergebener Albert Schweitzer

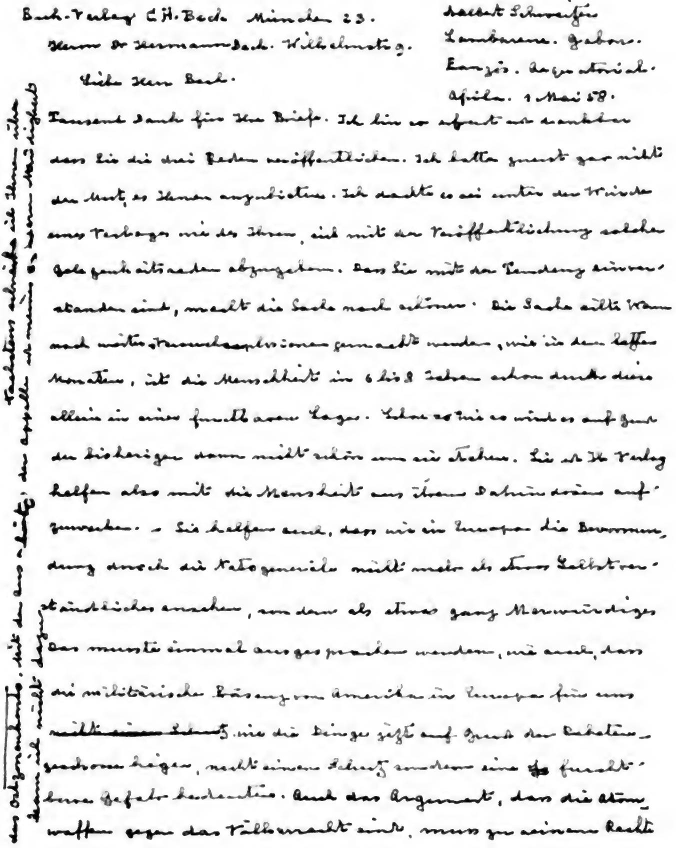
Am 6. Mai 1958 gibt Dr. Beck Albert Schweitzer vom Erscheinen der Appelle[7] in Deutschland am 2. Mai Nachricht: Die deutschen Zeitungen hätten jedoch bereits einige Tage zuvor auf der Grundlage des japanischen Textes, der einige Tage früher veröffentlicht worden war, den Appell in gekürzter Fassung bekannt gemacht.

Gut ein halbes Jahr später kommt Albert Schweitzer wieder auf seinen Kampf gegen die Atomrüstung zu sprechen und geht näher auf das Völkerrechts-Argument sowie auf die ökologischen Folgen der Atombomben-Versuche ein.

6. 1. 59

Lieber Herr Verleger.

[...] Ihnen habe ich in Gedanken mehrmals geschrieben, weil ich Ihnen so dankbar bin, daß Sie ‹Friede oder Atomkrieg› herausgebracht haben. Das war für die Sache, für die ich eintrete, von großer Bedeutung. Ich hoffe, daß Sie genügend Exemplare abgesetzt haben, um die Kosten zu decken. Ich glaube, daß auch in der deutschen Presse je mehr und mehr alles, was die Atomfrage angeht, so viel als möglich tot geschwiegen wird. [...] Und das Argument, daß die Atom- und Kernwaffen gegen das Völkerrecht sind, fängt auch an bekannt zu werden. Dieses Argument geltend zu machen, war der Hauptgrund meiner 3 Oslo-Appelle. Eigentlich wäre es die Aufgabe der Juristen gewesen, auf es aufmerksam zu machen. Sie fühlten sich aber nicht dazu berufen. Nun, da die



Beck-Verlag C.H. Beck München 23.
Herrn Dr Heinrich Beck. Wilhelmstr. 9.

Albert Schweitzer
Lambarene. Gabon.
Französ. Aequatorial-Afrika. 1 Mai 58.

Lieber Herr Beck.

Tausend Dank für Ihren Brief. Ich bin so erfreut und dankbar dass Sie die drei Reden veröffentlichen. Ich hatte zuerst gar nicht den Mut, es Ihnen anzubieten. Ich dachte es sei unter der Würde eines Verlages wie des Ihren, sich mit der Veröffentlichung solcher Gelegenheitsreden abzugeben. Dass Sie mit der Tendenz einverstanden sind, macht die Sache noch schöner. Die Sache selbst: Wenn noch weitere Atomexplosionen gemacht werden, wie in den letzten Monaten, ist die Menschheit in 6 bis 8 Jahren schon durch diese allein in einer furchtbaren Lage. Schon so wie es wird es auf Grund der bisherigen wohl nicht schön um sie stehen. Sie und Ihr Verlag helfen also mit die Menschheit aus ihrem Dahindösen aufzuwecken. – Sie helfen auch, dass wir in Europa die Bewaffnung durch die Atomgeschütze nicht mehr als etwas Selbstverständliches ansehen, sondern als etwas ganz Merkwürdiges. Das musste einmal ausgesprochen werden, wie auch, dass die militärische Besatzung von Amerika in Europa für uns ~~nicht einen Schutz~~ wie die Dinge jetzt auf Grund der Raketengeschosse liegen, nicht einen Schutz sondern eine furchtbare Gefahr bedeutet. Auch das Argument, dass die Atomwaffen gegen das Völkerrecht sind, muss zu seinem Recht

Brief Albert Schweitzers an Heinrich Beck

Frage aufgeworfen ist, können sie nicht umhin, sich dazu zu äußern. Da ist es nun interessant, daß im ‹Hochland› (Kösel Verlag München) der Professor der juristischen Fakultät der Universität Münster in Westfalen Dr. Karl Peters in einer juristischen Studie ‹Probleme der Atomaufrüstung› zum Schlusse kommt, daß Atom- und Nuklearwaffen gegen das Völkerrecht verstoßen! (Oktoberheft 58. Seite 11 bis 25). [...] Mit diesem Argument ist der Kampf

gegen die Existenz der Atomwaffen zu führen. Diese Erkenntnis muß sich in der öffentlichen Meinung allerortens durchsetzen.

Der Verzicht auf die Versuchsexplosionen scheint jetzt gesichert zu sein. Die östlichen und westlichen Wissenschaftler in Genf sind darüber einig – Und Dulles und Eisenhower wissen, daß sie gegen die öffentliche Meinung, die auch in USA emporgekommen ist, auf die Dauer nichts machen können. Wenn die militärischen Abenteuer von Dulles im Mittleren Osten und in Quemoy nicht dazwischen gekommen wären, wär die Sache schon längst perfect! Was die Verheerungen sind, die die Versuche mit den großen Bomben im Laufe von 1958 angerichtet haben, wagt man nicht zu ermessen und nicht auszudenken. Die atmosphärischen Katastrophen mit Orkanen und sintflutartigem Regen, die sich jetzt überall auf der nördlichen Halbkugel ereignen, geben Zeugnis davon, obwohl die Meteorologen noch keine obrigkeitliche Erlaubnis haben, es auch einzugestehen und es auszusprechen, und sich darum in Schweigen hüllen. – Mit besten Wünschen für 1959 für Sie, Ihre Familie und den Verlag Ihr ergebener Albert Schweitzer

In seinem Antwortschreiben gratuliert Dr. Beck Albert Schweitzer zunächst zu dessen vierundachtzigstem Geburtstag. Schweitzers Bedenken, die Appelle verkauften sich schlecht, zerstreut er mit einigen Auflagenzahlen, an die er allgemeine Überlegungen anschließt. Noch einmal erwähnt er Günther Anders.[8]

12. Januar 1959

Lieber, hochverehrter Herr Schweitzer!

[...] Ihre Broschüre ‹Friede oder Atomkrieg› ist in einer ersten Auflage von 11000 und in einer zweiten Auflage von 10000 Exemplaren gedruckt worden. Im ganzen sind jetzt 18152 Exemplare verkauft. 496 Exemplare wurden als Rezensions- und Freiexemplare verbraucht. Ich hoffe, daß diese Zahlen Sie einigermaßen zufriedenstellen. Man hätte sich eine noch größere Verbreitung wünschen mögen, aber nachdem so viel über Ihren Appell gegen die Atomwaffe in der Zeitung gestanden hatte, glaubten viele Menschen, daß ihnen das Wesentliche Ihrer Gedanken bekannt sei. Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit sind ja ein Hauptmangel unserer Zeit. Man darf aber wohl gar nicht so weit gehen, zu sagen, daß sich die weiten Kreise des Volkes in dieser Frage so sehr oberflächlich zeigten. Die Sorge wegen der Atomgefahr hat sich schon sehr in alle Gemüter eingefressen. Gleichzeitig herrscht aber natür-

lich auch das Gefühl einer großen Hilflosigkeit. Wir fühlen uns ja in allen weltpolitischen Fragen auf ein totes Geleis geschoben. Daß wir kein entscheidendes Wort mitzusprechen haben, muß uns vielfach geradezu zum Trost dienen.

Wie Sie wissen, habe ich in meinem Verlag noch einen leidenschaftlichen Kämpfer gegen die Atombombe in Dr. Günther Anders. Er hat ein Buch in meinem Verlag erscheinen lassen mit dem Titel ‹Die Antiquiertheit des Menschen›, das ich Ihnen im Mai 1957 über Günsbach geschickt habe. Sie werden keine Zeit gehabt haben, hineinzusehen. Er hat mich nun gebeten, Ihnen den beiliegenden Abdruck aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu schicken: ‹Gebote des Atomzeitalters›. Vielleicht finden Sie die Zeit, hineinzusehen.

Von der Regierung Adenauer kann man freilich keine Unterstützung Ihres Anliegens erwarten. Sie stellt sich so unbedingt hinter die Politik Amerikas, daß ihr auch in solchen Fragen keine eigene Meinung bleibt. Eine Sache, die mir schon recht schlimm erscheint, ist ein Propagandablatt, das die Regierung anläßlich der letzten Wahlen verbreitet hat. Es ist mir erst kürzlich durch einen Zufall in die Hand gekommen. Auf diesem Blatt findet sich groß Ihr Bildnis und Ihr Name, und es folgen einige Sätze aus Ihrer Rundfunkrede vom Frühjahr 1958, die den Anschein erwecken könnten, als ob Sie sich auch in der Frage des Atomkriegs im Einverständnis mit der Politik der Bundesregierung befänden. Würde es sich nicht um eine Maßnahme der Regierung handeln, so hätte man wohl alle Chancen, bei einem gerichtlichen Verfahren eine Verurteilung dieses Vorgehens zu erlangen. Ich mag Ihnen das Blatt nicht zusenden, denn es wirft ein zu unerfreuliches Licht auf die modernen Methoden der Politik und der Propaganda. [...]

Ihr ergebener [Heinrich Beck]

Auch später korrespondierten Albert Schweitzer und Dr. Beck noch über politische Fragen, vor allem über die atomare Bedrohung. Hoffnung und Skepsis wechselten bei Schweitzer ab. Sicher erschien ihm, daß die Regierungen nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung von der Atomrüstung ablassen würden.

Anläßlich des zweihundertjährigen Jubiläums des Verlages erschien 1963 eine Festschrift, in der Heinrich Beck schildert, wie Albert Schweitzer Autor seines Verlages geworden war.[9] Er konnte dazu auf einen Brief Schweitzers zurückgreifen, den dieser ihm

am 29. Mai 1962 während einer Nachtwache in Lambarene geschrieben hatte.

Zunächst bittet Schweitzer um Entschuldigung, nicht früher geschrieben zu haben. Die zunehmende Arbeit im Hospital und die wachsende Korrespondenz machten sein Leben immer schwerer.

29. 5. 62

Lieber Herr Verleger.

[...] Und in diesem Zustande erlebe ich das Wunderbare, daß die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben ihren Weg in der Welt zu machen beginnt und dem Humanitätsideal und damit einer neuen Kultur den Weg bahnt. Dies erfahre ich aus Briefen, die ich aus aller Welt empfange.

Und da muß ich immer an Ihren Verlag denken, der ‹Verfall und Wiederaufbau der Kultur› und ‹Kultur und Ethik› veröffentlicht hat und die Kultur des Humanitätsideals bekannt machte. Als ich aus Afrika zurückgekehrt war, fand ich in Europa das Buch Spenglers über Kultur in allen Händen. An seiner Genialität berauschte sich die ganze Welt. Wie sollte dann mein Werk über Kultur, das in alten Bahnen wanderte und den Menschen zumutete, noch bräver zu werden als bisher, sich ans Tageslicht wagen? Ich wagte nicht, es meinen bisherigen Verlegern anzubieten. Ich dachte, es müßten Jahre vergehen, bis ich dies tun könnte.

Da sollte Frau Martin zu einer Freundin nach München fahren und sagt mir in ihrer ländlichen Unschuld, daß sie das Manuskript mitnehmen wollte, um einen Verleger in München zu suchen. Um sie nicht zu betrüben, gab ich ihr das Manuskript. Die Freundin in München war mit keinem Verleger bekannt. Aber sie erinnerte sich, daß in einer Nebenstraße ein Verleger seinen Laden hatte. Also betrat sie das Lokal. Als sie nach ihrem Begehren gefragt wurde, sagte sie errötend, sie käme ein Buch anbieten. Daraufhin wurde sie in ein Zimmer geführt, in dem hinter einem Tisch ein noch jugendlicher Herr saß. Sie stammelte also sie käme ein Buch anbieten. Der Herr lächelte. «Ein Buch, über was?» «Über Kultur.» «So, so», sagte er, «von Ihnen». «Nein», antwortete sie und legte das Manuskript auf den Tisch. Er fuhr etwas in ihm herum, hielt dann inne und sagte «Von wem ist das eigentlich?» «Von einem Freund von mir, Herrn Schweitzer.» «Von Albert Schweitzer, also», frug er. «Ja, von Albert Schweitzer», sagte sie. «Von dem übernehmen wir das Manuskript unbesehen, lassen Sie es gleich hier.» Der freundliche Herr war Albers ... So kam mein

Buch in denselben Verlag, wie das von Spengler, das Albers damals dem ursprünglichen Verlag abkaufte. Und durch den Verlag von C. H. Beck kam es in die Welt ...

Mit besten Grüßen an Sie und Ihre Frau. Ihr ergebener

Albert Schweitzer

Anmerkungen

1. Heute in: Albert Schweitzer: Friede oder Atomkrieg. Vier Schriften. Mit einem Vorwort von Erhard Eppler. München 1981 (Beck'sche Reihe 241), S. 33–49. Vgl. Anm. 4.
2. Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München 1956 (Nachdruck 1987 der 7., unveränderten Auflage der Originalausgabe in der Beck'schen Reihe 391). Nach beinahe einem Vierteljahrhundert ließ Günther Anders einen zweiten Band folgen: Die Antiquiertheit des Menschen. Band 2: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München 1980 (Nachdruck 1987 der 4., unveränderten Auflage der Originalausgabe in der Beck'schen Reihe 320).
3. Der Arzt Albert Schweitzer konzentriert sich in dem ‹Appell an die Menschheit› auf die Darstellung der Gefahr, die der Menschheit durch die radioaktive Strahlung entsteht: «Auf Grund des in dieser Sache zusammengetragenen, wenn auch bei weitem nicht vollständigen Materials muß geurteilt werden, daß die radioaktive Strahlung, wie sie sich aus den bisherigen Explosionen von Atombomben ergeben hat, *eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Menschheit bedeutet* und daß sie bei weiteren Explosionen von Atombomben in beängstigender Weise zunehmen würde.» (wie Anm. 1, S. 34)
4. Tatsächlich wird der Oslo-Appell zuerst gedruckt in: 11. Rundbrief für den Freundeskreis von Albert Schweitzer. Hg. von Richard Kik. Heidenheim/Brenz 1957. Wiederabdruck in: A. Schweitzer: Gesammelte Werke in fünf Bänden. Hg. von R. Grabs. Bd. 5, S. 564–577, München: C. H. Beck 1974. Vgl. Anm. 1.
5. Das Datum des Briefes ist sicher falsch, da die Appelle bereits am 2. Mai erschienen. Wahrscheinlich ist «6. 3.» zu lesen.
6. Mehrfach spielt Schweitzer in Briefen auf diese Szene an; er schildert sie ausführlich in seinem Brief vom 29. Mai 1952, den wir am Schluß dieses Beitrags abdrucken.
7. Albert Schweitzer: Friede oder Atomkrieg. Drei Vorträge, gehalten über den Osloer Rundfunk. München 1958; heute: Albert Schweitzer: Friede oder Atomkrieg (wie Anm. 1); hier ist auch die Rede bei der Entgegennahme des Friedens-Nobelpreises (4. November 1954), ‹Das Problem des Friedens in der heutigen Welt› und der ‹Appell an die

Menschheit› abgedruckt, den Schweitzer am 23. April 1957 über Radio Oslo sprach.

8. Vgl. den ersten Brief dieser Sammlung von Heinrich Beck vom 1. Mai 1957.
9. Vgl. Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C.H. Beck. 1763–1963, München 1963, S. 115f.

Aus dem Verlagsarchiv ausgewählt und erläutert von Günther Schiwy und Steffen Alkämper. Die Briefe Albert Schweitzers werden hier abgedruckt mit freundlicher Genehmigung seiner Erben.

GÜNTHER ANDERS

Weitere «Ketzereien»

Aus dem zweiten so betitelten, unveröffentlichten Bande 1945–1984

Emotionale Dummheit

R. hat mir zum Geburtstag Gedichte von H. Hesse geschenkt. 1945

Sentimentalität grassiert ausschließlich bei total unmusischen Menschen, bei solchen, die als Fühlende unoriginell, ungebildet und inkompetent bleiben. Wahrheit und Schönheit sind ihnen unbekannt. Kein großer Komponist, dem man Sentimentalität nachsagen könnte. Sie stellt eine Art von durch keine Erziehung behebbarer, *emotionaler Dummheit* dar. Die Gefühle meiner Wohnungsnachbarin sind genau so banal, ungebildet und ideologisch, jawohl: ideologisch, wie ihre Denkmuster und Begriffe. So wie sie nur Vorgesprochenes gedankenlos nachplappern kann, so kann sie auch nur Vorgefühltes nachfühlen. In der Tat gehören die zwei Niveaulosigkeiten zusammen und tauchen zumeist als Syndrom auf. In meiner Jugend war dieses Syndrom noch ausgesprochen kleinbürgerlich; unterdessen ist es, durch den gesellschaftlich nivellierenden Einfluß der Massenmedien sozial neutral geworden. Analog zum Ausdruck «IQ» sollte man den Ausdruck «EQ» (= Emotionalquotient) einführen. Obwohl die Sentimentalen lieber und häufiger gerührt sind als wir, ist ihr EQ eben gleich Null. Da lob' ich mir schon die Pornographen, denn sentimental ist Sexualität nie.

Das schlimme Vorbild

New York 1949

Die Zerfällung unserer Welt in zwei Hälften, eine gute und eine böse – selbst die ist schon einmal dagewesen. Wenn man, wie ich es in den letzten Tagen in der Public Library getan habe, in den Attacken des Celsus auf das Christentum oder im Tertullian liest, dann juckt es einen, die Erscheinungsjahre nachzuschlagen – so penetrant «heutig» wirkt das. Nur daß die damaligen Pamphletisten kompetenter und witziger gewesen waren, als es die heutigen sind. Aber auch Geringere wirken modern. Nein, da in deren Schriften alles über *einen* Kamm geschoren wird, gerade diese. Wenn Tatian, obwohl noch griechisch erzogen, ohne irgendwelche Unterschiede zu machen, *alle griechische Dichtung als Schweinerei abtut,* dann klingt das in meinen Ohren geradezu alltäglich. So habe ich viele Kommunisten reden hören, die, noch groß geworden zwischen den Bücherschränken ihrer Eltern, niemals über die schockhafte Erfahrung, daß gegenüber den moralischen und politischen Aufgaben der Zeit alle Bildungsgüter ohnmächtig geblieben sind, hinwegkommen können. Daß sie darüber nie haben hinwegkommen können, das reicht ihnen zur Ehre; und wenn sie nun die Weiterpflege dieser Güter nicht nur als Zeitvergeudung von sich weisen, sondern als Zynismus, nein geradezu als «Klassenverrat», so sind sie vielleicht sogar noch rühmlicher als diejenigen, die die Ohnmacht der Kultur niemals als Schock erlebt haben, und die nun ihren Rilke oder ihren Heidegger selbst hier in Amerika so weiter lesen, als stünden nicht zwischen der Lektüre heute und der Lektüre damals die Rauchsäulen von Auschwitz und Hiroshima. – Und trotzdem, wie infam das auch klingen mag: *Es gibt kein Damaskus, das uns nicht auch dumm macht.* Und dumm werden sie.

H. Zum Beispiel. Die setzt nun alle Bildungsgüter mit derjenigen Klasse gleich, der sie entstammt, also mit der Bourgeoisie. Und da diese zu Misere, Ausbeutung, Faschismus und Krieg geführt habe, sind in ihren Augen alle Kulturgüter, die diese Klasse überliefert oder verwaltet oder auch nur angerührt oder auch nur nicht verboten hatte, mit-infiziert. H.'s Herkunftsscham ist pauschal. *Ohne Ansehen der Person weist sie nun Plato oder Delacroix oder Palestrina als ‹bürgerlich› ab:* Und als sie neulich den Westöstlichen Diwan bei mir herumliegen sah, da erschrak sie so, als hätte sie mich gerade auf frischer Desertion zum Monokapitalismus er-

tappt. Das hätte sie von mir «nicht erwartet». Und war verdüstert, als sie fortging.

Heute wie damals. *Sie schütten die Vorfahren mit dem Bade aus.* Und ich fürchte, daß ein sehr großer Teil der Weltgeschichte aus solchen Ausschütte-Aktionen bestanden hat. Ihre Rede vom «Erbe», das sie «antreten», ist hohl. Sie meinen damit immer nur Hegel, nein, eigentlich nur die mechanische Übernahme seines Terminus «Dialektik».



Günther Anders

Sollen wir wirklich immer weiter nur Celsusse haben und nur Tertulliane? Nur hochmütige Attacken der Gebildeten oder Bildungsprätendenten auf die Barbarei der ‹moria›? Und nur Beweise, daß auf Grund der Offenbarung weitere Neu- und Altgierde überflüssig geworden sei?

Wenn irgendetwas noch gerettet werden soll, dann ist es höchste Zeit, daß Männer auftreten vom Schlag des *Clemens: Der kannte seinen Plato nicht weniger gründlich als seinen Paulus*. Und während er das Christentum seine ‹philosophia› nannte, war er gewitzt und human genug, die griechische Philosophie als Propädeutik des

Glaubens, also als gottgesandtes altes Testament der Heiden, in Schutz zu nehmen.

Upraxie

New York 1949

Radiosendung «We'll read them for you»: nämlich Bücher, über die bzw. über deren Inhalt wir Bescheid wissen sollten.

Zweck des Apparats ist, uns die Arbeitsanstrengung abzunehmen. Das Prinzip: *Du brauchst es nicht selbst zu tun, der Apparat tut es für dich.* Dieses Prinzip wird schließlich auch die Konsum-Akte an sich reißen. Also: Du brauchst nicht selbst ins Konzert zu gehen – wir tun es für dich. Der Apparat tut es für dich.

Du brauchst nicht selbst zu küssen – wir tun es für dich. Der Apparat tut das für dich.

Die Stellvertretung wird universell. Während das Ehepaar weiß der Himmel womit beschäftigt sein wird, wird es im Nebenzimmer den Sex-enjoyment-Apparat laufen lassen. Der tut es für sie. Die geheime Hoffnung ist das totale Nichtstun, zu dem sogar auch das totale Nicht-Genießen gehört.

Im Keim ist auch das jetzt schon vorhanden. Nicht nur die Musik kommt bereits fertig ins Haus. Sondern auch unsere angebliche Reaktion auf sie: Denn selbst *der Beifall,* den unsere Eltern noch selbst hatten leisten müssen, wird auf den Schallplatten *mitgeliefert.* Wir brauchen nicht mehr zu klatschen. Also auch nicht mehr hinzuhören. Wir sind bereits überflüssig. Oder anders: *Im heutigen Schlaraffenland ist das Essen nicht nur immer schon da, vielmehr ist zu essen bereits überflüssig.*

Das Ideal – ist es eine Utopie? – ist *Upraxie.* Nein: sogar Nicht-Sein. «Wir Apparate besorgen das Dasein für euch. Ihr seid, um dazusein, überflüssig.»

Ob sich nicht eine neue Spielart von Nirvana-Mentalität vorbereitet? Wenn das die erste Maschine gewußt hätte!

Das fliegende Schwimmen

Flughafen Frankfurt
Verladene Kisten enthalten
Aquarien mit Zierfischen. 1960

Täglich fliegen Tausende von solchen asiatischen Fischen, in winzigen Aquarien schwimmend und nicht ahnend, daß ihr Schwimmen fliegt, um die Erde, damit sie in Europa und Amerika

verkauft werden können – was freilich nur einem geringen Prozentsatz von ihnen «glückt», da die meisten von ihnen auf ihrem «Schwimmflug» zugrundegehen – tausende Meter über irgendwelchen Festländern, von deren Existenz sie nie eine Ahnung gehabt haben.

Ob nicht die Welt, die wir für die unsrige halten, und die wir studieren und in der wir sogar zu philosophieren meinen, diesen fliegenden Aquarien gleicht? Und für wen mögen wir wohl, sofern wir ankommen, als Zierfische bestimmt sein?

Der umgedrehte Voltaire

R. nannte gestern meine Schilderungen
des «Menschen im Atomzeitalter»
in der «Antiquiertheit» übertrieben.
Oft «schriee» ich. 1960

Natürlich sind sie übertrieben. Natürlich schreie ich. Nur daß ich durch dieses Zugeständnis keine Schwäche einräume. Denn Übertreibung und Schreien habe ich bewußt als Methode eingesetzt. Warum? In wessen Interesse? In dem der Wahrheit.

Zum Wesen oder Unwesen der Welt, in der wir leben, gehört es, sich selbst zu vernebeln oder zu verniedlichen. In einer Zeit, in der Lügen, Lärm, Vulgärzynismus und Verharmlosung herrschen, in der unsere Ohren an nichts anderes gewöhnt sind als an den Lärm der Lüge, an das Gelächter der Selbstverhöhnung und an die falsche Stille der Verharmlosung, in einer solchen Welt ist es ein sinnloses Unternehmen, Wahrheiten einfach, nur in Normalstärke «auszusprechen».

Unter «nur aussprechen» verstehe ich das Sprechen jener, die nicht danach fragen (ja die noch nicht einmal wissen, daß sie danach fragen müßten), in welchem sozialen Raum sie hineinsprechen. Also das Sprechen jener, die sich (sofern sie nicht taub geboren oder durch ihren ausschließlichen Aufenthalt in ihrem esoterischen Berufsraum taub geworden sind) bewußt taub gemacht haben oder die sich taub stellen. Es gibt keinen noch so geringen Musiker, dem es nicht selbstverständlich wäre, daß er beim Spielen gewisse Verhältnisse zwischen Stück, Instrument und Konzertraum zu berücksichtigen habe, und daß er sich darauf einstellen müsse, in Sälen zu spielen, in denen «pianissimos» überhaupt nicht ankommen und «fortes» nur als «pianos» wirken, und daß er es zu lernen habe, die Musi-

ken, die zu spielen seine Aufgabe ist, zuweilen dynamisch und deklamatorisch zu übertreiben, also zu entstellen – und zwar eben um sie in ihrer Wahrheit zum Erklingen zu bringen.

Von diesem wahrhaftig nicht so schwer zu verstehenden Erfordernis scheint kein Philosoph je etwas gehört zu haben. Daß sich einer von ihnen, bevor er seine Aussagen machte, gefragt hätte, in welche akustischen Verhältnisse er hineinzusprechen habe, davon ist mir nichts bekannt. Vielmehr sprechen sie, wenn sie beginnen, entweder ihre Schreibtischplatte an, oder ihre Studenten oder Kollegen oder überhaupt niemanden – und gefährden oder ruinieren damit die Chance, daß ihre Wahrheit ankomme. Ebensogut könnten sie, statt in Nichtwirkung Kraft zu investieren, ihre Hände in den Schoß legen.

Aber nicht nur unökonomisch ist ihre Beschäftigung, sondern auch unwahrhaftig. Denn da es dem stillen Wort nur dann vergönnt ist anzukommen, wenn es mit noch stillerer Stille als Folie rechnen kann, lassen sie sich durch Verwendung ihres stillen Tones auf ein Als-Ob ein. Sie handeln so, als ob sie auf die Stille als Folie rechnen dürften – durch ihren falschen Ton unterstellen sie mithin eine Unwahrheit, setzen sie sich in die Unwahrheit.

«Es genügt nicht zu schreien», hat Voltaire einmal einem lärmenden Gesprächspartner zugeflüstert, *«man muß auch Unrecht haben.»* Besser als er haben wohl nur wenige gewußt, daß dieses elegant zur Stille der Wahrheit mahnende Wort nicht ausreicht. Und wenn er die Gegenformel auch nicht ausgesprochen hat, *angewandt* hat er die Maxime: *«Es genügt nicht Recht zu haben, man muß das Rechte auch schreien können»* sein Leben lang, besonders im Fall Calas.

Die Befolgung dieser Maxime bereitet freilich die größten Schwierigkeiten. Immer wieder sinkt uns, wenn wir, um die Wahrheit zu schreien, den rechten Stimmansatz ausprobieren, unser Mut. Und immer wieder machen wir die Erfahrung, daß die Überwindung der eigentlichen, der philosophischen, Sachaufgabe, verglichen mit der der «Informationsaufgabe», ein Kinderspiel ist. Wahrheit und Pathos scheinen sich so wenig miteinander zu vertragen wie Wasser und Öl. Aber was hilft's? Trotzdem haben wir zu versuchen, die unvermischbaren Elemente zu vermischen. Wenn uns das nicht glückt, wenn es uns nicht gelingt, uns auf den Kampf gegen den Betrug, den die Stimme der Wahrheit ja angeblich bekämpft, einzulassen, wenn wir uns zu vornehm dazu dünken, um, der Lüge ihre Mittel entreißend, die pathetische Un-

wahrheit mit Pathos, ihr Geschrei zu überschreien, und ihren Zynismus mit Zynismus zu überbieten, dann bleiben wir dazu verurteilt, für diese unsere Unfähigkeit oder diesen unseren Hochmut mit totaler Wirkungslosigkeit zu büßen. Tatsächlich ist dies das Schicksal der meisten heutigen Philosophen. Denn während das Geschrei jener, die zu schreien gewohnt sind, gewöhnlich nichts enthält, was der Rede wert wäre, bescheiden sich jene wenigen, die etwas Lohnendes zu schreien hätten, entweder mit dem trockenen Vorlesungston, der noch nicht einmal aus den Vorlesungssälen in die Korridore der Universitäten hinausschallt, oder mit dem eitlen Jargon der Hermetik, der zwar von Tausenden nachgeplappert wird, aber doch ein Jargon der Scheinaktiven bleibt.

Manche meiner philosophischen «Kollegen» beteuern, nein: rühmen sich sogar, auf direkte Wirkung niemals abzuzielen. Aber was soll das? Glauben sie denn wirklich, durch die Betonung (oder durch die Tatsache), daß sie keine Absichten verfolgen, absolviert zu sein? Setzen sie sich nicht dadurch erst vollends ins Unrecht? Was können sie denn anderes damit meinen, als daß sie, obwohl stets hinter der Wahrheit her, niemals darauf aus gewesen gewesen seien, diese durchzusetzen? Eine andere Deutung lassen ihre Beteuerungen nicht zu. Welches Glück für sie, daß sie in einer Epoche leben, in der es keine Instanz gibt, vor der sie sich lächerlich machen könnten.

Ich aber fahre ruhig fort, Unruhe zu stiften und zu schreien, auch wenn diese Unruhe und dieses Geschrei von Vielen verlacht oder als vulgär geschmäht werden. Was für eine Gefahr ist schon die der Lächerlichkeit verglichen mit der, vor der ich, angeblich «übertrieben», warne?

Der apokalyptische Krimi

Wien 1964

Es gibt, gewiß seit 15 Jahren, amerikanische nuklear-eschatologische Science-Fiction-Romane, die Bestseller sind. Man kann durchaus nicht behaupten, daß in diesen das Grauen des Atomkrieges unterschlagen oder verniedlicht werde. Höchstens – aber das teilen sie mit fast allen mir bekannten politischen und wissenschaftlichen Schriften über diesen Gegenstand – daß ihre Diktion der Ungeheuerlichkeit des Themas nicht gewachsen sei. Die zum Teil sehr geschickten Autoren dieser Romane wissen durchaus Be-

scheid. Das Ungeheuerliche und im bösesten Sinn «Fiktive» an ihren Büchern besteht darin, daß in ihnen der nukleare Angriffsschlag durchweg der UdSSR in die Schuhe geschoben wird. *Das Faktum Hiroshima und die Schuld an dieser Tat werden stets ausgelassen. Diese Auslassung gehört zur literarischen Gattung.* Die erfundene Darstellung der angeblich von den Sowjets verursachten Hölle ähnelt daher den von den Amerikanern in Japan und Vietnam tatsächlich verursachten Höllen, wie ein Massenmord dem anderen. Abgesehen davon, daß diese Bücher als verspätete Kalte-Kriegs-Romane die Angst vor «den Russen» frisch halten, sind sie wohl aus zwei Gründen so beliebt: 1. Weil die Erzählungen trotz des ungeheuren Ausmaßes dieses «sujets» handlich bleiben – was den Autoren dadurch gelingt, daß sie (da sie den Globus als ganzen als bereits vernichtet unterstellen) das Geschehen in literarisch leicht manipulierbare und verstehbare *Kleingruppen* verlegen können, z. B. in die Gruppen von in Luxusbunkern Überlebenden, jedenfalls in Gruppen von «Letzten». 2. Die Leser lieben diese Romane deshalb, weil sie durch diese an die Apokalypse der «Sunday School» erinnert werden, die ihnen damals unverständlich und langweilig geblieben war, nun aber, möbliert mit allen Ausstattungsstücken ihres heutigen technischen Zeitalters, die schönste *Aktualität* und *Anschaulichkeit* gewinnt.

Eines der übelsten dieser Bücher, «Triumph» von Philip Wylie, enthält Passagen, die eigentlich jeden Leser in einen leidenschaftlichen Antiatom-Aktivisten verwandeln könnten. So viel an Grauen wagt Wylie deshalb bieten zu dürfen, weil er schließlich Hollywood-artig ein Happy-End, einen «Triumph» eintreten läßt. Die Mischung von Hollywood und Apokalypse hat uns gerade noch gefehlt. Gleichviel, ‹Triumph› heißt der Roman deshalb, weil die Totalzerstörung der Hemisphäre den schönen Trost in sich hält, daß «the doctrines of Marx, Engels, Lenin, Stalin, Kruschev ... were finally undone». Versteht man solche Sätze – und so sind sie gemeint – als pädagogische Vorbemerkungen für übermorgen, dann fällt es einem schwer weiterzumachen. Auch mir.

Die Produktion der Schuld

Wien 1969

Auch Schuld und Unschuld werden heutzutage produziert. Unkommentiert ging heute die Meldung durch die Presse, daß gewisse Generäle ihrem Präsidenten angeraten hätten, eine einseitige

Waffenruhe in dem von ihnen angegriffenen Land anzuordnen. Diesen Rat hätten sie damit begründet, daß sie durch ihren einseitigen Abbruch der Kämpfe die Gegner, sofern diese, wie sie erwarteten oder hofften, doch weiterkämpfen sollten, in die peinliche Lage versetzen würden, vor aller Welt als die «Alleinschuldigen» dazustehen; und sich selbst in die günstige Lage versetzen würden, nicht schuldig zu sein und durch nichts mehr schuldig werden zu können.

«Unterbrechen wir einmal vorübergehend unsere Mordzüge!» so sprach (wie es in der molussischen Chronik heißt) der Chef einer Mörderbande. «Wenn uns die von uns Verfolgten dann doch noch weiter als ihre Feinde ansehen und behandeln sollten, dann würde ja alle Welt sehen, wer die Schuld trägt. Und wir haben dann freie Hand. Wie gesagt, im Hintergrunde des Ratschlages der Generäle steht die Hoffnung darauf, nein nicht nur die Hoffnung, sondern die Überzeugung davon, daß der Gegner, weiterkämpfen werde. (Und wirklich wäre es auch nicht einzusehen, warum die Attackierten in demjenigen Augenblick, in dem der Aggressor beliebt, eine Pause einzuschieben, dazu verpflichtet sein sollte, ebenfalls zu pausieren.) Die Generäle können also damit rechnen, daß der Feind sich schuldig machen werde – was sie dann dazu legitimieren würde, den Kampf von neuem aufzunehmen, und vielleicht sogar mit schärferen Waffen als vor der Waffenruhe.

Was die Generäle wünschen, ist nicht etwa, keine Schuld zu tragen; sondern dem Gegner Schuld aufzuzwingen oder ihn dazu zu zwingen, mindestens schuldig zu wirken. Und sich aufgrund dieser so produzierten Schuld das gute Gewissen und die Legitimation für die Fortsetzung oder die siegreiche Vollendung des Völkermords zu verschaffen.

Der gesunde Menschenverstand

1982

«Daß er recht hat, muß Ihnen doch schon Ihr gesunder Menschenverstand sagen!» fand heute mein Friseur, der Reagans Aufhebung des Verbots, die Neutronenbombe herzustellen, billigte.

«Warum *schon* der gesunde Menschenverstand?» Das konnte er nicht beantworten.

«Meinen Sie: sogar *der* schon? Höhere Autoritäten seien für diese Entscheidung garnicht erforderlich?» Auch das beantwortete er nicht.

«Auf diesen Ausdruck *‹gesunden Menschenverstand›* hat sich noch jedermann berufen. Und zwar zwecks Menschenfangs und zwecks Schmeichelei. Und um sich Argumente zu ersparen. Jeder Diktator, welcher Couleur auch immer. Jeder Demagoge. Jeder Gesundbeter. Jeder professionelle Demokrat. Jeder Banale. Jeder, der Banalen in den Arsch kriecht. Kurz: Es sind zu viele und zu verschiedene Leute, die für Ihr Wort werben, als daß man ihnen trauen dürfte. Deshalb verzichte ich auf die von Ihnen empfohlene Auskunftsinstanz?»

Gottseidank legte er nun das Rasiermesser fort.

«Auskunftsinstanz?»

Während ich zahlte, blickte er mich genauso haßerfüllt an wie damals, als ich mir seinen gnadenlosen Singular «der Russe» verbat. Dann riß er die Tür wie ein professioneller Rausschmeißer auf. –

Auf dem Nachhauseweg: Den Phaidros oder die Bergpredigt oder die cartesischen Meditationen hätte der «gesunde Menschenverstand» niemals zustandegebracht. Dafür brauchte man schon einen etwas «ungesunden», nämlich philosophischen oder religiösen. Die sich auf ihn berufen, bzw. an ihn appellieren, die sind (fast ausnahmelos aus egoistischen Motiven) stets dafür, daß man Probleme ohne nachzudenken oder zu prüfen als gelöst betrachte oder Entscheidungen handgreiflich treffe. Gewiß laufen wir durch die Verbannung des Ausdrucks Gefahr, von beruflich «Gesunden» als «undemokratisch» denunziert zu werden. Diese Gefahr müssen wir auf uns nehmen – wie man das tut, hat uns der als «undemokratisch» verleumdete Sokrates ein für alle Male vorgemacht. Wirklich undemokratisch sind natürlich immer nur die Liebhaber dieses Ausdruckes selbst, da sie eben statt auf Begründungen auf «Gesundheit» setzen und damit den Mitmenschen entmündigen. *Den* Mathematiker möchte ich sehen, der es wagte, sich bei seinen Thesen auf den «gesunden Menschenverstand» zu berufen. Wenn es sich dagegen um die Zahl der herzustellenden oder zu lagernden Neutronen-Bomben handelt, dann ist diese Berufung offenbar nicht nur erlaubt, sondern Pflicht. Und nicht nur bei Friseuren.

Können müssen

1984

Nach Vortrag von Hans Jonas in Salzburg.

Seit Aristoteles sind die «philosophischen Anthropologen» stolz auf die Sprache als Monopol des Menschen. Aristoteles hat sie geradezu zur differentia specifica des Menschen gemacht.

Diese Monopolbehauptung zweifle ich an. Durchaus denkbar, daß es gegenseitige Verständigung auch zwischen Individuen anderer Spezies gebe – nur daß deren Kommunikationen nicht phonetisch und akustisch vor sich gehen (müssen), diese Methode ist ja nur eine ganz zufällige – sondern anderswie, oder von uns nicht als «gesprochen» erkannt; das Gesprochene daher nicht verstanden wird. Beispiel: die Bienentänze. Deren Deutung durch die Entomologen klingt überzeugend. Vermutlich bedienen sich diese Insekten, z. B. um einander die Lokation von Nahrungsplätzen mitzuteilen, eines Tanz-Idioms. Und manche tanzen vielleicht verschwatzt und andere vielleicht verlogen.

Aber mir noch wichtiger ist es, die Bewertung des Sprechens anzuzweifeln und zu revidieren. Es ist nämlich sehr fraglich, ob das Sprechenkönnen nur ein Positivum und der Stolz darauf berechtigt ist. *Vielleicht beweist Sprache* umgekehrt *eine Defizienz:* nämlich einen *zu schwachen Zusammenhang zwischen uns Einzelwesen, der uns dazu zwingt, den Defekt zu neutralisieren und Brücken von Ufer zu Ufer zu schlagen.* Dieses nachträgliche Brückenschlagen ist unser Miteinandersprechen. *Kurz: Wir können nicht nur sprechen, vermutlich müssen wir miteinander sprechen können.* Soziologisch gesprochen: Das Dasein von Sprache ist Indikation des zu lockeren Zusammenhangs der Individuen miteinander. Sprechen ist erforderlich, um für das Überleben die nötige Kohäsion herzustellen und aufrechtzuerhalten.

Gegenbeispiel: Die Einzelzellen innerhalb der Organismen gehören so eng zusammen (und dasselbe gilt vom Embryo im Mutterleib, vermutlich sogar von den Fischen im Schwarm), daß sie es nicht nötig haben, sich nachträglich miteinander in Verbindung zu setzen.

Regel: *Je größer die Distanz zwischen einander benötigenden Einzelwesen, je geringer die Kohäsion, umso erforderlicher das Sprechen.* Da Sprache eine nachträgliche Notmaßnahme, eine Pontonbrücke, darstellt, haben wir wohl weder Ursache noch ein Recht, auf sie stolz zu sein. Die Korrektur eines Defekts ist kein Verdienst und ein Ersatzgerät kein Orden. Die These, daß unser Sprechenkönnen uns zur Ehre gereiche, da es unser Nicht-nur-Tier-Sein bezeuge, nein: geradezu unsere Humanität repräsentiere, ist also ganz und gar schief. So schief etwa, wie die Behauptung wäre, wir könnten essen und trinken. *Bedürfnisstillung ist kein Begabungsnachweis.* Essen und trinken können auch andere Lebewesen. Aber ist dieses ihr Können so ehrenvoll? Kaum wahrscheinlich, daß sich Salatköpfe

oder Sandflöhe, die das ja ebenfalls können, vor unbelebtem Stoff, etwa vor Granitsteinen, mit diesen ihren Fähigkeiten brüsten. Denn auch von Salatköpfen und Sandflöhen gilt: *Sie müssen können. Und ihr Können beweist keinen Adel. Sondern Not.*

DIETER SEIFRIED

Warten auf neue ‹Atomlügen›?

Atomenergie am Ende?

‹Selbstmord des Atoms› hieß der ‹Spiegel›-Titel nach der Aufdeckung des größten Skandals, den die bundesdeutsche Atomwirtschaft je erlebt hat. Jahrelang hatte die Nukem-Tochter Transnuklear falsch deklarierten Atommüll nach Mol in Belgien transportiert und andererseits auch von dort Fässer zurückerhalten, die stärker strahlten, als die Papiere aussagten. Zwei Atommüllfässer verschwanden gänzlich und konnten bislang nicht wieder aufgefunden werden. Um die Geschäfte am Laufen zu halten, gebrauchte die Transnuklear 21 Millionen DM an Schmiermitteln. Nahezu alle Beteiligten des illegalen Abfallkreislaufes sollen bestochen worden sein, darunter viele Sicherheitsbeauftragte in den Atomkraftwerken. Den durchwegs glaubhaften Berichten in den Medien konnte man entnehmen, daß Mitglieder des Managements der Nuklearfirma Nukem Bescheid wußten und trotzdem schwiegen. Mitte Januar platzte die ‹Bombe›. Umweltminister Wallmann informierte über Hinweise, nach denen spaltbares Material, mit dem sich Atomwaffen bauen ließen, aus der Bundesrepublik nach Pakistan oder Libyen gegangen sei. Die Beweise, die diesen furchtbaren Verdacht hätten bestätigen können, blieben glücklicherweise aus. Der Gegenbeweis konnte jedoch bislang ebensowenig geführt werden.

Der Schrecken und die Zweifel blieben: Der Ablauf der Dinge machte auch eingefleischten Atomenergiebefürwortern bewußt, daß so etwas jederzeit hätte passieren können. Die Kontrolle über die Atomwirtschaft und über die nuklearen Transporte hat völlig versagt. Von einem lückenlosen Kontrollnetz kann keine Rede sein, und gerade die Bestechungsaffäre zeigt, daß eine lückenlose Überwachung eine Illusion bleiben wird.

Ausstieg – die einzige Alternative

Die Verschiebung von Atommüll quer durch Europa hat jedoch auch erneut die Aufmerksamkeit auf das ungelöste Endlagerproblem gelenkt. Eine Technologie, die uns von unseren Atommüllsorgen ‹entsorgen› könnte, gibt es bislang noch nicht, und die geplanten Endlagerstätten Gorleben, Asse und Schacht Konrad sind nicht geeignet, die radioaktiven Abfälle über lange Zeiträume sicher einzuschließen.

Das Atommüllproblem ist nun schon mal geschaffen, doch es macht einen wesentlichen Unterschied, ob gegenwärtig etwa 3000 Tonnen hochradioaktiver Müll oder rund 15000 Tonnen im Jahr 2000 ‹entsorgt› werden müssen. Zudem ist eine Kontrolle über den existierenden Atommüll wesentlich einfacher als über eine sich ausdehnende Atomwirtschaft mit den dazugehörigen Stationen der Brennstoffherstellung, dem Betrieb von Atomkraftwerken, der Zwischenlagerung, Wiederaufarbeitung und den vielen Transporten zwischen den einzelnen Stationen.

Die Nukem-Affäre hat erneut gezeigt, daß als einzige verantwortliche Alternative der sofortige Ausstieg aus der Atomenergie bleibt.

Steht uns eine neuerliche Kopfwäsche in Form einer Anzeigenkampagne für die Atomwirtschaft ins Haus?

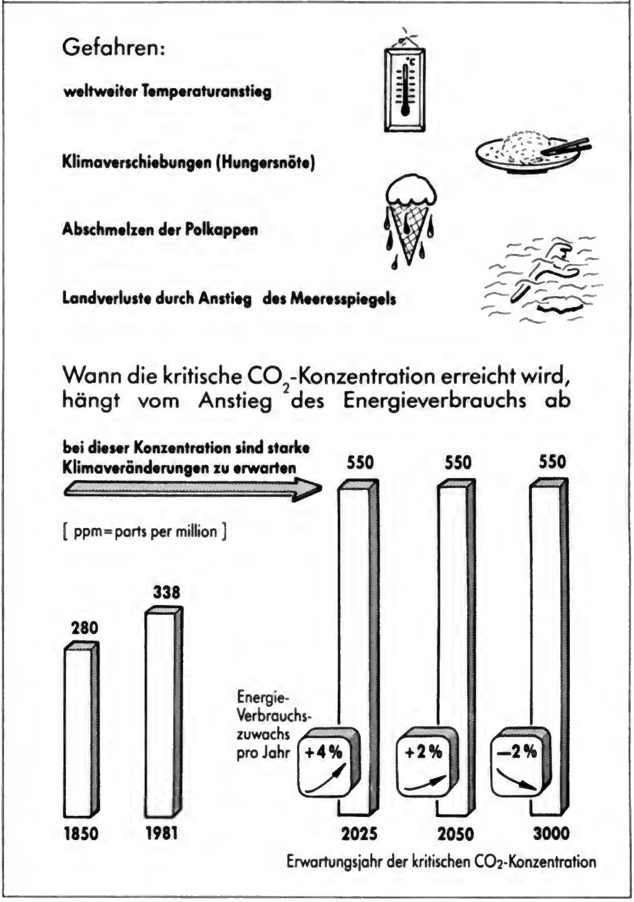
Das Vertrauen in die Atomwirtschaft ist auf einem neuerlichen Tiefpunkt angelangt. Doch ähnlich wie radioaktives Material ist die Atomwirtschaft zählebig. Die Bundesregierung und die Atomlobby werden mit großen Anstrengungen versuchen, das verloren gegangene Vertrauen zurückzugewinnen. Die Erfahrungen nach Tschernobyl lassen erwarten, daß die Elektrizitätswirtschaft der Atomwirtschaft dabei mit großangelegten Desinformationskampagnen und hohem Aufwand – den die Stromkunden über die monatliche Stromrechnung bezahlen – zur Seite stehen wird. Die leicht geänderte Zielrichtung der Öffentlichkeitsarbeit läßt sich bereits erahnen: Während die Bundesregierung vor allem die verbesserte Kontrolle über die Atommülltransporte hervorheben wird, wird die Atom- und Elektrizitätswirtschaft stärker den Zwang zur Nutzung der ‹friedlichen› Atomenergie betonen, nachdem ihre Sicherheitsversprechen nicht mehr glaubwürdig sind. Kann man den Bürger nicht in Sicherheit wiegen, so muß eine Angst aufgebaut werden, die stärker als die Angst vor nuklearen Unfällen ist.

Klimagefahr und Dritte-Welt-Interessen

Ein Thema bietet sich hierbei geradezu ideal an: die drohende Klimakatastrophe. Diese Klimakatastrophe, verursacht durch eine steigende Kohlendioxidkonzentration in der Erdatmosphäre, droht uns tatsächlich. Auch der Deutsche Bundestag hat dieses Problem erkannt und hat im November 1987 eine Enquete-Kommission ‹Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre› einberufen. Es ist auch nicht abzustreiten, daß Atomkraftwerke kein Kohlendioxid produzieren und somit gegenüber herkömmlichen Kohlekraftwerken oder sonstigen Verbrennungsanlagen diesen Vorteil aufweisen. Was liegt da näher, als daß sich die Elektrizitätswirtschaft, die sich jahrelang gegen die Rauchgasreinigung von Kohlekraftwerken gesträubt hat und auch heute noch die Absatzsteigerung als oberste Zielsetzung verfolgt, als oberste Hüterin der Umweltinteressen aufspielt und für die Lösung des CO_2-Problems eintritt – natürlich mit Kernkraft.

Die Bundesregierung übernimmt in diesem Spiel den anderen Part: Sie verweist auf den hohen Nachholbedarf der Entwicklungsländer und argumentiert, daß ‹wir› hier in der Bundesrepublik durch die Nutzung der Kernenergie zur Entlastung der Energiemärkte und somit auch zu einer Entspannung auf dem Ölmarkt beitragen müssen. Dadurch könne die Bundesrepublik dazu beitragen, daß die Entwicklungsländer ihre knappen Devisen effektiver einsetzen können. Kein Zweifel: Die Entwicklungsländer haben einen großen Nachholbedarf an wirtschaftlicher Entwicklung, die ihrerseits einen erhöhten Energiebedarf mit sich bringt. Würde zum Beispiel der Pro-Kopf-Energieverbrauch in den Ländern der Dritten Welt auf das heutige Niveau der Industrieländer ansteigen und der Verbrauch der Industrieländer auf heutigem Niveau verharren, so würde bis zum Jahr 2025 der Welt-Energieverbrauch gegenüber heute auf das Sechsfache ansteigen. Man muß kein Prophet sein, um zu behaupten, daß unsere Umwelt eine Verbrennung von fossilen Energieträgern in diesem Ausmaß nicht verkraften würde. Die ökologische Katastrophe wäre unausweichlich. Logische Schlußfolgerung der Atomgemeinde: Wir brauchen die Kernkraft zumindest als Übergangstechnologie. Damit diese bittere Pille etwas leichter geschluckt wird, wird auf den hoffnungsvollen Stern gezeigt, der soeben am Horizont aufgeht: die Wasserstofftechnologie, die alle Umwelt- und Ressourcenprobleme gleichzeitig lösen könnte.

Treibhaus Erde: Klimagefährdung durch steigende Kohlendioxidkonzentration



Umweltbelastung durch Energieverbrauch

Die Atomenergie steigt nicht freiwillig ins Grab!

Der Selbstmordversuch des Patienten wird von der Bundesregierung abgewehrt. Der Patient wird gerettet und wieder hochgepäppelt. Gleichzeitig wird angekündigt, daß in den nächsten Jahren einige Millionen Mark mehr in die Erforschung alternativer Energietechnologien fließen werden. Die Bundesregierung wird ihre unverantwortliche Atompolitik weiter als Politik verkaufen, die durch die Verantwortung gegenüber der Umwelt und der Dritten Welt geprägt sei.

Viele gutgläubige Menschen werden diesen plausiblen – jedoch falschen Argumenten auf den Leim gehen. Die Umweltbewegung und die Menschen, die sich für die Interessen ihrer Mitmenschen in der Dritten Welt einsetzen, sollten nicht warten, bis ihnen Herr Kohl von der Plakatsäule entgegenhält: «Wir brauchen die Kernenergie, um unser Klima zu retten», oder «Treten Sie mit uns für Kernenergie ein, damit dieser kleine Peruaner ein warmes Essen bekommt».

Aufklärung und Handeln ist jetzt gefordert. Die Atomenergie wird von der Atomlobby nicht freiwillig begraben. Die Auseinandersetzungen werden weitergehen. Die Suizidhoffnungen sind Illusionen.

Atomenergie zur Lösung des CO_2-Problems?

Die Bundesrepublik ist derzeit am Ende ihrer Ausbaupläne für die Kernenergie angelangt: Neben den noch in Bau befindlichen Atomkraftwerken Isar II, Neckarwestheim II und Lingen steht bislang kein weiterer Neubau für ein Atomkraftwerk an. Die Ausbaumöglichkeiten sind erschöpft, zumal der Strombedarf nicht so schnell wie erwartet angestiegen ist. Bereits 1986 mußten einige Atomkraftwerke regelmäßig an Wochenenden zurückgefahren werden, weil die Stromnachfrage für eine Vollauslastung nicht hoch genug war. 29% des in der Bundesrepublik erzeugten Stromes wurden 1986 in Atomkraftwerken produziert.

Betrachtet man jedoch, was die Atomenergie insgesamt zur Deckung des Endenergiebedarfs in der Bundesrepublik beigetragen hat, so kommt man auf einen Anteil von rund 6%. Dieser Anteil kann auch kaum mehr gesteigert werden, da Kernenergie allenfalls für die Stromerzeugung eingesetzt werden kann. Technisch könnte die Atomenergie zwar auch für die Nieder- und Hochtemperatur-Wärmeerzeugung eingesetzt werden, doch ist

diese Technologie gegenüber der Kohle oder gegenüber Gas und Erdöl rund 10 mal so teuer und deshalb völlig unwirtschaftlich. So wird auch bei einem rapiden Anstieg der Ölpreise Atomenergie auf dem Wärmemarkt nicht konkurrieren können.

Weltweit trägt die Atomenergie derzeit mit ca. 5% zum Primärenergieaufkommen in der Welt bei. Anders ausgedrückt: Die Energielieferung aller Atomkraftwerke entspricht ungefähr dem Zuwachs des Energieverbrauchs bei den konventionellen Energieträgern, der 1986 gegenüber 1984 stattgefunden hat. Und dies obwohl mehrere Hundert Milliarden DM in die Atomindustrie investiert wurden und die Energieversorgungsunternehmen beim Bau von Atomanlagen Subventionen in Milliardenhöhe erhalten haben. In der gegenwärtig entspannten Phase könnten die Energiemärkte einen durch einen Ausstieg aus der Atomenergie bedingten vorübergehenden Anstieg der Nachfrage nach Energieträgern ohne allzugroße Preissprünge verkraften. Doch wäre ein Anstieg der CO_2-Konzentration – auch wenn er ‹nur› 5% beträgt – verantwortbar? Beim gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und bei der Unterschiedlichkeit der Gefahren, die mit den verschiedenen Energieversorgungssystemen verbunden sind, läßt sich diese Frage nicht beantworten. Glücklicherweise muß diese Frage jedoch gar nicht gestellt werden, da ein Ausstieg aus der Atomenergie nicht mit einer Erhöhung der CO_2-Emissionen, sondern bereits mittelfristig mit einer Absenkung einhergehen würde, sofern der Ausstieg aus der Atomenergie mit einer Energiewende hin zu einer rationellen Energienutzung und zu einer konsequenten Anwendung regenerativer Energieträger verbunden ist. Die Beibehaltung der Atomenergie würde nach einem Gutachten von Schefold genau das Gegenteil bewirken. Er kommt in seinem Gutachten ‹Szenarien zum Ausstieg aus der Kernenergie› zu der Erkenntnis, daß die Kernenergienutzung in der Logik des politischen Ablaufs aller Voraussicht nach dazu beiträgt, «die klimatischen und die Emissionsrisiken der fossilen Energie zu verschärfen, die zu mindern sie angepriesen wird» (S. 13).

Die Energiewende nützt auch der Dritten Welt

Nach einem neuen Forschungsbericht des Washingtoner World Resources Institute kann der Pro-Kopf-Energieverbrauch der Industriestaaten bis zum Jahr 2020 um die Hälfte gesenkt werden – ohne Verzicht auf Wirtschaftswachstum, heißt es in der Studie

Die Alternative zum harten Energiepfad:
Rekommunalisierung



Konzepte für eine umweltschonende Energiezukunft

‹Energy for a Sustainable World› (Energie für eine lebensfähige Welt). Dies wird jedoch nur gelingen, wenn anstatt der bisherigen Versorgungsstrategien, die einseitig auf den Verkauf von Energieträgern und auf den weiteren Ausbau der Versorgungsnetze (Strom und Gas) ausgerichtet sind, nun leistungsfähige Einspartechnologien zur Anwendung gelangen. Jede DM kann nur einmal investiert werden: Wird weiter in den Ausbau der Atomenergie investiert, fehlen die Investitionsmittel bei den regenerativen Energieträgern oder bei den Einspartechnologien.

Die Kosten für eine Energiewende sind überschaubar. Die Kosten für die Erschließung der Einsparpotentiale liegen meist weit unter den Stromerzeugungskosten für Atomkraftwerke. So könnte zum Beispiel in der Bundesrepublik etwa die Hälfte des Stromes, der in den Haushalten verbraucht wird, durch Einspartechnologien weggespart werden, die Investitionen in Höhe von 3 bis 20 Pf./kWh erfordern würden. Demgegenüber liegen die betriebswirtschaftlichen Stromerzeugungskosten für ein neues Atomkraftwerk bei rund 20 Pf./kWh (ohne Netzkosten). Doch auch für die Dritte Welt sind die Einspartechnologien von besonderer Bedeutung: in Brasilien beispielsweise hat es sich gezeigt, daß es möglich wäre, durch eine einmalige Investition von 4 Milliarden Dollar für effizientere Endverbrauchstechnologien (wie z. B. Kühlschränke, Straßenbeleuchtung oder Motoren) den Bau von neuen elektrischen Kraftwerken mit 21 Gigawatt Leistung aufzuschieben. Dies entspricht einer Nettokapitalersparnis von 19 Milliarden Dollar bis zum Jahr 2000. Nach der kürzlich veröffentlichten Studie des Princeton-Instituts für Energie und Umweltstudien und des World Resources Institute in Washington könnten die Entwicklungsländer bis zum Jahr 2020 etwa den Lebensstandard westeuropäischer Staaten auf dem Stand von 1975 erreichen. Dabei müßten sie – bei Anwendung leistungsfähiger Einspartechnologien – ihren Pro-Kopf-Energieverbrauch nur um bescheidene 30% erhöhen. Der steigende Energieverbrauch der Dritte-Welt-Länder, der durch die anwachsende Bevölkerung bedingt ist, könnte durch die Einsparungen bei den Industrieländern ausgeglichen werden. Mit dieser Aussage stehen die Autoren der Studie in deutlichem Gegensatz zu den Prognosen anderer Studien aus den letzten Jahren. Dort, z. B. im sogenannten IIASA-Szenario (Internationales Institut für Angewandte Systemanalyse) wurde vorausgesagt, der Weltenergieverbrauch werde bis zum Jahr 2030 gegenüber dem Vergleichsjahr von 1975 auf das 4,4 fache (hohes Szenario) bzw. auf das 2,2 fache

Niveau (niedriges Szenario) ansteigen. Eine solche Entwicklung ließe die Verteilungsprobleme um weltweit knappe und erschöpfbare Energieressourcen schnell zunehmen. Beide Entwicklungen sind, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, möglich und, falls die Mehrzahl der Industrieländer nicht auf eine konsequente Politik der rationellen Energienutzung umsteuert, dürfte eines der Katastrophen-Szenarios Wirklichkeit werden.

Wirkung von Einsparstrategien auf die Dritte Welt

Die Bundesrepublik und auch andere Industrieländer exportieren mit ihren Technologien und Verhaltensmustern auch ihr System der Energieverschwendung in die Dritte Welt. Die Bundesrepublik hat 1986 Waren im Wert von 526 Milliarden DM exportiert. Davon gingen 56 Mrd. DM in die Länder der Dritten Welt. Autos, Investitionsgüter, Produktionsanlagen, Haushaltsgeräte, also Güter, deren Anwendung Energie benötigt. Etwa die Hälfte des Exports in die Dritte Welt entfällt auf diese Güter, und es ist unmittelbar einsehbar, daß der Energieverbrauch dieser Güter ganz wesentlich den Energiebedarf der Dritte-Welt-Länder mitbestimmt, zumal diese Länder bei diesen Gütern weitgehend auf die Importe aus den Industrieländern angewiesen sind. Je schneller und perfekter die Einspartechnologien in den Industrieländern zur Anwendung gelangen, desto eher werden die Energiemärkte in der Dritten Welt entlastet werden. Der größte Teil der kommerziellen Energieträger, deren Beschaffung für viele Länder der Dritten Welt eine große wirtschaftliche Belastung darstellt, wird von den städtischen Mittel- und Oberschichten verbraucht, die ähnliche Konsummuster aufweisen wie die Bewohner der Industrieländer. So ist zum Beispiel der Verkehr in den meisten Entwicklungsländern für 50 bis 60% des Gesamterdölverbrauchs verantwortlich. Zudem verursacht er – noch stärker als in den Zentren der Industrieländer – lokale Luftverschmutzungen. Eine Weiterentwicklung sparsamer Kraftfahrzeuge würde somit nicht nur in den Industrieländern zur Lösung dringender Probleme beitragen.

Genauso wichtig wie eine Verbesserung der Technik ist jedoch auch ein Wandel in der Struktur der Energieversorgung. So wie heute die Absatzsteigerung im Mittelpunkt der Interessen der bundesdeutschen Energieversorgungsunternehmen steht, muß in der Zukunft die Bereitstellung von Energiedienstleistungen im Mittelpunkt der Überlegungen stehen. In der Bundesrepublik Deutsch-

land muß ein solcher Wandel mit einer Rekommunalisierung der Energieversorgung verbunden sein, der nachweislich eine kostengünstigere und umweltschonendere Energiebedarfsdeckung ermöglicht.

Energieträger Sonne: Hoffnungsträger oder lediglich ‹additiver› Energielieferant?

Der Ausstieg aus der Atomenergie muß vor allem auch ein Einstieg in die Sonnenenergie sein, denn nur eine Sonnenenergiewirtschaft ist langfristig ökologisch vertretbar. Nachdem den regenerativen Energieträgern lange Zeit von der Bundesregierung und auch von der Energiewirtschaft jegliche Bedeutung abgesprochen wurde, findet derzeit eine gewisse Wende statt: Die solare, zentrale Sonnenenergienutzung in Verbindung mit der Wasserstofftechnologie findet derzeit, als sogenanntes ‹Zukunftsenergiesystem› die größte Beachtung in der Energiediskussion: «Gasförmig per Pipeline oder in Flüssigtankern kommt Wasserstoff nach Europa und wird ins ehemalige Erdgasnetz eingespeist.» Erzeugt wird dieser Wasserstoff in der Sahara. Will man mit dieser «Technologie der nahen Zukunft» (Bild der Wissenschaft) 40% des bundesdeutschen Energie-Jahresbedarfs bereitstellen, so muß dafür eine 11000 km^2 große Zone mit Solarturmkraftwerken oder mit photovoltaischen Kraftwerken bestückt werden. Der dort erzeugte Strom wird durch Elektrolyseure in speicherbaren Wasserstoff umgewandelt. So, oder so ähnlich werden derzeit die Zukunftsvisionen an die Wand gemalt. Der Inhalt der Botschaft ist angenehm:

– Wir brauchen uns keine Gedanken mehr über die endlichen Energievorräte zu machen, da Sonnenenergie grenzenlos zur Verfügung steht.

– Wir brauchen uns keine Gedanken mehr über die Umweltbelastung zu machen, da Wasserstoff nahezu ohne Rückstände und schädliche Abgase verbrennt und

– die Atomgemeinde kann die Atomenergie weiterhin als Übergangstechnologie verkaufen, bis der Traum der immerwährenden, ökologischen Energieversorgung, die Wasserstofftechnologie, entwickelt ist.

Diese Vorstellungen sind jedoch so unrealistisch wie gefährlich: Unrealistisch, weil die zentrale Wasserstoffwirtschaft gegenüber allen anderen Energieträgern und Energietechnologien und insbesondere gegenüber den Einspartechnologien hoffnungslos unwirt-

schaftlich ist und selbst bei wesentlichen Energiepreissteigerungen in diesem Jahrhundert nicht konkurrenzfähig werden wird. Gefährlich ist diese Vision, weil sie dazu benutzt wird, dringende energiepolitische Probleme zu überspielen und von den eigentlichen Lösungsansätzen ablenkt.

Die Techniken zur Nutzung der Sonnenenergie, der Wind- und Wasserkräfte sowie der Biomasse sind heute weitgehend entwikkelt und haben sich z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Dänemark in der Praxis bereits vielfach bewährt. In Kalifornien wurden in den letzten fünf Jahren mehr als 1000 Megawatt an Leistung in Form von Windkraftanlagen zugebaut. Auch in Dänemark gab es in den letzten Jahren einen Boom bei Windkraft und Biogasanlagen. Was wir heute in der Bundesrepublik und vielen anderen Ländern brauchen, sind gezielte Strategien, mit denen diese Technologien in den Markt eingeführt und gegen die verkrusteten Strukturen der herrschenden Energiewirtschaft durchgesetzt werden können. Gleichzeitig müssen die Rahmenbedingungen für die Anwendung dieser Technologien (wie z. B. verbesserte Einspeisebedingungen für Stromeigenerzeuger oder lineare Tarife) verbessert werden.

Statt die Entwicklungsanstrengungen einseitig auf die Wasserstofftechnologie auszurichten, sollten heute die dezentralen Nutzungsmöglichkeiten angewandt und weiterentwickelt werden. Entsprechende, begünstigende Rahmenbedingungen vorausgesetzt, könnte die Energienutzung aus regenerativen Energieträgern sowohl den Energiebedarf der Bundesrepublik, als auch den weltweiten Energiebedarf abdecken.

Ebenso wie im Bereich der Einspartechnologien könnten von den Entwicklungen in den Industrieländern wichtige Impulse auf den Energiesektor der Entwicklungsländer ausgehen. Eine Weiterentwicklung der Technologien zur Nutzung der regenerativen Energieträger könnte zum einen neue Absatzmärkte schaffen, zum anderen könnte die Produktion dieser Anlagen weitgehend in den Ländern der Dritten Welt vollzogen werden. Wird z. B. eine Wasserpumpe in ländlichen Gebieten anstatt mit einem Dieselmotor mit einem Windrad betrieben, so können durch die Produktion des Windrades vor Ort dringend benötigte Arbeitsplätze geschaffen werden, die ihrerseits das Einkommen in diesem Gebiet erhöhen und die Landflucht reduzieren. Knappe Devisen (für Reparatur und Betrieb), die vorher ins Ausland flossen, bleiben jetzt in der Region und stärken dort die Kaufkraft und damit auch die Ent-

wicklungschancen. Zudem wird die Abhängigkeit von den Rohölpreisen reduziert.

Handeln statt abwarten

Ein Ausstieg aus der Atomenergie wäre 1986 in der Bundesrepublik technisch jederzeit möglich gewesen und ist es auch heute noch. Dies zeigen die Studien, die von unterschiedlichster Seite erstellt wurden. Ein sofortiger Ausstieg aus der Atomenergie, verbunden mit einer Energiewende in der Politik, könnte zwar das weltweite Ressourcen- und Umweltproblem nicht lösen. Er wäre jedoch der erste und entscheidende Schritt auf dem Weg in eine Energieversorgung, die die Lebensfähigkeit der Welt erhält. Als Beispiel für andere Länder wäre die Wirkung eines Ausstiegs der Bundesrepublik nicht zu unterschätzen. Die Entlastung der Energiemärkte durch eine konsequente Einsparstrategie, verbunden mit der dezentralen Anwendung von regenerativen Energiequellen würde den Ländern der Dritten Welt einen größeren Freiraum für die Schaffung eines ökologisch verträglichen Energiesystems gewähren, das auch die ärmeren und ärmsten Bevölkerungsschichten auf dem Lande und an den Stadträndern erreichen kann.

Die Bevölkerung der Bundesrepublik könnte wieder ruhiger schlafen: Die Gefahr, daß von deutschem Boden der Stoff für die A-Bombe geliefert würde, wäre bei einem Ausstieg wesentlich geringer. Den gesunden Schlaf gibt es jedoch nicht umsonst. Wenn dieses Ziel erreicht werden soll, müssen sich die Bürger für einen Wandel der Energiepolitik in Bonn, sowie auch vor Ort in den Kommunen einsetzen. *Gute Argumente* sind nützlich, aber sie wirken nur, wenn sie offensiv vertreten werden.

KLAUS MICHAEL MEYER-ABICH

Erkenntnisleitende Gefühle

Auf Gefühle war man hierzulande in den letzten Jahrzehnten nicht gut zu sprechen. «Werden Sie doch nicht so emotional!» ist allemal ein Vorwurf. Gefühl soll man nach herrschender Gepflogenheit um der Sachlichkeit willen möglichst nicht zeigen. Dies führt dazu, daß dann auch die kommunikative Kultur im Umgang

mit ihnen nicht recht gedeiht und Gefühle entweder ‹versachlicht› werden oder noch am ehesten als Aggressionen (wie im Autoverkehr), Gefühligkeiten (wie im Umgang mit Haustieren) und Gemeinheiten (wie in der Politik) zum Ausdruck kommen. Es so zu halten wird problematisch, wenn die verborgenen oder allenfalls auf diese abschüssige Weise geäußerten Gefühle gleichzeitig erkenntnis- und handlungsleitend für die massiven Veränderungen in Natur und Gesellschaft sind, die der industriegesellschaftliche Prozeß mit sich bringt. Eigentlich bedürfte es hier bereits von der Wurzel her, also auch hinsichtlich der gefühlsmäßigen Antriebe, einer politischen Erörterung in kommunikativer Offenheit. Wir sollten einander in öffentlichen Angelegenheiten und hinsichtlich der für die Wissenschaft wegweisenden Erkenntnisideale über unsere Gefühle nicht weniger Rechenschaft geben als über die einzelnen Schritte im Denken und Handeln, so als seien diese nicht von Gefühlen bewegt.

Zum Beispiel war es im 19. Jahrhundert vielen Naturwissenschaftlern ein Antrieb, die Dinge und Lebewesen der nichtmenschlichen Natur und sogar die menschlichen Gefühle selbst dahingehend zu entlarven, daß sie ‹nichts als› etwas möglichst ganz einfach zu Beherrschendes seien, z. B. Liebe nichts als Chemie oder moralische Handlungen nichts als Tropismen. Die Gefühle selbst in dieser Weise rationalisieren zu wollen, ist offenbar eine zutiefst emotionale Angelegenheit. Die materialistischen Formeln, in denen sich hier ein vermeintlich Höheres als ein vermeintlich Niederes erweisen sollte, sind zwar keine wissenschaftlichen Aussagen, haben aber sehr viel mit der damaligen – und auch noch manches mit der heutigen – Naturwissenschaft zu tun. Denn sie sind für die Motivation des Forschers und damit für die Auswahl dessen, was er für wissenswert hält, genauso maßgeblich wie die Cartesische Vermutung, daß Gottes Natur denselben Gesetzen gehorcht wie die menschliche Mechanik. In der heutigen Naturwissenschaft und Technik haben die bisher erkenntnisleitenden Gefühle zu einem Übermaß an Zerstörungswissen und zu einem Mangel an Erhaltungswissen geführt. Wie aber sollen künftig mit Wissenschaft und Technik Probleme gelöst werden können, die wir ohne sie gar nicht hätten, wenn es hier nicht zu einer Umkehr kommt?

Mitverantwortlich für die Krise der Industriegesellschaft sind auch die in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften erkenntnisleitenden Gefühle. Denn diese Wissenschaften haben im 19.

Jahrhundert die Natur den Naturwissenschaftlern und Ingenieuren überlassen, statt darauf zu sehen, wie der von ihnen tradierte Stand der Kultur auch im Umgang mit der natürlichen Mitwelt gewahrt werden könnte. So kam es zu einem materiellen Wohlstand ohnegleichen, jedoch um den Preis einer unnatürlichen Erfahrung des Menschen in Verbindung mit einer unmenschlichen Erfahrung der Natur. Heute bedarf es der Kulturwissenschaften im weitesten Sinn, um den Wohlstand der Industriegesellschaft womöglich zu erhalten und von künftig ganzheitlichen Naturerfahrungen wirtschaftlich und kulturell den rechten Gebrauch zu machen. Dann aber dürften sich diese Wissenschaften nicht damit begnügen wollen, die durch ‹Modernisierungsschäden› entstehenden lebensweltlichen Verluste kompensatorisch auszugleichen, wie es einem weit verbreiteten Selbstverständnis entspricht, sondern sie sollten sie vor allem und zunächst einmal zu verhindern suchen. Ob die Geisteswissenschaften es sich zutrauen, der Industriegesellschaft in ihrer Krise mehr als geistreich aufzuspielen, wie man es einst mit der Wahrheit gehalten hat, sondern auch selber etwas zur Überwindung der Krise zu tun, ist jedoch eine Frage von Zuversicht und Engagement, letztlich also wieder der erkenntnisleitenden Gefühle für die Aufgaben der Wissenschaft.

Wie Verstand und Vernunft zwar rational ihren Weg gehen, dabei aber gleichwohl von Gefühlen geleitet werden, zeigt sich besonders elementar in der Waffentechnik. Hier sind es letztlich Angstgefühle, deretwegen die Völker sich voreinander bewaffnen, und Allmachtsgefühle, die in immer vernichtenderen Waffensystemen aufgespreizt werden. Ein Beispiel ist der Unverwundbarkeitstraum, der nach den Plänen der amerikanischen Regierung zur Weltraumverteidigung SDI gerinnen soll. Hier zeigt sich im Extrem, wie wenig Verstand und Gefühl einander ausschließen. Die geplanten Waffen würden in ihrer Herstellung wie in ihrer Wirkungsweise geradezu ein Höchstmaß an Rationalität erfordern und zum Ausdruck bringen. Dieses Verteidigungsziel überhaupt zu verfolgen aber hat mit Rationalität schlechterdings nichts zu tun. Sich den Frieden als Unverwundbarkeit vorzustellen, ist nackte Mythologie, ein Wiederaufleben von Siegfriedlichkeit im 20. Jahrhundert, durch die Verschwiegenheit dieses Antriebs aber auf einem weit hinter das Nibelungenlied zurückfallenden Niveau. Vor allem fehlt, da das Böse hier in aller Naivität nur auf den Gegner projiziert wird, der Kampf mit dem Drachen, der allenfalls die Unverwundbarkeit im Gefolge hat.

Ein anderer Gefühlsbereich, der unser Alltagsverhalten unmittelbar betrifft, und zwar in einem der bundesrepublikanischen Identität sehr zu Herzen gehenden Punkt, ist der des Autoverkehrs. Unzweifelhaft ist für dieses Verkehrssystem, was die technisch perfektionierten Fahrzeuge und Straßen angeht, ein Höchstmaß an Rationalität aufgeboten worden, und vielleicht wird es hier ja auch noch zu einer Zugabe hinsichtlich des Lärms und der Schadstoffe kommen. Wie stark dieses Aufgebot an Rationalität von Gefühlen geleitet und bestimmt ist, hat sich immer wieder gezeigt, zuletzt in der Debatte über die Geschwindigkeitsbegrenzung. Vor allem ist es wohl ein Bedürfnis nach Freiheit, das durch die ‹Freie Fahrt für Freie Bürger› erfüllt werden soll. Zwar können Freiheit und Selbstbestimmung auf vielerlei Weise erlebt werden, und die räumliche Bewegung von Ort zu Ort – geschweige denn ohne Geschwindigkeitsbegrenzung – ist dazu nicht unbedingt die nächstliegende Form, aber so ist es nun einmal gekommen – und zwar keineswegs nur durch die Interessen der Autoindustrie, denn deren Durchsetzungsfähigkeit beruht darauf, daß schätzungsweise zwei Drittel der Bürger unseres Landes regelmäßig Auto fahren. Wie stark die hier bewegenden Gefühle sind, zeigt sich auch daran, daß die zunehmende Dysfunktionalität des Autoverkehrs – die meisten Ziele sind ja mittlerweile schneller, billiger und bequemer mit dem Fahrrad oder mit der Bahn zu erreichen – sie kaum berührt. Nun ist nichts dagegen zu sagen, daß für eine Massenbewegung wie die Automobilistik Gefühle handlungsleitend sind, woher sollte sonst die bewegende Kraft kommen? Ein Problem aber ist, wie bei SDI, die Dunkelheit dieser Gefühle und der Mangel an kommunikativer Offenheit. Müßte nicht einmal darüber gesprochen werden, auf welchem Stand der Kultur es möglich ist, durch ein Verkehrssystem Jahr für Jahr stillschweigend Zehntausende von Menschen als ‹Verkehrs-Opfer› umzubringen oder zu verstümmeln? Zur Sprache kommt hier in der Regel allenfalls die Befriedigung, daß es einmal nicht zehntausend, sondern nur neuntausend Tote gewesen seien, oder es wird darauf hingewiesen, wie sicher doch die Atomkraftwerke seien, weil sie bei weitem nicht so viele Opfer ‹fordern›. Werden aber spätere Zeiten über die kollektive Raserei auf unseren Straßen anders urteilen als wir über die Hexenverbrennungen zu Beginn der Neuzeit? Sollte darüber nicht wenigstens nachgedacht und gesprochen werden?

Und wie steht es mit unserer natürlichen Mitwelt? Hier lebt die Industriegesellschaft aus dem Gefühl, der Rest der Welt sei nichts

als für uns da, zur Deckung unserer Bedürfnisse oder was wir dafür halten. Dies hat dazu geführt, daß hierzulande etwa die Hälfte der früher einheimischen Tier- und Pflanzenarten ausgestorben ist, weil sie uns nicht mehr aushalten. Die Daten sind so bekannt wie die Zahl der Verkehrs-‹Opfer›. Immerhin gab es eine emotionale Betroffenheit über das Waldsterben, weil die Umweltzerstörung hier einmal noch schneller voranschritt als die gleichzeitige Verkümmerung unserer Wahrnehmungsfähigkeit. Vielleicht wäre es öfter so, wenn die Tatsachen unserem Erleben näher gebracht würden. Ich gebe nur ein Beispiel: Am Kühlwassereinlaß eines Kraftwerks an der Niederelbe werden pro Jahr tote Fische im Gesamtgewicht von etwa einhundert Tonnen ‹entsorgt›, an die hunderttausend Fische, die sich auch durch eine ‹Fischscheuchanlage› mit elektrischen Schlägen nicht von dem todbringenden Einlaß haben fernhalten lassen. Diese Fische mögen teilweise durch das vergiftete Elbwasser schon so geschwächt gewesen sein, daß sie auf die Schläge nicht mehr reagieren konnten, und einige von ihnen waren wohl auch vorher schon tot, aber dies betrifft nur die Schuldzurechnung für das Kraftwerk, nicht für die Gesellschaft. Was ist das für eine Welt, in der erstens so etwas passiert und zweitens davon normalerweise keinerlei Notiz genommen wird? Ist es denn auszuhalten, um diesen Preis im Wohlstand zu leben?

Ich denke, es wird Zeit, die Gefühlsverschwiegenheit unserer Gesellschaft, was die Ziele und Motive oder bewegenden Kräfte der industriellen Wirtschaft angeht, zu brechen und unsere Welt zu enthärten. Der Mangel an Vernünftigkeit der heutigen Zivilisation beruht auch auf einem Mangel an Gefühlsbildung. Wo Vernunft waltet, bleiben die Gefühle wenigstens nicht im archaisch Verborgenen, sondern verwandeln sich in Gedanken. Diese wiederum werden angefacht durch Gefühle.

Für die weitere Entwicklung der Naturerkenntnis und ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit ist es vielleicht eine hilfreiche Erinnerung, daß das griechische Wort für Sinneswahrnehmung, *Aisthesis,* auch die Gefühlswahrnehmung mit bedeutet. So kann der Kantsche Satz: Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind, in der Erweiterung gedacht werden: Vernunft ohne Sinnen- und Gefühlsgehalt ist leer, Sinne und Gefühle ohne Vernunft sind blind. Und weiter: Die Vernunft denkt Sinnen- und Gefühlsgegebenes, dieses ist ihr Inhalt, darin auch kann sie einseitig werden, wenn sie sich nur für einseitige Gefühle und Sinneseindrücke interessiert. Umgekehrt aber sind Sinne und Gefühle bei

weitem nicht alles, denn sie müssen der Vernunft ausgesetzt und bedacht werden.

In Bezug auf die natürliche Mitwelt leitet mich das Gefühl, daß wir Menschen unter den vielen Lebewesen durch die Naturgabe Vernunft in besonderer Weise fähig und aufgerufen sind, Verantwortung für das Ganze wahrzunehmen, nicht nur für uns, und in diesem Sinn die Welt schöner machen sollten, als sie es ohne uns wäre. Dieses Gefühl war erkenntnisleitend für den Gedanken, daß wir im Erkennen und Handeln den ‹Frieden mit der Natur› suchen sollten, und für das Buch, das ich darüber geschrieben habe (1984).

Wo es nun aber nicht einfach bei den herrschenden Vorgefühlen und dem ihnen entsprechenden Denken bleibt, muß man sich entgegenhalten lassen, das kritische oder alternative Denken sei gefühlsmäßig (oder religiös) bestimmt und insoweit unwissenschaftlich, das herrschende Denken hingegen sei rational, und deswegen müsse es Weltraumwaffen, Autos und Atomkraftwerke etc. geben. Damit verbindet sich die Absicht, diejenigen Gefühle, denen ein sie zur Disposition stellender Vernunftgebrauch zum Nachteil auszuschlagen droht, dem Diskurs doch lieber nicht auszusetzen. Dürfen wir aber die Grundsatzfrage, wieweit in der herrschenden Rationalität die richtigen Gefühle wegweisend sind, deshalb unerörtert lassen, weil dabei überhaupt Gefühle zur Sprache kommen und mancher sich die Kritik gern vom Hals halten möchte? Es wird höchste Zeit, etwas Licht in die unausdrücklichen Gefühle zu bringen, von denen die Industriegesellschaft sich leiten läßt.

Mit meinem Plädoyer, Gefühle wahrzunehmen, sie dann aber in Gedanken zu verwandeln, setze ich mich vielleicht zwischen die Stühle einerseits derer, die die Rationalität leid sind und nun nur noch Gefühle gelten lassen wollen, andererseits derer, die unter den sie leitenden Gefühlen die alleinige Vernunft gepachtet zu haben beanspruchen. Bin ich den einen zu rational, den anderen zu emotional, so ist den Dingen zwischen den Stühlen manchmal aber doch am ehesten auf den Grund zu kommen.

Nicht wohl wäre mir dabei, das Heil in einer sozusagen ‹weiblichen› Wissenschaft suchen zu wollen. Die herrschende Wissenschaft, so heißt es heute bisweilen, sei eine ‹männliche›, und damit soll mehr gesagt sein als die historische Feststellung, daß es überwiegend Männer waren, welche sie entwickelt haben. Es ist das Gefühl einer bestimmten Einseitigkeit, das hier zum Ausdruck gebracht wird, einer Überbewertung von analytischer Rationalität und Herrschaftswillen bei einem Mangel an Einfühlsamkeit und

Rücksicht auf den Eigenwert der Dinge. Ich teile dieses Gefühl und kann mir auch mühelos vorstellen, daß es weder dieselben Kriege noch dieselben Zerstörungen in der Natur gegeben hätte, wenn Frauen die Geschichte entscheidender geprägt hätten. Vermutlich fänden wir uns auch dann nicht ohne Probleme, aber es wären schwerlich dieselben wie heute. Denken und Fühlen, Herrschaft und Achtung vor dem Andern einfach einander gegenüberzustellen, klingt mir jedoch zu sehr nach der bisherigen, überholten Rollenverteilung der Geschlechter und berücksichtigt auch nicht die Gefühlsinhalte jeglichen Denkens. Es kommt darauf an, so meine ich, männliche *und* weibliche Fähigkeiten in Männern und Frauen in neuer Weise so zu verbinden, daß neue Wege in Wissenschaft und Technik gegangen werden. Die bisherige Rolle des Mannes war vermutlich genauso wenig *die* männliche wie die der Frau *die* weibliche. Die geschlechtliche Rollenverteilung liegt nicht zwischen Denken und Fühlen, vielmehr werden allenfalls bestimmte Gefühle vor allem in Männern und andere in Frauen entwickelt.

Eigentlich geht es hier nicht um Mann und Frau, sondern für beide um Leib und Seele. Ich sehe dieses Verhältnis so wie Platon in seiner Naturphilosophie, wo er sagt (Timaios 30b), der Geist könne die Materie nur dann richtig – dem Schöpferwillen gemäß – gestalten, wenn die Seele dieser Verbindung Raum gebe. Also bedarf es der Seele, damit das Denken in rechter Weise in die Welt eingeht, und wir sollten uns fragen, ob die Seele recht dabei ist, wenn wir durch Wissenschaft und Technik die Welt verändern. Dies ist auch der Weg des Holismus.

Mit der Seele – unserer menschlichen Natur, kraft deren wir leben, soweit wir leben – sind wir, so meine ich, nur dann recht dabei, wenn wir den Frieden mit der Natur suchen. Die Diskussion im Anschluß an mein Buch darüber zeigt, wie stark unser Naturverhältnis gefühlsmäßig geprägt ist. Es geht darum, ob wir gehalten sind, der natürlichen Mitwelt einen Eigenwert, d. h. einen Wert in Bezug auf das Ganze der Natur, oder nur einen Wert für Menschen beizulegen. Vielleicht gelingt es uns, in dieser Frage und in der weiteren Entwicklung von Wissenschaft und Technik der stillen Hoffnung Gottes ein wenig gerecht zu werden, die Thomas Mann im Seelenmythos des Vorspiels zu seinem Josephsroman ausgesprochen hat: der Hoffnung, daß die naturverflochtene Seele und der außerweltliche Geist einmal eins werden, «in dem echten Eingehen des Geistes in die Welt der Seele ... und der Heiligung

des einen durch das andere zur Gegenwart eines Menschentums, das gesegnet wäre mit Segen oben vom Himmel herab und mit Segen von der Tiefe, die unten liegt».

HANS PAUL BAHRDT

Der Staatsbürger und seine Experten

1. Demokratie oder Expertokratie?

In den folgenden Zeilen wird viel von Atomenergie die Rede sein. Es geht aber nicht um die Frage, ob wir jetzt oder in einigen Jahren aus der Atomenergie aussteigen können oder sollen, sondern um ein allgemeineres politisches Problem. Dieses stellt sich in allen hochentwickelten Industrieländern immer dringender, insofern sie eine demokratische Verfassung haben und diese nicht nur formell, sondern auch substantiell aufrechterhalten wollen. In allen diesen Ländern bringt es die «wissenschaftlich-technische Zivilisation» mit sich, daß sinnvolle politische Entscheidungen und Planungen angewiesen sind auf Experten, die über eine wissenschaftliche und technologische Ausbildung verfügen und durch ihre Berufsarbeit die Chance gehabt haben, mit dem jeweils neuesten Erkenntnisstand vertraut zu bleiben.

Der normale Staatsbürger, auch wenn er Akademiker, jedoch in einem jeweils anderen Wissensgebiet zu Hause ist, fühlt sich frustriert. Wie soll er den Zusammenhang zwischen Dollarkurs, Exportchancen der deutschen Industrie und Arbeitslosigkeit beurteilen, wenn er kein Wirtschaftsfachmann ist? Kann er aber dann die Wirtschaftspolitik der eigenen Regierung beurteilen? Woher soll er die Kriterien nehmen, wenn er wissen will, ob er das nächste Mal eine andere Partei wählen soll? Ist er nicht darauf angewiesen, den Argumentationen der Experten im Fernsehen und den Zeitungen, die er schon in ihrem Vokabular kaum versteht, zu vertrauen? Oder muß er sich dem «Gefühl» überlassen, was das auch immer heißt? Geht dann aber noch «alle Gewalt vom Volke» aus? Steuern wir nicht in ein System hinein, das bestenfalls eine «Expertokratie» ist, d. h. in eine autoritäre oder diktatorische Minderheitsherrschaft, der gegenüber auch der leidlich durch Fernsehen und Zeitungen informierte Staatsbürger keine Karten mehr in der Hand hat?

Wenn das wirklich so wäre, so hätte auf die Dauer eine Demokratie, die diesen Namen verdient, keine Chance. Ist diese Argumentation schlüssig, oder gibt es doch Möglichkeiten für einen Staatsbürger, die politische Willensbildung und die politischen Entscheidungen auf eine andere Weise als mit «Gefühl und Wellenschlag» zu beeinflussen, also auch mit dem Verstand? Man darf sich natürlich nicht mit dem Vers von Morgenstern begnügen: « . . . daß nicht sein kann, was nicht sein darf».

2. Das Beispiel Atomenergie. Ein Lernprozeß

Die Frage «Atomenergie oder nicht» zeigt dieses Problem in besonders krasser Form. Zur Beurteilung der entscheidenden Sachverhalte müßte man eigentlich – so denkt man – Physiker sein, ja sogar ein Spezialwissen auf einem Teilgebiet haben, das selbst Physiker, die auf anderen Gebieten arbeiten, nur unvollständig besitzen. Und wenn solche Physiker das, was sie wissen, einem anderen Menschen, der u. U. selbst Wissenschaftler, jedoch Geistes- oder Sozialwissenschaftler ist, klarmachen wollen, dann bleibt das, was sie sagen wollen, oft genug völlig unverständlich. Andererseits: Die Entscheidung über Verbleib in oder Ausstieg aus der Atomenergie ist eine der wichtigsten politischen Entscheidungen, die demnächst anstehen.

Ich will versuchen, die Rolle des Staatsbürgers in einem solchen Prozeß am Beispiel eines Lernprozesses zu verdeutlichen, den ich selbst durchgemacht habe. Es geht nicht um individuelle Lebenserinnerungen. Etwas abgewandelt, werden viele Menschen dasselbe durchgemacht haben. Ich selbst bin Soziologe. Vor etwa 25 bis 30 Jahren habe ich mich oft mit Naturwissenschaftlern unterhalten. Diese waren politisch aufgeschlossen. Eine Atombewaffnung lehnten sie für die Bundesrepublik ab. (Damals war sie oft im Gespräch.) Jedoch überzeugten sie mich, daß an der friedlichen Nutzung der Atomenergie kein Weg vorbeiführe. Gegen diese brauche man keine Sicherheitsbedenken haben. Nach Jahrzehnten geriet das Problem der Beseitigung von Atommüll in die allgemeine Diskussion. Es ist bis heute nicht gelöst. Ich fragte mich jetzt: Haben die Naturwissenschaftler, mit denen ich gesprochen habe, das Müllproblem nicht gesehen? Oder haben sie es verdrängt? Daß sie mir es mit Absicht verschwiegen haben, kann ich mir kaum vorstellen. Auch wenn sie nicht Spezialisten auf dem Gebiet der Atomenergie waren, hätten sie nicht auf den Gedanken kommen

müssen, daß bei der Produktion von Atomstrom irgend etwas übrig bleibt, über dessen Verbleib man sich Gedanken machen muß? Ich ärgerte mich jetzt auch über mich selbst. Ich hatte ja jahrelang in einem Werk der Großchemie sozialwissenschaftliche Untersuchungen gemacht. Dabei habe ich, obwohl ich nicht Chemiker war, durchaus begriffen, welche Bedeutung Chemie-Abfälle haben. Bei allen chemischen Prozessen bleibt etwas übrig. Vielfach kann man dies im Werk selbst wieder verwenden. Deshalb u. a. ist das Werksgelände von einem Netz kreuz und quer laufender Rohrbrücken überspannt, die irgendwelche Substanzen zur Weiterverwendung in einen anderen Werksteil leiten. Aber man wußte auch damals, daß viele Chemie-Abfälle in die Flüsse gerieten und Schaden anrichteten. Das war ein häufiger Gesprächsstoff auch unter Nichtfachleuten. Sie merkten es ja, wenn sie im Rhein schwimmen wollten. Das war bis zum damaligen Zeitpunkt noch üblich gewesen, jetzt aber kaum noch zu empfehlen.

Hätte ich nun nicht im Zuge eines hypothetischen Analogie-Schlusses mich fragen können, ob etwas Ähnliches nicht auch in einem Atomkraftwerk geschehen kann? Gewiß: Analogie-Schlüsse sind als Beweisverfahren wissenschaftlich nicht zulässig. Aber Analogien als Wege zu einer Hypothese oder wenigstens zu einer Frage sind in der Wissenschaft nicht nur erlaubt, sondern unentbehrlich. Warum bin ich nicht meinen naturwissenschaftlichen Freunden durch penetrantes Fragen nach Verbleib des Abfalls auf die Nerven gefallen?

Nachdem mir diese Unterlassung passiert war, entschloß ich mich, hinfort klüger zu sein.

Irgendwann habe ich gelesen, daß die durchschnittliche Lebensdauer eines Atomkraftwerkes etwa 30–35 Jahre beträgt. Jetzt frage ich unermüdlich bei Bekannten herum, ob es Methoden gibt, ein unbrauchbar gewordenes Atomkraftwerk in der Weise abzubauen und zu beseitigen, daß keine dauerhaften Umweltschäden entstehen. Überzeugende Antworten habe ich noch nicht bekommen. Diese Frage wird bis heute auch in der Öffentlichkeit kaum diskutiert. In wenigen Jahren wird sie aber in aller Munde sein, genauso wie heute die Frage des Mülls.

In diesem Fall ist es mir als einem Nichtfachmann auf der Basis des gesunden Menschenverstandes möglich gewesen, die richtige Frage zu stellen, noch bevor die Experten mich als Staatsbürger für würdig hielten, mich aufzuklären. Ich könnte weitere Beispiele nennen.

Als die Katastrophe von Tschernobyl eintrat, fragte ich mich, ob die Explosion, die einen und einen halben Reaktor zerstörte, nicht auch auf alle vier Reaktoren hätte übergreifen können. Welche Folgen wären dann eingetreten? Ferner: Wie groß würden die Folgen sein, wenn ein ähnliches Unglück im dichtbesiedelten Deutschland in unmittelbarer Nähe einer Millionenstadt wie Hamburg geschehen würde? Hamburg ist ja umringt von Atomkraftwerken. Um sich solche Gedanken zu machen, braucht man nicht Physik studiert zu haben.

Nun haben Fachleute zwar immer wieder versichert, Unglücksfälle dieser Art könnten in deutschen Kraftwerken nicht geschehen. In technischer Hinsicht seien sie viel sicherer. Die Sicherheitsvorschriften seien lückenlos und würden streng eingehalten. Aber wieviel Vertrauen darf man eigentlich haben, wenn dieselbe Industrie, die die deutschen Atomkraftwerke gebaut hat, entsprechende Anlagen in alle Welt liefert, auch in Entwicklungsländer, in denen die Staats- und Industriebürokratie noch unter Kinderkrankheiten leidet und die Korruption in hoher Blüte steht?

Inzwischen hat sich herausgestellt, daß es auch bei uns, die wir über eine Jahrhunderte alte bürokratische Tradition preußischer Herkunft verfügen, ausgerechnet im atomwirtschaftlichen Sektor zu ausgedehnter Korruption und schlimmen Gesetzesverletzungen gekommen ist, die man in solchem Ausmaß nicht für möglich gehalten hätte. Es besteht offenbar keine Garantie dafür, daß beim Transport radioaktiven Materials innerhalb des Landes und über die Grenzen hinweg alles mit rechten Dingen zugeht, daß die Deklarierungen in Ordnung sind und die Kontrolle halbwegs funktioniert. Die Tatsache, daß man immer noch nicht das Problem der Beseitigung von Atom-Abfällen gelöst hat, mag hier eine Ursache sein. Aber zugleich zeigt sich bei dieser Affäre das Versagen des Kontrollsystems. Dieses Kontrollsystem, das nach traditionellen bürokratischen und handelsüblichen Regeln aufgebaut ist, funktioniert in unserer Gesellschaft im allgemeinen recht gut. Gelegentlich versagt es aber doch. Sensationell war nur, daß es sich dabei um so gefährliche Substanzen handelte. Um den Vorgang zu verstehen und zu der Ansicht zu gelangen, daß prinzipiell mit Pannen dieser Art zu rechnen ist, braucht man wiederum nicht Physik studiert zu haben. Es genügt auch hier, eine Analogie zu vertrauten Erscheinungen in anderen Bereichen, z. B. in der Bauwirtschaft, zu sehen. Dort gibt es immer wieder einmal Bauschäden, weil ein Händler in betrügerischer Weise den falschen Ze-

ment geliefert und sich vielleicht diese Möglichkeit durch Bestechung abgesichert hat.

Zufälligerweise verstehe ich ein wenig von bürokratischen Strukturen. Vor Jahren habe ich darüber publiziert. Jedoch auch wenn das nicht der Fall wäre, wenn ich nur vom Hörensagen wüßte, wie es zugeht, wenn Güterzüge mit zahlreichen Fässern beladen über die Grenze geleitet werden, dann würde ich mich fragen, ob es möglich ist, alle einzelnen Fässer mit Strahlenmeßgeräten abzutasten. Oder begnügt man sich mit Stichproben? Oder hält man sich an Begleitpapiere, die natürlich gefälscht sein können? Dann käme ich aber zu dem Schluß, daß es eigentlich nicht zu verantworten ist, große Mengen radioaktiven Materials Jahr für Jahr routinemäßig von einem Land ins andere zu transportieren. Und nunmehr ist es auch schiefgegangen.

Auch hier bin ich allerdings hinterher klüger. Freilich habe ich nicht gewußt, daß derart große Mengen verdächtiger Fässer ständig hin- und hergefahren werden. Ich hätte vermutet, es handele sich allenfalls um kleinere Mengen, und die würden stets auf kürzestem Weg in ein Zwischenlager gebracht.

Aber hätten die Experten nicht vorher klüger sein können? Es gibt doch auch Experten, die kein Interesse an einer Verheimlichung haben und aus anderen Gründen schon lange mit einer Ausweitung der Atomwirtschaft nicht einverstanden sind.

3. Folgerungen

Aus der Rekapitulation meines jahrelangen Lernprozesses ergibt sich nicht nur, daß ich fester als je davon überzeugt bin, ein alsbaldiger Ausstieg aus der Atomenergie sei nötig. Das ist aber jetzt nicht unser Thema. Es ergibt sich auch, daß ein Mensch wie ich, der nichts von Physik versteht, im Prinzip durchaus in der Lage ist, sich ein legitimes Urteil über diese Frage zu bilden.

Es entsteht ferner der Eindruck, daß man sich offenbar auch bei Problemen, für die das Urteil von Experten benötigt wird, nicht ohne weiteres auf diese verlassen kann. Offenbar brauchen sie eine Kontrolle durch die Staatsbürger. Denn Experten verfolgen sehr oft eigene Gruppeninteressen. Viele der besten Kenner der Probleme der Atomenergie sind zum Beispiel leitende Angestellte in der Atomindustrie. Es besteht die Gefahr, daß sie ein Übergewicht im Prozeß der Meinungsbildung gewinnen, ähnlich wie die Funktio-

näre der Ärzteverbände in der Gesundheitspolitik. Die Patienten haben es schwerer, sich durchzusetzen.

4. Grenzen des Spezialistentums: Politische Probleme sind gemischte Probleme

Es kommt hinzu, daß die Experten zwangsläufig Spezialisten auf einem bestimmten Sachgebiet sind. Die politisch relevanten Probleme, um die es hier geht, sind aber fast immer «gemischte Probleme». In unserem Fall, wo es darum geht für den Transport radioaktiven Materials ein absolut sicheres Kontrollsystem zu schaffen oder zu dem Urteil zu gelangen, daß dies nicht möglich ist, genügt es nicht, über die Strahlung des Materials und relevante Meßgeräte Bescheid zu wissen. Man müßte auch etwas über die Anfälligkeit der herkömmlichen Kontrollen beim Grenzverkehr, im Transportwesen und im gewöhnlichen Geschäftsverkehr wissen. Auch allgemeines Wissen über die Einbruchsmöglichkeiten von Korruption und anderen Wirtschaftsvergehen wäre am Platze.

Nun ist es zwar längst üblich, bei der organisatorischen Lösung solcher «gemischten Probleme» «gemischte Gremien» einzusetzen, die aus Experten verschiedener Provenienz bestehen. Man muß sich aber darüber klar sein, daß die Kommunikation in solchen interdisziplinären Gremien niemals auf dem höchstmöglichen Niveau der jeweiligen Spezialdisziplinen stattfindet. Wenn die Experten dies versuchen, dann reden sie aneinander vorbei. Dies ist oft genug der Fall. Oft aber kommen sie durchaus ins Gespräch. Dann bewegt sich aber die Diskussion mehr oder weniger auf der Ebene des gesunden Menschenverstandes und in der Umgangssprache.

Wie man dies auch aus der Wissenschaft kennt, bergen interdisziplinäre Auseinandersetzungen viele Unsicherheitsfaktoren, und es kommt sehr oft zu Ergebnissen (oder Scheinergebnissen), welche in keinem Verhältnis zu dem Niveau stehen, auf dem sich jeder einzelne Beteiligte sonst in seinem Spezialgebiet bewegt. Das weckt aber folgenden Verdacht: Sind die Ergebnisse, zu denen solche gemischten Expertengremien, die politisch bedeutsame Entscheidungen vorbereiten, gelangen, eigentlich prinzipiell viel kompetenter als das, was in einem Gespräch nach den Abendnachrichten unter relativ gut informierten Staatsbürgern herauskommt? Eine besondere Gefahr bei interdisziplinären Besprechun-

gen besteht darin, daß Fachleute in der Diskussion mit Fachleuten anderer Disziplinen dazu neigen, zu bluffen und sich selbst und ihre Disziplin in einem besseren Licht erscheinen zu lassen, als sie es verdienen. Schließlich geben solche interdisziplinären Begegnungen auch Gelegenheit zur Pflege von «public relations».

Natürlich geht es dem Staatsbürger, der sich mit Freunden oder Kollegen unterhält, nicht besser, aber auch nicht so viel schlechter, daß er angesichts der Stellungnahmen anerkannter Experten sogleich resignieren müßte. Unter anderem hat er es leichter, nicht betriebsblind zu sein. Natürlich ist er meist darauf angewiesen, sich des sogenannten «gesunden Menschenverstandes» zu bedienen. Auf diesen ist aber auch der Jurist angewiesen, wenn er sich mit einem Naturwissenschaftler unterhält.

5. *Verteidigung des gesunden Menschenverstandes*

Unsere Frage nach dem Verhältnis von Staatsbürgern und Experten spitzt sich also darauf zu, welche Kompetenz wir dem gesunden Menschenverstand zubilligen. Fest steht, daß auch die Experten bei «gemischten Problemen» auf ihn angewiesen sind, insbesondere wenn sie aktuell einen Rat geben müssen in einer Frage, die heute eine Entscheidung verlangt, und man jahrelang Forschungen, die vielleicht genaueres Wissen zutage fördern würden, nicht abwarten kann. Der gesunde Menschenverstand hat auch Schwächen. Er verfügt nicht über derart exakte Methoden wie eine ausgereifte wissenschaftliche Disziplin. Er ist auf Alltagspraxis eingestellt und muß schnell zu Ergebnissen kommen. Er hat nicht die Zeit, wie sie bei einer «Forschung» benötigt wird. Es fehlt ihm also an methodischer Selbstkontrolle. Oft hat er ein naives Verhältnis zur Umgangssprache, auf deren Präzision er sich einfach verläßt. Definieren ist nicht seine Stärke. Deshalb ist er auch anfällig für ideologische Blickverengungen, die sich sprachlich gefällig formulieren. Der gesunde Menschenverstand hat die Schwäche, daß er nur schwer beurteilen kann, wie «gesund» er ist. Allerdings besitzt er gewisse Fähigkeiten zur Kontrolle von Beurteilungen von Sachverhalten, weil er routinemäßig zwischen Allgemeinurteilen und eigenen Praxiserfahrungen hin- und herspringt. Auch wenn es sich bei letzteren um subjektiv gefärbte Beispiele und nicht um in aller Breite abgesicherte Belege handelt: er gerät seltener als der wissenschaftliche Verstand in die Gefahr, sich in wirklichkeitsfremden, abstrakten Spekulationen zu verlie-

ren. Auf jeden Fall ist er, falls er nicht durch autoritäre Spezialisten eingeschüchtert wird, unspezialisiert. Er hat den Mut, unter Mißachtung der Grenzen von Wissensterritorien in einem Gebiet ungewohnte Fragen zu stellen, nicht selten durch Analogien.

All dies tut natürlich – wie gesagt – auch der Wissenschaftler im Rahmen seiner wissenschaftlichen Arbeit häufig. Die Tätigkeit in der Wissenschaft besteht immer nur zum Teil aus wissenschaftlichem Vorgehen im engeren Sinn. Anders ausgedrückt: Wissenschaft als Gesamttätigkeit ist ein Prozeß der Verwissenschaftlichung, in dem einige Phasen noch nicht wissenschaftlich im engeren Sinn sind. Der Naturwissenschaftler wird immer wieder auch auf Anschauungsbilder, welche die Wahrnehmung im Alltag liefert, zurückgreifen. Der Sozialwissenschaftler kann nicht umhin, zuerst seine Lebenserfahrungen, die er als Mitglied einer bestimmten Gesellschaft hat, zu rekapitulieren und im Hinblick auf ihren gemeinten Sinn zu interpretieren.

Der gesunde Menschenverstand, mit dem wir uns im Alltag orientieren, ist nicht durch eine scharfe Grenze vom wissenschaftlichen Denken getrennt. Genaugenommen enthält er viele Verfahren, die in weiterentwickelten Formen das ausmachen, was wir wissenschaftliches Denken nennen. Wenn ich z. B. im Alltag den Bericht über ein Ereignis für einigermaßen bestätigt halte, nachdem mir ein anderer, der bestimmt nicht mit dem Ersterzähler in Kontakt gestanden hat, das gleiche Ereignis erzählt hat, dann befinde ich mich schon auf demselben Weg, den ein empirischer Forscher in systematischer Form weitergeht.

In einer Zeit, die nicht ohne Grund ungewöhnlich wissenschaftsgläubig ist, wäre es wichtig, die Leistungsfähigkeit des gesunden Menschenverstandes, der uns die Alltagsorientierung ermöglicht, noch genauer zu untersuchen.

6. Wünsche zur Verbesserung der politischen Kultur

Im Hinblick auf unser Thema, welche Chance der Staatsbürger in einer Demokratie hat, kompetente Ansichten zu gewinnen und selbstbewußt auch gegenüber den Experten zu vertreten, ergeben sich folgende Forderungen: Erstens müßte es eine politische Bildung geben, die schon in der Schule einsetzt und in der Erwachsenenbildung und in den Medien fortgesetzt wird, die Wert darauf legt, die besonderen Schwächen des gesunden Menschenverstandes zu mindern. Zum Beispiel gilt es, die Abhängigkeit von einer

undifferenzierten Umgangssprache durch das Erlangen bewußten Sprachgebrauchs zu verringern. Dabei gilt es zugleich eine Hellhörigkeit für ideologische Floskeln zu entwickeln. Es ist aber auch wieder die Zeit gekommen, in der Skepsis gegenüber Gefühlswallungen ein Erziehungsziel sein müßte. Gefühle können kraftvoll sein, aber nicht immer sind sie «echt». Zur Zeit ist es wieder einmal Mode – gerade unter Intellektuellen –, die Eigenständigkeit «echter Gefühle» hochzujubeln. Auch hier hilft die Erziehung zum bewußten Sprachgebrauch.

Zweitens sollte man bei einer Beurteilung unseres politischen Systems sich deutlicher bewußt machen, daß es zwischen den anerkannten Experten und dem Staatsbürger, der zu einer anstehenden Frage nur seine Lebenserfahrung und den gesunden Menschenverstand einbringen kann, zahlreiche Zwischenstufen gibt. In unserer Gesellschaft findet man unzählige Halb- und Viertelexperten, je nach Art des politischen Themas, das in Rede steht. Dieses Halb- und Viertelexpertentum ist nicht dasselbe wie Halbbildung im abwertenden Sinn, vorausgesetzt, es ist mit einer gewissen Skepsis und Selbstkontrolle verbunden. Natürlich ist das Wissen nicht so umfangreich, und die Sicherheit des Urteils des «Halbexperten» ist nicht so groß wie bei einem anerkannten «Vollexperten». Dafür kommt der normale Staatsbürger aber leichter an ihn heran. Man kann einen guten Freund, einen Kollegen oder Verwandten leichter ausfragen, und man kann ihn zwingen, sich verständlich auszudrücken. So kommt eine doppelseitige Kommunikation zustande, welche die Voraussetzung für wirkliche Lernvorgänge ist. Die Empfehlung, intensive Sachgespräche über politisch relevante Fragen mit guten Bekannten zu führen, die meist von ihrem Beruf her einen gewissen Einblick haben, richtet sich keineswegs nur an Akademiker, die ja oft Bekannte haben, die ein anderes Fach studiert haben. Sie richtet sich an alle. Ein Gespräch eines mit Schichtarbeit vertrauten älteren Stahlarbeiters mit dem Besitzer eines als Familienbetrieb laufenden Tante-Emma-Ladens über den Zusammenhang von Arbeitszeitverkürzung und Ladenschlußregelungen dürfte interessanter sein als alles, was hierzu in den Zeitungen steht. Die seltenen Begegnungen mit anerkannten Vollexperten verbleiben häufig in einliniger Kommunikation. Daß der Experte unverständlich geredet hat, bemerkt er meist nicht, weil sein Partner nicht wagt, Rückfragen zu stellen. Lernen wir die Meinung der Vollexperten durch die Medien kennen, dann liegt in jedem Fall einlinige Kommunikation vor.

Dies lenkt auf eine dritte Forderung über. Man geniert sich einerseits, auf sie einzugehen, weil sie schon Tausende Male erhoben worden ist. Andererseits ist es nicht möglich, ein allgemeines Rezept zu geben, wie sie erfüllbar ist. Es ist ziemlich trivial, von Journalisten, von Sachbuchverfassern und Fachleuten, die Vorträge für ein größeres Publikum halten, zu verlangen, sich verständlich auszudrücken. Es ist aber außerordentlich schwierig, in allgemeiner Form hierfür Regeln zu formulieren, wie man dies machen kann und welche Fehler man vermeiden muß, d. h. Regeln zu formulieren, die auch in der Praxis anwendbar sind. Im Einzelfall kann man natürlich immer festhalten, daß ein Redner oder Schreiber zuviel Sachwissen vorausgesetzt hat, zu viele Fremdwörter benutzt und zu komplizierte Sätze gebraucht hat. Am Einzelbeispiel läßt sich vorexerzieren, wie eine bestimmte Aussage ohne Informationsverlust verständlicher hätte ausgedrückt werden können. Aber es ist kaum möglich, allgemeine, d. h. für viele Sachverhalte geltende Kriterien zu nennen, die in der Praxis eine «gebotene» von einer «schrecklichen» Vereinfachung unterscheiden lassen. Jeder, der Vorträge hält, weiß, daß er stets Zuhörer hat, die er überfordert, und andere, die sich eine genauere und zugleich auch kompliziertere Erörterung gewünscht hätten. Jeder Zeitungsleser stößt auf Artikel, die er allenfalls überfliegt oder einfach überspringt, weil das, was sie enthalten, ihm unverständlich ist. Das ist unvermeidlich. Wenn der Wirtschaftsteil der ‹Frankfurter Allgemeinen› so geschrieben wäre, daß ich jeden Artikel von Anfang bis Ende verstehen kann, so würden die Angehörigen der im Wirtschaftsteil in erster Linie angesprochenen Zielgruppe, d. h. Leute aus der Wirtschaft, die Zeitung gelangweilt weglegen. Andererseits dürfte nachweisbar sein, daß früher in Zeitungen und Zeitschriften, und zwar auch in solchen, die sich im Ganzen an anspruchsvolle Leser richteten, verständlicher geschrieben wurde, und zwar nicht, weil auf schwervermittelbare Informationen verzichtet wurde, sondern weil die intelligenten Journalisten besser schreiben konnten. Vielleicht ist der folgende Vergleich eine zu schmale Basis. Wer heute nach den Bänden der wieder aufgelegten ‹Weltbühne› aus den zwanziger Jahren greift, bemerkt, daß es damals eine Kultur des Verständlich-Schreibens auch bei Intellektuellen, die vorwiegend für Intellektuelle Artikel verfaßten, gegeben hat, die heute fast verloren gegangen ist. Stattdessen herrscht heute ein Imponiergehabe und Wortgepränge, das Insidern in kleinsten Gruppen vielleicht Selbstbestätigung und Stimmfühlung vermit-

telt, jedoch die Leserschaft, die eigentlich angesprochen werden soll, einschüchtert oder frustriert.

Um auf unsere Themenfrage zurückzukommen: Das Ziel müßte sein, eine politische Kultur zu schaffen, bzw. die politischen Auseinandersetzungen in der Weise zu kultivieren, daß eine rationale Kommunikation über die Grenzen der Spezialgebiete und zwischen den Ebenen unterschiedlicher Niveaus wieder zustandekommt. Nur dann besteht eine Chance, daß Staatsbürger, die in der Regel Laien oder Halblaien (bzw. Nichtexperten) sind, die Experten, die für bestimmte Sachfragen unentbehrlich sind, in einem gewissen Umfang kontrollieren. Nur wenn dies gelingt, hat die Demokratie eine Zukunft. Eine Expertokratie ist genauso wenig demokratisch wie eine gemäßigte Militärdiktatur. Kennzeichen der politischen Kultur müßte sein, daß jeder das Recht hat, zu fragen und eine verständliche Antwort zu verlangen, und daß niemand sich erlauben kann, aus Hochmut oder Faulheit die Antwort zu verweigern bzw. eine «vermummte Antwort» zu geben. Letzteres ist eine typische Form des Imponiergehabes. Eine Forderung des Standesmoral unter Wissenschaftlern müßte sein: Jede Geheimniskrämerei, sowohl die direkte durch Verschweigen dessen, was man weiß, als auch die indirekte durch vermeidbare Unverständlichkeit, ist verboten und wird genauso sanktioniert wie Vergehen gegen den hippokratischen Eid in der Medizin. Die Experten müssen heute wieder einmal lernen: Esoterik entspricht nicht der Tradition der Wissenschaft in der christlich-abendländischen Kultur. Sokrates diskutierte auch auf dem Markt. Und die christliche Theologie lebt von dem Paradoxon, daß ein «Mysterium» (d.h. ein Geheimnis) allem Volk «offenbart» ist.

Eine lebendige Kultur erkennt man daran, daß es eine wechselseitige Beeinflussung zwischen den sogenannten tieferen und höheren Ebenen gibt. Volkskultur besteht nicht nur aus sogenannten «abgesunkenen Kulturgütern» vornehmer Herkunft. Vielmehr gibt die Volkskultur der sogenannten «hohen Literatur» und «hohen Kunst» auch eigene Impulse. Dies müßte eigentlich auch für die «politische Kultur» gelten.

RUDOLF VON THADDEN

Der Weg zur ‹Verantwortungsgemeinschaft› der Deutschen

Nicht nur Bücher, auch Begriffe haben ihr Schicksal. Wer weiß heute noch, wie es zum mittlerweile geflügelten Wort von der ‹Verantwortungsgemeinschaft› der Deutschen gekommen ist, zu jenem Begriff der deutschlandpolitischen Sprache, dessen sich die Politiker in beiden deutschen Staaten so selbstverständlich bedienen, als könne man gar nicht anders von dem seltsamen Nebeneinanderleben der Deutschen diesseits und jenseits der Werra-Elbe-Grenze reden? Gäbe es nicht gelegentlich einen erinnerungsstarken Journalisten, dem überdies korrektes Zitieren etwas bedeutet, so wüßten wahrscheinlich weder Helmut Kohl noch Erich Honecker, welchem Zufall und welchem Autor sie ihr beliebtes Gebrauchswort zur Beschreibung der deutschen Nachkriegsgemeinschaft verdanken.

Dabei ist es noch gar nicht so lange her, daß der heute sogar im Ausland verwendete Begriff der ‹Verantwortungsgemeinschaft› der Deutschen aus der Taufe gehoben wurde. Und wie jede anständige Taufe hat auch diese einen Ort und ein Datum: Sie erfolgte am 7. Oktober 1981 im Rahmen einer öffentlichen Anhörung des Ausschusses für innerdeutsche Beziehungen des Bundestages. «Sinn und Zweck der Anhörung», so formulierte der Vorsitzende des Ausschusses, Uwe Ronneburger, im Vorwort zum Protokoll, «war ... nicht nur ein Bild des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Geschichte und der politischen Bildung zu erarbeiten, sondern gewünscht waren realisierbare und praxisbezogene Schritte, um in der Wertung der deutschen Frage positive Entwicklungen zu erreichen».[1]

Im Zusammenhang dieser Anhörung hatte mich der Ausschuß als wissenschaftlichen Sachverständigen zur Frage des Geschichtsverständnisses und seiner Rolle in den Gesellschaftsordnungen der beiden deutschen Staaten mit der Maßgabe gebeten, eine schriftliche Stellungnahme einzureichen und zur Diskussion zu stellen. Dieser Aufforderung kam ich in der Weise nach, daß ich zehn Thesen zum aktuellen Geschichtsbewußtsein der Deutschen vorlegte, die den Wandlungen ihres nationalen Selbstverständnisses Rechnung zu tragen versuchten.

Nach einigen die Hintergründe der Fragestellung reflektierenden Thesen ging ich auf die gegenwärtige Problematik ein. In These 6

führte ich aus, daß ein Bemühen um deutsches Geschichtsbewußtsein heute redlicherweise von der Tatsache auszugehen habe, daß die Deutschen zur Zeit in zwei Staaten mit verschiedenen Gesellschaftsordnungen leben. «Versuche, deutsches Geschichtsbewußtsein an dieser Realität vorbei zu formulieren, führen nur zu Verkrampfungen und Substanzverlusten im Verhältnis zur Geschichte. Wo Gemeinsamkeiten prätendiert werden, die sich ohne Zwang nicht herstellen lassen, wo Identitätsforderungen unbesehen aus alten Wertvorstellungen abgeleitet werden, die es erst einmal neu zu begründen gilt, da wird Geschichtsbewußtsein entwirklicht. Gewaltsam vereinfachte Identitätskonstruktionen führen nur zu Identitätskrisen oder gar zu einem Verlust von Identität.»

Um diese Problematik zu verdeutlichen, schnitt ich die Frage des Generationenwandels mit dessen Folgen für das Geschichtsbewußtsein an und betonte, daß die junge Generation beiderseits der Grenze keine gemeinsamen Geschichtserfahrungen von Deutschland mehr habe. Sie könne ihr politisches Selbstverständnis nicht mehr in alten nationalen Zusammenhängen artikulieren und verlange nach neuen Definitionen – unbeschadet der Nachwirkungen von vielen Gemeinsamkeiten der Geschichte.

In diesem Sinne konkretisierte ich in These 7, daß es Ansätze zur Formulierung eines deutschen Geschichtsbewußtseins aufzunehmen und auszubauen gelte, die «mehr als eine auf die beiden Nachfolgestaaten des ehemaligen Deutschen Reichs beschränkte Nachbarschaftstheorie» bildeten. Allen voran sei hier «die besondere gemeinsame Verantwortung der Deutschen in beiden deutschen Staaten für die Hinterlassenschaft ihrer Geschichte» zu nennen, die unabwälzbar sei. «Diese Verantwortungsgemeinschaft der Deutschen», wie ich dann formulierte, «tritt besonders an Gedenktagen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ins Bewußtsein, die eine spezifische Nachwirkung haben. So begegnen wir nicht zuletzt am Tage des Kriegsausbruchs, am 1. September, einem Leipziger oder Dresdner in anderer Weise als einem Warschauer oder Krakauer, denn jene standen 1939 wie wir auf der Seite der angreifenden Nation, während diese zu ihren Opfern gehörten. Deswegen war es gut und Ausdruck eines überzeugenden deutschen Geschichtsbewußtseins, daß zum 40. Jahrestag des Kriegsausbruchs ein gemeinsames Friedenswort der evangelischen Kirchen in beiden deutschen Staaten formuliert worden ist.»

Mit dieser These meinte ich, daß die Deutschen auf beiden Seiten der Grenze mehr verbindet als eine durch die Notwendigkeiten

der Entspannungspolitik gebotene gute Nachbarschaft, mehr auch als kulturnationale Gemeinsamkeiten, wie sie es mit Österreich, der deutschen Schweiz, Teilen des Elsaß und Luxemburg gibt. «Niemand von uns», so ergänzte ich in der anschließenden Diskussion des Ausschusses, «käme auf die Idee, von einer Verantwortungsgemeinschaft mit den Angehörigen dieser Nationen zu sprechen». Ich könnte mir kein gemeinsames Wort der evangelischen Kirche der Bundesrepublik mit Kirchenvertretern dieser Länder an einem 1. September denken.

Verantwortungsgemeinschaft ist in dieser Perspektive also mehr als Kulturgemeinschaft, auch wenn sie weniger als nationalstaatliche Zusammengehörigkeit darstellt. Sie macht deutlich, daß es sowohl ein Erbe als auch eine Hinterlassenschaft der deutschen Geschichte gibt, die nicht als herrenloses Treibgut im Meer der geschichtlichen Bewegungen flottieren können und dürfen. Diese müssen vielmehr von Menschen und Staaten verantwortet werden, die sich mit ihrem Namen als Deutsche zu ihren Wurzeln in dieser Geschichte bekennen.

Nach meinen Darlegungen als Sachverständiger kam es zu einer Reihe von Rückfragen, die von Abgeordneten aller Fraktionen des Bundestages gestellt wurden. Dabei war es überraschend, wie stark der Begriff der Verantwortungsgemeinschaft erörtert wurde, obwohl doch auch zahlreiche andere Aussagen zur Problematik des deutschen Geschichtsbewußtseins der Diskussion wert waren. Sowohl die Abgeordneten der damaligen sozialliberalen Regierungskoalition als auch die der CDU/CSU-Opposition wollten genauer wissen, welche Vorstellungen sich mit dem Begriff verknüpfen und welche Erwartungen er wecken könne.

Kritisch wurde von einem Berliner Sozialdemokraten gefragt, ob der Begriff nicht mehr «Gemeinsamkeiten» zwischen Ost- und Westdeutschen «vortäusche», als tatsächlich gegeben seien. Er könne, wenn man etwa das gemeinsame Friedenswort der evangelischen Kirche genauer betrachte, auch bestimmte Probleme «verschleiern». Einem Abgeordneten der CDU/CSU klang dagegen der Begriff zu negativ, weil er auf die «Hinterlassenschaft» der deutschen Geschichte bezogen sei. Bei seinem Gebrauch scheine es so, «als handele es sich ... um eine Art Konkursverwaltung einer gescheiterten Geschichte» und als gebe es nichts, worauf man auch «stolz sein» könne. Wiederum andere fragten nach den Inhalten und «Wertvorstellungen», die in einer gemeinsamen Verantwortung der Deutschen zum Ausdruck kommen können.

Auf diese Fragen antwortete ich, daß der Begriff der Verantwortungsgemeinschaft «genauso tragfähig» sei, «wie er von uns ... mit Inhalten gefüllt wird». Es gebe sicherlich «eine sehr abstrakte und inhaltsschwache Auslegung des Begriffs», bei der ein Ungenügen zurückbleibe. Es gebe aber auch «eine inhaltsstarke Auslegung», die sich «nicht nur auf Gedenktage zu beziehen» brauche und es erlaube, «die Diskussion mit den Angehörigen im anderen Teil Deutschlands über unsere Geschichte wachzuhalten». Was konkret den eher negativen Klang des Begriffs betreffe, so müsse er in der aktuellen Diskussion aus politischen Gründen den Vorrang haben. «Gemeinsamkeit in der Rückbesinnung auf Goethe» sei «nicht schwer». Aber eine Identifikation mit Schwierigkeiten der Geschichte falle nicht leicht; überdies hindere sie den jeweils anderen Deutschen, sich «davonzustehlen».

Eine wichtige Frage zum Gebrauch des Begriffs stellte schließlich der Vorsitzende des Ausschusses, der FDP-Abgeordnete Ronneburger. Er wollte wissen, ob die Verantwortungsgemeinschaft der Deutschen sich nur auf die Hinterlassenschaft ihrer Geschichte beziehe oder ob sie nicht auch «zu einer Verantwortungsgemeinschaft für die Zukunft Deutschlands» überleiten könne. Diese Frage sei vor allem im Hinblick auf die junge Generation wichtig.

Hier konnte ich nur zustimmen. Schon allein deswegen, so antwortete ich, weil «Geschichte immer mehr als Vergangenheit» ist, impliziere sie Zukunft. Und umgekehrt: «Zukunftserwartung, die nicht in geschichtlicher Erinnerung verankert ist, ist nur ein flachwurzelnder Baum: beim ersten Windsturm wird er umfallen.» So habe es Bedeutung für die Zukunft, ob wir einen «nur formalen Einheitsbegriff oder einen inhaltlich gefüllten» entwickeln. Eine Orientierung des Geschichtsbewußtseins an lebendigen Wert- und Ordnungsvorstellungen könne nie antiquarisch gemeint sein.

Damit war dieser Teil der Diskussion im Bundestagsausschuß für innerdeutsche Beziehungen beendet. Aber die öffentliche Debatte fing nun erst richtig an, zumal hervorragende Journalisten wie Robert Leicht, damals noch bei der Süddeutschen Zeitung, das Thema aufgriffen und weiter erörterten. Jetzt erfuhr der Begriff der Verantwortungsgemeinschaft die Variation hin zur Haftungsgemeinschaft der Deutschen, die noch deutlicher erkennen ließ, daß es keinen Weg an der gemeinsamen Vergangenheit vorbei geben könne.

Aber seine eigentliche politische Kontur sollte der Begriff erst in der Verwendung durch Politiker in leitenden Positionen der bei-

den deutschen Staaten gewinnen. So griff Erich Honecker ihn im Zusammenhang seiner antinuklearen Abrüstungspolitik auf und gab ihm den Inhalt einer «Verantwortungsgemeinschaft für den Frieden». Zufolge einem ADN-Bericht vom 15. 3. 1984 im Organ ‹Neues Deutschland› über ein Treffen des Staatsratsvorsitzenden mit dem Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion, Hans Joachim Vogel, bestand – bei unterschiedlichen Auffassungen über den einzuschlagenden Weg – Einigkeit darüber, daß die beiden deutschen Staaten «in Anbetracht ihrer Geschichte und ihrer Lage in besonderem Maße gehalten» seien, auf Schritte der nuklearen Abrüstung und der Rüstungskontrollverhandlungen hinzuwirken. «Sie stünden in dieser Hinsicht in einer Verantwortungsgemeinschaft.»

Genauer setzte sich mit diesem Begriff der Direktor des Zentralinstituts für Geschichte in der Ostberliner Akademie der Wissenschaften, Walter Schmidt, auseinander. Nach anfänglicher Ablehnung stellte er in Ausdifferenzierung der Auffassung Honeckers fest, daß die Partei- und Staatsführung der DDR verständnisvoll zur Kenntnis nehme, daß verschiedene politische Kräfte in der Bundesrepublik von einer Verantwortungsgemeinschaft der beiden deutschen Staaten sprächen. «Doch ist eine deutliche Klarstellung am Platze. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß manche politischen Kräfte in der BRD diesen Begriff als neues, historisch verbrämtes Argument für das angebliche Weiterbestehen einer einheitlichen deutschen Nation, verstanden als historische Verantwortungsgemeinschaft, benutzen. Wenn über diesen Begriff die deutsche Frage auf besonders flexible Weise offengehalten werden soll, dann ist unmißverständliche Ablehnung vonnöten.»[2]

Im Gegensatz zu diesem restriktiven Gebrauch des Begriffs auf der östlichen Seite setzte sich im Westen vor allem Außenminister Genscher entschieden dafür ein, die Verantwortungsgemeinschaft der Deutschen in der ganzen Breite ihrer historischen Bedeutung zu betonen. Im Unterschied zu anderen Inhabern hoher Staatsämter lag ihm auch an zusätzlichen Informationen über den Hintergrund des Begriffs, so daß er mich zu einem Gespräch eigens über dieses Thema nach Bonn einlud. Dabei wurde deutlich, daß die Verantwortungsgemeinschaft ihm gerade auch deswegen wichtig war und ist, weil sie Gemeinsamkeiten der Deutschen anspricht, ohne die realitätsfernen Wiedervereinigungsgeister der 50er Jahre wachzurufen. Der politische Handlungsspielraum wird nicht durch rückwärtsgewandte Blicke eingeengt.

Bei anderen verantwortlichen Politikern der Bundesrepublik kam der Begriff wahrscheinlich ohne Kenntnis seiner Entstehungsgeschichte vor. So verwandte ihn Bundespräsident von Weizsäcker mehrfach mit einer differenzierten eigenen Interpretation, und auch Bundeskanzler Kohl nahm ihn bei mehreren Gelegenheiten mit einer deutlichen eigenen Akzentsetzung auf, zuletzt in seiner Rede zum Besuch Erich Honeckers in der Bundesrepublik im September 1987. In der Argumentation der Sozialdemokraten stand der Begriff der Verantwortungsgemeinschaft hingegen immer in Konkurrenz zu dem der Sicherheitspartnerschaft, den vor allem Egon Bahr im Blick auf die Abrüstungsgespräche bevorzugte.

Wir befinden uns also heute in der Lage, daß die Beziehungen zwischen den Deutschen oder ihren beiden Staaten weder, wie in den 50er Jahren, in den Kategorien einer nationalstaatlich gemeinten Wiedervereinigung noch in den Formen bloßer Nichtbeachtung und Absonderung reflektiert werden. Vielmehr ist mit neuen Begriffen wie der Verantwortungsgemeinschaft und der Sicherheitspartnerschaft eine Auflockerung erfolgt, die einen Brückenschlag über trennende Grenzen hinweg erlaubt, ohne die historische Substanz des deutschen und europäischen Teilungsproblems zu schmälern. Während jedoch der Begriff der Sicherheitspartnerschaft zugleich den Vorteil einer Deutschland übergreifenden Konzeption und den Nachteil einer Beschränkung auf abrüstungspolitische Aspekte hat, bietet der der Verantwortungsgemeinschaft die Chance, auch zivile Themen der Politik zu behandeln und dabei Elemente des geschichtlichen Erbes der Deutschen heranzuziehen, das ja nicht ohne Rest in den Abgrund des hitlerschen Vernichtungsorkans hineingerissen worden ist.

Anmerkungen

1. Diese und die folgenden Ausführungen sind zitiert nach: Deutsche Geschichte und politische Bildung. Öffentliche Anhörungen des Ausschusses für innerdeutsche Beziehungen des Deutschen Bundestages 1981, in: Zur Sache, Heft 2, 1981.
2. Walter Schmidt: Zur Entwicklung des Erbe- und Traditionsverständnisses in der Geschichtsschreibung der DDR. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 33. Jg., Berlin (Ost) 1985, S. 211 f.

CHRISTIAN MEIER

Ödipus und Orest

Vom Umgang mit Verantwortung

Athen im Jahre 427 v. Chr. oder wenig später. Seit 431 liegt die Stadt im Krieg. Unangreifbar zwar, der langen Mauern wegen, die sie mit ihren Häfen verbinden; und auf dem Meer herrscht ihre Flotte. Das Umland aber, Attika, wo der größere Teil der Bürger zu leben pflegt, ist verlassen. Denn Jahr für Jahr fallen die Spartaner dort ein. Sie haben die Ölbäume, die Kulturen überhaupt zerstört. Die Bürger müssen sich hinter die Mauer flüchten. Kurze Zeit nur zurück, da hatte jene schreckliche Pest (oder Seuche), deren Charakter wir nicht genauer kennen, in Athen getobt. Ein Drittel der Bürger kam zu Tode. Rücksichten, Regeln, Pflichten wurden nicht mehr beachtet, die Moral der Stadt erlitt einen schweren Schlag. Endlich, als die Epidemie schon abgeflaut war, war der führende Staatsmann der Stadt, Perikles, gestorben.

Jetzt – es ist gegen Ende März – feiert man in Athen die Großen Dionysien, das Fest, an dem die Tragödien aufgeführt werden. Sophokles' König Ödipus steht auf der Bühne.

Was Ödipus getan hat: daß er einen Mann erschlug, der im Begriff war, ihm auf der Landstraße Gewalt anzutun, daß er, weil er die Rätsel der Sphinx gelöst hatte, die Hand der verwitweten Königin von Theben bekam und mit ihr Kinder gezeugt hatte – das war für sich genommen in Ordnung gewesen. Kein Einwand hätte Ödipus treffen können, wenn nicht jener sein Vater und diese seine Mutter gewesen wäre. Aber da er das nicht wissen konnte, wie sollte er Schuld daran haben? Keiner auch beschuldigt ihn – obwohl doch die Stadt schwer unter einer Pest (oder Seuche) leidet, welche die Strafe dafür ist, daß sie den Mörder des Königs in ihren Mauern barg. Und doch hat Ödipus es getan. Und als ihm das klar wird, da nennt er sich nicht nur unglücklich, sondern verderbensvoll, ja den Verfluchtesten, den den Göttern Verhaßtesten, einen Gottverlassenen.

Ödipus nimmt also auf sich, was er – wenn auch schuldlos – getan hat. Er beklagt sein Unglück, doch ohne zu zögern, haftet er dafür. Offensichtlich war er zu stolz, um zu erklären, daß er nichts dafür gekonnt habe. Vielleicht sollte man sagen: Er war ein Mann von Ehre. Er wußte, was Verantwortung war, und zog die Konsequenzen.

Die Stoffe der griechischen Tragödie entstammten in aller Regel dem alten Mythos. Aber sie waren stets neu zu gestalten. Die Athener wollten sie in immer anderer, in immer besserer Form sehen. Jedes Stück wurde nur ein einziges Mal aufgeführt. Die neuen Deutungen aber, die auf diese Weise entstanden, waren nicht zuletzt Produkte der Zeit. Wie man einen Mythos liest und wie man ihn andere angehen läßt, das hängt ja wesentlich auch davon ab, was einen daran beschäftigt. Und wenn eine Produktion so stark auf die ganze Bürgerschaft als Publikum bezogen ist, so kann sie sich der Aktualität umso weniger entziehen. Die Tragödie war im übrigen längst in die Funktion hineingewachsen, im Medium des Mythos Fragen durchzuspielen, die die Zeit bewegten. Nicht einfach solche der Alltagspolitik, sondern solche, die sich auf Grund der Politik in der Welt der Vorstellungen stellten, dort, wo es um die Kriterien von recht und unrecht, richtig und falsch ging, also im geistigen, seelischen Haushalt der damaligen Athener. Daß die Tragödien des Aischylos, des Sophokles und des Euripides noch für uns aktuell sind, ist wohl der Tatsache zuzuschreiben, daß es wirklich eine Fülle von schwierigsten Fragen war, die sich damals auftaten. Und daß man sie im Mythos in recht allgemeiner Weise exemplarisch durchzuleiden und, wenn auch nicht zu lösen, so doch zu klären vermochte.

Der Ödipus des Sophokles hatte sehr viel geleistet, und er wußte es. Er war außerordentlich klug, aufgeklärt, genau und verantwortungsbewußt. Wohl mochte er – wie man es damals, und eben nicht nur damals, bei Politikern beobachtet – jenen Verkettungen anheimfallen, in denen eine Fehleinschätzung die andere gebiert. Aber er konnte sich daraus auch wieder, und schneller als andere, befreien. Sehr vieles an ihm, so wie Sophokles ihn zeichnet, erinnert an Perikles. Die Tragödie hört sich wie ein Nachruf auf den großen, bedeutenden Staatsmann Athens an, und es spricht vieles dafür, daß sie das war. Die attische Bürgerschaft konnte das Stück kaum anders verstehen. Man hatte Perikles zuletzt viele Vorwürfe gemacht wegen des Krieges, zu dem er geraten hatte. Das Erlebnis der Pest hatte sich mit dem Gedanken an den Krieg durchdrungen – wie wenn Perikles auch daran schuld gewesen wäre; und mindestens hatte die Überfüllung der Stadt mit den Evakuierten das Ausmaß der Krankheit sehr vergrößert. Doch Perikles hatte zu seinem Beschluß gestanden, vermutlich weil er ihn nach wie vor für richtig hielt. Und nun sah man Ödipus vor sich, wie er sein Unglück in überwältigender Größe und Klarheit ertrug, wie er für

eben das, was er getan hatte, geradestand, auch wenn es so ganz anders ausgekommen war, als er wissen konnte. Er war zu stolz, sich wegzubücken. Gewiß ein hervorragender Mann, eine ganz besondere Situation. Aber nicht auch ein Vorbild, nach dem man sich richten kann?

408 dann. Der Krieg hatte inzwischen, mit kurzen Unterbrechungen, 23 Jahre gedauert, Athen hatte schwere Niederlagen erlitten, die Waagschale sich längst zu seinen Feinden geneigt. Die prominenten Männer der Stadt verwickelten sich in eine kurzatmige, den Augenblicken ergebene Politik. Keiner vermochte zu führen; keiner zu erkennen, daß der Krieg gar nicht mehr zu gewinnen war. Und wenn einer es erkannte, hat er es nicht zu sagen gewagt. Die eigenen Vorteile, die eigene kleine Macht waren allen zu wichtig, als daß sie noch leicht hätten fähig sein können, in ernsthafter Verantwortung für die Stadt zu handeln; in Ehren gar auf sich zu nehmen, wofür sie nicht unbedingt etwas konnten, was sie vielleicht nur fortgesetzt hatten, weil es einmal im Gange war.

Euripides' ‹Orest› wird aufgeführt. Eine völlig neue Version vom Schluß des Mythos. Orest kurz nach der Ermordung seiner Mutter Klytaimestra; seit Tagen gepeinigt von den Rachegeistern der Ermordeten, wahnsinnig, nur mitunter einige lichte Momente. Die Männer von Argos bereiten sich vor, das Urteil über ihn zu fällen. Es scheint nur eine Aussicht auf Rettung zu geben: Menelaos, der Bruder des Vaters Agamemnon, ist gerade im Hafen gelandet. Und auf einmal, indem er davon hört, ist Orest wieder handlungsfähig. Er sucht, den Onkel zu gewinnen. Der ist – tapfer, wie er sich gibt – bereit zur Hilfeleistung, doch bleibt er während der Versammlung stumm und untätig. Er hätte nur Soldaten einzusetzen gewußt, nur hat er keine dabei. So wird Orest mitsamt seiner Schwester zum Tode verurteilt. Der Steinigung kann er sich nur dadurch entziehen, daß er zusagt, er und die Schwester wollten ihrem Leben noch am gleichen Tag ein Ende setzen.

Dazu kommt es nicht. Pylades, der Freund, findet, sie sollten, da sie schon sterben müßten, vorher noch Helena umbringen, die gerade im Palast eingekehrt ist. Sie sollten sie büßen lassen dafür, daß sie den Trojanischen Krieg verschuldet hat; dann sei ihnen ewiger Ruhm sicher. Daraus entwickelt sich eine große Intrige. Menelaos' Tochter wird zur Geisel genommen, Orest droht, sie zu ermorden, er will den Palast anzünden, sterben und sterben lassen, da offenbar auf Rettung keine Hoffnung ist. Schließlich greift Apollon als deus ex machina ein, um die Dinge wieder zu ordnen.

Das Stück muß von beklemmender Aktualität gewesen sein. Die Feigheit des Menelaos, der sich verschanzt hinter der Einsicht, man könne nur das Mögliche tun. Die Worte klingen gut, aber sie haben nichts zu besagen. Überdies ist er opportunistisch, denn er macht sich Hoffnung auf den Thron. Die Schäbigkeit und Herzlosigkeit des Großvaters Tyndareos, der auftritt, um Orest vorzuhalten, was er besser hätte tun sollen; der in langen, schönen Worten ausmalt, wie wichtig es sei, daß man sich an das Gesetz hielte – und doch nur darauf sinnt, die Enkel schrecklich bestraft zu sehen. Er tut es nicht um der toten Klytaimestra willen; denn mit ihr will er so wenig zu tun haben wie mit Helena, seiner andern Tochter. Es soll nur eben alles seine Richtigkeit haben, und wie ein Apparat sagt er das her, ohne daß er irgend etwas dabei fühlte.

Orest selbst, an sich nicht unsympathisch gezeichnet, und doch hält er am Ende die billige Untat, die er vorhat, den Mord an Helena und ihrer Tochter, die Bestrafung des Menelaos für ruhmvoll und heroisch; eine völlige Perversion der alten Ideale. «Der heroisch sich fühlende Mensch ist» für ihn «dasjenige Geschöpf, das, statt sich in sein Schicksal zu ergeben, erst noch etwas Entsetzliches anstellen muß» (Karl Reinhardt). Wohl sagt Orest gelegentlich, er wolle sich seines Vaters würdig erweisen. Er spricht davon, daß man ertragen müsse, was einem die Götter gesandt haben. Aber das geht rasch vorüber. Das ist alles nur so daher gesagt, weil es ihm gerade einfällt. Insoweit passen auch bei ihm die Taten nicht zu den Worten.

Überall erlebte man damals, je weiter der Krieg fortschritt, je schwieriger Athens Lage wurde, je weniger man vermochte, den Zusammenbruch der alten Ideale, das Versagen speziell der Aristokratie, die sie verfocht und ihren Anspruch aus ihrer Befolgung ableitete. Daß man sich äußerlich daran hielt, machte die Dinge nur um so schlimmer; die Heuchelei oder das verkehrte, zum Teil verhängnisvolle Tun. Euripides hat dieses Versagen verschiedentlich gezeichnet, wohl selten so bitter, so gründlich wie im ‹Orest›.

So muß auch die Verteidigung der Helden in diesem Zusammenhang gelesen werden. Auf die Vorhaltungen des Großvaters antwortet Orest zum einen mit dem Argument, daß er im Interesse ganz Griechenlands gehandelt habe. Wo nämlich käme man hin, wenn man den Frauen Untreue und Gattenmord durchließe! Zum andern aber hält er dem Alten vor, in Wirklichkeit sei er selber schuld, denn er habe Klytaimestra gezeugt. Und schließlich sei der Gott schuld, dessen Orakel ihm, Orest, auferlegt habe, für den

Vater Rache zu nehmen. Befehlsnotstand, so könnte man sagen, und das Verschieben der Schuld auf Dritte. Ganz ähnlich hatte Euripides übrigens schon in den ‹Troerinnen› des Jahres 415 Helena sich rechtfertigen lassen.

Wohl hat Karl Reinhardt recht, wenn er auf die Psychologie des Schuldgefühls hinweist, zu der es gehöre, daß derselbe Mensch, der unter der Last seiner Schuld zusammenbricht, in dem Moment zu einem ganz andern zu werden pflegt, da ihm diese Schuld von einem Andern, Übelwollenden vorgehalten wird. Aber die Rede ist gewiß nicht nur im Zusammenhang der Handlung zu lesen. Dazu ist zu viel von der Zeit im Stück eingefangen. Es ist die Erfahrung völliger Überforderung, die nicht nur die alten Maße unzureichend werden läßt, die nicht nur feige, opportunistisch, schäbig und ganz auf die Rettung der eigenen Haut bedacht macht, sondern eben auch bewirkt, daß kein Geradestehn mehr ist. Man nimmt nichts mehr auf die Kappe. Man kann nichts mehr dafür.

Gewiß hinwiederum eine sehr besondere Situation. Und recht gewöhnliche Männer. Hält man die beiden Tragödien nebeneinander, so findet man in ihnen ein Stück historischen Wandels markiert. Aber es könnte in ihrer Beziehung auch eine Lektion in Haltung, in Würde, darin gesehen werden, wie Menschen, was sie tun, was sie sagen, was sie erleben, nur für äußerlich, für zufällig, für nichts nehmen, wieweit sie es aber auch als das ihre betrachten, sich aneignen, zu sich in Beziehung setzen können – um daran zu wachsen, um es zu verarbeiten, zu verantworten.

Gewiß sind es ganz verschiedene Tendenzen, denen die beiden Dichter folgen. Sophokles zeichnet seinen Ödipus eher übermenschlich ideal, während Euripides seine Figuren aufs schärfste entlarvt. Beiden aber ist gemeinsam, daß sie von hohen Ansprüchen ausgehen. So gehörte es in irgendeinem Ausmaß auch zum Athen jenes Jahrhunderts, besonders aber zu seinen Tragikern. Und eben diese Ansprüche mochten sehr wohl dazu führen, daß Sophokles in diese, Euripides in jene Richtung überzeichnete; angesichts des Staatsmanns, der Athen solange in großer Verantwortlichkeit geleitet hatte, der eine, wie angesichts derer, die sich nurmehr durchzuschummeln vermochten, der andere.

Die Tragödie war ja nicht zuletzt dazu da, in der Sprache des Mythos Klarheit über die Gegenwart zu schaffen. Sie hat es mit höchster Kunst getan. Einer Kunst eben, die noch heute in so erstaunlicher Weise aktuell zu sein scheint.

DIE AUTOREN DIESES ALMANACHS

Günther Anders, Philosoph und Schriftsteller, geb. 1902, lebt heute in Wien. Die ‹Ketzereien› erschienen 1982.

Heinz Ludwig Arnold, geb. 1940, ist freiberuflicher Publizist und Schriftsteller in Göttingen.

Hans Paul Bahrdt, geb. 1918, ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Göttingen.

Wilfried Barner, geb. 1937, ist Professor für Neuere deutsche Literatur in Tübingen.

Hans-Georg Beck, geb. 1910, ist emeritierter Professor der Byzantinistik an der Universität München.

Dr. Heinrich Beck, 1889–1973, Verleger.

Hermann Bengtson, geb. 1909, ist emeritierter Professor der Alten Geschichte in München.

Dr. Wolfgang Benz, geb. 1941, Historiker, ist Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte in München.

Karl Bertau, geb. 1927, ist Professor für Germanische und Deutsche Philologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen–Nürnberg.

Barbara Bondy ist Redakteurin und Literaturkritikerin bei der Süddeutschen Zeitung.

Hartmut Boockmann, geb. 1934, ist Professor für mittelalterliche Geschichte in Göttingen.

Dr. Gisela Brinker-Gabler unterrichtet vergleichende Literaturwissenschaft an der State University of New York.

Karl Christ, geb. 1923, ist Professor für Alte Geschichte in Marburg.

Gordon A. Craig, geb. 1913, ist emeritierter J. E. Wallace Sterling Professor für Geisteswissenschaften an der Universität Stanford, seit 1962 Honorarprofessor an der Freien Universität Berlin.

Alexander Demandt, geb. 1937, ist Professor für Alte Geschichte an der Freien Universität Berlin.

Heimito von Doderer, 1896–1966, Essayist und Romancier. ‹Ein Mord den jeder begeht› erschien 1938.

Richard van Dülmen, geb. 1937, ist Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Landesgeschichte an der Universität des Saarlandes.

Edith Ennen ist emeritierter Professor für Mittelalterliche und neuere Geschichte, Rheinische Landesgeschichte der Universität Bonn.

Detlef Felken, geb. 1957, ist Doktorand an der Universität Bonn und Verfasser eine Monographie über Oswald Spengler.

Egon Friedell, 1878–1938, Schauspieler und Kabarettist, Kulturhistoriker. Der erste Teil der ‹Kulturgeschichte des Altertums›, ‹Ägypten und Vorderasien› (später ‹Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients›), erschien zuerst 1936 in Zürich, der unvollendete zweite Teil, ‹Kulturgeschichte Griechenlands›, 1949 in London.

Horst Fuhrmann, geb. 1926, ist Präsident der ‹Monumenta Germaniae Historica› und Professor für Geschichte an der Universität Regensburg.

Peter Gay, geb. 1923, ist Sterling Professor für Geschichte an der Yale University, USA.

Dr. Hermann Glaser, geb. 1928, ist Schul- und Kulturdezernent der Stadt Nürnberg, Honorarprofessor der Technischen Universität Berlin und Mitglied des PEN.

Hans-Jürgen Goertz, geb. 1937, ist Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Hamburg.

Dr. Rainer Grießhammer, geb. 1953, ist Chemiker und Geschäftsführer des Öko-Instituts in Freiburg.

Ulrich Haarmann, geb. 1942, ist Professor für Islamwissenschaft an der Universität Freiburg.

Christian Habicht, geb. 1926, ist Professor für Alte Geschichte am Institute for Advanced Study in Princeton, New Yersey, USA.

Arnold Hauser, 1892–1978, Literatur- und Kunstsoziologe.

Ulrich Hausmann, geb. 1917, ist emeritierter Professor für Klassische Archäologie in Tübingen.

Otfried Höffe, geb. 1943, ist Professor für Ethik und Politische Philosophie sowie Direktor des Internationalen Instituts für Sozialphilosophie und Politik der Universität Freiburg (Schweiz).

Norbert Huse, geb. 1941, ist Professor für Kunstgeschichte an der Technischen Universität München.

Dr. Heribert Illig, geb. 1947, Herausgeber von Schriften Friedells, lebt bei München.

Arthur E. Imhof, geb. 1939, ist Professor für Sozialgeschichte der Neuzeit am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

Dr. Bärbel Kern, geb. 1941, lehrt Soziologie als Akademische Oberrätin am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen.

Horst Kern, geb. 1940, ist Professor für Soziologie am Fachbereich Sozialwissenschaften der Georg-August-Universität Göttingen.

Walther Killy, geb. 1917, ist emeritierter Professor für deutsche Philologie in Göttingen.

Hans Joachim Kreutzer, geb. 1935, ist Professor für Deutsche Philologie an der Universität Regensburg und Präsident der Heinrich-von-Kleist-Gesellschaft.

Hanno-Walter Kruft, geb. 1938, ist Professor für Kunstgeschichte an der Universität Augsburg.

Martin Loew-Cadonna, geb. 1960, cand. phil., ist Germanist in Wien.

Karl Robert Mandelkow, geb. 1926, ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Hamburg.

Christian Meier, geb. 1929, ist Professor für Alte Geschichte an der Universität München.

Sibylle Meyer ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Technischen Universität Berlin.

Klaus Michael Meyer-Abich, geb. 1936, ist ordentlicher Professor für Naturphilosophie an der Universität Essen.

Freya von Moltke lebt in Norwich (Vermont), USA.

Hermann Müller-Karpe, geb. 1925, war Direktor der Kommission für Allgemeine und Vergleichende Archäologie in Bonn (seit 1987 im Ruhestand) und ist Honorarprofessor an der Universität Frankfurt a. M.

Thomas Nipperdey, geb. 1927, ist Professor für Geschichte in München.

Friedrich Prinz, geb. 1928, ist Professor für Mittelalterliche und Vergleichende Landesgeschichte an der Universität München.

Dr. Hans Richtscheid, geb. 1907, war Lektor im Verlag C. H. Beck und ist freier Schriftsteller.

Gerhard A. Ritter, geb. 1929, ist Professor für Neuere und neueste Geschichte an der Universität München.

Wolfgang Röd, geb. 1926, ist Professor für Philosophie in Innsbruck.

Beate Ruhm von Oppen lehrt am St. John's College, Annapolis, Maryland, USA.

Walter Salmen, geb. 1926, ist Universitäts-Professor und Vorstand des Instituts für Musikwissenschaft an der Universität Innsbruck.

Dr. Herrad Schenk, geb. 1948, ist Sozialwissenschaftlerin und lebt als freie Schriftstellerin in Bonn.

Wendelin Schmidt-Dengler, geb. 1942, ist Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Wien.

Eberhard Schmitt, geb. 1939, ist Professor für Neuere und Außereuropäische Geschichte an der Universität Bamberg.

Albrecht Schöne, geb. 1925, ist Professor der Deutschen Philologie an der Universität Göttingen.

Betty Scholem, 1866–1946, Mutter Gershom Scholems.

Hans-Christoph Schröder, geb. 1933, ist Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Hochschule Darmstadt.

Gerhard Schulz, geb. 1928, ist Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Melbourne.

Eva Schulze ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Technischen Universität Berlin.

Albert Schweitzer, 1875–1965, Theologe, Philosoph, Musikwissenschaftler (Bach-Interpret), zuletzt als «Urwaldarzt» in Lambarene tätig.

Dieter Seifried, geb. 1948, ist Diplom-Ingenieur und Mitarbeiter des Öko-Instituts in Freiburg.

Dr. Itta Shedletzky, geb. 1943 in Zürich, Dozentin für deutsche Literatur an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Oswald Spengler, 1880–1936, Kultur- und Geschichtsphilosph.

Günter Stemberger, geb. 1949, ist Professor für Judaistik an der Universität Wien.

Hans von Steuben, geb. 1929, ist Professor für Klassische Archäologie in Frankfurt.

Michael Stolleis, geb. 1941, ist Professor für Öffentliches Recht und Neuere Rechtsgeschichte an der Universität Frankfurt a. M.

Klaus Tenfelde, geb. 1944, ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Innsbruck.

Rudolf von Thadden, geb. 1932, ist Professor für Neuere Geschichte in Göttingen und Directeur d'Etudes associé an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris.

Erich Trunz, geb. 1905, lebt als emeritierter Professor der deutschen Literatur in Kiel.

Ingeborg Weber-Kellermann ist emeritierte Professorin für Europäische Ethnologie in Marburg.

Hans-Ulrich Wehler, geb. 1931, ist Professor für Allgemeine Geschichte unter besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Bielefeld.

Eberhard Weis, geb. 1925, ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität München.

Wolfgang Wolters, geb. 1935, ist Professor für Kunstgeschichte an der Technischen Universität Berlin.

Paul Zanker, geb. 1937, ist Professor für Klassische Archäologie an der Universtität München.

Wolfgang Zorn, geb. 1922, ist Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in München.

BIBLIOGRAPHIE

Diese Bibliographie umfaßt den größten Teil der lieferbaren Werke des schöngeistigen, historischen und kulturwissenschaftlichen Programms von C. H. Beck. Aus Platzgründen konnten Werke, die sich ausschließlich an ein fachwissenschaftlich interessiertes Publikum wenden, nicht mit aufgenommen werden. Darüber informieren eigene Verzeichnisse, die der Verlag gerne zur Verfügung stellt.

Als Bibliographie aller seit 1913 erschienenen Werke liegt vor: Bibliographie Verlag C. H. Beck 1913–1988. Bearbeitet von Albert Heinrich. 1988. XIII, 799 Seiten. Leinen

Übersicht

Schöne Literatur

Werk- und Klassikerausgaben, Anthologien, Briefe · Bibliothek des 18. Jahrhunderts · Orientalische Bibliothek · Illustrierte Bücher

Geschichte, Kulturgeschichte, Zeitgeschichte

Gesamtdarstellungen, Einführungen · Alte Geschichte, Archäologie · Mittelalter · Neuzeit · Zeitgeschichte · Sozial- und Wirtschaftsgeschichte · Kulturgeschichte, Volkskunde · Bayerische Geschichte, Bavarica · Stadt- und Regionalgeschichte · Jüdische Geschichte · Außereuropäische Geschichte und Kultur, Dritte Welt

Länderkunden

Politik und Gesellschaft

Frau und Gesellschaft · Natur und Umwelt · Frieden, Sicherheit, Abrüstung

Psychologie, Pädagogik, Medizin, Ratgeber

Literatur und Sprache

Literaturgeschichte · Autorenbücher · Sprachwissenschaft · Klassische Philologie

Religion und Theologie

Philosophie und Geistesgeschichte

Naturwissenschaften und Technik

Kunst und Architektur

Universum der Kunst · Museen der Welt

Musik

Recht und Wirtschaft

Für die Reihenwerke «Beck'sche Sonderausgaben» und «Beck'sche Reihe» gelten die Abkürzungen BSA und BsR.

SCHÖNE LITERATUR

Werk- und Klassikerausgaben, Anthologien, Briefe

ACHMET BEN SIRIN: *Das Traumbuch des Achmet ben Sirin*. Erläutert v. Karl Brackertz. 1986. 303 S., Brosch.

BOIES, HEINRICH CHRISTIAN/MEJER, LUISE: *Ich war wohl klug, daß ich Dich fand*. Heinrich Christian Boies Briefwechsel mit Luise Mejer 1777–1785. Hrsg. v. Ilse Schreiber. 1980. 524 S., Leinen (BSA)

BUTLER, MICHAEL/ARNOLD-DIELEWICZ, ILSABE (Hrsg.): *Englische Lyrik der Gegenwart*. Gedichte ab 1945. Originaltexte und deutsche Prosaübertragung. 1981. 256 S., Paperb. (BsR 232)

Die Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse. Im Verein mit Helmut de BOOR, Hedwig HEGER, Albrecht SCHÖNE, Hans-Egon HASS u. Benno v. WIESE hrsg. v. Walther KILLY.
Band 1: Mittelalter. Hrsg. v. Helmut de BOOR. 1. Teilband. 2. Auflage. 1988. LXX, 920 S., Leinen
2. Teilband. 2. Auflage. 1988. IV, 960 S., Leinen
Band 2: Spätmittelalter. Humanismus, Reformation. Hrsg. v. Hedwig HEGER. 1. Teilband. Spätmittelalter und Frühhumanismus. 1975. XLI, 685 S., Leinen
2. Teilband. Blütezeit des Humanismus und Reformation. 1978. LII, 944 S., Leinen
Band 3: Das Zeitalter des Barock. Hrsg. v. Albrecht SCHÖNE. 3. Auflage. 1988. XXXII, 1251 S., Leinen u. Brosch.
Band 4: 18. Jahrhundert. In Verbindung mit Christoph PERELS hrsg. v. Walther KILLY. 1. Teilband. 1983. XLII, 564 S., Leinen
2. Teilband. 1983. 669 S., Leinen
Band 5: Sturm und Drang, Klassik, Romantik. Hrsg. v. Hans-Egon HASS. 1. Teilband. 1966. XXXVII, 963 S., Leinen
2. Teilband. 1966. IV, 970 S., Leinen
Band 6: 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Benno von WIESE. 2. Auflage. 1984. XL, 1100 S., Leinen
Band 7: 20. Jahrhundert (1880 bis 1933). Hrsg. v. Walther KILLY. 2. Auflage. 1988. XLVII, 1198 S., Leinen

DODERER, HEIMITO VON: *Commentarii 1951 bis 1956*. Tagebücher aus dem Nachlaß. Hrsg. v. Wendelin SCHMIDT-DENGLER. 1976. 596 S., Leinen. Biederstein

– *Commentarii 1957 bis 1966*. Tagebücher aus dem Nachlaß. Band 2. Hrsg. v. Wendelin SCHMIDT-DENGLER. 1986. 567 S., 2 Abb., Leinen. Biederstein

– *Die Dämonen*. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. Roman. 36. Tsd. 1985. 1347 S., Leinen. Biederstein

– *Die erleuchteten Fenster oder Die Menschwerdung des Amtsrates Julius Zihal. Ein Umweg*. Zwei Romane. Neuausgabe in einem Band. 1978. 301 S., Leinen. Biederstein

– *Die Erzählungen*. Hrsg. v. u. Nachwort v. Wendelin SCHMIDT-DENGLER. 2., durchges. Auflage. 1976. 501 S., Leinen. Biederstein

– *Frühe Prosa*. Die Bresche. Jutta Bamberger. Das Geheimnis des Reichs. Hrsg. v. u. Nachwort v. Hans FLESCH-BRUNNINGEN. 1968. 395 S., Leinen. Biederstein

– *Die Merowinger oder Die totale Familie*. Roman. 20. Tsd. 1975. 367 S., Leinen. Biederstein

– *Ein Mord, den jeder begeht*. Roman. 30. Tsd. 1977. 371 S., Leinen. Biederstein

– *Repertorium*. Ein Begreifbuch von höheren und niederen Lebens-Sachen. Hrsg. v. Dietrich WEBER. 1969. 287 S., Brosch. Biederstein

– *Roman No. 7 · 1. Teil: Die Wasserfälle von Slunj*. 22. Tsd. 1964. 394 S., Leinen. Biederstein

– *Die Strudlhofstiege oder Melzer und die Tiefe der Jahre*. Roman. 61. Tsd. 1985. 909 S., SonderA. Leinen. Biederstein

– *Tangenten*. Tagebuch eines Schriftstellers 1940 bis 1950. 2. Auflage. 1974. 848 S., Leinen. Biederstein

– *Unter schwarzen Sternen*. Erzählungen. 1966. 240 S., Leinen. Biederstein

– *Albert Paris Gütersloh. Briefwechsel 1928–1962*. Hrsg. v. Reinhold TREML. 1986. 315 S., Leinen. Biederstein

FAVERI, FRANCO DE/WAGENKNECHT, REGINE (Hrsg.): *Italienische Lyrik der Gegenwart*. Originaltexte und deutsche Prosaübertragung. 1980. 235 S., Paperb. (BsR 215)

GOETHE, JOHANN CASPAR: *Reise durch Italien im Jahre 1740*. Kommentar v. Albert Meier. Mit 15 Zeichnungen v. Elmar Hillebrand. 1988. 664 S., 25 Abb., Leinen

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON: *Werke. Hamburger Ausgabe*. Dünndruckausgabe in 14 Leinenbänden in Kassette. Hrsg. v. Erich TRUNZ unter Mitarbeit von Stuart Atkins, Lieselotte Blumentahl, Herbert von Einem, Eberhard Haufe. Wolfgang Kayser, Dorothea Kuhn, Dieter Lohmeier, Waltraud Loos, Marion Robert, Hans Joachim Schrimpf, Carl Friedrich von Weizsäcker und Benno von Wiese. Rund 11.000 Seiten, davon rund 3.500 Seiten Kommentar und Register.

– *Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe*. Dünndruckausgabe in 6 Leinenbänden in Kassette. Hrsg. u. kommentiert v. Karl Robert MANDELKOW unter Mitarbeit v. Bodo MORAWE. Rund 4.390 Seiten, davon 1220 Seiten Kommentar und Register.

– *Faust*. Faust 1, Faust 2 und Urfaust. SonderA. Hrsg. u. kommentiert v. Erich TRUNZ. 13., neubearbeitete u. erweiterte Auflage, 290. Tsd. 1987. 775 S., davon 350 S. Kommentar, Leinen

– *Gedichte*. SonderA. Hrsg. u. kommentiert v. Erich TRUNZ. 38. Tsd. 1988. 804 S., Leinen

– *Italienische Reise*. Hrsg. u. kommentiert v. Herbert von EINEM unter Mitarbeit v. Alste Horn. 4. Auflage d. SonderA. 1988. 748 S., davon 168 S. Kommentar u. 40 Illustrationen, Leinen

– *Briefe aus Italien 1786–1788*. Hrsg. u. erläutert v. Peter GOLDAMMER. 1983. 198 S., 36 Abb., davon 16 in Farbe, Leinen

– *Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1794–1805*. Hrsg. v. Siegfried SEIDEL. 3 Bände in Kassette. 1985. Zus. 1647 S., 3 Abb., Leinen

– *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Zusammengestellt v. Wilhelm BODE. Quellennachweis, Textrevision und Register von Regine Otto, Anmerkungen v. Paul-Gerhard Wenzlaff. 1982. 3 Bände. Zus. 1717 S., 74 Abb., Leinen

– *Treffliche Wirkungen. Anekdoten von und über Goethe*. Hrsg. v. Anita u. Walter DIETZE. Mit Radierungen v. Gunter BÖTTGER. 2 Bände in Kassette. 1987. Zus. 996 S., 41 Abb., Leinen

– ECKERMANN, JOHANN PETER: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. Hrsg. v. Regine OTTO unter Mitarbeit v. Peter Wersig. 3. Auflage. 1988. 885 S., davon 208 S. Anmerkungen, Personenregister, Sachwort-, und Werkregister sowie 41 Abb., Leinen

– MÜLLER, KANZLER FRIEDRICH VON: *Unterhaltungen mit Goethe*. Mit Anmerkungen versehen u. hrsg. v. Renate GRUMACH. 1982. 401 S., Leinen

HAUFE, EBERHARD (Hrsg.): *Deutsche Briefe aus Italien*. Von Winckelmann bis Gregorovius. 1987. 599 S., 32 z. T. farbige Abb. auf Tafeln, Leinen. (BSA)

– *Wir vergehn wie Rauch von starken Winden*. Deutsche Gedichte des 17. Jahrhunderts. 2 Bände in Kassette. 1985. Zus. 1153 S., Leinen

HEINE, HEINRICH: *Werke*. Hrsg. u. kommentiert v. Stuart ATKINS unter Mitarbeit v. Oswald Schönberg u. Oliver Boeck. 2 Bände. 1978. Zus. 2269 S., Leinen

HEYM, GEORG: *Dichtungen und Schriften*. Gesamtausgabe in 4 Bänden. Hrsg. v. Karl Ludwig SCHNEIDER. 1979. Zus. 2702 S., Leinen

– *Georg Heym Lesebuch*. Gedichte, Prosa, Träume, Tagebücher. Hrsg. v. Heinz RÖLLEKE. 1984. 345 S., Leinen. 1987. 345 S., Paperb. (BsR 348)

LESSKOW, NIKOLAI: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. Johannes von GUENTHER. Vorwort v. William B. Edgerton. 3 Bände. 1964. Zus. 2833 S., Leinen. Biederstein

LICHTENBERG, GEORG CHRISTOPH: *Briefwechsel*. In vier Bänden zuzüglich eines Registerbandes. Hrsg. v. Ulrich JOOST u. Albrecht SCHÖNE im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.
Band 1: 1765–1779. 1983. XLV, 1077 S., zahlreiche Abb., Leinen
Band 2: 1780–1784. 1984. XII, 1018 S., zahlreiche Abb., Leinen
Band 3: 1785–1792. In Vorbereitung für 1989

MOELLER, JÜRGEN (Hrsg.): *Historische Augenblicke*. Deutsche Briefe des XX. Jahrhunderts. 1988. 285 S., Leinen

NOVALIS: *Werke*. Hrsg. u. kommentiert v. Gerhard SCHULZ. 3. Auflage. 1987. VIII, 880 S., Brosch. u. Leinen

PAMPUCH, EVA/ZIHLMANN, MAX (Hrsg.): *Gesammelte Liebe*. Ein Lesebuch. 1988. 382 S., Paperb. (BsR 350)

PUSCHKIN, ALEXANDER: *Erzählungen und Anekdoten*. Hrsg. v. Johannes von GUENTHER. 1976. 509 S., Leinen. Biederstein

PETZOLDT, LEANDER (Hrsg.): *Deutsche Volkssagen*. 2., überarbeitete Auflage. 1978. XVI, 510 S., 20 Abb., 5 Karten, Leinen (BSA)

SCHÖFFLING, KLAUS/SCHÜTZ, HANS J. (Hrsg.): *Almanach der Vergessenen*. 1985. 172 S., Brosch.

STADLER, ERNST: *Dichtungen, Schriften, Briefe*. Kritische Ausgabe. Hrsg. v. Klaus HURLEBUSCH u. Karl Ludwig SCHNEIDER. 1983. 906 S., 1 Porträt, Leinen

THEOBALDY, JÜRGEN (Hrsg.): *Und ich bewege mich doch*. Gedichte vor und nach 1968. 2., durchges. Auflage. 1978. 231 S., Paperb. (BsR 157)

WIECKENBERG, ERNST-PETER (Hrsg.): *Einladung ins 18. Jahrhundert*. Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck im 225. Jahr seines Bestehens. Mit 19 Erstdrukken von Texten aus der Goethezeit. 1988. XIX, 523 S., 40 Abb., davon 2 in Farbe, Brosch.

Bibliothek des 18. Jahrhunderts

BAGGESEN, JENS: *Das Labyrinth* oder Reise durch Deutschland in die Schweiz 1789. Herausgegeben v. Gisela PERLET. 1986. 456 S., 17 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

BOSWELL, JAMES: *Das Leben Samuel Johnsons* und Das Tagebuch einer Reise nach den Hebriden. Nachwort v. Helmut Findeisen. 1985. 661 S., 17 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

CASANOVA, GIACOMO: *Geschichte meines Lebens*. In zwölf Bänden. Hrsg. u. kommentiert v. Günter u. Barbara ALBRECHT. Zus. über 4500 S. Bisher erschienen: Bände 1–11. Band 12 in Vorbereitung für 1989

CHODERLOS DE LACLOS: *Die gefährlichen Bekanntschaften* oder Briefe gesammelt in einer Gesellschaft und zur Belehrung einiger anderer bekannt gemacht. Hrsg. v. Rudolf FLECK u. Eberhard WESEMANN. 1988. 467 S., 14 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

DEFOE, DANIEL: *Robinson Crusoe*. Mit einem Essay v. Friedemann Berger. 2 Bände. 2. Auflage. 1984. Zus. 783 S., 150 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

GOLDSMITH, OLIVER: *Der Weltbürger* oder Briefe eines in London weilenden chinesischen Philosophen an seine Freunde im fernen Osten. Hrsg. und Vorwort v. Friedemann BERGER. 1986. 456 S., 36 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

HOLBERG, LUDVIG: *Nachricht von meinem Leben* in drei Briefen an einen vornehmen Herrn. Nachwort v. Georg Brandes. 1982. 331 S., 25 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

KANTEMIR, ANTIOCH: *Im Chaos aber blüht der Geist*... Satiren. Nachwort von Helmut Graßhoff. 1983. 138 S., 21 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

KATHARINA II.: *Memoiren*. Hrsg. u. Nachwort v. Annelies GRASSHOFF. Vorrede v. Alexander Her-

zen. 2 Bände. 2. Auflage. 1988. Zus. 771 S., 58 Abb., Leinen

KLOPSTOCK, META: *Es sind wunderliche Dinger, meine Briefe.* Briefwechsel mit Friedrich Gottlieb Klopstock und mit ihren Freunden 1751–1758. Hrsg. v. Franziska u. Hermann TIEMANN. Neuauflage 1988. 509 S., 5 Abb., Leinen

LAFONTAINE, AUGUST H. J.: *Clara du Plessis und Clairant.* Eine Familiengeschichte französischer Emigrierten. Hrsg. u. Nachwort v. Evi RIETZSCHEL. 1986. 288 S., Leinen

LA ROCHE, SOPHIE VON: *Ich bin mehr Herz als Kopf.* Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. v. Michael MAURER. 2. durchges. Auflage. 1985. 464 S., Leinen

LE BEAU, CLAUDE: *Seltsame und neue Reisen zu den Wilden von Nordamerika.* Hrsg. u. Nachwort v. Lothar DRÄGER. 1986. 467 S., 6 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

LESAGE, ALAIN-RENÉ: *Der hinkende Teufel.* Nachwort v. Walter Hoyer. 1983. 307 S., 13 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: *Freimäurergespräche und anderes.* Ausgewählte Schriften. Hrsg. v. Claus TRÄGER. 1981. 408 S., Leinen

LOUVET DE COUVRAY, JEAN-BAPTISTE: *Die Liebesabenteuer des Chevalier Faublas.* Vorrede v. Eberhard Wesemann. 2 Bände. 1984. Zus. 852 S., 64 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

MANDEVILLE, BERNHARD: *Die Bienenfabel* oder Private Laster als gesellschaftliche Vorteile. Hrsg. v. Günter WALCH. 1988. 447 S., 16 Abb., Leinen

MASERS DE LATUDE, HENRI: *Fünfunddreißig Jahre im Kerker.* Nachwort v. Adele Ahues. 1981. 372 S., 29 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

MORITZ, KARL PHILIPP: *Anton Reiser.* Ein psychologischer Roman. Hrsg. u. Nachwort v. Ernst-Peter WIECKENBERG. 1987. 459 S., Titelkupfer der ErstA., 1 Frontispiz, Leinen

MÜLLER, JOHANN GOTTWERTH: *Siegfried von Lindenberg.* Komischer Roman. Hrsg. u. Nachwort v. Friedemann BERGER. 1984. 452 S., 12 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

NICOLAI, FRIEDRICH: *„Kritik ist überall, zumal in Deutschland, nötig“.* Satiren und Schriften zur Literatur. Hrsg. v. Wolfgang ALBRECHT. 1987. 582 S., 20 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

SANSON, HENRI: *Tagebücher der Henker von Paris 1685–1847.* Hrsg. v. Knut-Hannes WETTIG. Nachbemerkung v. Eberhard Wesemann. 2 Bände. 2. Auflage. 1985. Zus. 1016 S., 44 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

SCHILLER, FRIEDRICH: *Sämtliche Erzählungen.* Hrsg. u. Nachwort v. Regine OTTO. 1985. 216 S., Leinen

SCHUBART, CHRISTIAN F. D.: *Briefe.* Hrsg. v. Ursula WERTHEIM u. Hans BÖHM. Nachwort v. Ursula Wertheim. 1984. 438 S., 8 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

SCHUMMEL, JOHANN GOTTLIEB: *Spitzbart.* Eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogi-

sches Jahrhundert. Hrsg. u. Nachwort v. Eberhard HAUFE. 1983. 284 S., Leinen

SMITH, ALEXANDER: *Leben und Taten der berühmtesten Straßenräuber, Mörder und Spitzbuben so in den letzten fünfzig Jahren in dem Königreich England sind hingerichtet worden*. Hrsg. v. Anselm SCHLÖSSER. 1987. 292 S., 14 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

SMOLLETT, TOBIAS: *Die Abenteuer des Roderick Random*. Nachwort v. Joachim Krehayn. 1982. 604 S., 5 zeitgenössische Illustrationen, Leinen

WALLBERGEN, JOHANN: *Johann Wallbergens Sammlung Natürlicher Zauberkünste* oder aufrichtige Entdeckung vieler bewährter, lustiger und nützlicher Geheimnüsse, insbesondere denen Wein-Negozianten dienende. Nebst einem Anhange von medizinisch-, sympathetisch-antipathetisch- und ergötzenden Kunst-Stücken. Hrsg. mit einem Essay v. Christoph HEIN. 1988. 463 S., Leinen

WEKHRLIN, WILHELM LUDWIG: *Anselmus Rabiosus*. Reise durch Oberdeutschland. Hrsg. u. Nachwort Jean MONDOT. 1988. 174 S., 1 Frontispiz, Leinen

WIELAND, CHRISTOPH MARTIN: *Peregrinus Proteus*. Hrsg. v. u. Essay v. Karl MICKEL. Mit einer Zeittafel zu Leben u. Werk Wielands v. Heiner Wolf. 1985. 411 S., Leinen

Orientalische Bibliothek

ÄGYPTEN

NAGIB MACHFUS: *Der Dieb und die Hunde*. Roman. Nachwort v. Doris Erpenbeck. 1986. 172 S., Leinen

ARABIEN

IBN QAYYIM AL-GAUZIYYA: *Über die Frauen*. Liebeshistorien und Liebeserfahrung aus dem arabischen Mittelalter. Hrsg. v. Dieter BELLMANN. 1986. 472 S., Leinen

CHINA

LAO SHE: *Die Blütenträume des Lao Li*. Roman. 1985. 338 S., Leinen

MAO DUN: *Seidenraupen im Frühling*. Erzählungen und Kurzgeschichten. Hrsg. u. Nachbemerkung v. Fritz GRUNER. 1987. 316 S., Leinen

ZHONG KUI: *Bezwinger der Teufel*. Altchinesisches Volksbuch. Nachwort v. Roland Beer, Essay v. O. L. Fischmann. 1987. 283 S., 10 Abb., Leinen

INDIEN

DANDIN: *Die zehn Prinzen*. Die merkwürdigen Erlebnisse und siegreichen Abenteuer des Prinzen von Magadha und seiner neun edlen Jugendgefährten. Ein altindischer Roman. Nachwort v. Roland Beer. 1985. 350 S., Leinen

NĀRAYĀNA: *Hitopadeśa* oder Die freundliche Belehrung. Hrsg. u. Nachwort v. Johannes MEHLIG. 1988. 224 S., Leinen

RABINDRANATH TAGORE: *Gora*. Roman. Nachwort v. Roland Beer. 1988. 582 S., Leinen



Bücher zur Geschichte des Verlags und der Druckerei C. H. Beck







Illustrierte Bücher im Verlag C. H. Beck





Weisheit des alten Indien. Hrsg. v. Johannes MEHLIG. *Band 1: Vorbuddhistische und nichtbuddhistische Texte. Band 2: Buddhistische Texte.* 2 Bde. Zus. 1382 S., Leinen

JAPAN

NAOYA SHIGA: *Erinnerung an Yamashina*. Ausgewählte Kurzprosa. Hrsg. v. Edith RAU. 1986. 316 S., Leinen

KAMBODSCHA

Sagen und Legenden der Khmer. Hrsg. v. Ruth SACHER. 1988. 238 S., Leinen

MALAYSIEN

Die Geschichte von Hang Tuah. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert über den malaiischen Volkshelden. Nachwort v. Kurt Huber. 1986. 641 S., Leinen

SOWJETUNION

TSCHINGIS AITMATOW: *Ein Tag länger als ein Leben*. Roman. 1988. 404 S., Leinen

SYRIEN

Die Erlebnisse des syrischen Ritters Usama ibn Munqid. Unterhaltsames und Belehrendes aus der Zeit der Kreuzzüge. Hrsg. v. Holger PREIßLER. 1985. 323 S., Leinen

Illustrierte Bücher

ANDERS, GÜNTHER: *Der Blick vom Turm. Fabeln*. 3. Auflage. 1988. 104 S., 12 Abb. nach Lithographien von A. Paul WEBER, Geb.

ARNOLD, HEINZ LUDWIG (Hrsg.): *Allerleilust*. Hundert erotische Gedichte. Mit Bildern von Karin SZEKESSY und Paul WUNDERLICH. 2. Auflage. 1988. 160 S., 40 Abb., Geb.

BASILE, GIAMBATTISTA: *Das Pentameron* oder Das Märchen aller Märchen. 1984. 366 S., 50 farbige Pinselzeichnungen von Josef HEGENBARTH, Leinen

BAUMGÄRTNER, ALFRED CLEMENS (Hrsg.): *Bauern, Gauner, lose Weiber*. 165 derbe Schwänke. 1987. 240 S., 107 farbige Holzschnitte von Günther STILLER, Leinen

CONRAD, JOSEPH: *Der Geheimagent*. Eine einfache Geschichte. Nachwort Hans Mayer. Ausstattung Hans-Peter Willberg. 1988. 316 S., 35 Zeichnungen v. Georg EISLER, Leinen

GREITHER, ALOYS (Hrsg.): *Pancatantra*. Die fünf Bücher indischer Lebensweisheit. 1986. 267 S., 107 Zeichnungen v. Josef SCHARL, Leinen

KLEIST, HEINRICH VON: *Erzählungen*. 1988. Ca. 280 S., 33 Illustrationen v. Josef HEGENBARTH, Leinen

MORUS, THOMAS: *Utopia*. Über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopia. Anmerkungen von Iring Fetscher. 1987. 194 S., 16 ganzseitige Farbbilder v. Michael Mathias PRECHTL, Leinen

RABELAIS, FRANÇOIS: *Gargantua und Pantagruel*. 5. Auflage. 1974. 785 S., 74 Abb. nach Zeichnun-

gen v. Gustave Doré, Leinen. Biederstein

Reiners, Ludwig (Hrsg.): *Der ewige Brunnen*. Ein Hausbuch deutscher Dichtung. Reich geschmückt von Andreas Brylka. 433. Tsd. 1988. 1024 S., Leinen

Stegmann, Tilbert (Hrsg.): *Ein Spiel von Spiegeln*. Katalanische Lyrik des 20. Jahrhunderts. Katalanisch-Deutsch. 1987. 225 S., 7 Farbzeichnugnen u. 3 Collagen v. Anton Tàpies, Leinen

Vātsyāyana, Mallanāga: *Kamasutram*. Leitfaden der Liebeskunst. Hrsg. v. Klaus Mylius. Buchgestaltung v. Lothar Reher. 2. Auflage. 1988. 228 S., durchgehend farbig, Leinen

Zola, Emile: *Nana*. Roman. 1988. 352 S., 33 Zeichnungen v. Erhard Göttlicher, Leinen

GESCHICHTE, KULTURGESCHICHTE ZEITGESCHICHTE

Gesamtdarstellungen, Einführungen

Blake, Robert (Hrsg.): *Die englische Welt*. Geschichte, Gesellschaft, Kultur. 1983. 268 S., 306 Abb., davon 85 in Farbe, Leinen

Demandt, Alexander: *Metaphern für Geschichte*. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken. 1978. 531 S., Leinen

Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion. In sieben Bänden. Hrsg. v. Eberhard Schmitt.
Band 1: Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. 1986. 450 S., 15 Karten, 19 Abb., Leinen
Band 2: Die großen Entdeckungen. 1984. 659 S., 21 Karten, Leinen
Band 3: Der Aufbau der Kolonialreiche. 1987. 632 S., 13 Karten, 32 Abb., Leinen
Band 4: Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche. 1988. Ca. 740 S., ca. 60 Abb. u. Karten, Leinen

Faber, Karl-Georg: *Theorie der Geschichtswissenschaft*. 5., erweiterte Auflage. 1982. 267 S., Paperb. (BsR 78)

Hoensch, Jörg K.: *Geschichte Böhmens*. Von der slawischen Landnahme bis ins 20. Jahrhundert. 1987. 567 S., 5 Karten, 3 Stammtafeln, Leinen

Hösch, Edgar: *Geschichte der Balkanländer*. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart. 1988. 320 S., 3 Karten, Leinen

Imhof, Arthur E.: *Einführung in die Historische Demographie*. 1977. 149 S., 32 Figuren u. 11 Tabellen, Brosch.

Kienitz, Friedrich-Karl: *Das Mittelmeer*. Schauplatz der Weltgeschichte von den frühen Hochkulturen bis ins 20. Jahrhundert. 1976. 345 S., 24 Abb., Leinen (BSA)

Köbler, Gerhard: *Historisches Lexikon der deutschen Länder*. Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 1988. XXXIV, 639 S., Leinen

Neue Deutsche Geschichte. In zehn Bänden. Hrsg. v. Peter MORAW, Volker PRESS u. Wolfgang SCHIEDER. Bisher erschienen: *Band 1: Grundlagen und Anfänge*. Deutschland bis 1056. Von Friedrich PRINZ. 1985. 443 S., Brosch. *Band 2: Aufbruch und Gestaltung*. Deutschland 1056–1273. Von Alfred HAVERKAMP. 1984. 359 S., Brosch.

PFEIFFER, GERHARD: *Bayern und Brandenburg-Preußen*. Ein geschichtlicher Vergleich. 1984. 215 S., Brosch.

PROCACCI, GIULIANO: *Geschichte Italiens und der Italiener*. 1983. 419 S., Leinen

STOLLEIS, MICHAEL: *Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland. I. Band: Reichspublizistik und Policeywissenschaft 1600–1800*. 1988. 431 S., Leinen. Band II: In Vorbereitung

TORKE, HANS-JOACHIM (Hrsg.): *Lexikon der Geschichte Rußlands*. Von den Anfängen bis zur Oktoberrevolution. 1985. 446 S., Leinen

WEHLER, HANS-ULRICH: *Aus der Geschichte lernen?* 1988. 323 S., Brosch.

WIDMER, SIGMUND: *Illustrierte Geschichte der Schweiz*. 4., erweiterte Auflage. 1977. 584 S., 500 Abb., 4 Karten, Leinen

ZERNACK, KLAUS: *Osteuropa*. Eine Einführung in seine Geschichte. 1977. 171 S., 2 Karten, Brosch.

Alte Geschichte, Archäologie

ANDRAE, WALTER: *Das wiedererstandene Assur*. Hrsg. v. Barthel HROUDA. 2., durchges. u. erweiterte Auflage. 1977. 339 S., 255 Abb., Leinen (BSA)

AUSTIN, MICHEL/VIDAL-NAQUET, PIERRE: *Gesellschaft und Wirtschaft im alten Griechenland*. 1984. XVI, 344 S., 4 Karten, Brosch.

BALSDON, DACRE: *Die Frau in der römischen Antike*. 1979. 388 S., 23 Abb., Leinen (BSA)

BECK, HANS-GEORG: *Byzantinisches Erotikon*. 1986. 234 S., Leinen

– *Byzantinisches Lesebuch*. 1982. 412 S., Leinen

– *Das byzantinische Jahrtausend*. 1978. 382 S., 8 Abb., Leinen

BENGTSON, HERMANN: *Die Diadochen*. Die Nachfolger Alexanders des Großen (323–281 v. Chr.). 1987. 218 S., 6 Abb., Brosch.

– *Einführung in die Alte Geschichte*. 8., durchges. u. ergänzte Auflage. 1979. VIII, 217 S., Brosch.

– *Die Flavier*. Vespasian, Titus, Domitian. Geschichte eines römischen Kaiserhauses. 1979. 316 S., 10 Abb., Brosch. SonderA. (1986)

– *Griechische Geschichte*. Von den Anfängen bis in die Römische Kaiserzeit. 7. Auflage. 1986. XI, 588 S., 12 Karten, Leinen (BSA)

– *Griechische Staatsmänner* des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. 1987. 325 S., Leinen

– *Herrschergestalten des Hellenismus*. 1975. 343 S., 12 Abb., Leinen (BSA)

– *Kaiser Augustus.* Sein Leben und seine Zeit. 1981, 335 S., 13 Abb., Leinen (BSA)

– *Marcus Antonius.* Triumvir und Herrscher des Orients. 1977. 327 S., 11 Abb., 3 Karten, Leinen (BSA)

– *Römische Geschichte.* Republik und Kaiserzeit bis 284 n. Chr. 6. Auflage. 1988. XI, 389 S., Leinen (BSA)

BERVE, HELMUT: *Die Tyrannis bei den Griechen.* 2 Bände. 1967. Zus. 796 S., Leinen

BIANCHI BANDINELLI, RANUCCIO: *Klassische Archäologie.* Eine kritische Einführung. 1978. 190 S., 20 Abb., Paperb. (BsR 169)

BOARDMAN, JOHN: *Kolonien und Handel der Griechen.* Vom späten 9. bis zum 6. Jahrhundert v. Chr. 1981. 367 S., 313 Abb., 6 Karten, Leinen

BOESSNECK, JOACHIM: *Die Tierwelt des Alten Ägypten* untersucht anhand kulturgeschichtlicher und zoologischer Quellen. 1988. Ca. 320 S., 280 Abb., Leinen

BURCKHARDT, JACOB: *Die Zeit Constantins des Großen.* Nachwort v. Karl Christ. 1982. 401 S., Leinen (BSA)

– *Über das Studium der Geschichte.* Der Text der ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen'. Nach der Handschrift hrsg. v. Peter GANZ. 1987. 582 S., Leinen (BSA)

Byzantinische Zeitschrift. Begründet v. Karl KRUMBACHER. Hrsg. v. Armin HOHLWEG. Erscheint in 2 Halbjahresheften

Chiron. Mitteilungen der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Bisher erschienen: 18 Bände.

CHRIST, KARL: *Geschichte der römischen Kaiserzeit. Von Augustus bis Konstantin.* 1988. Ca. IX, 838 S., 61 Abb., Leinen

– *Die Römer.* Eine Einführung in ihre Geschichte und Zivilisation. 2., überarbeitete Auflage. 1984. 316 S., 10 Karten, 16 Abb., Leinen u. Brosch.

– *Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft.* 1982. 394 S., Leinen

CLAUSS, MANFRED: *Sparta.* Eine Einführung in seine Geschichte und Zivilisation. 1983. 248 S., 1 Karte, 2 Stammtafeln, Brosch.

Corpus Vasorum Antiquorum. Union académique internationale: Deutschland. Bisher erschienen: 55 Bände.

DEMANDT, ALEXANDER: *Der Fall Roms.* Die Auflösung des römischen Reiches im Urteil der Nachwelt. 1984. 694 S., Leinen

DEUEL, LEO (Hrsg.): *Das Abenteuer Archäologie.* Berühmte Ausgrabungsberichte aus dem Nahen Osten. 5. Auflage. 1977. 336 S., 42 Abb., Leinen (BSA)

– *Flug ins Gestern.* Das Abenteuer der Luftarchäologie. 2., durchges. u. erweiterte Auflage. 1977. 303 S., 62 Abb., Leinen (BSA)

– *Kulturen vor Kolumbus.* Das Abenteuer Archäologie in Lateinamerika. Ein Historischer Überblick mit Originalberichten. 2., durchges. Auflage. 1979. 391 S., 54 Abb., Leinen (BSA)

DOVER, KENNETH J.: *Homosexualität in der griechischen Antike.* 1983. 244 S., 108 Abb., Leinen

Errington, Malcolm: *Geschichte Makedoniens*. Von den Anfängen bis zum Untergang des Königreiches. 1986. 294 S., 1 Karte, 4 Stammtafeln, Brosch.

Finley, Moses I.: *Das antike Sizilien*. Von der Vorgeschichte bis zur arabischen Eroberung. 1979. 286 S., 25 Abb., 9 Karten, Leinen (BSA)

– *Die frühe griechische Welt*. 1982. 177 S., 36 Abb., 6 Karten, Leinen

– *Die Griechen*. Eine Einführung in ihre Geschichte und Zivilisation. 2., durchges. Auflage. 1983. 146 S., Brosch.

– *Das politische Leben in der antiken Welt*. 1986. 220 S., Leinen

– *Die Sklaverei in der Antike*. Geschichte und Probleme. 1981. 242 S., Leinen

Freier, Elke/Grunert, Stefan: *Eine Reise durch Ägypten* nach den Zeichnungen der Lepsius-Expedition in den Jahren 1842–1845. Mit einem Beitrag von Michael Freitag. 2. Auflage. 1986. 184 S., 138 Abb., davon 42 in Farbe, Leinen

Gehrke, Hans-Joachim: *Jenseits von Athen und Sparta*. Das Dritte Griechenland und seine Staatenwelt. 1986. 216 S., Brosch.

Gesche, Helga: *Rom – Welteroberer und Weltorganisator*. 1981. 293 S., 23 Abb., 3 Karten, Leinen (BSA)

Gnomon: Kritische Zeitschrift für die gesamte klassische Altertumswissenschaft. Hrsg. v. Erich Burck, Carl Joachim Claasen, Walter Schmitthenner, Ernst Vogt, Paul Zanker. Erscheint jährlich in 8 Heften

Herrmann, Joachim (Hrsg.): *Welt der Slawen*. Geschichte, Gesellschaft, Kultur. 1986. 332 S., 250 Abb., davon 92 in Farbe, sowie 138 zum Teil mehrfarbige Zeichnungen und Karten, Leinen

Herzog, Roman: *Staaten der Frühzeit*. Ursprünge und Herrschaftsformen. 1988. 331 S., Geb.

Hopper, Robert J.: *Handel und Industrie im klassischen Griechenland*. 1982. 282 S., 13 Abb., Leinen u. Brosch. SonderA. (1986)

Kolb, Frank: *Die Stadt im Altertum*. 1984. 306 S., 40 Abb., Leinen

Landels, John Gray: *Die Technik in der antiken Welt*. 3., durchges. Auflage. 1983. 276 S., 85 Abb., Leinen (BSA)

Lloyd, Seton: *Die Archäologie Mesopotamiens*. Von der Altsteinzeit bis zur persischen Eroberung. 1981. 324 S., 174 Abb., Leinen (BSA) u. Brosch. SonderA. (1987)

Maier, Franz Georg: *Cypern*. Insel im Kreuzweg der Geschichte. 2., durchges. u. erweiterte Auflage. 1982. 236 S., 40 Abb., 7 Karten, Leinen (BSA)

Meier, Christian: *Die politische Kunst der griechischen Tragödie*. 1988. 240 S., Brosch.

Momigliano, Arnaldo: *Hochkulturen im Hellenismus*. Die Begegnung der Griechen mit Kelten, Juden, Römern und Persern. 1979. 207 S., Paperb. (BsR 190)

Müller-Karpe, Hermann: *Einführung in die Vorgeschichte*. 1975. 115 S., Brosch.

– *Handbuch der Vorgeschichte.* In 5 Bänden
Band 1: Altsteinzeit. 2. Auflage. 1977. XI, 391 S., 274 Tafeln, Leinen
Band 2: Jungsteinzeit. 2. Auflage. 1988. XIII, 612 S., XV, 6 Tabellen, 327 Tafeln, Leinen
Band 3: Kupferzeit. In drei Teilbänden. Text, Register, Tafeln. Zus. XIX, 1095 S., 746 Tafeln, 10 Fundortkarten, Leinen
Band 4: Bronzezeit. In drei Teilbänden. Text, Register, Tafeln. 1980. Zus. XXV, 966 S., 602 Tafeln, Leinen

Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte. Begründet von Leopold WENGER. In Verbindung mit Herbert Petschow, Erwin Seidl, Hans Julius Wolff und Joachim Herrmann hrsg. v. Hermann BENGTSON, Erich GERNER, Dieter NÖRR und Gerhard THÜR. Bisher erschienen: 81 Hefte

Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte. Für das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, die Prähistorische Staatssammlung und das Institut für Vor- und Frühgeschichte an der Universität München hrsg. v. Joachim WERNER. Bisher erschienen: 42 Bände

OSTROGORSKY, GEORG: *Geschichte des byzantinischen Staates.* Nachdruck 1980. XI, 569 S., 8 Karten, Leinen (BSA)

PALLOTTINO, MASSIMO: *Italien vor der Römerzeit.* 1987. 236 S., 45 Abb., 12 Karten, Geb.

PAULI, LUDWIG: *Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter.* Die archäologische Entdeckung einer Kulturlandschaft. 2., durchges. u. ergänzte Auflage. 1981, 346 S., 174 teils farbige Abb., Leinen

POHL, WALTER: *Geschichte der Awaren.* Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567–822 n. Chr. 1988. 576 S., 4 Karten, Leinen

Prähistorische Bronzefunde. Im Rahmen der Union Internationale des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques begründet v. Hermann MÜLLER-KARPE. Hrsg. v. Albrecht JOCKENHÖVEL

ROSE, HERBERT J.: *Griechische Mythologie.* Ein Handbuch. 7. Auflage. 1988. IX, 441 S., Brosch.

SCARDIGLI, PIERGIUSEPPE: *Die Goten.* Sprache und Kultur. 1973. VII, 399 S., 6 Abb., Leinen

SCHMIDT, LUDWIG: *Geschichte der Wandalen.* Unveränderter Nachdruck 1970 der 2., umgearbeiteten Auflage. 1942. VIII, 207 S., 3 Karten, Leinen

SCHMIDT, LUDWIG/ZÖLLNER, E.: *Geschichte der Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts.* 1970. VII, 278 S., 1 Stammtafel, 2 Karten, Leinen

SCHNEIDER, CARL: *Kulturgeschichte des Hellenismus.* 2 Bände. 1967. Zus. XXXIX, 2157 S., Leinen

SÖLLNER, ALFRED: *Einführung in die römische Rechtsgeschichte.* 3., überarbeitete Auflage. 1985. 186 S., Brosch.

SØRENSEN, VILLY: *Seneca.* Ein Humanist an Neros Hof. 2., durchges. Auflage. 1985. 320 S., Leinen

Vestigia: Beiträge zur Alten Geschichte. Hrsg. v. der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik. Bisher erschienen: 39 Bände

WISSOWA, GEORG: *Religion und Kultus der Römer.* Unveränderter Nachdruck der 1912 erschienenen 2. Auflage. 1971. XII, 612 S., Leinen

WOLFRAM, HERWIG: *Geschichte der Goten.* Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. 3. Auflage. 1989. Leinen. In Vorbereitung

ZANKER, PAUL: *Augustus und die Macht der Bilder.* 1987. 368 S., 351 Abb., Leinen

Beck's Archäologische Bibliothek

Hrsg. v. Hans von STEUBEN

BOL, PETER C.: *Antike Bronzetechnik.* Kunst und Handwerk antiker Erzbildner. 1985. 212 S., 136 Abb., Brosch.

DECKER, WOLFGANG: *Sport und Spiel im Alten Ägypten.* 1987. 212 S., 132 Abb., Brosch.

HÖCKMANN, OLAF: *Antike Seefahrt.* 1985. 196 S., 135 Abb., Brosch.

HUNGER, HERBERT: *Schreiben und Lesen in Byzanz.* Die byzantinische Buchkultur. 1988. Ca. 156 S., 46 Abb., Brosch.

KRUG, ANTJE: *Heilkunst und Heilkult.* Medizin in der Antike. 1985. 244 S., 96 Abb., Brosch.

KÜNZL, ERNST: *Der römische Triumph.* Siegesfeiern im antiken Rom. 1988. 176 S., 100 Abb., Brosch.

MIELSCH, HARALD: *Die römische Villa.* Architektur und Lebensform. 1987. 181 S., 106 Abb., Brosch.

MÜLLER-WIENER, WOLFGANG: *Griechisches Bauwesen in der Antike.* 1988. 221 S., 113 Abb., Brosch.

SCHEIBLER, INGEBORG: *Griechische Töpferkunst.* Herstellung, Handel und Gebrauch der antiken Tongefäße. 1983. 220 S., 166 Abb., Brosch.

Handbuch der Altertumswissenschaft

Begründet v. Iwan von MÜLLER.
Erweitert v. Walter OTTO.
Fortgeführt v.
Hermann BENGTSON

BECK, HANS-GEORG: *Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich*

– *Geschichte der byzantinischen Volksliteratur*

BENGTSON, HERMANN: *Griechische Geschichte*

– *Grundriß der römischen Geschichte mit Quellenkunde. Republik und Kaiserzeit bis 284 n. Chr.*

BUSOLT, GEORG: *Griechische Staatskunde* (2 Bände)

CHRIST, WILHELM VON: *Geschichte der Griechischen Literatur* (2 Bände)

DEMANDT, ALEXANDER: *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian*

DÖLGER, FRANZ/KARAYANNOPULOS, JOHANNES: *Byzantinische Urkundenlehre*

FRYE, RICHARD N.: *The History of Ancient Iran*

GOETZE, ALBRECHT: *Kulturgeschichte Kleinasiens*

GROHMANN, ADOLF: *Arabien*

HUNGER, HERBERT: *Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner* (2 Bände)

HUSS, WERNER: *Geschichte der Karthager*

KASER, MAX: *Das römische Privatrecht* (2 Bände)

KASER, MAX: *Das römische Zivilprozeßrecht*

LATTE, KURT: *Römische Religionsgeschichte*

LEUMANN, MANU/HOFMANN, JOHANN BAPTIST/SZANTYR, ANTON: *Lateinische Grammatik* (3 Bände)

MANITIUS, MAX: *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters* (3 Bände)

MARTIN, JOSEF: *Antike Rhetorik*

NILSSON, MARTIN P.: *Geschichte der griechischen Religion* (2 Bände)

OSTROGORSKY, GEORG: *Geschichte des byzantinischen Staates*

SAMUEL, ALAN EDUARD: *Greek and Roman Chronology*

SCHANZ, MARTIN: *Geschichte der römischen Literatur* (5 Bände)

SCHILBACH, ERICH: *Byzantinische Metrologie*

SCHMID, WILHELM/STÄHLIN, OTTO: *Geschichte der griechischen Literatur* (6 Bände)

SCHUBART, WILHELM: *Griechische Paläographie*

SCHWYZER, EDUARD: *Griechische Grammatik* (4 Bände)

STEINWENTER, ARTUR: *Das Recht der koptischen Urkunden*

WIEACKER, FRANZ: *Römische Rechtsgeschichte*

WOLFF, HANS JULIUS: *Das Recht der griechischen Papyri Ägyptens in der Zeit der Ptolemäer und des Prinzipats*

Handbuch der Archäologie
Im Rahmen des Handbuchs der Altertumswissenschaft.
Begründet v. Walter OTTO,
fortgeführt v. Reinhard HERBIG,
neu herausgegeben
v. Ulrich HAUSMANN

FLOREN, JOSEF/FUCHS, WERNER: *Die griechische Plastik*

HAUSMANN, ULRICH (Hrsg.): *Allgemeine Grundlagen der Archäologie*

HROUDA; BARTHEL: *Vorderasien I, Mesopotamien, Babylonien, Iran und Anatolien*

KOCH, GUNTRAM/SICHTERMANN, HELLMUT: *Römische Sarkophage*

MENGHIN, OSWALD u. a.: *Jüngere Steinzeit und Bronzezeit in Europa und an einigen angrenzenden Gebieten bis um 1000 v. Chr.*

WEIPPERT, HELGA: *Vorderasien II/1, Palästina in vorhellenistischer Zeit*

ZAZOFF, PETER: *Die antiken Gemmen*

Mittelalter

BEUMANN, HELMUT (Hrsg.): *Kaisergestalten des Mittelalters*. 2. Auflage. 1985. 386 S., 15 Abb., Leinen

BLICKLE, PETER/BIERBRAUER, PETER/BLICKLE, RENATE/ULBRICH, CLAUDIA: *Aufruhr und Empörung?* Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich. 1980. XII, 320 S., Leinen

BOOCKMANN, HARTMUT: *Der Deutsche Orden*. Zwölf Kapitel aus seiner Geschichte. 2., verbess. Auflage. 1982. 319 S., 41 Abb., Leinen (BSA)

– *Einführung in die Geschichte des Mittelalters*. 3., durchges. Auflage. 1985. 164 S., 25 Abb., Brosch.

– (Hrsg.): *Das Mittelalter*. Ein Lesebuch aus Texten und Zeugnissen vom 6.–16. Jahrhundert. 1988. 384 S., Leinen

– *Die Stadt im späten Mittelalter*. 2., durchges. Auflage. 1987. 357 S., 521 Abb., Leinen

BOSL, KARL: *Europa im Aufbruch*. Herrschaft, Gesellschaft, Kultur in Europa vom 10. bis zum

14. Jahrhundert. 1980. 419 S., Leinen

– *Franken um 800.* Strukturanalyse einer fränkischen Königsprovinz. 2., erweiterte Auflage. 1969. XII, 210 S., 7 Karten, Leinen

ENNEN, EDITH: *Frauen im Mittelalter.* 3., überarbeitete Auflage. 1987. 309 S., 24 Abb., 1 Karte, 2 Tabellen, Leinen

FINK, KARL AUGUST: *Papsttum und Kirche im abendländischen Mittelalter.* 1981. 212 S., Brosch.

FUHRMANN, HORST: *Einladung ins Mittelalter.* 3. Auflage. 1988. 327 S., 45 Abb., Leinen

GOETZ, HANS-WERNER: *Leben im Mittelalter.* Vom 7. bis zum 13. Jahrhundert. 3. Auflage. 1987. 302 S., 34 Abb., Leinen

GREGOROVIUS, FERDINAND: *Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter.* Von der Zeit Justinians bis zur türkischen Eroberung. Nachwort v. Hans-Georg Beck. 1980. 739 S., 59 Abb., Leinen (BSA)

– *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.* Vom V. bis zum XVI. Jahrhundert. Vollständige Ausgabe in vier Bänden in Kassette. Hrsg. von Waldemar KAMPF. 2. Auflage. 1988. Zus. 2748 S., 234 ganzseitige Abb., Leinen

– *Wanderjahre in Italien.* Einführung von Hanno-Walter Kruft. 4. Auflage. 1986. XIX, 886 S., 27 zeitgenössische Illustrationen, Leinen (BSA)

– *Lucrezia Borgia.* Nachwort v. Heinrich Lutz. 1982. 315 S., Leinen (BSA)

GURJEWITSCH, AARON: *Mittelalterliche Volkskultur.* 1987. 417 S., Leinen (BSA)

– *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen.* 4. Auflage. 1988. 423 S., 39 Abb., Leinen (BSA)

JORDAN, KARL. *Heinrich der Löwe.* Eine Biographie. 2., durchges. Auflage. 1980. 316 S., 16 Abb., Leinen (BSA)

MOLLAT, MICHEL: *Die Armen im Mittelalter.* 2. Auflage. 1987. 299 S., Brosch.

PRINZ, FRIEDRICH: *Böhmen im mittelalterlichen Europa.* Frühzeit, Hochmittelalter, Kolonisationsepoche. 1984. 238 S., Leinen

RÖSENER, WERNER: *Bauern im Mittelalter.* 3. Auflage. 1987. 335 S., 42 Abb., Leinen

RUNCIMAN, STEVEN: *Die Eroberung von Konstantinopel 1453.* 3. Auflage. 1977. XIV, 266 S., 14 Abb., Leinen (BSA)

– *Geschichte der Kreuzzüge.* 22. Tsd. 1983. XX, 1338 S., 16 Karten, Leinen (BSA)

Neuzeit

ALEWYN, RICHARD: *Das große Welttheater.* Die Epoche der höfischen Feste. Erweiterte Neuausgabe 1985. 136 S., 38 teils farbige Abb., Leinen

ANGERMEIER, HEINZ: *Die Reichsreform 1410–1555.* Die Staatsproblematik in Deutschland zwischen Mittelalter und Gegenwart. 1984. 334 S., Leinen

APELT, WILLIBALD: *Geschichte der Weimarer Verfassung.* 2. Auflage. 1964. XII, 461 S., Leinen

BENZ, WOLFGANG/GRAML, HERMANN (Hrsg.): *Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik.* 1988. 392 S., Leinen

BLICKLE, PETER: *Deutsche Untertanen.* Ein Widerspruch. 1981. 160 S., 8 Abb., 7 Figuren, Brosch.

CRAIG, GORDON A.: *Deutsche Geschichte 1866–1945.* Vom Norddeutschen Bund bis zum Ende des Dritten Reiches. 58. Tsd. 1985. 806 S., Leinen

– *Geld und Geist.* Zürich im Zeitalter des Liberalismus. 1830–1869. 1988. 303 S., Leinen

– *Geschichte Europas 1815–1980.* Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart. 17. Tsd. 1984. 707 S., 101 Abb., Leinen

– *Das Ende Preußens.* Acht Porträts. 21 Tsd. 1988. 140 S., 8 Porträtabb., Geb.

– *Über die Deutschen.* 82. Tsd. 1984. 392 S., Leinen

CZOK, KARL: *August der Starke und Kursachsen.* 1988. 295 S., 286 Abb., davon 64 in Farbe, Leinen

DÖLLINGER, IGNAZ VON: *Briefwechsel 1820–1890.* Bearbeitet von Victor Conzemius. 4 Bände. 1963. Zus. 2307 S., 37 Abb., Brosch.

DREHER, EDUARD: *Die Willensfreiheit.* Ein zentrales Problem mit vielen Seiten. 1987. 417 S., Leinen

DÜLMEN, RICHARD VAN: *Theater des Schreckens.* Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit. 2. Auflage. 1988. 240 S., 15 Abb., 13 Tabellen, Paberb. (BSR 349)

DUPEUX, LOUIS: *„Nationalbolschewismus" in Deutschland 1919–1933.* Kommunistische Strategie und konservative Dynamik. 1985. 492 S., 6 Abb., Leinen

FRANCK, DIETER: *Die Welt der dreißiger Jahre.* 1985. 240 S., 195 Abb., Leinen

GRUNER, WOLF DIETER: *Die deutsche Frage.* Ein Problem der europäischen Geschichte seit 1800. 1985. 218 S., Paperb. (BSR 267)

HEINE, HARTMUT: *Geschichte Spaniens in der frühen Neuzeit 1400–1800.* 1984. 213 S., 3 Karten, 2 Stammtafeln, Brosch.

HINRICHS, ERNST: *Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit.* 1980. 237 S., 6 Abb., Brosch.

IM HOF, ULRICH: *Das gesellige Jahrhundert.* Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung. 1982. 263 S., Leinen

MAYER, ARNO J.: *Adelsmacht und Bürgertum.* Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848–1914. 1984. 342 S., Leinen

MELSCHIN, L.: *Im Lande der Verworfenen.* Tagebuchblätter eines sibirischen Sträflings. 2 Bände. 1987. Zus. 984 S., Leinen

MÜLLER, MICHAEL G.: *Die Teilungen Polens 1772, 1793, 1795.* 1984. 133 S., 1 Karte, Brosch.

NETZER, HANS-JOACHIM: *Albert von Sachsen-Coburg-Gotha.* Ein deutscher Prinz in England. 1988. 355 S., 18 Abb., Geb.

NIEDHART, GOTTFRIED: *Geschichte Englands im 19. und 20. Jahrhundert.* 1987. 253 S., Brosch.

– (Hrsg.): *Einführung in die englische Geschichte.* 1982. 326 S., Brosch.

NIPPERDEY, THOMAS: *Deutsche Geschichte 1800–1866.* Bürgerwelt und starker Staat. 4. Auflage. 1987. 838 S., 36 Tabellen, Leinen

– *Nachdenken über die deutsche Geschichte.* Essays. 2. Auflage. 1986. 236 S., Leinen

– *Religion im Umbruch.* Deutschland 1870–1918. 1988. 167 S., Paperb. (BsR 363)

ORIGO, IRIS: *„Im Namen Gottes und des Geschäfts".* Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance – Francesco di Marco Datini. 2., verbess. Auflage. 1986. 357 S., 26 Abb., Leinen

PLAGEMANN, VOLKER (Hrsg.): *Übersee.* Seefahrt und Seemacht im Deutschen Kaiserreich. 1988. Ca. 400 S., 380 Abb., davon 23 in Farbe, Leinen

POIDEVIN, RAYMOND/BARIÉTY, JACQUES: *Frankreich und Deutschland.* Die Geschichte ihrer Beziehungen 1815–1975. 1982. 498 S., 8 Karten, 4 Tabellen, Leinen

RÖHL, JOHN C. G.: *Kaiser, Hof und Staat.* Wilhelm II. und die deutsche Politik. 3. Auflage. 1988. 263 S., Geb.

SCHÄFER, WALTER E.: *Johann Michael Moscherosch.* Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter. 1982. 239 S., 20 Abb., Leinen

SCHMITT, EBERHARD: *Einführung in die Geschichte der Französischen Revolution.* 2., durchges. Auflage. 1980. 150 S., 1 Karte, Brosch.

SCHULIN, ERNST: *Die Französische Revolution.* 1988. 290 S., Geb.

SCHWAIGER, GEORG (Hrsg.): *Teufelsglaube und Hexenprozesse.* 2., durchges. Auflage. 1988. 203 S., 15 Abb., Paperb. (BsR 337)

SCHWEINITZ, BOLKO (Hrsg.): *Die Reise des Kronprinzen Władysław Wasa in die Länder Westeuropas in den Jahren 1624/1625.* 1988. 274 S., 91 zeitgenössische Kupferstiche, Leinen

SHEEHAN, JAMES J.: *Der deutsche Liberalismus.* Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. 1770–1914. 1983. 454 S., Leinen u. Brosch. SonderA. (1988)

SIMSON, GERHARD: *Schicksal im Schatten.* Die drei Söhne Napoleons. 2., verbess. u. ergänzte Auflage. 1970. 154 S., 4 Abb., Geb.

THADDEN, RUDOLF VON: *Fragen an Preußen.* Zur Geschichte eines aufgehobenen Staates. 1981. 193 S., 6 Karten, Leinen

THADDEN, RUDOLF VON/MAGDELAINE, MICHELLE (Hrsg.): *Die Hugenotten.* 2., verbess. Auflage. 1986. 243 S., 25 Abb., 6 Karten, Leinen

TRUNZ, ERICH: *Johann Matthäus Meyfart.* Theologe und Schriftsteller in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. 1987. 461 S., 33 Abb., Leinen

VOSS, JÜRGEN: *Geschichte Frankreichs – Band II.* Von der frühneuzeitlichen Monarchie bis zur Ersten Republik 1500–1800. 1980. 249 S., 5 Karten, Brosch.

WOHLFEIL, RAINER: *Einführung in die Geschichte der deutschen Reformation.* 1982. 230 S., Brosch.

Zeitgeschichte

BIELENBERG, CHRISTABEL: *Als ich Deutsche war 1934–1945*. Eine Engländerin erzählt. Nachdruck 1987 der 5. Auflage der Originalausgabe. 320 S., Paperb. (BsR 326)

BROSZAT, MARTIN/MÖLLER, HORST (Hrsg.): *Das Dritte Reich*. Herrschaftsstruktur und Geschichte. 2., verbesserte Auflage. 1985. 287 S., Paperb. (BsR 280)

BUCHBENDER, ORTWIN/STERZ, REINHOLD (Hrsg.): *Das andere Gesicht des Krieges*. Deutsche Feldpostbriefe 1939–1945. 2., durchges. Auflage. 1983. 213 S., 46 Abb. zahlreiche Dokumente, Leinen

FETSCHER, IRING (Hrsg.): *Neokonservative und „Neue Rechte"*. Der Angriff gegen Sozialstaat und liberale Demokratie in den Vereinigten Staaten, Westeuropa und der Bundesrepublik. 1983. 268 S., Brosch.

HOLZER, JERZY: *„Solidarität"*. Die Geschichte einer freien Gewerkschaft in Polen. Hrsg. v. Hans Henning HAHN. 1985. 442 S., Brosch.

JÄCKLE, RENATE: *Die Ärzte und die Politik. 1930 bis heute*. 1988. 187 S., Paperb. (BsR 361)

LEHMANN, ALBRECHT: *Gefangenschaft und Heimkehr*. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. 1986. 205 S., 1 Karte, 26 Photos, Geb.

LEHMANN, HANS GEORG: *Chronik der Bundesrepublik Deutschland 1945/49–1983*. 2., aktualisierte Auflage. 1983. 229 S., Paperb. (BsR 235)

– *Chronik der DDR 1945/49 bis heute*. 1986. 160 S., Paperb. (BsR 314)

LEHNDORFF, HANS GRAF VON: *Menschen, Pferde, weites Land*. Kindheits- und Jugenderinnerungen. 56. Tsd. 1981. 287 S., 25 Abb., 1 Karte, Leinen. Biederstein

– *Die Insterburger Jahre*. Mein Weg zur Bekennenden Kirche. 25. Tsd. 1986. 100 S., Brosch. Biederstein

– *Ostpreußisches Tagebuch*. Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945–1947. 268. Tsd. 1985. 308 S., Leinen. Biederstein

MERTZ, PETER: *Und das wurde nicht ihr Staat*. Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland. 1985. 310 S., Brosch.

MEYER, SIBYLLE/SCHULZE, EVA: *Von Liebe sprach damals keiner*. Familienalltag in der Nachkriegszeit. 1985. 269 S., 54 Abb., 2 Schaubilder, 9 Tabellen, Leinen

– *Wie wir das alles geschafft haben*. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. 3., durchges. Auflage. 1985. 239 S., 51 Abb., 5 Schaubilder, 11 Tabellen, Leinen

MÖLLER, HORST: *Exodus der Kultur*. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933. 1984. 136 S., Paperb. (BsR 293)

MOLTKE, HELMUTH JAMES GRAF VON: *Briefe an Freya 1939–1945*. Hrsg. von Beate RUHM VON OPPEN. 1988. 632 S., 10 Abb., Leinen

RICHARDI, HANS-GÜNTER: *Schule der Gewalt*. Die Anfänge des Konzentrationslagers Dachau 1933–1934. 1983. 331 S., 31 Bilder u. Dokumente, 1 Plan, Brosch.

ROON, GER VAN: *Widerstand im Dritten Reich*. 4., erweiterte Auflage. 1987. 272 S., Paperb. (BsR 191)

RÜTHERS, BERND: *Entartetes Recht*. Rechtslehren und Kronjuristen im Dritten Reich. 1988. 226 S., Brosch.

SAAGE, RICHARD: *Faschismustheorien*. Eine Einführung. 3., durchges. Auflage. 1981. 184 S., Paperb. (BsR 141)

SCHNEIDER, FRANZ: *Die politische Karikatur*. 1988. 135 S., 60 Abb., Brosch.

– (Hrsg.): *Der Weg der Bundesrepublik*. Von 1945 bis zur Gegenwart. 1985. 255 S., 2 Abb., Paperb. (BsR 302)

WEHLER, HANS-ULRICH: *Entsorgung der deutschen Vergangenheit?* Ein polemischer Essay zum „Historikerstreit". Nachdruck 1988. 249 S., Paperb. (BsR 360)

WEISENFELD, ERNST: *Welches Deutschland soll es sein?* Frankreich und die deutsche Einheit seit 1945. 1986. 203 S., Brosch.

– *Frankreichs Geschichte seit dem Krieg*. Von de Gaulle bis Mitterrand. 2., überarbeitete u. ergänzte Auflage. 1982. 334 S., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 218)

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

AMBROSIUS, GEROLD/HUBBARD, WILLIAM: *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im 20. Jahrhundert*. 1986. 329 S., 54 Graphiken, 22 Tabellen, Leinen

BOHLING, WOLFGANG/MASBERG, DIETER (Hrsg.): *Lexikon Wirtschaftspolitik. Die Institutionen*. 1986. 236 S., 6 Abb., 11 Tabellen, Paperb. (BsR 310)

BRUCH, RÜDIGER VOM (Hrsg.): *Weder Kommunismus noch Kapitalismus*. Bürgerliche Sozialreform in Deutschland vom Vormärz bis zur Ära Adenauer. 1985. 283 S., Brosch.

Deutsche Sozialgeschichte.
Band 1: 1815–1870. Dokumente und Skizzen. Hrsg. v. Werner PÖLS. 4., durchges. Auflage. 1988. XX, 398 S., Brosch. SonderA.
Band 2: 1870–1914. Dokumente und Skizzen. Hrsg. v. Gerhard A. RITTER u. Jürgen KOCKA. 3. durchges. Auflage. 1982. X, 458 S., Leinen (BSA) u. Brosch. SonderA. (1988)
Band 3: 1914–1945. Ein historisches Lesebuch. Hrsg. v. Werner ABELSHAUSER, Anselm FAUST, Dietmar PETZINA. 1985. 477 S., Leinen (BSA)

Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Hrsg. v. Hermann KELLENBENZ.
Band 1: Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Vergriffen.
Band 2: Vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. 1981. 544 S., 7 Graphiken, 3 Karten, Leinen

FALTER, JÜRGEN/LINDENBERGER, THOMAS/SCHUMANN, SIEGFRIED: *Wahlen und Abstimmungen in der*

Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933. 1986. 251 S., zahlreiche Graphiken u. Tabellen, Brosch.

GEARY, DICK: *Arbeiterprotest und Arbeiterbewegung in Europa 1848–1939.* 1983. 203 S., Brosch.

HUBBARD, WILLIAM H.: *Familiengeschichte.* Materialien zur deutschen Familie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. 1983. 277 S., Brosch.

IMHOF, ARTHUR E.: *Die gewonnenen Jahre.* Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben. Ein historischer Essay. 1981. 279 S., 62 Graphiken, 4 Tabellen, Brosch.

– *Die Lebenszeit.* Vom aufgeschobenen Tod und von der Kunst des Lebens. 1988. 363 S., 67 Abb., Brosch.

– (Hrsg.): *Der Mensch und sein Körper.* Von der Antike bis heute. 1983. 280 S., 35 Abb., Brosch.

– *Reife des Lebens.* Gedanken eines Historikers zum längeren Dasein. 1988. 167 S., Paperb. (BsR 364)

– *Die verlorenen Welten.* Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren – und warum wir uns heute so schwer damit tun. 2. Auflage. 1985. 248 S., 37 Abb. u. Graphiken, Brosch.

KAELBLE, HARTMUT: *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft.* Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880–1980. 1987. 194 S., 10 Abb., 9 Tabellen, Brosch.

KÖBLER, GERHARD: *Bilder aus der deutschen Rechtsgeschichte.* Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1988. 384 S., 144 Abb., Leinen

MITTERAUER, MICHAEL/SIEDER, REINHARD: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft.* Zum Strukturwandel der Familie. 3. Auflage. 1984. 228 S., Paperb. (BsR 158)

PREISER, ERICH: *Nationalökonomie heute.* Eine Einführung in die Volkswirtschaftslehre. 13., ergänzte Auflage. 1982. 141 S., Paperb. (BsR 5)

RITTER, GERHARD A.: *Sozialversicherung in Deutschland und England.* Entstehung und Grundzüge im Vergleich. 1983. 188 S., Brosch.

– *Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch.* Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1871–1919. 1980. 204 S., Brosch.

RITTER, GERHARD A./NIEHUSS, MERITH: *Wahlen in der Bundesrepublik Deutschland.* Bundestags- und Landtagswahlen 1946–1987. 1987. 228 S., zahlreiche Graphiken u. Tabellen, Brosch.

RUPPERT, WOLFGANG: *Die Fabrik.* Geschichte von Arbeit und Industrialisierung in Deutschland. 1983. 311 S., 284 Abb., Leinen u. Brosch. SonderA. (1987)

– (Hrsg.): *Die Arbeiter.* Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum „Wirtschaftswunder". 1986. 512 S., 135 Abb., Leinen

RYTLEWSKI, RALF/OPP DE HIPT, MANFRED: *Die Bundesrepublik Deutschland in Zahlen 1945/49–1980.* Ein sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. 1987. 256 S., zahlreiche Tabellen, Brosch.

– *Die Deutsche Demokratische Republik in Zahlen 1945/49–1980*. Ein sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. 1987. 181 S., zahlreiche Tabellen, Brosch.

SAUER, WALTER (Hrsg.): *Der dressierte Arbeiter*. Geschichte und Gegenwart der industriellen Arbeitswelt. Nachdruck d. 1. Auflage. 1984. 212 S., 11 Abb. u. Dokumente, Paperb. (BsR 286)

SCHENK, HERRAD: *Freie Liebe – wilde Ehe*. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. 1987. 274 S., Brosch.

Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. Hrsg. v. Jürgen KOCKA u. Gerhard A. RITTER.
Band 1: Materialien zur Statistik des Deutschen Bundes 1815–1870. Von W. FISCHER, J. KRENGEL, J. WIETOG. 1982. 254 S., zahlreiche Tabellen, Brosch.
Band 2: Materialien zur Statistik des Kaiserreiches 1870–1914. Von G. HOHORST, J. KOCKA u. G. A. RITTER. 2., durchges. Auflage. 1978. 187 S., davon 130 Tabellen, Brosch.
Band 3: Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914–1945. Von D. PETZINA, W. ABELSHAUSER u. A. FAUST. 1978. 186 S., mit zahlreichen Tabellen, Brosch.

VIEHWEG, THEODOR: *Topik und Jurisprudenz*. Ein Beitrag zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. 5., durchges. u. erweiterte Auflage. 1974. 130 S., Paperb. (BsR 110)

VILAR, PIERRE: *Gold und Geld in der Geschichte*. Vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 1984. 325 S., 13 Abb., Leinen

WEHLER, HANS-ULRICH: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*.
Band 1: 1700–1815. Vom Feudalismus des „Alten Reiches" bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. 1987. XII, 676 S., Leinen
Band 2: Von der Reformära bis zur Industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution" 1815–1848/49. 1987. XII, 914 S., Leinen
Band 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution" bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1849–1918. Leinen. In Vorbereitung
Band 4: Vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zur zweiten deutschen Republik 1918–1949. Leinen. In Vorbereitung

ZIPPELIUS, REINHOLD: *Das Wesen des Rechts*. Eine Einführung in die Rechtsphilosophie. 4., neubearbeitete Auflage. 1978. 224 S., Paperb. (BsR 35)

– *Gesellschaft und Recht*. Grundbegriffe der Rechts- und Staatssoziologie. 1980. 157 S., Paperb. (BsR 210)

– *Einführung in das Recht*. 2., neubearbeitete Auflage. 1978. 126 S., Brosch.

Reihe „Bergbau und Bergarbeit"

Herausgegeben von Klaus TENFELDE

ABELSHAUSER, WERNER: *Der Ruhrkohlenbergbau seit 1945*. Wiederaufbau, Krise, Anpassung. 1984. 217 S., Brosch.

BORSDORF, ULRICH/ESKILDSEN, UTE (Hrsg.): *Untertage – Übertage*. Bergarbeiterleben heute. 1985. 240 S., 337 Abb., davon 74 in Farbe, Leinen

BRÜGGEMEIER, FRANZ-JOSEF: *Leben vor Ort*. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889–1919. 2., durchges. Auflage. 1984. 375 S., 20 Abb., Brosch.

GEYER, MARTIN H.: *Die Reichsknappschaft*. Versicherungsreformen und Sozialpolitik im Bergbau 1900–1945. 1987. 520 S., Brosch.

KROKER, EVELYN/KROKER, WERNER (Hrsg.): *Solidarität aus Tradition*. Die Knappenvereine im Ruhrgebiet. 1988. 256 S., 23 Abb., davon 12 in Farbe auf Tafeln, Brosch.

PEUKERT, DETLEV J. K./ BAJOHR, FRANK: *Spuren des Widerstands*. Die Bergarbeiterbewegung im Dritten Reich und im Exil. 1987. 223 S., 9 Abb., Brosch.

TENFELDE, KLAUS/TRISCHLER, HELMUTH (Hrsg.): *Bis vor die Stufen des Throns*. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeitalter der Industrialisierung. 1986. 532 S., 10 Abb., Brosch.

TRISCHLER, HELMUTH: *Steiger im deutschen Bergbau*. Zur Sozialgeschichte der technischen Angestellten 1815–1945. 1988. 490 S., Brosch.

Kulturgeschichte, Volkskunde

BECK, RAINER (Hrsg.): *Streifzüge durch die Jahrhunderte*. 56. Tsd. 1987. 448 S., Paperb. (BsR 340)

BLUM, JEROME (Hrsg.): *Die bäuerliche Welt*. Geschichte und Kultur in sieben Jahrhunderten. 1982. 240 S., 254 Abb., davon 54 in Farbe, Leinen

FRIEDELL, EGON: *Das Friedell-Lesebuch*. Hrsg. v. Heribert ILLIG. 1988. 294 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 347)

– *Kulturgeschichte Griechenlands*. Leben und Legende der vorchristlichen Seele. 48. Tsd. 1985. 361 S., Leinen (BSA)

– *Kulturgeschichte Ägyptens und des Alten Orients*. Leben und Legende der vorchristlichen Seele. 50. Tsd. 1980. XI, 489 S., Leinen (BSA)

– *Kulturgeschichte der Neuzeit*. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. 146. Tsd. 1984. XIX, 1571 S., Leinen (BSA)

GAY, PETER: *Erziehung der Sinne*. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. 1986. 572 S., 60 Abb. auf Tafeln, Leinen

– *Die zarte Leidenschaft*. Liebe im bürgerlichen Zeitalter. 1987. 526 S., 20 Abb., Leinen

GLASER, HERMANN: *Das Automobil*. Eine Kulturgeschichte in Bildern. 1986. 191 S., 181 Abb., Geb.

GLASER, HERMANN/NEUDECKER, NORBERT: *Die deutsche Eisenbahn*. Bilder aus ihrer Geschichte. 1984. 254 S., 247 Abb., Leinen

KÜSTER, HANSJÖRG: *Wo der Pfeffer wächst*. Ein Lexikon zur Kulturgeschichte der Gewürze. 1987. 318 S., 28 Abb. v. Holzschnitten aus dem „New Kreüterbuch" des Leonhart FUCHS, Geb.

OBOLENSKY, CHLOE (Hrsg.): *Das Alte Rußland*. Ein Porträt in früheren Photographien 1850–1914. Mit einer Einleitung v. Max Hayward. 2. Auflage. 1981.

360 S., 502 Photographien, Leinen

PETZOLDT, LEANDER: *Volkstümliche Feste*. Ein Führer zu Volksfesten, Märkten und Messen in Deutschland. 1983. 483 S., 36 Abb., Brosch.

REHBEIN, ELFRIEDE: *Zu Wasser und zu Lande*. Eine Geschichte des Verkehrswesens von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. 1984. 232 S., 171 Abb., davon 10 in Farbe, sowie 1 Karte, Leinen

SCHULTZ, UWE (Hrsg.): *Das Fest*. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. 1988. 462 S., 34 Abb., Geb.

– *Mit dem Zehnten fing es an*. Eine Kulturgeschichte der Steuer. 2. Auflage. 1986. 297 S., 22 Abb., Leinen

WEBER-KELLERMANN, INGEBORG: *Frauenleben im 19. Jahrhundert*. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit. 2., durchges. Auflage. 1988. 246 S., 265 Abb., davon 16 in Farbe, Brosch. SonderA.

– *Landleben im 19. Jahrhundert*. 2., unveränderte Auflage. 1988. 462 S., 183 Abb., Leinen

Bayerische Geschichte, Bavarica

Bayerische Vorgeschichtsblätter. Hrsg. v. der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalspflege. Schriftltg. H.-J. KELLNER. Jährlich 1 Band

BENZ, WOLFGANG (Hrsg.): *Neuanfang in Bayern 1945–1979*. Politik und Gesellschaft in der Nachkriegszeit. 1988. 234 S., Brosch.

BAUER, HERMANN u. ANNA: *Klöster in Bayern*. Eine Kunst- und Kulturgeschichte der Klöster in Oberbayern, Niederbayern und der Oberpfalz. 1985. 300 S., 271 Abb., davon 22 in Farbe, Leinen

DOLLINGER, PHILIPPE: *Der bayerische Bauernstand vom 9. bis zum 13. Jahrhundert*. Hrsg. v. Franz IRSIGLER. 1982. 495 S., Leinen

GEMEINER, CARL TH.: *Regensburgische Chronik*. Hrsg. v. Heinz ANGERMEIER. 2 Bände. 1987. Zus. 2726 S., Leinen

HAMMERMAYER, LUDWIG: *Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1759–1807*.
Band 1: Gründungs- und Frühgeschichte. 1759–1769. 1983. Unveränderter Nachdruck des 1959 erschienenen Bandes. XXIV, 387 S., Leinen
Band 2: Zwischen Stagnation, Aufschwung und Illuminatenkrise. 1769–1786. 1983. XXXI, 417 S., Leinen
Band 3: 1786–1807. In Vorbereitung.

KRAUS, ANDREAS: *Geschichte Bayerns*. Geleitwort von Max Spindler. 2. Auflage. 1988. 805 S., Leinen

– *Bayerische Geschichtswissenschaft in drei Jahrhunderten*. Gesammelte Aufsätze. 1979. 268 S., Leinen

Museen und Sammlungen in Bayern. Ein Führer zu den kunst- und kulturhistorischen Museen, Schlössern und Gärten, zu tech-

nischen und naturkundlichen Museen. Hrsg. v. Bayerischen Nationalmuseum. 1981. 311 S., 101 Abb., davon 16 in Farbe, 7 Karten, Brosch.

REITZENSTEIN, WOLF-ARMIN FREIHERR VON: *Lexikon bayerischer Ortsnamen*. Herkunft und Bedeutung. 1986. 474 S., 6 Übersichtskarten, Geb.

SAYN-WITTGENSTEIN, FRANZ PRINZ ZU: *Schlösser in Bayern*. Residenzen, Burgen und Landsitze in Altbayern und Schwaben. Mit Aufnahmen von Emmanuel Boudot-Lamotte. 3., durchges. Auflage. 1984. 344 S., 302 Abb., 1 Übersichtskarte, Brosch. SonderA.

– *Schlösser in Franken*. Residenzen, Burgen und Landsitze im Fränkischen. Mit Aufnahmen von Emmanuel Boudot-Lamotte. 3., durchges. Auflage. 1984. 334 S., 338 Abb., 1 Übersichtskarte, Brosch. SonderA.

Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte. Hrsg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bisher erschienen: 85 Bände

SPINDLER, MAX (Hrsg.): *Handbuch der bayerischen Geschichte in vier Bänden*.
Band 1: Das Alte Bayern. Das Stammesherzogtum bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. 2., überarbeitete Auflage. 1981. 766 S., Leinen
Band 2: Das Alte Bayern. Der Territorialstaat vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 2., überarbeitete Auflage. 1988. Ca. 1400 S., Leinen
Band 3: Franken, Schwaben, Oberpfalz bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. In zwei Teilbänden. 2. verbess. Auflage. 1979. Zus. XXXIV, 1622 S., Leinen
Band 4: Das Neue Bayern 1800–1970. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. In zwei Teilbänden. Verbess. Nachdruck. 1979. Zus. XLVI, 1398 S., Leinen

– (Hrsg.): *Bayerische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert 1800–1970*. Ungekürzte SonderA. von Band 4 des Handbuchs der bayerischen Geschichte. 2 Bände in Kassette. 1978. 1398 S., Brosch.

VOLKERT, WILHELM (Hrsg.): *Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799–1980*. 1983. XXXIV, 705 S., 2 Karten, Leinen

WEIS, EBERHARD: *Montgelas*.
I. Band: Zwischen Revolution und Reform 1759–1799. 2., durchges. Auflage. 1988. XV, 490 S., 3 Tafeln, Leinen.
Band II: In Vorbereitung.

Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Hrsg. v. der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. Schriftleitung A. KRAUS. Erscheinungsweise: Jährlich 3 Hefte

ZORN, WOLFGANG: *Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert*. Von der Monarchie zum Bundesland. 1986. 790 S., Leinen

Stadt- und Regionalgeschichte

AUGSBURG

BLENDINGER, FRIEDRICH/ZORN, WOLFGANG (Hrsg.): *Augsburg.* Geschichte in Bilddokumenten. 1976. 448 S. 401 Abb., davon 14 in Farbe, Leinen

BERLIN

BOBERG, JOCHEN/FICHTER, TILLMAN/GILLEN, ECKHART (Hrsg.): *Industriekultur in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. I. Exerzierfeld der Moderne. II. Die Metropole.* 1984. Zus. 800 S., 810 Abb., davon 33 in Farbe, Leinen und Brosch. SonderA

KIAULEHN, WALTHER: *Berlin.* Schicksal einer Weltstadt. 83. Tsd. 1981. 596 S., 67 Abb., 4 Pläne, Leinen (BSA)

RIBBE, WOLFGANG (Hrsg.): *Geschichte Berlins.*
Band 1: Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung.
Band 2: Von der Märzrevolution bis zur Gegenwart.
2 Bände in Kassette. 2., durchges. Auflage. 1988. Zus. XXII, 1228 S., 231 Abb., davon 15 in Farbe. Leinen u. (1. Auflage) Brosch.

DANZIG

BOGUCKA, MARIA: *Das alte Danzig.* Alltagsleben vom 15. bis 17. Jahrhundert. Vorwort von Johannes Kalisch. 1987. 251 S., 117 Abb., 10 Farbtafeln, 1 Karte, Leinen

ERLANGEN

WENDEHORST, ALFRED (Hrsg.): *Erlangen.* Geschichte der Stadt in Darstellung und Bilddokumenten. 1984. 319 S., 228 Abb., davon 13 in Farbe, Leinen

HAMBURG

PLAGEMANN, VOLKER (Hrsg.): *Industriekultur in Hamburg.* Des Deutschen Reiches Tor zur Welt. 1984. 391 S., 332 Abb., davon 16 in Farbe, Leinen

MÜNCHEN

BAUER, RICHARD: *Prinzregentenzeit. München und die Münchner in Fotografien.* 1988. Ca. 300 S., ca. 400 Abb., Leinen

GÖTZ, NORBERT/SCHACK-SIMITZIS, CLEMENTINE (Hrsg.): *Die Prinzregentenzeit. Katalog der Ausstellung im Stadtmuseum München vom 15. Dezember 1988 bis 16. April 1989.* 1988. Ca. 400 S., ca. 600 Abb., davon ca. 50 in Farbe, Brosch.

PRINZ, FRIEDRICH/KRAUSS, MARITA (Hrsg.): *München – Musenstadt mit Hinterhöfen.* Die Prinzregentenzeit 1886–1912. 1988. Ca. 400 S., ca. 70 Abb., Pläne, Leinen

NÖRDLINGEN

VOGES, DIETMAR H.: *Die Reichsstadt Nördlingen.* 12 Kapitel aus ihrer Geschichte. 1988. 351 S., 35 Abb., Leinen

NÜRNBERG

PFEIFFER, GERHARD (Hrsg.): *Geschichte Nürnbergs in Bilddokumenten.* 3. Auflage. 1977. 340 S., 359 Abb., davon 10 in Farbe, Leinen

– (Hrsg.): *Nürnberg – Geschichte einer europäischen Stadt.* Unverän-

derter Nachruck 1982. XXI, 629 S., 40 Abb., Leinen

GLASER, HERMANN/RUPPERT, WOLFGANG/NEUDECKER, NORBERT (Hrsg.): *Industriekultur in Nürnberg*. 2. Auflage. 1983. 390 S., 328 Abb., davon 29 in Farbe, Brosch. SonderA.

PARIS

WILLMS, JOHANNES: *Paris*. Hauptstadt Europas 1789–1914. 1988. 568 S., 7 Abb., Geb.

REGENSBURG

KRAUS, ANDREAS/PFEIFFER, WOLFGANG (Hrsg.): *Regensburg*. Geschichte in Bilddokumenten. 2., verbess. Auflage. 1986. 430 S., 455 Abb., davon 16 in Farbe auf Tafeln, Leinen

ROM

HIBBERT, CHRISTOPHER: *Rom*. Biographie einer Stadt. 1987. 452 S., 48 Abb., 32 Zeichnungen, Geb.

KRAUTHEIMER, RICHARD: *Rom – Schicksal einer Stadt. 312–1308*. 1987, 424 S., 260 Abb., Leinen

WÜRZBURG

WENDEHORST, ALFRED (Hrsg.): *Würzburg*. Geschichte in Bilddokumenten. 1981. 468 S., 392 Abb., davon 15 in Farbe, Leinen

Jüdische Geschichte

ALT, ALBRECHT: *Kleine Schriften zur Geschichte des Volkes Israel*. 3 Bände. 1977. Zus. 1329 S., Leinen

BAUTZ, FRANZ J. (Hrsg.): *Geschichte der Juden*. Von der biblischen Zeit bis zur Gegenwart. 2., durchges. Auflage. 1987. 248 S., 13 Karten, 1 Zeittafel, Paperb. (BsR 268)

BEHREND-ROSENFELD, ELSE R.: *Ich stand nicht allein*. Leben einer Jüdin in Deutschland 1933–1944. Nachwort von Marita Krauss. 1988. 270 S., 2 Porträts der Autorin, Paperb. (BsR 351)

BENZ, WOLFGANG (Hrsg.): *Die Juden in Deutschland 1933–1945*. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. 1988. 780 S., 26 Abb., Geb.

CLAUSS, MANFRED: *Geschichte Israels*. Von der Frühzeit bis zur Zerstörung Jerusalems (587 v. Chr.). 1986. 238 S., 26 Abb., Brosch.

CZERNIAKOW, ADAM: *Im Warschauer Getto*. Das Tagebuch des Adam Czerniakow 1939–1942. 1986. XXVI, 303 S., 19 Abb., Geb.

EPSTEIN, HELEN: *Die Kinder des Holocaust*. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden. 1987. 335 S., Brosch.

Geschichte des jüdischen Volkes. Hrsg. v. Haim Hillel BEN-SASSON
Band 1: Von den Anfängen bis zum 7. Jahrhundert. Von Abraham MALAMAT, Hayim TADMOR, Menachem STERN, Shmuel SAFRAI, 2. Auflage. 1981. 515 S., 13 Karten, 44 Abb., Leinen
Band 2: Vom 7. bis zum 17. Jahrhundert. Das Mittelalter. Von H. H. BEN-SASSON. 1979. 434 S., 37 Abb., 5 Karten, Leinen
Band 3: Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Neuzeit. Von

Shmuel ETTINGER. 1980. 493 S., 37 Abb., 10 Karten, Leinen

IGGERS, WILMA (Hrsg.): *Die Juden in Böhmen und Mähren*. Ein historisches Lesebuch. 1986. 392 S., Leinen

LEWIS, BERNARD: *Die Juden in der islamischen Welt*. Vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. 1987. 216 S., 21 Abb., Leinen

PRIJS, LEO: *Die Welt des Judentums*. Religion, Geschichte, Lebensweise. 2., durchges. Auflage. 1984. 222 S., 38 Abb., Paperb. (BsR 261)

SIMON, HEINRICH/SIMON, MARIE: *Geschichte der jüdischen Philosophie*. 1984. 233 S., Brosch.

STEMBERGER, GÜNTER: *Juden und Christen im heiligen Land*. Palästina unter Konstantin und Theodosius. 1987. 298 S., Brosch.

– *Epochen der jüdischen Literatur*. An ausgewählten Texten erläutert v. Günter Stemberger. 1982. 176 S., Paperb. (BsR 249)

– *Geschichte der jüdischen Literatur*. Eine Einführung. 1977. 257 S., Brosch.

– *Das klassische Judentum*. Kultur und Geschichte der rabbinischen Zeit (70 n. Chr. bis 1040 n. Chr.). 1979. 271 S., 2 Übersichtskarten, Brosch.

– *Der Talmud*. Einführung – Texte – Erläuterungen. 2., durchges. Auflage. 1987. 324 S., Leinen

STRACK, HERMANN L./STEMBERGER, GÜNTER: *Einleitung in Talmud und Midrasch*. 7., völlig neu bearbeitete Auflage. 1982. 341 S., Brosch.

Außereuropäische Geschichte und Kultur
Dritte Welt

BAUER, WOLFGANG (Hrsg.): *China und die Fremden*. 3000 Jahre Auseinandersetzung in Krieg und Frieden. 1980. 274 S., 32 Abb., sowie 8 Karten, 2 Tabellen, Leinen (BSA)

BECHERT, HEINZ/GOMBRICH, RICHARD (Hrsg.): *Die Welt des Buddhismus*. 1984. 309 S., 284 Abb., davon 78 in Farbe, 6 Karten, Leinen

BITTERLI, URS: *Alte Welt – neue Welt*. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontaktes vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. 1986. 242 S., Brosch.

– *Die «Wilden» und die «Zivilisierten»*. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. 1976. 494 S., 29 Abb., Leinen (BSA)

– (Hrsg.): *Die Entdeckung und Eroberung der Welt*. Dokumente und Berichte. Zwei Bände. 1980. Zus. 718 S., 16 Karten, Leinen (BSA)

BLANCKENBURG, PETER VON: *Welternährung*. Gegenwartsprobleme und Strategien für die Zukunft. 1986. 249 S., 15 Schaubilder, 27 Tabellen, Paperb. (BsR 308)

ENDE, WERNER/UDO STEINBACH (Hrsg.): *Der Islam in der Gegenwart*. 2., neubearbeitete Auflage. 1988. 774 S., 8 Abb., Leinen

ENDRESS, GERHARD: *Einführung in die islamische Geschichte*. 1982. 346 S., 6 Karten, Brosch.

HAARMANN, ULRICH (Hrsg.): *Geschichte der arabischen Welt*. 1987. 720 S., 14 Karten, Leinen

HEINZ, WOLFGANG S.: *Menschenrechte in der Dritten Welt*. 1986. 158 S., Paperb. (BsR 305)

HELBICH, WOLFGANG/KAMPHOEFNER, WALTER O./SOMMER, ULRIKE: *Briefe aus Amerika*. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830–1930. 1988. 595 S., 30 Abb., Leinen

Jahrbuch Dritte Welt. Daten, Übersichten, Analysen. 1983 ff. Hrsg. v. Dt. Übersee-Institut Hamburg. Jeweils ca. 250 S., zahlreiche Karten u. Tabellen, sowie einer Chronik der wichtigsten Dritte-Welt-Ereignisse. Paperb. (BsR)

Jahrbuch Dritte Welt 1989. 1988. 248 S., Karten, Abb., Tabellen, Paperb. (BsR 369)

LINDIG, WOLFGANG (Hrsg.): *Lexikon der Völker*. Regionalkulturen in unserer Zeit. 2. Auflage. 1986. 452 S., 230 farbige Abb., Leinen

LUDWIG, KLEMENS: *Bedrohte Völker*. Ein Lexikon nationaler und religiöser Minderheiten. 1985. 174 S., 10 Abb., Paperb. (BsR 303)

MATTHIES, VOLKER: *Kriegsschauplatz Dritte Welt*. 1988. 234 S., 4 Schaubilder, 13 Tabellen, Paperb. (BsR 358)

MORISHIMA, MICHIO: *Warum Japan so erfolgreich ist*. Westliche Technologie und japanisches Ethos. 1985. 228 S., 8 Tabellen, Brosch.

MOTTAHEDEH, ROY: *Der Mantel des Propheten* oder das Leben eines persischen Mullah zwischen Religion und Politik. 1987. 365 S., Geb.

NUSCHELER, FRANZ/ZIEMER, KLAUS: *Politische Herrschaft in Schwarzafrika*. Geschichte und Gegenwart. 1980. 200 S., Paperb. (BsR 219)

OPITZ, PETER J.: *Die Dritte Welt in der Krise*. 2., aktualisierte Auflage. 1985. 274 S., zahlreiche Abb. u. Tabellen, Paperb. (BsR 285)

– (Hrsg.): *Das Weltflüchtlingsproblem*. Ursachen und Folgen. 1988. Ca. 240 S., Tabellen, Karten, Paperb. (BsR 367)

PRESCOTT, WILLIAM: *Die Eroberung Perus*. 1986. 387 S., 20 indianische Abb., 1 Karte, Leinen (BSA)

RICHARDSON FLEMING, PAULA/LUSKEY, JUDITH: *Die nordamerikanischen Indianer in frühen Photographien*. 1988. 244 S., 295 Photos, Leinen

RODINSON, MAXIME: *Die Faszination des Islam*. 1985. 175 S., Paperb. (BsR 290)

ROON, GER VAN: *Europa und die Dritte Welt*. Die Geschichte ihrer Beziehungen vom Beginn der Kolonialzeit bis zur Gegenwart. 1978. 217 S., Paperb. (BsR 171)

SCHRÖDER, HANS-CHRISTOPH: *Die Amerikanische Revolution*. Eine Enführung. 1982. 246 S., Brosch.

SPENCE, JONATHAN D.: *Das Tor des Himmlischen Friedens*. Die Chinesen und ihre Revolution 1895–1980. 1985. 447 S., 46 Abb., Leinen

WALDENFELS, HANS (Hrsg.): *Theologen der Dritten Welt*. Elf biogra-

phische Skizzen aus Afrika, Asien und Lateinamerika. 1982. 198 S., Paperb. (BsR 260)

WÖHLKE, MANFRED: *Umweltzerstörung in der Dritten Welt*. 1987. 123 S., mit Karten, Übersichten u. Tabellen, Paperb. (BsR 331)

LÄNDERKUNDEN

BOLIVIEN

PAMPUCH, THOMAS/ECHALAR, AUGUSTIN: *Bolivien*. 1987. 168 S., 11 Abb., 3 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 813)

BRASILIEN

WÖHLCKE, MANFRED: *Brasilien. Anatomie eines Riesen*. Ein Reise- und Studienbegleiter. 2., neubearbeitete Auflage. 1987. 180 S., 3 Karten, 10 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 804)

CHINA

WEGGEL, OSKAR: *China*. Zwischen Marx und Konfuzius. 2., neubearbeitete Auflage. 1987. 341 S., 9 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 807)

DDR

ADAMIAK, JOSEF/PILLEP, RUDOLF: *Kunstland DDR*. Ein Reiseführer. 1980. 363 S., 407 Farbabb., 52 Karten und Pläne, Geb.

FRANKREICH

HAENSCH, GÜNTHER/LORY, ALAIN/SOULAS DE RUSSEL, DOMINIQUE: *Frankreich*.
Band 1: Geschichte, Staat und Verwaltung. 2., neubearbeitete u. erweiterte Auflage. 1985. 259 S., 3 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 805)

HAENSCH, GÜNTHER/FISCHER PAUL: *Kleines Frankreich-Lexikon*. Wissenswertes über Land und Leute. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. 1987. 206 S., 5 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 802)

GRIECHENLAND

BOCKHOFF, BALDUR: *Griechenland*. 1987. 192 S., 7 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 808)

ROSSITER, STUART: *Reiseführer Griechenland*. 1983. 904 S., 94 Karten u. Pläne, 1 mehrseitige farbige Griechenlandkarte, 1 Straßenkarte v. Athen, Brosch.

GROSSBRITANNIEN

FISCHER, PAUL/BURWELL, GEOFFREY P.: *Kleines England-Lexikon*. Wissenswertes über Großbritannien. 1988. 261 S., 4 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 814)

FRIEBEL, ISOLDE/HÄNDEL, HEINRICH: *Großbritannien*.
Band 1: Staat und Verwaltung. 1979. 329 S., 6 Abb., 2 Karten, Paperb. (BsR 203)
Band 2: Wirtschaft und Gesellschaft. 1982. 360 S., 2 Karten, 4 Abb., Paperb. (BsR 263)

HAWAII

DÖMPKE, STEFAN: *Hawaii*. 1989. 192 S., 8 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 823)

INDIEN

SCHWERIN, KERRIN GRÄFIN VON: *Indien*. 1988. 188 S., 2 Karten, 9 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 820)

INDOCHINA

WEGGEL, OSKAR: *Indochina*. Vietnam – Kambodscha – Laos. 1987. 204 S., 8 Abb., 4 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 809)

IRLAND

TIEGER, MANFRED P.: *Irland – Die Grüne Insel*. Mit praktischen Hinweisen für Touristen und «Auswanderer». 1984. 203 S., 2 Karten, 8 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 801)

ITALIEN

Siehe auch unter Alte Geschichte sowie Stadt und Regionalgeschichte

CHIELLINO, CARMINE/MARCHIO, FERNANDO/RONGONI, GIOCONDO: *Italien*. 2., neubearbeitete Auflage in 1 Band. 1988. Ca. 480 S., ca. 10 Abb. und Karten, Paperb. (BsR 821)

CHIELLINO, CARMINE: *Kleines Italien-Lexikon*. 1988. Ca. 160 S., ca 3 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 819)

JAPAN

ERLINGHAGEN, HELMUT: *Japan*. Eine Landeskunde. 1979. 241 S., 8 Abb., Paperb. (BsR 198)

KANADA

Siehe unter USA

KOREA

MAULL, IVO M./MAULL, HANS W.: *Korea*. Geteiltes Land der Morgenröte. 1987. 172 S., 6 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 812)

NIEDERLANDE

SCHILLING, JÖRG/TÄUBERICH, RAINER: *Niederlande*. 1988. 160 S., 3 Karten, 9 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 817)

ÖSTERREICH

GASSNER, SUSANNE/ SIMONITSCH, WOLFGANG: *Kleines Österreich-Lexikon*. Wissenswertes über Land und Leute. 1987. 142 S., 9 Pläne, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 815)

PERU

OERTZEN, ELEONORE VON: *Peru*. 1988. Ca. 192 S., ca. 8 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 822)

PHILIPPINEN

HANISCH, ROLF: *Philippinen*. 1988. Ca. 192 S., ca. 8 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 816)

PORTUGAL

DECKER, ALEXANDER U. GUDRUN: *Portugal*. 1987. 175 S., 7 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 806)

SCHWEDEN

AUSTRUP, GERHARD: *Schweden*. 1988. 159 S., 2 Karten, 7 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 818)

SOWJETUNION

FEICHTNER, WALTER/SEYR, BERNHARD: *Sowjetunion.*
Band 1: Geschichte, Geographie, Wirtschaft. 1981. 208 S., 4 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden BsR 245)
Band 2: Staat, Gesellschaft und Kultur. 1982. 192 S., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 246)

DIETZ, BARBARA (Hrsg.): *Zukunftsperspektiven der Sowjetunion.* Programm und Wirklichkeit. 1984. 200 S., 8 Tabellen, 1 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 271)

SPANIEN

BERNECKER, WALTHER L.: *Spaniens Geschichte seit dem Bürgerkrieg.* 2., neubearbeitete Auflage. 1988. 293 S., 1 Karte, Paperb. (BsR 284)

HERZOG, WERNER: *Spanien.* 1987. 164 S., 11 Abb., 3 Karten, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 811)

TIBET

LUDWIG, KLEMENS: *Tibet.* 1988. Ca. 160 S., 8 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 824)

TÜRKEI

SEN, FARUK: *Türkei – Land und Leute.* 2., überarbeitete Auflage. 1986. 180 S., 2 Karten, 14 Abb., Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 803)

USA

RIEGE, HELMUT: *Nordamerika.* Vereinigte Staaten und Kanada
Band 1: Geographie, Geschichte, Politisches System, Recht. 1978. 253 S., 2 Abb., Paperb. (BsR 174)
Band 2: Wirtschaft, Gesellschaft, Religion, Erziehung. 1978. 197 S., Paperb. (BsR 179)

Politische Lexika

Politisches Lexikon Afrika. Hrsg. v. Rolf HOFMEIER u. Mathias SCHÖNBORN. 4., neubearbeitete Auflage. 1988. 531 S., 1 Karte, 2 Graphiken, Paperb. (Aktuelle Länderkunden, BsR 810)

Politisches Lexikon Asien und Südpazifik. Hrsg. v. Werner DRAGUHN, Rolf HOFMEIER u. Mathias SCHÖNBORN. 1980. 415 S., Paperb. (BsR 226)

Politisches Lexikon Europa. Hrsg. von Robert K. FURTAK. Zwei Bände zus. 564 S., 2 Übersichtskarten, Paperb. (BsR 236/237)

Politisches Lexikon Lateinamerika. Hrsg. v. Peter WALDMANN, unter Mitarbeit v. Ulrich Zelinsky. 2., neubearbeitete Auflage. 1982. 433 S., 3 Karten, Paperb. (BsR 221)

Politisches Lexikon Nahost. Hrsg. v. Udo STEINBACH, Rolf HOFMEIER u. Mathias SCHÖNBORN. 2., neubearbeitete Auflage. 1981. 411 S., 1 Karte, Paperb. (BsR 199)

BAHRDT, HANS PAUL: *Die Gesellschaft und ihre Soldaten*. Zur Soziologie des Militärs 1987. 181 S., Brosch.

– *Schlüsselbegriffe der Soziologie*. Eine Einführung mit Lehrbeispielen. 3. Auflage. 1987. 200 S., Brosch.

BERG-SCHLOSSER, DIRK/MAIER, HERBERT/STAMMEN, THEO: *Einführung in die Politikwissenschaft*. 4., durchges. Auflage 1985. X, 340 S., Brosch.

BIRKENFELD, HELMUT (Hrsg.): *Gastarbeiterkinder aus der Türkei*. Zwischen Eingliederung und Rückkehr. 1982. 176 S., 2 Diagramme, 3 Schülerzeichnungen, Paperb. (BsR 262)

BONORDEN, HEINZ (Hrsg.): *Was ist los mit den Männern?* Stichworte zu einem neuen Selbstverständnis. Mit neun Zeichnungen von Franziska Becker. 1985. 265 S., Brosch. Biederstein

CHIELLINO, CARMINE: *Die Reise hält an*. Ausländische Künstler in der Bundesrepublik. 1988. 249 S., 25 Abb., Paperb. (BsR 356)

DAELE, WOLFGANG VAN DEN : *Mensch nach Maß?* Ethische Probleme der Genmanipulation und Gentherapie. 1985. 286 S., 6 Tabellen, Paperb. (BsR 299)

GREVERUS, INA-MARIA: *Auf der Suche nach Heimat*. 1979. 304 S., 3 Abb., Paperb. (BsR 189)

GREVERUS, INA-MARIA/HAINDL, ERIKA (Hrsg.): *Versuche, der Zivilisation zu entkommen*. 1983. 208 S., Paperb. (BsR 275)

GROTTIAN, PETER/KROTZ, FRIEDRICH/LÜTKE, GÜNTER/PFARR, HEIDE: *Die Wohlfahrtswende*. Der Zauber konservativer Sozialpolitik. 1988. 157 S., Paperb. (BsR 339)

HAMEL, HANNELORE (Hrsg.): *Bundesrepublik Deutschland – DDR. Die Wirtschaftssysteme*. 4., überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1983. 432 S., zahlreiche Tabellen u. Übersichten, Paperb. (BsR 153)

HONOLKA, HARRO: *Schwarzrotgrün*. Die Bundesrepublik auf der Suche nach ihrer Identität. 1987. 238 S., Paperb. (BsR 346)

KÄSLER, DIRK: *Einführung in das Studium Max Webers*. 1979. 291 S., Brosch.

KERN, HORST: *Empirische Sozialforschung*. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien. 1982. 328 S., 6 Abb., 2 Übersichtstabellen, Brosch.

KERN, HORST/SCHUHMANN, MICHAEL: *Das Ende der Arbeitsteilung?* Rationalisierung in der industriellen Produktion: Bestandsaufnahme, Trendbestimmung. 3. Auflage. 1986. 361 S., 12 Abb., Brosch.

Klassiker des politischen Denkens. Hrsg. v. Hans MAIER, Heinz RAUSCH u. Horst DENZER. 2 Bände. 1987. 789 S., Leinen

Klassiker des soziologischen Denkens. Hrsg. v. Dirk KÄSLER. 2 Bände. 1978. 1126 S., Leinen

KROCKOW, CHRISTIAN GRAF VON/LÖSCHE, PETER (Hrsg.): *Parteien in der Krise*. Das Parteiensystem in der Bundesrepublik und der

Aufstand des Bürgerwillens. 1986. 166 S., Paperb. (BsR 313)

MEYER-ABICH, KLAUS/SCHEFOLD, BERTRAM: *Die Grenzen der Atomwirtschaft*. Die Zukunft von Energie, Wirtschaft und Gesellschaft. Mit einer Einleitung von Carl Friedrich von Weizsäcker. 4., erweiterte Auflage. 1986. 232 S., 4. Abb., 10 Tabellen, Brosch.

– (Hrsg.): *Wie möchten wir in Zukunft leben*. Der «harte» und der «sanfte» Weg. 1981. 239 S., Paperb. (BsR 242)

RÖHRICH, WILFRIED: *Die Demokratie der Westdeutschen*. Geschichte und politisches Klima einer Republik. 1988. 208 S., Paperb. (BsR 355)

RULOFF, DIETER: *Weltstaat und Staatenwelt*. Chancen globaler Zusammenarbeit. 1988. Ca. 240 S., Paperb. (BsR 372)

SCHILY, OTTO. *Politik in bar*. Flick und die Verfassung unserer Republik. 1986. 243 S., Paperb. (BsR 317)

STÜMKE, HANS-GEORG: *Homosexuelle in Deutschland*. Eine politische Geschichte. 1988. Ca. 176 S., Paperb. (BsR 375)

WASSMUND, HANS: *Grundzüge der Weltpolitik*. Daten und Tendenzen von 1945 bis zur Gegenwart. 2., überarbeitete Auflage. 1985. 304 S., 4 Graphiken, Paperb. (BsR 248)

WILLE, JOACHIM: *Die Tempomacher*. Freie Fahrt ins Chaos. 1988. 187 S., 15 Abb., Paperb. (BsR 359)

ZIMMERMANN, DORIS ANGELA/ZIMMERMANN, BERNHARD: *Bildschirmwelt*. Die neuen Informationstechniken und ihre Folgen. 1988. Ca. 216 S., ca. 20 Abb., Paperb. (BsR 371)

Frau und Gesellschaft

BECK, JULIANE/WEIGERT, VIVIAN (Hrsg.): *Erlebnis Geburt*. Erfahrungsberichte von Müttern, Vätern und Freunden. 1982. 278 S., 17 Abb., Brosch. Biederstein

BECK-GERNSHEIM, ELISABETH: *Die Kinderfrage*. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. 1988. 193 S., Paperb. (BsR 362)

BEYER, JOHANNA/LAMOTT, FRANZISKA/MEYER, BIRGIT (Hrsg.): *Frauenhandlexikon*. Stichworte zur Selbstbestimmung. 1983. 359 S., 27 Abb., Brosch.

BISCHOF, NORBERT/PREUSCHOFT, HOLGER (Hrsg.): *Geschlechtsunterschiede. Entstehung und Entwicklung*. Mann und Frau in biologischer Sicht. 1980. 246 S., Paperb. (BsR 207)

DEGENHARDT, ANNETTE/TRAUTNER, HANS MARTIN (Hrsg.): *Geschlechtstypisches Verhalten*. Mann und Frau in psychologischer Sicht. 1979. 310 S., Paperb. (BsR 205)

DÜLMEN, ANDREA VAN: *Frauen*. Ein historisches Lesebuch. 1988. Ca. 384 S., 7 Abb., Paperb. (BsR 370)

ECKERT, ROLAND (Hrsg.): *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung*. Mann und Frau in soziologischer Sicht. 1979. 308 S., Paperb. (BsR 206)

GERBER, UWE: *Die feministische Eroberung der Theologie*. 1987. 200 S., Paperb. (BsR 335)

HAUSEN, KARIN (Hrsg.): *Frauen suchen ihre Geschichte*. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. 2. durchges. Auflage. 1987. 283 S., Paperb. (BsR 276)

KERN, BÄRBEL/KERN, HORST: *Madame Doctorin Schlözer*. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. 1988. 212 S., 22 Abb., Brosch.

KITZINGER, SHEILA: *Sexualität im Leben der Frau*. 2. Auflage. 1986. 339 S., 142 Fotos u. Zeichnungen, Leinen. Biederstein

LINCK, GUDULA: *Frau und Familie in China*. 1988. 150 S., 13 Abb., Paperb. (BsR 357)

MITTERAUER, MICHAEL: *Ledige Mütter*. Zur Geschichte illegitimer Geburten in Europa. 1983. 175 S., 10 Abb., Brosch.

MOLLENKOTT, VIRGINIA R.: *Gott eine Frau?* Vergessene Gottesbilder der Bibel. 1985. 138 S., Paperb. (BsR 295)

ONKEN, JULIA: *Feuerzeichenfrau*. Ein Bericht über die Wechseljahre. 2., durchges. Auflage. 1988. 207 S., Paperb. (BsR 352)

PACZENSKY, SUSANNE VON: *Gemischte Gefühle von Frauen, die ungewollt schwanger sind*. 1987. 91 S., Paperb. (BsR 343)

SCARR, SANDRA: *Wenn Mütter arbeiten*. Wie Kinder und Beruf sich verbinden lassen. 1987. 294 S., Paperb. (BsR 334)

SCHENK, HERRAD: *Die feministische Herausforderung*. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. 4. Auflage. 1988. 246 S., Paperb. (BsR 213)

– *Frauen kommen ohne Waffen*. Feminismus und Pazifismus. 1983. 212 S., Paperb. (BsR 274)

SCHRÖDER, HANNELORE (Hrsg.): *Die Frau ist frei geboren*. *Band 1: 1789 bis 1870*. 1979. 256 S., Paperb. (BsR 201) *Band 2: 1870 bis 1918*. 1981, 317 S., Paperb. (BsR 231)

ZARA, KATHARINA: *Die Rechthaber*. Aus der Männerwelt einer Anwaltskanzlei. 1988. 170 S., Paperb. (BsR 353)

Natur und Umwelt

BASTIAN, TILL: *Nach den Bäumen stirbt der Mensch*. Mit einem Fotoessay v. Hartmut Ciesla-Andresen. 1987. 96 S., 22 Abb., Paperb. (BsR 330)

BAUERSCHMIDT, ROLF: *Kernenergie oder Sonnenenergie*. 1985. 247 S., 20 Abb., 29 Tabellen, Paperb. (BsR 296)

BOSCH, CHRISTOF: *Die sterbenden Wälder*. Fakten, Ursachen, Gegenmaßnahmen. 2., überarbeitete Auflage. 1983. 159 S., 14 Abb., 5 Tabellen, Paperb. (BsR 277)

BRÜGGEMEIER, FRANZ-JOSEF/ROMMELSPACHER, THOMAS: *Besiegte Natur*. Geschichte der Umwelt im 19. und 20. Jahrhundert. 1987. 198 S., Paperb. (BsR 345)

CARSON, RACHEL: *Der stumme Frühling*. Vorwort v. Theo Löbsack. 117. Tsd., 1987. 348 S., Paperb. (BsR 144)

Grosch, Peter/Schuster, Gerd: *Der Biokost-Report*. Für Bauern und Verbraucher. 1985. 218 S., 19 Abb., 8 Tabellen, Brosch. Biederstein

Hauff, Volker/Müller, Michael: *Umweltpolitik am Scheideweg*. Die Industriegesellschaft zwischen Selbstzerstörung und Aussteigermentalität. 1985. 187 S., Paperb. (BsR 301)

Mayer-Tasch, Peter Cornelius: *Die verseuchte Landkarte*. Das grenzen-lose Versagen der internationalen Umweltpolitik. 1987. 142 S., Paperb. (BsR 329)

Meyer-Abich, Klaus: *Wissenschaft für die Zukunft*. Holistisches Denken in ökologischer und gesellschaftlicher Verantwortung. 1988. Ca. 192 S., Paperb. (BsR 365)

Roßnagel, Alexander: *Bedroht die Kernenergie unsere Freiheit*. Das künftige Sicherungssystem kerntechnischer Anlagen. 2., durchges. Auflage. 1983. 317 S., 2 Abb., 6 Tabellen, Paperb. (BsR 279)

– *Radioaktiver Zerfall der Grundrechte?* Zur Verfassungsverträglichkeit der Kernenergie. 1984. 320 S., Paperb. (BsR 291)

Seifert, Alwin: *Gärtnern, Ackern – ohne Gift*. 236. Tsd. 1982. 210 S., 14 Abb., Brosch. Biederstein

Sieferle, Rolf Peter: *Fortschrittsfeinde?* Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart. 1984. 301 S., Brosch.

– *Der unterirdische Wald*. Energiekrise und industrielle Revolution. 1982. 284 S., Paperb. (BsR 266)

Streich, Jürgen: *betrifft: Greenpeace*. Gewaltfrei gegen die Zerstörung. 2., durchges. Auflage. 1987. 119 S., 16 Abb., Paperb. (BsR 316)

Teutsch, Gotthard M.: *Tierversuche und Tierschutz*. 1983. 164 S., Paperb. (BsR 272)

Walletschek, Hartwig/Graw, Jochen (Hrsg.): *Ökolexikon*. Stichworte und Zusammenhänge. 1987. 250 S., 9 Abb. u. Tabellen, Paperb. (BsR 344)

Werner, Hans-Joachim: *Eins mit der Natur*. Mensch und Natur bei Franz von Assisi, Jakob Böhme, Albert Schweitzer und Teilhard de Chardin. 1986. 164 S., Paperb. (BsR 309)

Wildegger, Reinhold: *Praktisches Wetterlexikon*. 1987. 119 S., 7 Abb., 15 Karten, Paperb. (BsR 324)

Winter, Georg: *Das umweltbewußte Unternehmen*. Ein Handbuch der Betriebsökologie mit 22 Checklisten von der Kommission der EG. 2., verbess. Auflage. 1988. 216 S., Brosch.

Gute Argumente

Mühleisen, Isabelle: *Gute Argumente: Ernährung*. 1988. 120 S., 49 Graphiken von Bruno Natsch, Paperb. (BsR 342)

Seifried, Dieter: *Gute Argumente: Energie*. 2., durchges. Auflage. 1988. 157 S., 59 Graphiken von Bruno Natsch, Paperb. (BsR 318)

Frieden, Sicherheit, Abrüstung

Baadte Günter/Boyens, Armin/Buchbender, Ortwin (Hrsg.): *Frieden stiften. Die Christen zur Abrüstung*. Eine Dokumentation. 2. Auflage. 1984. 244 S., Paperb. (BsR 287)

Bastian, Till: *Bunker und Valium*. Wie die Bundesrepublik sich auf den Ernstfall vorbereitet. Nachdruck. 1986. 106 S., 12 Abb., Paperb. (BsR 312)

Bülow, Andreas von: *Die eingebildete Unterlegenheit*. Das Kräfteverhältnis West-Ost, wie es wirklich ist. 1985. 154 S., Paperb. (BsR 297)

Frei, Daniel: *Der ungewollte Atomkrieg*. Eine Risiko-Analyse. 1983. 136 S., Paperb. (BsR 282)

– *Feindbilder und Abrüstung*. Die gegenseitige Einschätzung der UdSSR und USA. 1985. 150 S., Paperb. (BsR 298)

Howard, Michael: *Der Krieg in der europäischen Geschichte*. Vom Ritterheer zur Atomstreitmacht. 1981. 200 S., Paperb. (BsR 233)

Jogschies, Rainer: *betrifft: Ärzte gegen den Atomkrieg*. Ein Porträt des Friedensnobelpreisträgers. 1986. 134 S., Paperb. (BsR 311)

Lutz, Dieter S. (Hrsg.): *Lexikon Rüstung, Frieden, Sicherheit*. 1987. 368 S., Paperb. (BsR 323)

McNeill, William H.: *Krieg und Macht*. Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute. 1984. 411 S., Leinen

Müller, Leo A.: *betrifft: amnesty international*. 1988. Ca. 176 S., ca. 6 Abb., Paperb. (BsR 374)

Rajewski, Christiane/Riesenberger, Dieter (Hrsg.): *Wider den Krieg*. Große Pazifisten von I. Kant bis H. Böll. 1987. 379 S., 8 Abb., Paperb. (BsR 322)

Ruloff, Dieter: *Wie Kriege beginnen*. Die Entstehung bewaffneter Konflikte in Geschichte und Gegenwart. 2., durchges. Auflage. 1987. 159 S., Paperb. (BsR 294)

PSYCHOLOGIE, PÄDAGOGIK MEDIZIN, RATGEBER

Bahrdt, Hans Paul: *Leben mit Kindern*. Zehn Briefe über Erziehung. 1985. 204 S., Brosch. Biederstein

Bischoff, Harald: *Soziale Berufe*. Ein Wegweiser für Schulabgänger, Berufstätige und Umsteiger. 1983. 166 S., 28 Graphiken, Brosch. Biederstein

Bischoff, Harald/Damm, Diethelm: *Arbeitsplätze selber schaffen, finanzieren und behalten*. 1985. 239 S., 7 Graphiken, Brosch. Biederstein

Bischoff, Harald/Rathgeber, Richard: *Behinderte in Ausbildung und Beruf*. Ein Wegweiser (nicht nur) für Betroffene. 1987. 150 S., 3 Karten, Paperb. (BsR 336)

Hall, Calvin S./Lindzey, Gardner: *Theorien der Persönlichkeit*. 2 Bände. 1979. Zus. 746 S., 35 Abb., Brosch.

Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. In sechs Bänden. Hrsg. v. Christa BERG, August BUCK, Christoph FÜHR, Carl-Ludwig FURCK, Notker HAMMERSTEIN, Ulrich HERRMANN, Georg JÄGER, Karl-Ernst JEISMANN, Dieter LANGEWIESCHE, Peter LUNDGREEN, Detlef K. MÜLLER, Karl-Wilhelm STRATMANN, Heinz-Elmar TENORTH u. Rudolf VIERHAUS.
Bisher erschienen:
Band 3: 1800–1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches. Hrsg. v. Karl-Ernst JEISMANN und Peter LUNDGREEN. 1987. XVI, 443 S., 4 Abb., 1 Karte, 25 Tabellen, Leinen

HARTMANN, JUTTA: *Zappelphilipp, Störenfried*. Hyperaktive Kinder und ihre Therapie. Nachwort v. Prof. Dr. Reinhart Lempp. 1987. 115 S., Paperb. (BsR 333)

KAKAR, SUDHIR: *Schamanen, Heilige und Ärzte*. Psychotherapie und traditionelle indische Heilkunst. 1984. 316 S., 7 Abb., Brosch. Biederstein

KAKAR, SUDHIR/ROSS, JOHN: *Über die Liebe und die Abgründe des Gefühls*. 1986. 295 S., Leinen

Klassiker der Pädagogik. Hrsg. v. Hans SCHEUERL. 2 Bände. 1979. 759 S., 43 Porträts, Leinen (BSA)

KRAIKER, CHRISTOPH/PETER, BURKHARD (Hrsg.): *Psychotherapieführer*. Wege zur seelischen Gesundheit. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. 1988. 320 S., Paperb. (BsR 338)

KRÜLL, MARIANNE: *Freud und sein Vater*. Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung. Geleitwort v. Helm Stierlin. 1979. 346 S., 18 Textabbildungen, 11 Übersichten und 1 Zeittafel, Leinen u. Brosch. SonderA. (1982)

KRUSE, THORSTEN/WAGNER, HARALD (Hrsg.): *Sterbende brauchen Solidarität*. Überlegungen aus medizinischer, ethischer und juristischer Sicht. 1986. 157 S., Paperb. (BsR 306)

LIEDLOFF, JEAN: *Auf der Suche nach dem verlorenen Glück*. Gegen die Zerstörung der Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit. Überarbeitete u. durch ein Nachwort ergänzte Auflage. 162 Tsd. 1988. 219 S., Paperb. (BsR 224)

POKORNY, RICHARD R.: *Grundzüge der Tiefenpsychologie*. Freud – Adler – Jung. 2. Auflage. 1977. 163 S., Paperb. (BsR 103)

REINERS, LUDWIG: *Sorgenfibel* oder über die Kunst durch Einsicht und Übung seiner Sorgen Meister zu werden. 102. Tsd. 1988. 141 S., Paperb. (BsR 354)

SCHINDLER, JOHN A.: *Die Heilkraft des seelischen Gleichgewichts*. Ein ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke. 46. Tsd. 1986. 197 S., Leinen. Biederstein

SCHRÖDER, JÜRGEN: *Sportfibel für alle*. Ein Ratgeber für den Freizeitsport. 1985. 192 S., 155 Abb., Brosch. Biederstein

TOMAN, WALTER: *Familienkonstellationen*. Ihr Einfluß auf den Menschen. 4., neubearbeitete Auflage. 1987. 272 S., Paperb. (BsR 112)

UNSCHULD, PAUL U.: *Medizin in China*. Eine Ideengeschichte. 1980. 335 S., Brosch.

LITERATUR UND SPRACHE

Literaturgeschichte

ADLER, JEREMY: *„Eine fast magische, Anziehungskraft“.* Goethes ‚Wahlverwandtschaften‘ und die Chemie seiner Zeit. 1987. 260 S., 10 Abb., Brosch.

ALEWYN, RICHARD: *Das große Welttheater.* Die Epoche der höfischen Feste. Erweiterte Neuausgabe. 1985. 136 S., 38 teils farbige Abb., Leinen

Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Wolfgang FRÜHWALD u. Wolfgang HARMS. Erscheinungsweise: 3 Hefte jährlich.

BERTAU, KARL: *Über Literaturgeschichte.* Literarischer Kunstcharakter und Geschichte in der höfischen Epik um 1200. 1983. 182 S., Brosch.

– *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter.* 2 Bände. Zus. 1469 S., 100 Abb., Leinen

– *Wolfram von Eschenbach.* Neun Versuche über Subjektivität und Ursprünglichkeit in der Geschichte. 1983. 297 S., Leinen

BEYER, HORST U. ANNELIES (Hrsg.): *Sprichwörterlexikon.* Sprichwörter und sprichwörtliche Ausdrücke aus deutschen Sammlungen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 34. Tsd. 1987. 712 S., 204 Holzschnitte, Leinen

BONDY, BARBARA: *Der unversöhnliche Traum.* Dichterporträts aus zwei Jahrhunderten. 1986. 114 S., Brosch.

DE BOOR, HELMUT/NEWALD, RICHARD: *Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.*
Band 1: Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung (770–1170). Von Helmut de BOOR. 9. Auflage. 1979. Bearbeitet v. Herbert Kolb. VIII, 324 S., Leinen
Band 2: Die höfische Literatur. Vorbereitung, Blüte, Ausklang (1170–1250). Von Helmut de BOOR. 10. Aufl. 1979. Bearb. v. Ursula Hennig. X, 511 S., Leinen
Band 3: Die deutsche Literatur im späten Mittelalter (1250–1370). Von Helmut de BOOR. 1. *Teil: Epik, Lyrik, Didaktik, geistliche und historische Dichtung.* 4. Auflage. 1973. XI, 610 S., Leinen
2. Teil: Reimpaargedichte, Drama, Prosa. Herausgegeben v. Ingeborg GLIER. 1987. XIII, 533 S., Leinen
Band 4: Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock (1370–1570). Von Hans RUPPRICH. *1. Teil: Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance (1370–1520).* 1970. XII, 835 S., Leinen. *2. Teil: Das Zeitalter der Reformation (1520–1570).* 1973. XII, 554 S., Leinen
Band 5: Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit (1570–1750). Von Richard NEWALD. Nachdruck 1975 der 6., verbess. Auflage. IX, 592 S., Leinen
Band 6: Ende der Aufklärung und Vorbereitung der Klassik (1750–1786). Von Richard NEWALD.



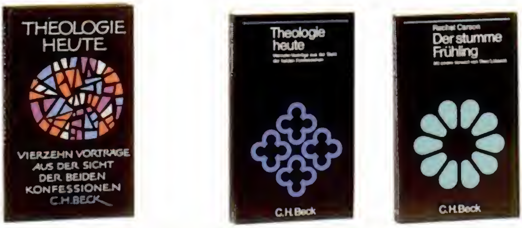
Der Wettbewerb ‹Die schönsten Bücher›.
Eine Auswahl prämierter Titel aus den Jahren 1979–1984

1978

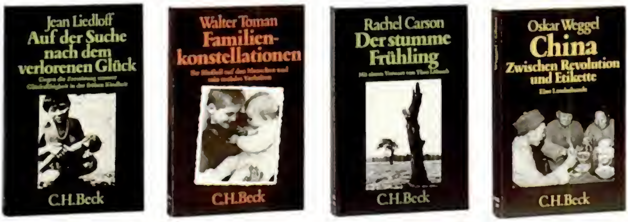




1980



Von der ‹Schwarzen Reihe› zur ‹Beck'schen Reihe›





7. Auflage. 1985. IX, 438 S., Leinen
Band 7: Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration (1789–1815/16). Von Gerhard SCHULZ. *1. Teil: Das Zeitalter der Französischen Revolution 1789–1806.* 1983. XIII, 763 S., Leinen. *2. Teil: Die Restaurationszeit.* In Vorbereitung
Band 8: Deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Von Norbert MILLER. In Vorbereitung

BREMER, THOMAS (Hrsg.): *Europäische Literatur gegen den Faschismus 1922–1945.* 1986. 256 S., Paperb. (BsR 315)

BREUER, ROLF/SCHÖWERLING, RAINER: *Das Studium der Anglistik.* Technik und Inhalte. 2., vollständig überarbeitete Auflage. 1980. 319 S., 11 Abb., Brosch.

BRINKER-GABLER, GISELA (Hrsg.): *Deutsche Literatur von Frauen.*
Band 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.
Band 2: 19. und 20. Jahrhundert.
1988. Zus. ca. 1150 S., ca. 103 Abb., Leinen

BUMKE, JOACHIM: *Mäzene im Mittelalter.* Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150 bis 1300. 1979. 717 S., 4 Abb., Leinen

– *Ministerialität und Ritterdichtung.* Umrisse der Forschung. 1976. 136 S., 3 Abb., Brosch.

DANN, OTTO (Hrsg.): *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation.* Ein europäischer Vergleich. 1981. 279 S., Brosch.

Deutsche Schriftsteller im Porträt
Band 1: Das Zeitalter des Barock. Hrsg. v. Martin BIRCHER. 1979. 194 S., 88 Abb., Paperb. (BsR 200)
Band 2: Das Zeitalter der Aufklärung. Hrsg. v. Jürgen STENZEL. 1980. 203 S., 90 Abb., Paperb. (BsR 220)
Band 3: Sturm und Drang, Klassik, Romantik. Hrsg. v. Jörn GÖRES. 1980. 287 S., 132 Abb., Paperb. (BsR 214)
Band 4: Das 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Hiltrud HÄNTZSCHEL. 1981. 200 S., 89 Abb., Paperb. (BsR 230)
Band 5: Jahrhundertwende. Hrsg. v. Hans-Otto HÜGEL. 1983. 207 S., 89 Abb., Paperb. (BsR 265)
Band 6: Expressionismus und Weimarer Republik. Hrsg. v. Karl-Heinz HABERSETZER. 1984. 208 S., 89 Abb., Paperb. (BsR 292)

EHRISMANN, GUSTAV: *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters.* In 4 Teilbänden. (Handbuch des deutschen Unterrichts, Band VI). Neudruck 1955 ff. Zus. 1881 S., Leinen

ETKIND, EFIM: *Russische Lyrik von der Oktoberrevolution bis zur Gegenwart.* Versuch einer Darstellung. 1984. 271 S., Paperb. (BsR 283)

FRICKE, HARALD: *Norm und Abweichung.* Eine Philosophie der Literatur. 1981. 273 S., Brosch.

– *Die Sprache der Literaturwissenschaft.* Textanalytische und philosophische Untersuchungen. 1977. 296 S., Brosch.

GREGOR, BERND/KRIFKA, MANFRED (Hrsg.): *Computerfibel für die Geisteswissenschaften.* Einsatzmöglichkeiten des Personal-Compu-

ters und Beispiele aus der Praxis. 2. durchges. Auflage. 1987. 282 S., Brosch.

Grimm, Jürgen: *Das avantgardistische Theater Frankreichs 1895–1930*. 1982. 438 S., Leinen

Hagen, Waltraud (Hrsg.): *Handbuch der Editionen*. Deutschsprachige Schriftsteller vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 2. Auflage. 1981. 608 S., Leinen

Herzog, Urs: *Deutsche Barocklyrik*. Eine Einführung. 1979. 192 S., 6 Abb., Brosch.

Hohendahl, Peter Uwe: *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870*. 1985. 480 S., Leinen

Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft: Im Auftrag der Jean-Paul-Gesellschaft, Sitz Bayreuth, hrsg. v. Kurt Wölfel. 1976ff., Leinen

Kiesel, Helmuth/Münch, Paul: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert*. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland. 1977. 245 S., 10 Abb., zahlreiche Tabellen, Brosch.

Killy, Walther: *Schreibweisen – Leseweisen*. 2., durchges. Auflage. 1984. 121 S., Brosch.

Krohn, Rüdiger (Hrsg.): *Liebe als Literatur*. Aufsätze zur erotischen Dichtung in Deutschland. 1983. 231 S., Brosch.

Mandelkow, Karl Robert: *Goethe in Deutschland*. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. *Band 1: 1773–1918*. 1980. 352 S., Leinen

Mix, York-Gothart: *Die deutschen Musenalmanache des 18. Jahrhunderts*. 1987. 281 S., 20 Abb., Geb.

Paulin, Roger: *Ludwig Tieck*. Eine literarische Biographie. 1988. 350 S., Geb.

Puknus, Heinz (Hrsg.): *Neue Literatur von Frauen*. 1980. 346 S., Paperb. (BsR 227)

Quellen und Zeugnisse zur Druckgeschichte von Goethes Werken. In 4 Bänden. Hrsg. v. Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. *Teil 1:* 1982, 668 S. *Teil 2:* 1982, 783 S. *Teil 3:* 1986, 463 S. *Teil 4:* 1984, 825 S. Leinen

Räkel, Hans-Herbert S.: *Der deutsche Minnesang*. Eine Einführung mit Texten und Materialien. 1986. 258 S., Brosch.

Rasch, Wolfdietrich: *Die literarische Décadence um 1900*. 1986. 284 S., Geb.

Schings, Hans-Jürgen: *Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch*. Poetik des Mitleids von Lessing bis Büchner. 1980. 116 S., Brosch.

Schöne, Albrecht: *Aufklärung aus dem Geist der Experimentalphysik*. Lichtenbergsche Konjunktive. 2., überarbeitete Auflage. 1983. 184 S., Brosch.

– *Goethes Farbentheologie*. 1987. 230 S., 4 Abb., Brosch.

– *Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult*. Neue Einblicke in alte Goethetexte. 2. Auflage. 1982. 230 S., 6 Abb., Leinen

– (Hrsg.): *Göttinger Vademecum*. Ein literarisches Gästebuch und historisches Poesiealbum, welches leselustige Fußgänger und spazierfreudige Leser in fünf Jahrhunderte führt und durch

172 Straßen der Stadt. 1985. 192 S., Brosch.

– *Kürbishütte und Königsberg.* Modellversuch einer sozialgeschichtlichen Entzifferung poetischer Texte. Am Beispiel Simon Dach. 2., durchges. Auflage. 1982. 67 S., 5 Abb., Brosch.

SCHRÖDER, HANS-CHRISTOPH: *George Orwell.* Eine intellektuelle Biographie. 1988. 392 S., Brosch.

SCHÜTZ, HANS J.: *„Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen".* Vergessene und verkannte Autoren des 20. Jahrhunderts. 1988. Ca. 350 S., ca. 70 Abb., Geb.

SEILER-DIETRICH, ALMUT: *Die Literaturen Schwarzafrikas.* Eine Einführung. 1984. 165 S., Brosch.

SØRENSEN, BENGT ALGOT: *Herrschaft und Zärtlichkeit.* Der Patriarchalismus und das Drama im 18. Jahrhundert. 1984. 227 S., Brosch.

STENDER-PETERSEN, ADOLF: *Geschichte der russischen Literatur.* 4. Auflage. 1986. XIV, 623 S., Leinen

Stephan, Alexander: *Die deutsche Exilliteratur 1933–1945.* Eine Einführung. 1979. 376 S., Brosch.

STERN, JOSEPH PETER: *Über literarischen Realismus.* 1983. 225 S., Brosch.

TURK, HORST (Hrsg.): *Klassiker der Literaturtheorie.* Von Boileau bis Barthes. 1979. 375 S., 3 Abb., Paperb. (BsR 192)

UEDING, GERT: *Die anderen Klassiker.* Literarische Porträts aus zwei Jahrhunderten. 1986. 266 S., Geb.

WAGENKNECHT, CHRISTIAN: *Deutsche Metrik.* Eine historische Einführung. 1981. 139 S., Brosch.

WAPNEWSKI, PETER: *Die Lyrik Wolframs von Eschenbach.* Edition, Kommentar, Interpretation. 1972. IX, 278 S., 7 Abb., Leinen

WEDDIGE, HILKERT: *Einführung in die germanistische Mediävistik.* 1987. 364 S., 24 Abb., Brosch.

WELLBERY, DAVID E. (Hrsg.): *Positionen der Literaturwissenschaft.* Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists ‚Das Erdbeben von Chili'. 2., durchges. Auflage. 1987. 194 S., Brosch.

Wirkung der Literatur. Deutsche Autoren im Urteil ihrer Kritiker. Herausgegeben von Karl Robert MANDELKOW.
Band 1: Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland. Hrsg. v. Horst STEINMETZ. 1969. 598 S., Leinen
Band 2: Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland. Hrsg. v. Norbert OELLERS. Teil 1: 1782–1859. 1970. 608 S., Leinen. Teil 2: 1860–1966. 1976. LV, 632 S., Leinen
Band 3: Benn – Wirkung wider Willen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Benns. Hrsg. v. Peter Uwe HOHENDAHL. 1971. 512 S., Leinen
Band 4: Hofmannsthal im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Hugo von Hofmannsthals in Deutschland. Hrsg. v. Gotthart WUNBERG. 1972. 612 S., Leinen
Band 5: Goethe im Urteil seiner

Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Hrsg. v. Karl Robert MANDELKOW. Teil 1: 1773–1832. 1975. XXVI, 606 S., Leinen. Teil 2: 1832–1870. 1977. LXIX, 579 S., Leinen. Teil 3: 1870–1918. 1979. LXVII, 575 S., Leinen. Teil 4: 1918–1982. 1984. LXII, 588 S., Leinen
Band 6: Jean Paul im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Jean Pauls in Deutschland. Hrsg. v. Peter SPRENGEL. 1980. XCII, 400 S., Leinen

Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte

Hrsg. v. Wilfried BARNER
u. Gunter GRIMM,
unter Mitwirkung von
Hans-Werner Ludwig (Anglistik)
und Siegfried Jüttner
(Romanistik)

Bertolt Brecht. Epoche – Werk – Wirkung. Hrsg. v. Jörg Wilhelm JOOST, Klaus Detlev MÜLLER, Michael VOGES. 1985. 432 S., Brosch.

Grimmelshausen. Epoche – Werk – Wirkung. Von Volker MEID. 1984. 280 S., 6 Abb., Brosch.

Hartmann von Aue. Epoche – Werk – Wirkung. Von Christoph CORMEAU und Wilhelm STÖRMER. 1985. 256 S., 4 Abb., Brosch.

Gerhart Hauptmann. Epoche – Werk – Wirkung. Von Peter SPRENGEL. 1984. 298 S., 1 Abb., Brosch.

Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung. Hrsg. v. Jürgen BRUMMACK. 1980. 366 S., Brosch.

E. T. A. Hoffmann. Epoche – Werk – Wirkung. Von Brigitte FELDGES und Ulrich STADLER. 1986. 315 S., Brosch.

Lessing. Epoche – Werk – Wirkung. Von Wilfried BARNER, Gunter GRIMM, Helmuth KIESEL und Martin KRAMER. 5., neubearbeitete Auflage. 1987. 478 S., Brosch.

Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung. Von Hermann KURZKE. 1985. 348 S., Brosch.

Nibelungenlied. Epoche – Werk – Wirkung. Von Otfried EHRISMANN. 1987. 323 S., 3 Karten, Brosch.

Autorenbücher

Ilse Aichinger. Von Gisela LINDEMANN. 1988. 112 S., Paperb. (BsR 604)

Alfred Andersch. Von Erhard SCHÜTZ. 1980. 153 S., Paperb. (AB 23)

Ingeborg Bachmann. Von Peter BEICKEN. 1988. 228 S., Paperb. (BsR 605)

Gottfried Benn. Von Peter SCHÜNEMANN. 1977. 157 S., Paperb. (AB 6)

Thomas Bernhard. Von Bernhard SORG. 1977. 222 S., Paperb. (AB 7)

Heinrich Böll. Von Jochen VOGT. 3., neubearbeitete Auflage. 1987. 193 S., Paperb. (BsR 602)

Volker Braun. Von Jay ROSELLINI. 1983. 200 S., Paperb. (AB 31)

Gottfried August Bürger. Von Günter HÄNTZSCHEL. 1988. 97 S., Paperb. (BsR 609)

Elias Canetti. Von Edgar Piel. 1984. 194 S., Paperb. (AB 38)

Heimito von Doderer. Von Dietrich Weber, 1986. 154 S., Paperb. 45)

Alfred Döblin. Von Roland Links. 1981. 251 S., Paperb. (AB 24)

Friedrich Dürrenmatt. Von Jan Knopf. 4., neubearbeitete Auflage. 1988. Ca. 208 S., Paperb. (BsR 611)

Günter Eich. Von Heinz F. Schafroth. 1976. 155 S., Paperb. (AB 1)

Lion Feuchtwanger. Von Wulf Köpke. 1983. 184 S., Paperb. (AB 35)

Hubert Fichte. Von Wolfgang von Wangenheim. 1980. 232 S., Paperb. (AB 22)

Marieluise Fleißer. Von Moray McGowan. 1987. 174 S., Paperb. (BsR 601)

Max Frisch. Von Alexander Stephan. 1983. 179 S., Paperb. (AB 37)

Franz Fühmann. Von Uwe Wittstock. 1988. 103 S., Paperb. (BsR 610)

Günter Grass. Von Hanspeter Brode. 1979. 226 S., Paperb. (AB 17)

Max von der Grün. Von Franz Schonauer. 1978. 169 S., Paperb. (AB 13)

Peter Härtling. Von Burckhard Dücker. 1983. 128 S., Paperb. (AB 33)

Peter Handke. Von Rainer Nägele und Renate Voris. 1978. 154 S., Paperb. (AB 8)

Georg Heym. Von Peter Schünemann. 1986. 136 S., Paperb. (AB 44)

Stefan Heym. Von Reinhard K. Zachau. 1982. 126 S., Paperb. (AB 28)

Wolfgang Hildesheimer. Von Heinz Puknus. 1978. 165 S., Paperb. (AB 11)

Rolf Hochhuth. Von Rainer Taëni. 1977. 131 S., Paperb. (AB 5)

Walter Jens. Von Manfred Lauffs. 1980. 171 S., Paperb. (AB 20)

Uwe Johnson. Von Walter Schmitz. 1984. 139 S., Paperb. (AB 43)

Erich Kästner. Von Helmuth Kiesel. 1981. 179 S., Paperb. (AB 26)

Marie Luise Kaschnitz. Von Elsbeth Pulver. 1984. 175 S., Paperb. (AB 40)

Walter Kempowski. Von Manfred Dierks. 1984. 138 S., Paperb. (AB 39)

Alexander Kluge. Von Rainer Lewandowski. 1980. 199 S., 4 Abb., Paperb. (AB 19)

Wolfgang Koeppen. Von Martin Hielscher. 1988. Ca. 160 S., Paperb. (BsR 609)

Franz Xaver Kroetz. Von Rolf-Peter Carl. 1978. 171 S., Paperb. (AB 10)

Siegfried Lenz. Von Hans Wagener. 4., erweiterte Auflage. 1985. 166 S., Paperb. (AB 2)

Heiner Müller. Von Georg Wieghaus. 1981. 137 S., Paperb. (AB 25)

Adolf Muschg. Von Renate Voris. 1984. 144 S., Paperb. (AB 42)

Hans Erich Nossack. Von Joseph KRAUS. 1981. 144 S., Paperb. (AB 27).

Novalis. Von Hermann KURZKE. 1988. 112 S., Paperb. (BsR 606)

Ulrich Plenzdorf. Von Siegfried MEWS. 1984. 134 S., Paperb. (AB 41)

Peter Rühmkorf. Von Peter BEKES u. Michael BIELEFELD. 1982. 175 S., Paperb. (AB 32)

Nelly Sachs. Von Ehrhard BAHR. 1980. 226 S., Paperb. (AB 16)

Arno Schmidt. Von Wolfgang PROSS. 1980. 196 S., Paperb. (AB 15)

Anna Seghers. Von Klaus SAUER. 1978. 183 S., Paperb. (AB 9)

Georg Trakl. Von Peter SCHÜNEMANN. 1988. 96 S., Paperb. (BsR 607)

Kurt Tucholsky. Von Bryan P. GRENVILLE unter Mitarbeit von Gerhard Kraus. 1983. 144 S., Paperb. (AB 36)

Günter Wallraff. Von Ulla HAHN u. Michael TÖTEBERG. 1979. 126 S., Paperb. (AB 14)

Martin Walser. Von Anthony WAINE. 1980. 189 S., Paperb. (AB 18)

Peter Weiss. Von Heinrich VORMWEG. 1981. 138 S., Paperb. (AB 21)

Dieter Wellershoff. Von Hans HELMREICH. 1982. 151 S., Paperb. (AB 29)

Gabriele Wohmann. Von Günter HÄNTZSCHEL, Jürgen Michael BENZ, Rüdiger BOLZ u. Dagmar ULBRICHT. 1982. 166 S., Paperb. (AB 30).

Christa Wolf. Von Alexander STEPHAN. 3., überarbeitete Auflage. 1987. 200 S., Paperb. (BsR 603)

Carl Zuckmayer. Von Hans WAGENER. 1983. 190 S., Paperb. (AB 34)

Sprachwissenschaft

ADMONI, WLADIMIR: *Der deutsche Sprachbau*. 4., überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1982. 336 S., Brosch.

BERGMANN, GUNTER. *Kleines sächsisches Wörterbuch*. 1987. 223 S., 2 Karten, Geb.

BYNON, THEODORA: *Historische Linguistik*. Eine Einführung. 1981. XIV, 309 S., zahlreiche Tabellen, Abb. u. 5 Karten, Brosch.

FRIEBERTSHÄUSER, HANS: *Das hessische Dialektbuch*. 1987. 242 S., 2 Abb., 15 Karten, Geb.

KIAULEHN, WALTHER (Hrsg.): *Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten*. Verfaßt von Hans MEYER und Siegfried MAUERMANN, bearbeitet und ergänzt v. Walther Kiaulehn. Neuausgabe der 10. Auflage. 1985. 270 S., Geb.

KRAUSE, WOLFGANG: *Handbuch des Gotischen*. 3., neubarbeitete Auflage. 1984. XXII, 320 S., Brosch.

LYONS, JOHN: *Einführung in die moderne Linguistik*. 6. Auflage. 1984. XXI, 538 S., 35 Abb. u. Tabellen, Brosch.

– *Semantik*. 2 Bände. 1983. Zus. 907 S., 11 Abb., Brosch.

– *Die Sprache*. 2. durchges. Aufla-

ge. 1987. 318 S., 3 Abb., 4 Tabellen, Brosch.

OSMAN, NABIL (Hrsg.): *Kleines Lexikon deutscher Wörter arabischer Herkunft*. 1982. 123 S., Geb.

– (Hrsg.): *Kleines Lexikon untergegangener Wörter*. Wortuntergang seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Mit einer Vorbemerkung von Werner Ross. 4., durchges. Auflage. 1983. 263 S., Geb.

PERELMANN, CHAIM: *Das Reich der Rhetorik*. Rhetorik und Argumentation. Vorwort v. Ottmar Ballweg. 1980. VIII, 196 S., Paperb. (BsR 212)

REINERS, LUDWIG: *Stilkunst*. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. 128 Tsd. 1988. XV, 784 S., Leinen (BSA)

– *Stilfibel*. Der sichere Weg zum guten Deutsch. 128. Tsd. 1979. XII, 239 S., Leinen

SEEBOLD, ELMAR: *Etymologie*. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache. 1981. 340 S., Brosch.

WAGNER, EBERHARD: *Das fränkische Dialektbuch*. Mit einem Beitrag v. Reinhard Rascher. 1987. 264 S., 6 Abb., 5 Karten, Geb.

WEINREICH, URIEL: *Sprachen in Kontakt*. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung. Hrsg. v. A. de Vincenz. Vorwort von André Martinet. 1977. 281 S., Brosch.

ZEHETNER, LUDWIG: *Das bairische Dialektbuch*. Unter Mitarbeit v. Ludwig M. Eichinger, Reinhard Rascher, Anthony R. Rowley u. Christopher J. Wickham. 1985. 302 S., 5 Karten, 11 Tabellen, Geb.

Klassische Philologie

FRÄNKEL, HERMANN: *Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums*. Eine Geschichte der griechischen Epik, Lyrik und Prosa, bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts. Nachdruck 1976 der 3., durchges. Auflage (1969). 636 S., Leinen (BSA)

HABICHT, CHRISTIAN: *Pausanias und seine „Beschreibung Griechenlands"*. 1985. 207 S. und 34 Abb. Leinen

HÖLSCHER, UVO: *Die Odyssee*. Epos zwischen Märchen und Roman. 1988. 360 S., Leinen

JÄGER, GERHARD: *Einführung in die klassische Philologie*. 2., durchges. Auflage. 1980, 238 S., Brosch.

LIEBS, DETLEF (Hrsg.): *Lateinische Rechtsregeln und Rechtssprichwörter*. Zusammengestellt, übersetzt u. erläutert von Detlef Liebs unter Mitarbeit von Hannes Lehmann und Gallus Strobel. 4., überarbeitete Auflage. 1986. 278 S., Geb.

MELCHINGER, SIEGFRIED: *Die Welt als Tragödie*. Band 1: Aischylos, Sophokles. Band 2: Euripides. 1979f. Zus. 645 S., Leinen

Mittellateinisches Wörterbuch. Bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert. In Gemeinschaft mit den Akademien der Wissenschaften zu Göttingen, Heidelberg, Leipzig, Mainz, Wien u. der Schweizerischen geisteswissenschaftlichen Gesellschaft hrsg. v. der Bayerischen Akademie der Wis-

senschaften u. der Akademie der Wissenschaften der DDR. Bisher erschienen: 18 Lieferungen.

PFEIFFER, RUDOLF: *Geschichte der Klassischen Philologie.* Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus. 2., durchges. Auflage. 1978. 372 S., Brosch.

– *Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen.* 1982. 260 S., Brosch.

SENONER, RAIMUND (Hrsg.): *Die römische Literatur.* Ein Überblick über Autoren, Werke und Epochen von den Anfängen bis zum Ende der Antike. 1981. 224 S., Brosch.

Zetemata. Monographien zur klassischen Altertumswissenschaft. In Gemeinschaft mit Konrad Gaiser, Christian Grilka, Alfred Heuß hrsg. v. Erich BURCK, Eckhard LEFÈVRE und Gustav Adolf SEECK. Bisher erschienen: 84 Hefte.

Weitere Werke s. unter Alte Geschichte

RELIGION UND THEOLOGIE

AUGUSTIJN, CORNELIS: *Erasmus von Rotterdam.* Leben – Werk – Wirkung. 1986. 201 S., Leinen

BENTLEY, JAMES: *Martin Niemöller.* Eine Biographie. 1985. 301 S., 9 Abb., Brosch.

BIERITZ, KARL-HEINRICH: *Das Kirchenjahr.* Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart. 2. Auflage. 1989. 271 S., Leinen

FUHRMANN, HORST: *Von Petrus zu Johannes Paul II.* Das Papsttum: Gestalt und Gestalten. 2., verbess. u. ergänzte Auflage. 1984. 256 S., 146 Abb., Paperb. (BsR 223)

GÄBLER, ULRICH: *Huldrych Zwingli.* Eine Einführung in sein Leben und sein Werk. 1983. 163 S., Leinen u. Brosch.

GOERTZ, HANS-JÜRGEN: *Pfaffenhaß und groß Geschrei.* Die reformatorischen Bewegungen in Deutschland 1517–1529. 1987. 300 S., Brosch.

– (Hrsg.): *Radikale Reformatoren.* 21 biographische Skizzen von Thomas Müntzer bis Paracelsus. 1978. 263 S., 19 Abb., Paperb. (BsR 183)

– *Die Täufer.* Geschichte und Deutung. 2., verbess. u. erweiterte Auflage. 1988. 228 S., 12 Abb., Leinen

HÄRLE, WILFRIED/WAGNER, HARALD (Hrsg.): *Theologenlexikon.* Von den Kirchenvätern bis zur Gegenwart. 1987. 268 S., Paperb. (BsR 321)

Klassiker der Theologie. Hrsg. v. Heinrich FRIES u. GEORG KRETSCHMAR. 2 Bände. 1981. Zus. 948 S., 43 Porträtabb., Leinen u. Brosch.

LOHSE, BERNHARD: *Martin Luther.* Eine Einführung in sein Leben und sein Werk. Nachdruck der 2., durchges. Auflage. 1983. 257 S., Leinen u. Brosch.

LUTHER, MARTIN: *Briefe an Freunde und an die Familie.* Hrsg. v. Al-

brecht BEUTEL. 1987. 144 S., Leinen

NAGEL, TILMAN: *Der Koran*. Einführung – Texte – Erläuterungen. 1983. 371 S., Leinen

– *Die Festung des Glaubens*. Triumph und Scheitern des islamischen Rationalismus im 11. Jahrhundert. 1988. Ca. 450 S., Leinen

OTTO, RUDOLF: *West-östliche Mystik*. Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. Überarbeitet v. Gustav Mensching. 3., überarbeitete Auflage. 1971. LXV, 314 S., Leinen

– *Das Heilige*. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 49. Tsd. 1987. VIII, 292 S., Paperb. (BsR 328)

– *Aufsätze zur Ethik*. Hrsg. v. Jack Stewart BOOZER. 1981. 289 S., Brosch.

PODSKALSKY, GERHARD: *Christentum und theologische Literatur in der 'Kiever Rus' 988–1237*. 1982. XIII, 361 S., Leinen

– *Griechische Theologie in der Zeit der Türkenherrschaft 1453–1821*. Die Orthodoxie im Spanungsfeld der nachreformatorischen Konfessionen des Westens. 1988. XIV, 439 S., Leinen

PRINZ, FRIEDRICH: *Askese und Kultur*. Vor- und frühbenediktinisches Mönchtum an der Wiege Europas. 1980. 118 S., Brosch.

RUH, KURT: *Meister Eckhart*. Theologe, Prediger, Mystiker. 1985. 208 S., Leinen

RUHBACH, GERHARD/SUDBRACK, JOSEF (Hrsg.): *Große Mystiker*. Leben und Wirken. 1984. 400 S., Leinen

SCHUBART, WALTER: *Religion und Eros*. Hrsg. v. Friedrich SEIFERT. Ungekürzte SonderA. 21. Tsd. 1978. 289 S., Leinen (BSA)

SCHWEITZER, ALBERT: *Albert Schweitzer Lesebuch*. Hrsg. v. Harald STEFFAHN. 2. Auflage. 1986. 409 S., Leinen

– *Aus meiner Kindheit und Jugendzeit*. 151. Tsd. 1985. 60 S., Brosch.

– *Das Christentum und die Weltreligionen*. Zwei Aufsätze zur Religionsphilosophie. 2. Auflage. 1984. 125 S., Paperb. (BsR 181)

– *Die Ehrfurcht vor dem Leben*. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten. Hrsg. v. Hans Walter BÄHR. 5. Auflage. 1988. 167 S., Paperb. (BsR 255)

– *Friede oder Atomkrieg*. Vier Schriften. Vorwort von Erhard Eppler. 3. Auflage. 1984. 100 S., Paperb. (BsR 241)

– *Kultur und Ethik*. 3. Auflage. 1981. 372 S., Leinen (BSA)

– *Selbstzeugnisse*. 8. unveränderte Auflage. 1988. 397 S., Leinen (BSA)

– *Straßburger Predigten*. Hrsg. v. Ulrich NEUENSCHWANDER. 2. Auflage. 1986. 175 S., Paperb. (BsR 307)

– *Die Weltanschauung der indischen Denker*. Mystik und Ethik. Nachdruck 1987 der 3., neugefaßten Auflage. IX, 218 S., Paperb. (BsR 332)

STRACK, HERMANN L./BILLERBECK, PAUL: *Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch. Band 1: Das Evangelium nach Mat-*

thäus. 9. Auflage. 1986. VIII, 1055 S., Leinen
Band 2: Das Evangelium nach Markus, Lukas und Johannes und die Apostelgeschichte. 8. Auflage. 1983. VIII, 867 S., Leinen
Band 3: Die Briefe des Neuen Testaments und die Offenbarung Johannis. 8. Auflage. 1985. VII, 857 S., Leinen
Band 4: Exkurse zu den einzelnen Stellen des Neuen Testaments. Abhandlungen zur neutestamentlichen Theologie und Archäologie. Zwei Teile. 8. Auflage. 1986. Zus. 1323 S., Leinen
Band 5/6: Rabbinischer Index – Verzeichnis der Schriftgelehrten – Geographisches Register. Hrsg. v. J. Jeremias und K. Adolph. 6. Auflage. 1986. Zus. XIII, 300 S., 3 Falttafeln, Leinen

Strack, Hermann L./Jepsen, Alfred: *Hebräische Grammatik mit Übungsbuch.* Nachdruck der 15. Auflage. 1983. XII, 265 S., Brosch.

Teilhard de Chardin, Pierre: *Die Entstehung des Menschen.* 2. Nachdruck. 1981. 129 S., 6 Abb., Leinen (BSA)

– *Der Mensch im Kosmos.* 92. Tsd. 1981. 326 S., 4 Abb., Leinen (BSA)

Wohlfeil, Rainer: *Einführung in die Geschichte der deutschen Reformation.* 1982. 230 S., Brosch.

PHILOSOPHIE UND GEISTESGESCHICHTE

Altwegg, Jürg/Schmidt, Aurel: *Französiche Denker der Gegenwart.* Zwanzig Porträts. 2. Auflage. 1988. 206 S., Paperb. (BsR 325)

Anders, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen.*
1. Band: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. Nachdruck der 7. Auflage. 1987. 353 S., Leinen u. Paperb (BsR 319)
2. Band: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. Nachdruck der 4. Auflage. 1987. 465 S., Leinen u. Paperb. (BsR 320)

– *Die atomare Drohung.* Radikale Überlegungen. 5., durch ein Vorwort erweiterte Auflage von «Endzeit und Zeitende». 1986. XIV, 224 S., Paperb. (BsR 238)

– *Besuch im Hades.* Auschwitz und Breslau 1966. Nach «Holocaust» 1979. 2. Auflage. 1985. 218 S., Paperb. (BsR 202)

– *Hiroshima ist überall.* 1982. XXXVI, 394 S., 3 Abb., Brosch.

– *Ketzereien.* 1982. 348 S., Leinen

– *Lieben gestern.* Notizen zur Geschichte des Fühlens. Nachdruck 1986. 138 S., Brosch.

– *Mariechen.* Eine Gutenachtgeschichte für Liebende, Philosophen und Angehörige anderer Berufsgruppen. Nachdruck 1987. 90 S., 1 Porträt, Engl. Brosch.

– *Mensch ohne Welt.* Schriften zur Kunst und Literatur. 1984. XLIV, 249 S., 15 Abb., Brosch.

– *Tagebücher und Gedichte.* 1985. VII, 394 S., Brosch.

– *Wir Eichmannsöhne.* Offener Brief an Klaus Eichmann. 2., durch ein Nachwort ergänzte Auflage. 1988. Ca. 96 S., Paperb. (BsR 366)

BERBER, FRIEDRICH: *Das Staatsideal im Wandel der Weltgeschichte.* Eine Einführung in die Hauptprobleme der Staatsphilosophie. 2., neubearbeitete Auflage. 1978. 590 S., Leinen (BSA)

BODIN, JEAN: *Sechs Bücher über den Staat.* Anmerk. v. Bernd Wimmer. Hrsg. v. Peter Cornelius MAYER-TASCH.
Buch I–III. 1981. 677 S., Leinen
Buch IV–VI. 1986. 645 S., Leinen

COPLESTON, FREDERICK C.: *Geschichte der Philosophie im Mittelalter.* 1976. 400 S., Brosch.

DELIUS, HARALD: *Self-Awareness.* A Semantical Inquiry. 1981. XI, 276 S., Leinen

FELKEN, DETLEF: *Oswald Spengler.* Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur. 1988. 12 Abb., Brosch.

FREDE, MICHAEL/PATZIG, GÜNTHER: *Aristoteles «Metaphysik Z».* Text, Übersetzung und Kommentar. 2 Bände. 1987. Zus. 467 S., Leinen

Geschichte der Philosophie. In 12 Bänden. Hrsg. v. Wolfgang RÖD.
Band 1: Die Philosophie der Antike 1: Von Thales bis Demokrit. Von Wolfgang RÖD. 2. überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1988. 275 S., Brosch.
Band 2: Die Philosophie der Antike 2: Sophistik und Sokratik, Plato und Aristoteles. Von Andreas GRAESER. 1983. 345 S., Brosch.
Band 3: Die Philosophie der Antike 3: Stoa, Epikureismus und Skepsis. Von Malte HOSSENFELDER. 1986. 252 S., Brosch.
Band 7: Die Philosophie der Neuzeit 1: Von Francis Bacon bis Spinoza. Von Wolfgang RÖD. 1978. 270 S., Brosch.
Band 8: Die Philosophie der Neuzeit 2: Von Newton bis Rousseau. Von Wolfgang RÖD. 1984. 498 S., Brosch.

HÖFFE, OTFRIED (Hrsg.): *Lexikon der Ethik.* 3., neubearbeitete Auflage. 1986. 304 S., Paperb. (BsR 152)

HÜBNER, KURT: *Die Wahrheit des Mythos.* 1985. 465 S., 6 Abb., Leinen

JANICH, PETER (Hrsg.): *Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung.* 1981. 157 S., Brosch.

Klassiker der Philosophie. Hrsg. v. Otfried HÖFFE. 2 Bände. 1985. Zus. 1121 S., 46 Porträts, Leinen

LOTTER, KONRAD/MEINERS, REINHARD/TREPTOW, ELMAR (Hrsg.): *Marx-Engels-Begriffslexikon.* 1984. 390 S., Paperb. (BsR 273)

LUDZ, PETER C. (Hrsg.): *Spengler heute.* Sechs Essays mit einem Vorwort von Hermann Lübbe. 1980. XI, 198 S., Brosch.

MERCHANT, CAROLYN: *Der Tod der Natur.* Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft. Nachdruck 1987. 323 S., 20 Abb., Brosch.

PIEPER, ANNEMARIE: *Ethik und Moral.* Eine Einführung in die praktische Philosophie. 1985. 195 S., Brosch.

RICHTSCHEID, HANS: *Gespräche mit «Sokrates».* 2. Auflage 1968. 250 S., Leinen

– *Philosophieren tut not.* Vierzehn Essays zur Einübung. 2., stark veränderte Auflage. 1972. 130 S., Paperb. (BsR 28)

– *Die Philosophie in der Welt der Macher.* 1977. 228 S., Leinen

– *Das Vermächtnis des «Sokrates».* 1969. 308 S., Leinen

– *Die Wahrheit ist persönlich.* 1984. 261 S., Brosch.

RICKEN, FRIEDO (Hrsg.): *Lexikon der Erkenntnistheorie und Metaphysik.* 1984. XIII, 256 S., Paperb. (BsR 288)

RÖD, WOLFGANG: *Descartes.* Die Genese des Cartesianischen Rationalismus. 2., völlig überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1982. 221 S., Leinen

– *Dialektische Philosophie der Neuzeit.* 2., völlig neubearbeitete Auflage. 1986. 330 S., Brosch.

SCHELLING, FRIEDRICH WILHELM J. VON: *Werke.* Nach der Originalausgabe in neuer Anordnung hrsg. v. Manfred SCHRÖTER. Unveränderter Nachdruck des 1927 erschienenen Münchener Jubiläumsdrucks. Hauptbände 1–6, je rund 700 S., Ergänzungsbände 1–6, je rund 550 S., 1 Nachlaßband, 333 S., Leinen

SCHLEIFSTEIN, JOSEF: *Einführung in das Studium von Marx, Engels und Lenin.* 4. Auflage. 1983. VI, 169 S., Brosch.

SCHWEMMER, OSWALD: *Theorie der rationalen Erklärung zu den methodischen Grundlagen der Kulturwissenschaften.* 1976. 275 S., Brosch.

– *(Hrsg.): Vernunft, Handlung und Erfahrung.* Über die Grundlagen und Ziele der Wissenschaften. 1981. 153 S., Brosch.

SEIFFERT, HELMUT: *Einführung in die Wissenschaftstheorie.*
Band 1: Sprachanalyse, Deduktion, Induktion in Natur- und Sozialwissenschaften. 10., überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1983. 278 S., Paperb. (BsR 60)
Band 2: Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie, Hermeneutik und historische Methode, Dialektik. 8., überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1983. 368 S., Paperb. (BsR 61)
Band 3: Handlungstheorie, Modallogig, Ethik, Systemtheorie. 1985. 230 S., Paperb. (BsR 270)

SPAEMANN, ROBERT: *Moralische Grundbegriffe.* 3. Auflage. 1986. 109 S., Paperb. (BsR 256)

SPENGLER, OSWALD: *Der Mensch und die Technik.* Beitrag zu einer Philosophie des Lebens. 58. Tsd. 1971. VII, 62 S., Brosch.

– *Der Untergang des Abendlandes.* Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. 223. Tsd. 1981. 1263 S., Leinen (BSA)

ZIPPELIUS, REINHOLD: *Geschichte der Staatsideen.* 5., erweiterte Auflage. 1985. 208 S., Paperb. (BsR 72)

Große Denker – Leben, Werk, Wirkung

Herausgegeben von OTFRIED HÖFFE

Theodor W. Adorno. Von Rolf WIGGERSHAUS. 1987. 144 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 510)

Francis Bacon. Von Wolfgang KROHN. 1987. 204 S., 4 Abb., Paperb. (BsR 509)

Georg Berkeley. Von Arend KULENKAMPFF. 1987. 231 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 511)

Albert Camus. Von Annemarie PIEPER. 1984. 231 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 507)

Michel Foucault. Von Urs MARTI. 1988. 183 S., 5 Abb., Paperb. (BsR 513)

Sigmund Freud. Von Alfred SCHÖPF. 1982. 244 S., 8 Abb., Paperb. (BsR 502)

Galileo Galilei. Von Klaus FISCHER. 1983. 239 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 504)

Karl Jaspers. Von Kurt SALAMUN. 1985. 188 S., 5 Abb., Paperb. (BsR 508)

Immanuel Kant. Von Otfried HÖFFE. 2., durchgesehene Auflage. 1988. 326 S., 8 Abb., Paperb. (BsR 506)

Niccolò Machiavelli. Von Wolfgang KERSTING. 1988. Ca. 208 S., ca. 6 Abb., Paperb. (BsR 515)

Albertus Magnus. Von Ingrid CRAEMER-RUEGENBERG. 1980. 184 S., 5 Abb., Paperb. (BsR 501)

Karl Marx. Von Walter EUCHNER. 1983. 203 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 505)

Isaac Newton. Von Ivo SCHNEIDER. 1988. Ca. 192 S., 11 Abb., Paperb. (BsR 514)

Jean Piaget. Von Thomas KESSELRING. 1988. 262 S., 6 Abb., Paperb. (BsR 512)

Karl Popper. Von Lothar SCHÄFER. 1988. Ca. 208 S., Paperb. (BsR 516)

Willard Van Orman Quine. Von Henri LAUENER. 1982. 207 S., 4 Abb., Paperb. (BsR 503)

NATURWISSENSCHAFTEN UND TECHNIK

Deutsches Museum. Führer durch die Sammlungen. Hrsg. v. Deutschen Museum, München. 2., überarbeitete u. erweiterte Auflage. 1987. 310 S., 238 Abb., davon 133 in Farbe, sowie 56 Pläne. Deutsche u. Englische Ausgabe, Brosch.

GALILEI, GALILEO: *Schriften, Briefe, Dokumente*. 2 Bände. 1987. Hrsg. v. Anna MUDRY. Zus. 771 S., zeitgenössische Illustrationen, 2 Frontispizabb., Leinen

HUMBOLDT, ALEXANDER V.: *Aus meinem Leben*. Autobiographische Bekenntnisse. Zusammengestellt und erläutert von Kurt-R. Biermann. 1987. 228 S., 51 z. T. farbige Abb., Leinen

KANITSCHEIDER, BERNULF: *Das Weltbild Albert Einsteins*. Seine Physik und seine Philosophie. 1988. 208 S., 3 Abb., Geb.

KAPR, ALBERT: *Johannes Gutenberg*. Persönlichkeit und Leistung. 2. Auflage. 1988. 332 S., 2-farbig gedruckt, 90 Abb., davon 25 in Farbe, Leinen

KEPLER, JOHANNES: *Gesammelte Werke*. In 22 Bänden. Im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften begründet v. Walther v. Dyck, Caspar Max, fortgeführt v. Franz Hammer, hrsg. v. der Kepler-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissen-

schaften. Die Bände 1–11/1 und 13–19 sind bereits erschienen, die Bände 11/2, 12 und 20–22 sind in Vorbereitung. Brosch. u. Halbpergament

Kultur & Technik. Zeitschrift des Deutschen Museums. Hrsg. vom Deutschen Museum. Schriftleitung Walter Bauer-Wabnegg, Ernst-Peter Wieckenberg u. Peter Kunze. Erscheinungsweise: 4 Hefte jährlich.

Mayr, Otto: *Uhrwerk und Waage*. Autorität, Freiheit und technische Systeme der frühen Neuzeit. 1987. 302 S., 38 Abb., Leinen

Lanius, Karl: *Mikrokosmos-Makrokosmos*. Das Weltbild der Physik. 1988. Ca. 290 S., 217 Abb., davon 138 in Farbe, Leinen

Tietze, Heinrich: *Gelöste und ungelöste mathematische Probleme aus alter und neuer Zeit*. 14 Vorlesungen für Laien und für Freunde der Mathematik. 7. Auflage. 1980. XX, 556 S., 156 Figuren, 18 Tafeln, Leinen (BSA)

Wilhelm, Friedrich (Hrsg.): *Der Gang der Evolution*. Die Geschichte des Kosmos, der Erde und des Menschen. 1987. 270 S., 85 Abb., Geb.

Zinner, Ernst: *Entstehung und Ausbreitung der copernicanischen Lehre*. 2. Auflage, durchges. u. ergänzt v. Heribert M. Nobis u. Felix Schmeidler. 1988. XVI, 636 S., 78 Abb., Leinen

– *Deutsche und niederländische astronomische Instrumente des 11.–18. Jahrhunderts*. 2., unveränderter Nachdruck der 2. Auflage. 1979. X, 689 S., 182 Abb., Leinen

KUNST UND ARCHITEKTUR

Attische Vasenbilder der Antikensammlung in München nach Zeichnungen von Karl Reichhold. Bilder auf Krügen und Schalen. Texte v. Martha Ohly-Dumm und Friedrich Wilhelm Hamdorf. Vorwort v. Dieter Ohly. 2., durchges. Auflage. 1981. 141 S., 88 Abb., Brosch.

Badstübner, Ernst: *Klosterkirchen im Mittelalter*. Die Baukunst der Reform-Orden. Mit Aufnahmen von Klaus G. Beyer. 2., verbess. Auflage. 1985. 290 S., 163 Abb., davon 8 in Farbe, und 59 Zeichnungen u. Grundrisse, Leinen

Braunfels, Wolfgang: *Die Kunst im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation*. In sechs Bänden. Unter Mitarbeit Zahlreicher Autoren.

Band 1: Die weltlichen Fürstentümer. 1979. 424 S., 358 Fotos, Pläne u. Karten, Leinen

Band 2: Die geistlichen Fürstentümer. 1980. 451 S., 380 Fotos, Pläne u. Karten, Leinen

Band 3: Reichsstädte, Grafschaften, Reichsklöster. 1981, 478 S., 374 Fotos, Pläne u. Karten, Leinen

Band 4: Die Grenzstaaten im Westen und Süden. Deutsche und romanische Kultur. 416 S., 353 Fotos, Pläne u. Karten, Leinen

Band 5: Grenzstaaten im Osten und Norden. Deutsche und slawische

Kultur. 1985. 386 S., 338 Fotos, Pläne u. Karten, Leinen

Die Bau- und Kunstdenkmale in der DDR. Hrsg. v. Institut für Denkmalpflege der DDR
Bezirk Frankfurt/Oder. 1980. 320 S., 555 Abb., 10 Übersichtskarten, Leinen
Bezirk Neubrandenburg. 1982. 492 S., 772 Abb., 15 Übersichtskarten, Leinen
Bezirk Potsdam. 2. Auflage. 1979. 475 S., 812 Abb., 18 Übersichtskarten, Leinen
Hauptstadt Berlin, Band 2. 1987. 464 S., 845 Abb., 8 Übersichtskarten, Leinen

BAUER, HERMANN: *Kunsthistorik*. Eine kritische Einführung in das Studium der Kunstgeschichte. 1976. 2., verbess. u. erweiterte Auflage. 1979. 206 S., Brosch.

BAYERISCHE AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE. *Jahrbuch 1/1987*. Hrsg. v. der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. 1987. 505 S., 25 Notenbeispiele, 17 Abb., Brosch.

BIANCHI BANDINELLI, RANUCCIO: *Die römische Kunst*. Von den Anfängen bis zum Ende der Antike. 1975. 318 S., 67 Abb., Leinen (BSA)

BÖRSCH-SUPAN, HELMUT: *Deutsche Malerei von Anton Graff bis Hans von Marées 1760–1870*. Epochen, Zentren, Themen, Gestalten. 1988. Ca. 620 S., ca. 120 Abb., davon ca. 60 in Farbe, Leinen i. Schuber.
In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kunstverlag

BORGER-KEWELOH, NICOLA: *Die mittelalterlichen Dome im 19. Jahrhundert*. 1986. 197 S., 82 Abb., Leinen

DAVIES, MARTIN: *Rogier van der Weyden*. Ein Essay. Mit einem kritischen Katalog aller ihm und Robert Campin zugeschriebenen Werke. 1972. 151 S., 201 Abb., davon 12 in Farbe, Leinen

ECKARDT, GÖTZ (Hrsg.): *Schicksale deutscher Baudenkmale im zweiten Weltkrieg*. Eine Dokumentation der Schäden und Totalverluste auf dem Gebiet der DDR. 2 Bände. 1978. Zus. 544 S., 2040 Abb., Leinen

EFFENBERGER, ARNE: *Frühchristliche Kunst und Kultur*. Von den Anfängen bis zum 7. Jahrhundert. 1986. 383 S., 189 Abb., davon 9 in Farbe, 1 Klapptafel, Leinen

ERPEL, FRITZ: *Max Beckmann – Leben im Werk. Die Selbstbildnisse*. 1985. 383 S., 327 Abb., davon 96 in Farbe, sowie 20 dokumentarische Fotos, Leinen

ESCHENBURG, BARBARA: *Landschaft in der deutschen Malerei*. Vom späten Mittelalter bis heute. 1987. 242 S., 96 Abb., davon 16 in Farbe, Brosch.

FLADE, HELMUT: *Intarsia*. Europäische Einlegekunst aus sechs Jahrhunderten. 1986. 440 S., 383 Abb., davon 119 in Farbe, Leinen

FLÜELER, NIKLAUS (Hrsg.): *Malerische Reisen durch die schöne alte Schweiz 1750–1850*. 1982. 320 S., 420 Abb., davon 300 in Farbe, Leinen

FRAENGER, WILHELM: *Matthias Grünewald*. Hrsg. v. Gustel FRAENGER u. Ingeborg BAIER-FRAENGER. SonderA. 1988. 356 S., 223 Abb., davon 143 in Farbe, Leinen

FRITZ, JOHANN MICHAEL: *Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa*. 1982. 793 S., 991 Abb., davon 16 in Farbe, Leinen i. Schuber

GEBHARDT, HEINZ: *Franz Hanfstaengl*. Von der Lithographie zur Photographie. 1984. 283 S., 245 Abb., davon 7 in Farbe, Geb.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON:

– *Corpus der Goethezeichnungen*. Hrsg. v. den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Literatur in Weimar. 7 Bände in 10 Teilbänden. Zus. 1701 S. Text u. 2674 Abb., Leinen

– *Goethe als Zeichner*. Zweihundertzwei Goethezeichnungen. Hrsg. v. Wolfgang HECHT. 1982. 248 S., 203 Abb., davon 43 in Farbe, Leinen

– *Goethes Grafiksammlung. Die Franzosen*. Katalog und Zeugnisse. Bearbeitet v. Gerhard Femmel. 1980. 678 S., 443 Abb., Leinen

– *Die Gemmen aus Goethes Sammlung*. Katalog von Gerald HERES. Bearbeitet v. Gerhard Femmel. 1977. 338 S., 40 Zeichnungen, 60 z. T. farbige Abb., Leinen

GRASSKAMP, WALTER: *Museumsgründer und Museumsstürmer*. Zur Sozialgeschichte des Kunstmuseums. 1981. 187 S., 22 Abb., Paperb. (BsR 234)

Glyptothek München. Katalog der Skulpturen. Hrsg. v. Klaus VIERNEISEL. Bearb. v. Barbara Vierneisel-Schlörb.
Band 2: Klassische Skulpturen des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. 1979. 531 S., 253 Abb., Halbleinen
Band 3: Klassische Grabdenkmäler und Votivreliefs. 1988. Ca. 260 S., 100 Abb., davon 93 Abb. auf 63 Tafeln, Halbleinen

Glyptothek München. Griechische und römische Skulpturen. Ein kurzer Führer von Dieter Ohly. 6., neubearbeite Auflage. 1986. 172 S., 28 Abb., Brosch.

HACKENBROCH, YVONNE: *Renaissance Jewellery*. 1979. XV, 424 S., 1400 Abb., davon 200 in Farbe. In englischer Sprache. Leinen i. Schuber

HAUSER, ARNOLD: *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. 62. Tsd. XIV, 1119 S., Leinen (BSA)

– *Soziologie der Kunst*. 3. Auflage. 1988. XVI, 824 S., Brosch.

– *Der Ursprung der modernen Kunst und Literatur*. Die Entwicklung des Manierismus seit der Krise der Renaissance. Neuausgabe 1973. XX, 427 S., 322 Abb., Leinen (BSA)

HERNMARCK, CARL: *Die Kunst der europäischen Gold- und Silberschmiede von 1450–1830*. 1978. XI, 797 S., 1219 Abb., Leinen

HIMMELHEBER, GEORG: *Biedermeiermöbel*. 1986. 106 S., 318 Abb., davon 9 in Farbe, Leinen

– *Deutsche Möbelvorlagen 1800–1900*. Ein Bilderlexikon der Entwürfe, Muster und Vorlagen im deutschen Sprachgebiet. 1988. Ca. 500 S., 3542 Abb. auf Tafeln, ca. 40 Abb. im Text, Leinen

HIRSCH, ERHARD: *Dessau-Wörlitz*. Zierde und Inbegriff des 18. Jahrhunderts. 2., durchges. Auflage. 1988. 255 S., 208 Abb., davon 12 in Farbe, sowie 6 Karten, Leinen

HUSE, NORBERT (Hrsg.): *Denkmalpflege.* Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten. 1984. 256 S., 22 Abb., Brosch.

HUSE, NORBERT/WOLTERS, WOLFGANG: *Venedig – Die Kunst der Renaissance.* Architektur, Skulptur, Malerei 1460 bis 1590. 1986. 424 S., 336 Abb., davon 33 in Farbe, Leinen

HONOUR, HUGH/FLEMING, JOHN: *Lexikon Antiquitäten und Kunsthandwerk.* Vorwort von Arno Schönberger. 1984. XII, 687 S., 4000 Stichwörter, über 1000 Abb., Leinen

Jahrbuch des Zentralinstituts für Kunstgeschichte. Hrsg. v. Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. 1985 ff., Leinen

JONES, ROGER/PENNY, NICHOLAS: *Raffael.* 1983. VIII, 259 S., 273 Abb., davon 120 in Farbe, Leinen

KADATZ, HANS JOACHIM: *Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff.* Baumeister Friedrichs II. 2. Auflage. 1985. 354 S., 301 Abb., davon 80 in Farbe, Leinen

KANDINSKY: *Werkverzeichnis der Ölgemälde.* Hrsg. v. Hans K. ROETHEL u. Jean K. BENJAMIN
Band 1: 1900–1915. 1982. 558 S., 507 Abb., davon 64 in Farbe, Leinen
Band 2: 1916–1944. 1984. 558 S., 582 Abb., davon 72 in Farbe, Leinen

KRAUSS, HEINRICH/UTHEMANN, EVA: *Was Bilder erzählen.* Die klassischen Geschichten aus Antike und Christentum in der abendländischen Malerei. 1987. 546 S., 88 Abb., Leinen

KRUFT, HANNO-WALTER: *Geschichte der Architekturtheorie.* Von der Antike bis zur Gegenwart. 2. Auflage. 1986. 734 S., 207 Abb., Leinen

Die Kunst des deutschen Möbels. Möbel und Vertäfelungen des deutschen Sprachraums von den Anfängen bis zum Jugendstil. Hrsg. v. Heinrich KREISEL und Georg HIMMELHEBER
Band 1: Von den Anfängen bis zum Hochbarock. Von Heinrich KREISEL. 3., von Georg Himmelheber bearbeitete Auflage. 1981. IX, 703 S., 736 Abb., davon 304 auf Tafeln, u. 10 Farbtafeln, Leinen i. Schuber
Band 2: Spätbarock und Rokoko. Von Heinrich KREISEL. 2., von Georg Himmelheber vollständig überarbeitete Auflage. 1983. 821 S., 1205 Abb., davon 1174 auf z. T. farbigen Tafeln, Leinen
Band 3: Klassizismus, Historismus, Jugendstil. Von Georg HIMMELHEBER. 2., neubearbeitete Auflage. 1983. XII, 823 S., 1204 Abb., davon 1175 auf z. T. farbigen Tafeln, Leinen

LUCHNER, LAURIN: *Schlösser in Österreich.*
Band 1: Residenzen und Landsitze in Wien, Niederösterreich und dem Burgenland. 1978. 366 S., 354 Abb., 1 Karte, Leinen
Band 2: Residenzen und Landsitze in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol und Vorarlberg. 1983. 366 S., 290 Abb., 1 Karte, Leinen

MAURICE, KLAUS: *Die deutsche Räderuhr.* Zur Kunst und Technik des mechanischen Zeitmessers im deutschen Sprachraum. 2 Bände. 1976. Zus. XII, 847 S.,

1638 Abb., davon 1443 auf 400 Tafeln u. 18 Farbtafeln, Leinen

MERTEN, KLAUS: *Schlösser in Baden-Württemberg*. Residenzen und Landsitze in Schwaben, Franken und am Oberrhein. Mit einer Einleitung v. Alexander Herzog von Württemberg u. einem Beitrag v. Volker Himmelein. 1987. 332 S., 298 Abb., davon 20 in Farbe, 2 Karten, Leinen

MEYER, FRANZ SALES: *Handbuch der Ornamentik*. 2. Auflage des Reprints v. 1927. 1986. VIII, 620 S., 3000 Ornamentabb. auf 300 Tafeln, Leinen

MEYER, PETER: *Europäische Kunstgeschichte*.
Band 1: Vom Altertum bis zum ausgang des Mittelalters. 5. Auflage. 1986. 352 S., 567 Abb., Brosch.
Band 2: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. 5. Auflage. 1986. 375 S., 535 Abb., Brosch.

MÜLLER, HANS/SACHS, HANNELORE (Hrsg.): *Kirchen, Klöster und ihre Kunstschätze in der DDR*. 2., überarbeitete Auflage. 1984. 408 S., 435 Abb., davon 128 in Farbe, u. 36 Grundrisse, Leinen

NOLDE, EMIL: *Werkverzeichnis der Gemälde*. Von Martin URBAN.
Band 1: 1895–1914. 1987. 604 S., 726 Abb., davon 73 in Farbe, Leinen
Band 2: 1915–1951. In Vorbereitung.

OHLY, DIETER: *Die Aegineten*. Die Marmorskulpturen des Tempels der Aphaia auf Aegina.
Band 1: Die Ostgiebelgruppe. 1976. XVI, 116 S., 85 Abb., 5 Beilagen u. 76 Tafeln, Halbleinen

– *Tempel und Heiligtum der Aphaia auf Aegina*. Erläutert an den Holzmodellen in der Glyptothek München. 1977. 4., verbess. Auflage. 1985. 48 S., 19 Abb., davon 6 in Farbe, Geheftet

PETSOPOULOS, YANNI (Hrsg.): *Kunst und Kunsthandwerk unter den Osmanen*. 1982. 232 S., 245 Abb., davon 155 in Farbe, Leinen

Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. Begonnen von Otto SCHMITT. Hrsg. v. Zentralinstitut für Kunstgeschichte München. Redaktion: Karl-August Wirth. Gesamtumfang etwa 20 Bände. Erscheinungsweise: Jährlich etwa 3 Lieferungen. In Kommission bei C. H. Beck

ROHDE, ELISABETH: *Pergamon – Burgberg und Altar*. Erweiterte und neu gestaltete Ausgabe. 1982. 168 S., 139 Abb., davon 25 in Farbe, u. 5 Tafeln, Geb.

RUNGE, PHILLIPP OTTO: *Briefe und Schriften*. Hrsg. v. Peter BETTHAUSEN. 1982. 392 S., 82 Abb., davon 13 in Farbe, Leinen

SCHILLING, MARGARETE: *Glocken*. Gestalt, Klang und Zier. Bilder von Klaus G. Beyer und Constantin Beyer. 1988. 369 S., 623 Abb., davon 63 in Farbe, Leinen

SCHINKEL, KARL FRIEDRICH: *Reise nach England, Schottland und Paris im Jahre 1826*. Hrsg. v. Gottfried RIEMANN. Mit einem Beitrag von David Bindman. 1986. 376 S., 229 Abb., davon 23 in Farbe, Leinen

SCHMIDT, HEINRICH UND MARGARETHE: *Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst*. Ein Führer zum Verständnis der Tier-, Engel- und Mariensymbolik. 3. Aufla-

ge. 1984. 337 S., 89 Abb., Leinen (BSA)

Seling, Helmut: *Die Kunst der Augsburger Goldschmiede 1529–1868.* Meister, Marken, Werke. *Band 1: Geschichte und Werke, Abbildungskatalog.* 1980. 419 S., 71 Abb., davon 38 in Farbe. *Band 2: Tafeln.* 1980. 431 S., 1099 Abb. *Band 3: Verzeichnis der Meister, Marken und Beschauzeichen.* 1980. 552 S.
3 Bände. Leinen i. Schuber

Seling, Helmut/Domdey-Knödler, Helga: *Europäische Stadtmarken, die Sie nicht verwechseln sollten.* Typologie alter Goldschmiedemarken. In drei Sprachen. 1984. 190 S., 2500 Stadtmarken, Geb. In Zusammenarbeit mit dem Weltkunst-Verlag

Sello, Gottfried: *Adam Elsheimer.* 1988. 168 S., 63 Abb., davon 32 in Farbe, Leinen

Speich, Klaus/Schläpfer, Hans: *Kirchen und Klöster in der Schweiz.* 1978. 344 S., 450 Farbaufnahmen, 21 Grundrissen, 7 Isometrien, Übersichtskarten, lexikal. Anhang, ausführliches Register, Leinen

Staatliche Antikensammlungen München. Katalog der Bronzen. Herausgegeben von Klaus Vierneisel.
Band I: Die Bronzen aus dem Fürstengrab von Castel San Marino bei Perugia. Bearbeitet von Ursula Höckmann. 1982. XIV, 203 S., 73 Abb. im Text, 70 Tafeln, 3 Beilagen, Halbleinen

Zazoff, Peter/Zazoff, Hilde: *Gemmensammler und Gemmenforscher.* Von einer noblen Passion zur Wissenschaft. 1983. XII, 285 S., 55 Abb., 48 Tafeln, Leinen

Universum der Kunst

Ägypten. Hrsg. v. J. Leclant.
Band 1: Das Alte und das Mittlere Reich. Von der Vorgeschichte bis zum Ende der Hyksoszeit (1560 v. Chr.). 1979. VI, 372 S., 432 Abb., davon 152 in Farbe, und 4 Karten, Leinen (Band 26)
Band 2: Das Großreich. 1560 bis 1070 v. Chr. 1980. VI, 364 S., 431 Abb., davon 183 in Farbe, Leinen (Band 27)
Band 3: Spätzeit und Hellenismus. 1070 v. Chr. bis 4. Jahrhundert n. Chr. 1981. 366 S., 394 Abb., davon 85 in Farbe, Leinen (Band 28)

Griechenland.
– *Die Geburt der griechischen Kunst.* Die Kunst im ägäischen Raum von vorgeschichtlicher Zeit bis zum Anfang des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Von P. Demargne. 2. erweiterte Auflage. 1975. 351 S., 338 Abb., davon 106 in Farbe, u. 29 Pläne u. 7 Karten, Leinen (Band 6)
– *Das archaische Griechenland.* 620 bis 480 v. Chr. Von J. Charbonneaux, R. Martin, F. Villard. 2., durchges. Auflage. 1985. VIII, 456 S., 443 Abb., davon 99 in Farbe, Leinen (Band 14)
– *Das klassische Griechenland.* 480–330 v. Chr. Von J. Charbonneaux, R. Martin, F. Villard. 2., durchges. Auflage. 1984. VIII, 431 S., 439 Abb., da-

von 80 in Farbe, Leinen (Band 16)

– *Das hellenistische Griechenland.* 330–50 v. Chr. Von J. Charbonneaux, R. Martin, F. Villard. Mit einem Nachtrag 1988 zu allen vier Bänden der Griechenland-Serie. Hrsg. von Jean Marcadé. 2., durchges. Auflage. 1988. VIII, 525 S., 500 Abb., davon 120 in Farbe, Leinen (Band 18)

Die Hethiter. Die Kunst Anatoliens vom Ende des 3. bis zum Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. Von K. Bittel. 1976. IV, 367 S., 346 Abb., davon 96 in Farbe, 28 Pläne u. 5 Karten, Leinen (Band 24)

Italienische Renaissance. Die großen Meister. 1500 bis 1540. Von L. Heydenreich, G. Passavant. 1975. 445 S., 401 Abb., davon 117 in Farbe, 19 Pläne u. 2 Karten, Leinen (Band 22)

Iran. Protoiranier, Meder, Achämeniden. Von R. Ghirshman. 1964. XXII, 456 S., 593 Abb., davon 102 in Farbe, u. 10 Karten, Leinen (Band 5)

Die Kelten. Von P.-M. Duval. 1978. 344 S., 455 Abb., davon 77 in Farbe, u. 8 Karten, Leinen (Band 25)

Die Phönizier. Die Entwicklung der phönizischen Kunst von den Anfängen bis zum Ende des Dritten Punischen Krieges. Von A. Parrot, M. H. Chéhab, S. Moscati. 1977. 329 S., 352 Abb., davon 92 in Farbe, 14 Pläne u. Karten, Leinen (Band 23)

Die Andenvölker. Von den frühen Kulturen bis zu den Inka. Von D. Lavallée u. G. Lumbreras. 1986. X, 456 S., 449 Abb., davon 136 in Farbe, Leinen (Band 32)

Die Maya. Von C. F. Baudez u. P. Becquelin. 1985. XII, 418 S., 443 Abb., davon 103 in Farbe, u. 1 Karte, Leinen (Band 31)

Mexiko. Von den frühen Kulturen bis zu den Azteken. Von Bernal y García Pimentel u. M. Simoni-Abbat. 1987. 468 S., 444 Abb., davon 111 in Farbe, Leinen (Band 33)

Rom. Etrusker und Italiker vor der römischen Herrschaft. Die Kunst Italiens von der Frühgeschichte bis zum Bundesgenossenkrieg. Von R. Bianchi Bandinelli u. A. Giuliano. 1974. VIII, 454 S., 451 Abb., davon 80 in Farbe, 6 Pläne u. 5 Karten, Leinen (Band 21)

Romanische Kunst.
Band 1: Mittel- und Südeuropa 1060 bis 1220. Von X. Barral i. Altet, F. Avril u. D. Gaborit-Chopin. 1983. 428 S., 466 Abb., davon 87 in Farbe, Leinen (Band 29)
Band 2: Nord- und Westeuropa 1060 bis 1220. Von X. Barral i Altet, F. Avril u. D. Gaborit-Chopin. 1984. 484 S., 502 Abb., davon 85 in Farbe, Leinen (Band 30)

Sumer und Akkad. Die mesopotamische Kunst von den Anfängen bis zum XII. vorchristlichen Jahrhundert. Von A. Parrot, 4., völlig neu bearbeitete u. erweiterte Auflage. 1983. 387 S., 390 Abb., davon 72 in Farbe, Leinen (Band 1)

Triumph der Gotik. 1260–1380. Von A. Erlande-Brandenburg. 1988. Ca. 480 S., 418 Abb. (einschließlich Plänen und Karten), davon 167 in Farbe, Leinen (Band 34)

Museen der Welt

Die Alte Pinakothek München. Von Erich Steingräber. 1985. 128 S., 203 Farbabb., Brosch.

Die Kunstgeschichte im Rijksmuseum Amsterdam. Von Emile Meijer. 1985. IV, 160 S., 264 Farbabb., Brosch.

Der Louvre.
Band 1: Die französische Malerei. Von Jean-Pierre Cuzin. 1982. 128 S., 202 Farbabb., Brosch.
Band 2: Europäische Malerei außerhalb Frankreichs. Von Michel Laclotte. 1982. 128 S., 202 Farbabb., Brosch.

Kunsthistorisches Museum Wien.
Band 1: Schatzkammer und Sammlung für Plastik und Kunstgewerbe. Von Rudolf Distelberger und Manfred Leithe-Jasper. 1982. 128 S., 293 Farbabb., Brosch.
Band 2: Die Gemäldegalerie. Von Wolfgang Prohaska. 1984. IV, 128 S., 286 Farbabb., Brosch.

National Maritime Museum. Das Britische Schiffahrtsmuseum in Greenwich. Hrsg. v. Basil Greenhill. 1982. 144 S., 330 Farbabb., Brosch.

National Gallery London. Von Michael Wilson. 1983. 144 S., 255 Abb., davon 249 in Farbe, Brosch.

Der Prado. Hrsg. von José Antonio de Urbina.
Band I: Die spanische Malerei. 1988. VIII, 128 S., 183 Farbabb., Brosch.
Band II: Europäische Malerei außerhalb Spaniens. 1988. VIII, 128 S., 209 Farbabb., Brosch.

Victoria and Albert Museum London.
Band 1: Kontinentaleuropäische Kunst. Von Anthony Burton und Susan Haskins. 1983. IV, 128 S., 248 Farbabb., Brosch.
Band 2: Britische Kunst. Von Michael Darby. 1983. IV, 128 S., 206 Farbabb., Brosch.
Band 3: Die Kunst Asiens. Von John Ayers. 1983. IV, 128 S., 241 Farbabb., Brosch.

MUSIK

Geiringer, Karl: *Die Musikerfamilie Bach.* Musiktradition in sieben Generationen. Unter Mitarbeit v. Irene Geiringer. 2. Auflage. 1983. XVI, 397 S., 24 Abb., 94 Notenbeispiele, Leinen (BSA)

– *Johann Sebastian Bach.* Unter Mitarbeit v. Irene Geiringer. 3., überarbeitete Auflage. 1985. XII, 377 S., 13 Abb., 71 Notenbeispiele, Leinen (BSA)

– *Instrumente in der Musik des Abendlandes.* 1982. 265 S., 109 Abb., Brosch. SonderA. (1986)

Musiker im Porträt.
Band 1: Von der Spätantike bis 1600. Von Walter Salmen. 1982.

200 S., 87 Abb., Paperb. (BsR 250)
Band 2: Das 17. Jahrhundert. Von Walter SALMEN. 1982. 184 S., 82 Abb., Paperb. (BsR 251)
Band 3: Das 18. Jahrhundert. Von Gabriele und Walter SALMEN. 1983. 187 S., 83 Abb., Paperb. (BsR 252)
Band 4: Das 19. Jahrhundert. Von Gabriele SALMEN. 1983. 188 S., 83 Abb., Paperb. (BsR 253)
Band 5: Das 20. Jahrhundert. Von Gabriele SALMEN. 1984. 192 S., 82 Abb., Paperb. (BsR 254)

SALMEN, WALTER: *Das Konzert.* Eine Kulturgeschichte. 1988. Ca. 250 S., ca. 190 Abb., davon 14 in Farbe, Leinen

WAPNEWSKI, PETER: *Richard Wagner – Die Szene und ihr Meister.* 2., verbess. u. erweiterte Auflage. 1983. 181 S., Brosch.

– *Der traurige Gott.* Richard Wagner in seinen Helden. 2., verbess. u. ergänzte Auflage. 1980. 319 S., 14 Abb., 18 Notenbeispiele, Leinen

WEBER, CARL MARIA VON: *Mein vielgeliebter Muks.* 1000 Briefe des Komponisten an Caroline Brandt aus den Jahren 1814–1817. Hrsg. v. Eveline BARTLITZ. 1987. 653 S., Leinen i. Schuber

RECHT UND WIRTSCHAFT

Die Produktion des Verlages umfaßt auf diesem Gebiet ca. 1200 Werke aus folgenden Sachgebieten, die im Verzeichnis «Recht und Wirtschaft» halbjährlich nachgewiesen werden:

0. Textsammlungen, Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie, Rechtssoziologie, Festschriften u. a.
1. Völkerrecht. Recht des Auslands. Europarecht. Internationales Privatrecht. Fremdsprachige Rechtswörterbücher
2. Öffentliches Recht
3. Strafrecht. Straßenverkehrsrecht
4. Steuerrecht
5. Arbeits- und Sozialrecht
6. Bürgerliches Recht
7. Handels- und Wirtschaftsrecht
8. Gerichtsverfassungs- und Zivilverfahrensrecht
9. Wirtschaftswissenschaften

Das Verzeichnis wird auf Wunsch jederzeit kostenlos zugesandt.

Viele große Kommentare zu den wichtigsten Gesetzen zeichnen die rechtswissenschaftliche Produktion des Verlags aus, insbesondere die berühmte Reihe der Beck'schen Kurz-Kommentare, zu der der meistverbreitete BGB-Kommentar, nach seinem verstorbenen Herausgeber «der Palandt» benannt, und der ZPO-Kommentar von Baumbach/Lauterbach/Albers/Hartmann gehören, ferner die gelben Beck'schen Erläuterungswer-

ke, die blaue Reihe der Steuerkommentare zu den Steuergesetzen und die grüne Reihe der Beck'schen Kommentare zum Arbeitsrecht.

Über namhafte Autoren bedeutender Werke informiert die Schrift der juristischen Abteilung des Verlages: „Juristen im Portrait."

Ein Hauptanliegen des Verlages ist es, die rechtswissenschaftliche Forschung und die Ausbildung des juristischen Nachwuchses zu fördern. Diesen Zielen dienen neben zahlreichen monographischen Werken die großen Lehrbücher des Verlages und die fast vollständig geschlossene Darstellung aller juristischen Fachgebiete in einer großangelegten Serie juristischer Studienbücher unter dem Namen «Kurz-Lehrbücher». Diese Reihe bietet wissenschaftliche Darstellungen von hoher Qualität und Prägnanz bei günstigen Preisen.

Wohl die größte Verbreitung nicht nur bei Juristen, sondern auch bei Wirtschaftspraktikern und juristisch interessierten Laien hat die große Reihe der Beck'schen roten Textausgaben gefunden. An ihrer Spitze stehen die Sammlungen Schönfelder, Deutsche Gesetze (die sogenannten Justizgesetze umfassend), und Sartorius, Verwaltungsgesetze sowie «Internationale Verträge – Europarecht»; dazu kommen wichtige Spezialsammlungen des Steuerrechts, des Gewerberechts, des Miet- und Wohnrechts, des Sozialversicherungsrechts, des Versorgungsrechts, ferner des Landesrechts der größeren Bundesländer und eine Fülle von Einzelausgaben der praktisch besonders bedeutsamen Gesetze.

Als beliebte Hilfsmittel der Rechts- und Wirtschaftspraxis haben sich weitere Buchreihen des Verlages durchgesetzt; so die zivilrechtlichen, arbeitsrechtlichen, öffentlich-rechtlichen und steuerrechtlichen Fundhefte, welche die Literatur und Rechtsprechung großer Sachgebiete jeweils für ein oder mehrere Jahre nachweisen, oder die Bände des «Handbuchs der Rechtspraxis», die mit Formularen für Anträge und Entscheidungen sowie systematischen Erläuterungen vor allem den Gerichten dienen. In Zusammenarbeit mit dem DWS-Verlag entstanden außerdem für den Steuerberater die «Veranlagungshandbücher» mit Gegenüberstellungen von Gesetzen, Durchführungsverordnungen, Richtlinien, Verwaltungserlassen und Rechtsprechung im Steuerrecht.

Besondere Bedeutung für Praxis und Ausbildung haben die juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Zeitschriften des Verlages gewonnen:

Neue Juristische Wochenschrift
NJW-Computerreport
NJW-Rechtsprechungs-Report Zivilrecht
Zeitschrift für Rechtspolitik
Neue Zeitschrift für Arbeits- und Sozialrecht
Neue Zeitschrift für Strafrecht
Neue Zeitschrift für Verkehrsrecht
Neue Zeitschrift für Verwaltungsrecht
Karlsruher Juristische Bibliographie
Juristische Schulung
Deutsches Steuerrecht
Deutsche Notar-Zeitschrift
Recht der Arbeit
Datenverarbeitung, Steuer, Wirtschaft, Recht
Wirtschaftswissenschaftliches Studium
Marketing
Medizinrecht
Zeitschrift für Gesetzgebung

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Textabbildungen

Tafelabbildungen

Die Abbildungen auf den Seiten 4, 10, 14 wurden entnommen aus: Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Uwe Schultz. München: C. H. Beck 1988; Seite 30 aus: Philipp Otto Runge, Briefe und Schriften. München: C. H. Beck 1982; Seite 45 aus: Bärbel Kern/Horst Kern, Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München: C. H. Beck 1988; Seite 487 aus: Hans-Christoph Schröder, George Orwell. Eine intellektuelle Biographie. München: C. H. Beck 1988 (Umschlagbild); Seite 540, 543 aus: Dieter Seifried, Gute Argumente: Chemie. München: C. H. Beck, 2. Aufl. 1988.

Umschlagbilder: Hubert Robert, Pont du Gard. Ausgestellt im Pariser Salon 1787. Paris, Louvre. © Cliché Musées Nationaux *(Vorderseite);* Stammhaus der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen. Abgebrochen im Jahre 1856 und durch einen Neubau ersetzt. Nach einer Zeichnung von Frölich *(Rückseite).*

BÜCHER ZUR GESCHICHTE DES VERLAGES

Juristen im Portrait
Verlag und Autoren in 4 Jahrzehnten.
Festschrift zum 225jährigen Jubiläum des Verlages C. H. Beck
1988. 771 Seiten mit 85 Abbildungen auf 25 Tafeln.
Leinen

Einladung ins 18. Jahrhundert
Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck
im 225. Jahr seines Bestehens.
Mit 19 Erstdrucken von Texten aus der Goethezeit.
Herausgegeben von Ernst-Peter Wieckenberg.
1988. XIX, 523 Seiten mit 40 Abbildungen im Text,
davon 2 farbig. Broschur

Bibliographie Verlag C. H. Beck 1913–1988
Bearbeitet von Albert Heinrich.
1988. XIII, 799 Seiten. Leinen

Als ausführliche Darstellungen
zur Geschichte des Verlages bis 1963
und zur Geschichte der Druckerei sind lieferbar:

Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Verlages C. H. Beck. 1763–1963
1963. XI, 299 Seiten mit 28 Abbildungen,
2 Farbtafeln, 1 Faksimile und 1 Stammtafel. Leinen

Die C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen in den Jahren 1945 bis 1979
1980. 197 Seiten mit 82 Abbildungen,
davon 14 farbig und 1 Stammtafel. Leinen